UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 01157230 2

[illegible]

NATURSAGEN

EINE SAMMLUNG NATURDEUTENDER SAGEN MÄRCHEN FABELN UND LEGENDEN

MIT BEITRÄGEN VON

V. ARMHAUS · M. BOEHM · J. BOLTE · K. DIETERICH · H. F. FEILBERG
O. HACKMAN · M. HIECKE · W. HNATJUK · B. ILG · K. KROHN
A. VON LÖWIS OF MENAR · G. POLÍVKA · E. RONA-SKLAREK
ST. ZDZIARSKI UND ANDEREN

HERAUSGEGEBEN VON

OSKAR DÄHNHARDT

BAND IV

TIERSAGEN

ZWEITER TEIL

BEARBEITET VON

OSKAR DÄHNHARDT UND A. VON LÖWIS OF MENAR

357899
29. 11. 38.

DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER LEIPZIG · BERLIN 1912

PN
1001
D2
c.2
V.4
ROBA

ALLE RECHTE, EINSCHLIESSLICH DES ÜBERSETZUNGSRECHTS, VORBEHALTEN

VORWORT.

Der Tiersagen zweiter Band will den Leser auf verschlungenen Pfaden durch den Irrgarten der Wanderstoffe leiten. Einheitliche Führung täte not, hier mehr denn je, wo eine Gliederung der chaotischen Stoffmassen durch abgerundete Darstellung erstrebt wird. Leider machte jedoch ein unerwartetes, wenn auch nicht unfreundliches Geschick dem bisherigen alleinigen Herausgeber die Fortsetzung seines Werkes unmöglich. Die Ernennung zum Gymnasialrektor, die eine Menge neuer Arbeiten und Pflichten mit sich brachte, zwangen ihn, sich nach einem Mitarbeiter umzusehen; die ehrende Wahl fiel auf den Unterzeichneten. Wieweit der Wechsel der Redaktion auf die Darstellungsweise abgefärbt hat und daher störend empfunden werden muß, möge der kritische Leser selbst entscheiden. An willigem Bestreben nach Einheitlichkeit und Anpassung an das bisher Geleistete hat es, wie kaum versichert zu werden braucht, nicht gefehlt.

Kapitel 1—4 und 8 sind vom bisherigen Herausgeber bearbeitet worden, das übrige, bis auf einige Nachträge, stammt von seinem Mitarbeiter.

Viel ungedrucktes finnisches, estnisches und schwedisches Material verdanken die Herausgeber Prof. Kaarle Krohn in Helsingfors, für zahlreiche Hinweise und Ratschläge sind sie Prof. Johannes Bolte verpflichtet, der auch die Benutzung seiner Sammlungen (s. unten S. 209 Anm. 1) gütigst gestattete. Für mancherlei Hinweise und Durchsicht von Übersetzungen, für Abschriften und Hilfe bei der Korrektur dankt der Unterzeichnete den Herren Prof. Alexander Brückner, Paul Diels, Andreas Heusler, Friedrich v. der Leyen und Richard Wossidlo.

Auch allen übrigen Helfern sowie der Königlichen Öffentlichen Bibliothek zu Dresden, die Meisterliederhandschriften aus ihrem Besitz zur Benutzung nach Berlin sandte, sagen die Herausgeber ihren herzlichen Dank.

Über das Schicksal der weiteren Bände der Natursagen, deren Bearbeitung Herr Prof. Dähnhardt kaum wird übernehmen können, ist eine Entscheidung zurzeit noch nicht getroffen. Doch steht zu hoffen, daß auch sie in absehbarer Zeit, sei es von dem Unterzeichneten, sei es von anderen bearbeitet, ihren Vorgängern folgen werden.

Berlin, März 1912.

AUGUST von LÖWIS of MENAR.

ZUR EINFÜHRUNG.

In den acht Kapiteln dieses Bandes ist der Versuch gemacht, Wanderstoffe aus dem Gebiet der Erzählungen über Tiere in ihrer Entwicklung darzustellen und die Wege ihrer Verbreitung zu erforschen. Dem Leser, der Untersuchungen dieser Art mehr oder weniger fernsteht, mag es vielleicht nach beendeter Lektüre scheinen, als sei diese Aufgabe im wesentlichen gelöst, denn es ist gelungen, so manchen Stoff bis auf alte indische Vorbilder oder auf Äsops reichen Fabelschatz zurückzuführen. Den Forscher jedoch, der die letzten Fragen nach dem Ursprung und Werden dieser Tiergeschichten beantwortet sehen will, werden die hier gewonnenen Ergebnisse nicht vollkommen befriedigen können. Nur einen winzigen Zeitraum der gesamten Entwicklung vermögen unsere Augen zu überfliegen, dahinter liegt ein Dunkel, das wir heute mit den uns zu Gebote stehenden Mitteln noch nicht aufzuhellen vermögen. Diese Erkenntnis darf jedoch kein Grund sein, die Waffen nun entmutigt zu strecken. Gerade die bisher erschienenen Bände der Natursagen sind kein übles Beispiel dafür, wieviel Schachte in den harten Fels eines undurchforschten Materials schon durch ein schlichtes Zusammenfalten und Auseinanderbreiten großer Stoffmassen gesprengt werden können, und nicht mehr als dieses Ziel, dem wir uns nur in anderer Form als bisher zu nähern suchten, schwebte uns auch bei der Bearbeitung dieses Bandes vor.

Eines läßt sich über die hier behandelten Tiergeschichten schon heute sagen: die wirkende Triebkraft zu ihrer Entstehung in dunkler Vorzeit liegt in der liebevollen Naturbeobachtung. Sie ist die gemeinsame Wurzel, aus der die kunstlosen Sagen, die phantastischen Märchen und die ernsten, mahnenden Fabeln emporgewachsen sind, ohne sie wären Tiergeschichten nicht denkbar. Dazu gesellte sich früh schon nach unseren Begriffen, aber doch erst nach langer Entwicklung eine Neigung zu humorvoller Ausgestaltung der anfänglich schlichten, kurzen Erzählungen. Nun galt es vor allem den Betrogenen und den Betrüger nach menschlichem Vorbild recht lebendig darzustellen, jenen mit Hohn und Spott zu überschütten und diesen als listig, klug und gewandt zu feiern. Aus dieser Neigung heraus erklärt sich so manche seltsame Situation, die an sich kein unmittelbares Gegenstück im wirklichen Naturleben hat, letzten Grundes aber doch aus ihm hervorgegangen ist, weil die Grenzen zwischen Möglichem und Unmöglichem, Erlebtem und nur Vorgestelltem, zwischen menschlichem Bewußtsein und tierischem Triebleben nicht beachtet wurden. Ja, das Unwahrscheinliche und Komische steigert sich immer mehr, die drastische Situation wird

Trumpf, die scharfgeschliffene Pointe krönt das Ganze, — und die einst anspruchslose kleine Sage wird zum anekdotenhaft aufgeputzten Tierschwank, der sich gern in grotesken Übertreibungen gefällt.

Dieser schematisch skizzierte Werdegang läßt sich an unseren Wanderstoffen noch hier und da beobachten. Man vergleiche etwa die einfache äsopische Urform des Wettlaufs zwischen Hase und Schildkröte mit den breiterzählten Fassungen auf S. 51, 59, 73 oder den Wettflug der Vögel bei Neckam mit den Weiterbildungen aus jüngster Zeit. Da genügt der kleinste Zug, das unscheinbarste Motiv zur Verknüpfung mit neuen Stoffen, zur Erweiterung des agierenden Personals und zur Ausschmückung der ursprünglichen, knappen Handlung. Das nie rastende Unterhaltungsbedürfnis sucht hier in phantasievoller Schilderung sein Genügen, unbekümmert um die Forderungen einer festen, logischen Komposition.

Aber auch das Gegenteil ist für unsere Wanderstoffe charakteristisch. Sie treten, wenn auch seltener als in erweiterter, so doch zuweilen auch in verengter und fast bis zur Unkenntlichkeit entstellter Form auf (vgl. S. 22 Nr. 4, 33 Nr. 6, 44 Nr. 15, 92 Nr. 68 a u. b, usw.). Denn weil sie von dem ständigen Flusse der mündlichen Tradition getragen werden, sind sie Umformungen jeder Art ausgesetzt und weichen in ihren Variationen in der Regel dergestalt voneinander ab, daß sich zwei Erzählungen über einen Stoff aufs Haar gleichen wie zwei ihrer menschlichen Erfinder und Verbreiter.

Betrachten wir die einzelnen Kapitel unseres Bandes auf ihre Stoffe hin genauer, so finden wir einheitliche Themata in 1—4 und 8, größere Komplexe aber, doch zusammengehalten durch das Hauptmotiv oder die auftretenden Tiere, in 5—7. Diese Verteilung ist lehrreich und interessant. In den ersten Kapiteln werden singuläre Einzelfälle in erzählender Form behandelt, es sind Fabeln, oder Anekdoten, wenn man will; in 5—7 dagegen werden ganz allgemeine Fragen nach den Beziehungen der Tiere untereinander in märchenhafter Form erläutert. Um die Feindschaft zwischen einzelnen Tiergattungen geht es hier, die wichtige Frage nach dem Königtum wird beantwortet, und endlich, im vorletzten Kapitel, wird ein Tier, das vor allen anderen seit jeher durch seine Schlauheit Bewunderung erregt, zum Gegenstand eingehender Betrachtung gemacht. Kein Wunder also, daß bei der Erörterung so wichtiger Probleme die Motive hier im einzelnen auseinandergehen. Das liegt zum großen Teil natürlich auch am verschiedenen Personal, das jeweils in den Mittelpunkt der Handlung tritt. Einmal ist es der Hund, dann die Katze; die Königswahl geht unter Vögeln sowohl wie Fischen vor sich, und Feindschaft gar herrscht unter allen möglichen Tieren in Haus und Hof, Wald und Feld, ja sogar im Wasser.

Weit häufiger als in jenen ersten Abschnitten finden wir daher in 5—7 Ätiologien, vielfach reine, ursprüngliche, wenn die betreffenden Stoffe auf sie hin komponiert sind, gelegentlich aber auch willkürliche, wenn die Handlung in sich geschlossen ist und aus der Situation fließende Folgerungen eigentlich nicht zuläßt (s. S. 146f., 153, 159, 160, 214, 237f.).

Die Ätiologien weisen eine gewisse Einförmigkeit auf, die vom ständig wiederkehrenden Hauptthema naturgemäß gefordert wird, es fehlt die Buntheit der Motive und intimen Details, wie sie in den selbständigen Bildungen des 3. Bandes zutage trat. Die Feindschaftsbegründung steht obenan, äußere Merkmale und Gewohnheiten werden erklärt und die Herrscherwahlen der Tiere geschildert, — das ist im wesentlichen alles, was sich dem Stoff abgewinnen läßt. Zum Verwundern ist es nicht, wenn man die überreiche Liste der auftretenden Tiere in Band III mit der im vorliegenden Bande vergleicht. Interessant ist hierbei die Tatsache, daß sich die Wanderstoffe nur mit solchen Tieren beschäftigen, die auch dem primitiven Menschen gut bekannt gewesen sind. Teils sind es jagdbare, teils gezähmte Tiere oder aber wenigstens solche, die in der nächsten Umgebung der Menschen leben, wie Frösche und Vögel.

Landschaftliche Verschiedenheiten machen sich dabei schon bei flüchtigem Hinsehen bemerkbar, denn je nach der Herkunft der Stoffe treten Tiere des Südens (wie Affe, Schildkröte und Pfau) oder die des Nordens (Bär, Wolf, Fuchs, Nordseefische) in den Vordergrund. Es läßt sich ferner auch beobachten, daß die Tradition über die Haustiere nur im nördlichen und mittleren Europa zu reicher Blüte gelangt ist, der Süden und Asien kennen sie kaum. Aus diesen Erzählungen spricht ein gemütvolles Einssein mit den Insassen der eigenen Behausung, das wohl nur für den Bauern solcher Gegenden charakteristisch sein dürfte, deren Klima ein weit längeres Zusammensein mit den Haustieren im Laufe des Jahres fordert als der milde Süden, wo sich das Leben überhaupt viel mehr als bei uns außerhalb des Hauses abspielt. Insbesondere sind Hund und Katze die europäischen Haustiere *κατ' ἐξοχήν* und haben daher vor allem in solchen Märchen und Schwänken ihren Platz, die auf unserem Erdteil entstanden sind.

Betrachtungen dieser Art über die Personenliste der Erzählungen führen eben auch zu den Fragen nach der Urheimat und den Wegen der Verbreitung unserer Stoffe, die in vieler Hinsicht interessant sind. Die Stoffe der Kapitel 1 und 2 lassen sich auf indische Vorbilder zurückführen, die wir bis in die ersten nachchristlichen Jahrhunderte verfolgen können, aber viel älter sein mögen. Abschnitte 3 und 4 bringen Fabeln, die vermutlich in Griechenland entstanden sind und im äsopischen Zeitalter ihre erste schriftliche Fixierung erhalten haben. Die Sagenkomplexe in Kapitel 5—8 sind verschiedener Herkunft: orientalisch-indische Quellen, Äsop und Phädrus repräsentieren den Süden, daneben gibt es unzweifelhaft europäische Stoffe (Feindschaft zwischen Hund, Katze, Maus; Königswahl der Fische; die Feldschlacht zwischen dem fliegenden und laufenden Getier; Krieg der Haustiere und Waldtiere; vieles aus den Fuchsmärchen usw.), die sich z. T. auch noch genauer lokalisieren lassen (s. S. 172, 192f., 199, 218f.).

Wir sind berechtigt, aus diesen Tatsachen den Schluß zu ziehen, daß unsere Wanderstoffe unter den Tiermärchen drei Zentren der Entstehung — Indien, Griechenland, Mittel- und Nordeuropa — gehabt und sich von ihnen aus verbreitet haben. An diesen drei Punkten haben sich die Gebilde höherer

Ordnung entwickelt, als welche Wanderstoffe im Vergleich zu den mehr singulären Erzählungen des vorigen Bandes gelten müssen, sie haben eine straffe Komposition und scharfe Pointierung gewonnen und dadurch die Möglichkeit weitester Verbreitung erlangt, die etwa den weitausgreifenden, verschwommenen und sprunghaften Erzählungen der Indianer schwerlich je hätte zuteil werden können, selbst wenn sie von ihrer geographischen Lage mehr begünstigt gewesen wären.

Die lange, leitende, oft literarische Tradition zeigt sich an unseren Wanderstoffen sehr deutlich. In den gut überlieferten Fassungen ist kein Zug zu viel, keiner zu wenig, ein jeder sitzt an der rechten Stelle und ist für das Verständnis der Handlung unentbehrlich. Die Vermutung liegt nahe, daß ähnlich wie bei den Märchen, so auch hier mehr Stoffe, als wir heute beweisen können, eine individuell erdachte, künstliche Entstehung haben. Vieles Fernliegende, Groteske, Erkünstelte und Symbolische würde auf Grund dieser Annahme leicht erklärt werden können. Einzelmotive, so ist man versucht zu glauben, sind wohl Eigentum eines ganzen Volkes gewesen, aber erst der begabte Erzähler, dem viele lauschten, hat sie verbunden und zu abgerundeten, fesselnden Geschichten geformt.

A. v. L.

INHALTSVERZEICHNIS.

	Seite
Vorwort	III
Zur Einführung	IV
1. Kapitel: **Affe und Schildkröte**	1
I. Literarische Überlieferung des Orients	5
II. Die mündliche Überlieferung des Orients	20
III. Europäische Überlieferung	23
2. Kapitel: **Die Teerpuppe**	26
I. Aus Ceylon	27
II. Aus Afrika	31
A. Erweiterung durch das Motiv des glücklichen Entkommens.	32
B. Erweiterung durch das Motiv des Brunnengrabens	34
III. Aus Amerika	35
Erweiterung durch das Motiv des glücklichen Entkommens	35
IV. Indianermärchen	37
A. Erweiterung durch das Motiv des Brunnengrabens	38
B. Erweiterung durch das Motiv des glücklichen Entkommens.	38
C. Das Motiv des Kampfes gegen den Donnervogel	41
V. Über die Erweiterungen	43
3. Kapitel: **Der Wettlauf zwischen dem Hasen und der Schildkröte**	46
I. Die Urform	46
II. Die Hilfe der Verwandten	48
A. Die afrikanisch-amerikanische Märchengruppe	50
1. Märchen aus Afrika	50
2. Märchen aus Amerika	54
B. Die ostasiatische Märchengruppe	62
C. Verhältnis der afrikanisch-amerikanischen Gruppe zur ostasiatischen	64
D. Ostasiatische und afrikanische Märchen mit zwei Schildkröten	67
E. Die afrikanisch-europäische Märchengruppe	68
III. Das Hängen am Gegner	72
A. Die afrikanisch-amerikanische Märchengruppe	73
B. Die ostasiatische Märchengruppe	76
C. Die westasiatisch-europäische Märchengruppe	78
IV. Rückblick und Urteil	85
V. Übertragung der Form III auf Fische	91
VI. Nachbildungen	93
Schlußwort	96
4. Kapitel: **Die Hasen und die Frösche.**	97
5. Kapitel: **Die Feindschaft zwischen Hund und Katze, Katze und Maus, und warum die Hunde einander beschnüffeln**	103
I. Die ältesten Fassungen	103
II. Die Feindschaft zwischen Hund-Katze-Maus	112
A. Was der Hund fressen darf	112
B. Adels- oder Wohnortsrecht des Hundes	117
C. Vertrag, Prozeßakten, Ehedokumente usw. des Hundes oder der Katze	119
D. Was Hund und Katze fressen dürfen u. ä.	121
E. Wolf oder Schwein als Besitzer des Dokumentes	125
F. Der Hund hat ein Vorrecht vor der Katze	127
G. Die Katze hat ein Vorrecht vor dem Hunde	128
III. Das Beschnüffeln der Hunde	129
A. Das Dokument geht dem Abgesandten verloren	129
B. Beschnüffeln, um den Dieb zu finden	135
C. Die verunglückte Audienz	137
IV. Verschiedene Feindschaftssagen	142
A. Feindschaft zwischen Hund und Katze (Fuchs)	142
B. Feindschaft zwischen Katze und Maus	144
C. Der Katze Schellen anhängen	145
V. Das Märchen vom Zauberring.	147
6. Kapitel: **Königswahl und Krieg der Tiere**	160

Seite

A. Die Königswahl der Vögel . . . 160
I. Die einfachsten Fassungen . 163
II. Wiederholung des Wettfluges und Verfolgung des Zaunkönigs 169
III. Die Eule als Wächterin . . . 172
IV. Die Wahl des Pfaus zum König 185
V. Vereinzeltes zur Königswahl der Vögel und Vierfüßler . . 190
B. Die Königswahl der Fische. . . 192
C. Der Krieg der Vögel gegen die Vierfüßler (und Fische) 197
I. Die Doppelnatur der Fledermaus 197
II. Die Feldschlacht 199
III. Krieg der Vögel und Fische . 208
D. Krieg zwischen Haustieren und Waldtieren 209
7. Kapitel: **Die Fuchsmärchen** 217
I. Der Fischfang 219
II. 'Der Fuchs wirft Fische vom Wagen' in Verbindung mit dem 'Schwanzfischer' 225
III. Der Mondkäse 230
IV. Der Bär auf der Honigsuche . 231
V. Steckenbleiben im engen Loch . 232
VI. Pferd und Wolf (Bär). Die Entstehung der Hasenscharte . . . 235
VII. 'Bärenfell bemalen' 239
VIII. 'Halbaus-Ganzaus' 241
IX. Warum der Fuchs eine weiße Schwanzspitze hat 243

Seite

X. Das Beißen der Baumwurzel . . 245
XI. Der Fuchs als Klageweib . . . 247
XII. Fuchs und Bär bei gemeinsamer Arbeit 249
XIII. Die Märchenketten 252
XIV. Vereinzeltes 258
a) Der Listensack 258
b) Die Tiere als Zechpreller . . 259
c) „Von dem Jungen, der immer schnupperte" 261
8. Kapitel: **Verschiedene Fabeln** . . . 262
I. Der verwandelte Braten 262
II. Das unzufriedene Kamel 265
III. Warum die Bienen vom Stiche sterben 266
IV. Die Schildkröte und der Adler. 269
V. Der Storch als Froschkönig . . 271
VI. Fuchs, Hase und Luchs 272
VII. Äsopische Naturſagen 272
VIII. Der Wolf und die Geißlein . . 277
IX. Indische Fabeln 278
1. Affe und Tiger 278
2. Der Fuchs und die Vogeljungen auf dem Baum . . . 279
A. Aus Afrika 280
B. Aus Asien 282
C. Aus Europa 283
Nachträge 284
Quellenverzeichnis 307
Sachregister 317

1. Kapitel.

Affe und Schildkröte.

Ihr wundert euch vielleicht — so beginnt ein japanisches Märchen —, warum die **Qualle** nackt umherschwimmt und weder ein Gehäuse noch eine Schale hat? Das war in alter Zeit nicht so; da hatte sie eine Schale gleich anderen Muscheltieren, aber sie verlor sie durch ihre eigene Schuld, und wie das zuging, das will ich euch erzählen.

Es war einmal eine Meerprinzessin, die wurde einst sehr krank, und niemand konnte ihr helfen, und so siechte sie lange in schwerer Pein dahin. Endlich aber fand sich ein erleuchteter Arzt am Hofe des Königs, ihres Vaters, und erklärte, daß sie nur durch den Genuß einer Affenleber Gesundheit und Frohsinn wiedererlangen könnte. Sofort traf man Anstalten, einen **Affen** herbeizuschaffen, um ihm die Leber aus dem Bauche zu nehmen. Die kluge **Schildkröte** erhielt den Auftrag, sich auf Reisen zu begeben und einen Affen lebend und gesund herbeizubringen. Also machte sie sich denn auf und davon; sie kam ans Land und wanderte ins Gebirge, wo viele Affen leben. Aber so leicht war das nun allerdings nicht, eines dieser Tiere zu bewegen, mitzugehen, und deshalb mußte sie die Zuflucht zur List nehmen. Eines Tages stellte sich die Schildkröte schlafend; sie lag da an einer schattigen Stelle und rührte kein Glied. Die neugierigen Affen kamen herbei und betrachteten sie von allen Seiten, und ein junges Äffchen, das dreister als die andern war, ging an sie heran und befühlte das schöne, glänzende Schild, das sie auf dem Rücken trug. Da plötzlich fuhr sie empor, schnappte mit dem Maule nach dem Äffchen, und richtig! bekam sie seine Hand zu fassen und hielt sie mit dem Maule fest. Als die anderen Affen sahen, daß der Schildkröte nicht zu trauen war, liefen sie davon und ließen ihren jüngeren Gefährten im Stich. Die Schildkröte aber sprach zu ihrem Gefangenen: „Wenn du nicht willig tust, was ich dir sage, so töte ich dich. Jetzt steig auf meinen Rücken; du mußt mit mir gehen.“ Zur Sicherheit hielt sie fortwährend die Hand des Affen fest. Was wollte das arme Tier also machen? Es fügte sich eben, so gut es ging, in sein Schicksal. Die Schildkröte trabte nun, so rasch sie konnte, von dannen, dem Strande zu, und als das Wasser erst ihre Füße bespülte, da ging es pfeilschnell hinab in das Meer, dem Palaste der Meerprinzessin

zu. Alles freute sich, als der Affe glücklich auf dem Rücken der Schildkröte anlangte, und nun ward er so freundlich aufgenommen und so gut verpflegt, daß er bald alle Sorge vergaß und sich in der Fremde heimisch fühlte. Mitunter freilich überkam ihn doch das Heimweh, und dann ging er traurig umher und suchte ein stilles Plätzchen, wo er ungestört weinen und seufzen konnte. Und als ihn eines Tages wiederum diese Traurigkeit befiel, da trat die mitleidige Qualle zu ihm heran und sagte teilnehmend: „Ja, du magst wohl weinen, du armes Tier, ich beklage dich von ganzem Herzen! Deine Tage sind gezählt; nicht lange mehr kannst du dich deines Lebens freuen, dann wirst du geschlachtet und verspeist werden!“

Der Affe erschrak fürchterlich; er sprang auf und fragte hastig die Qualle, was er denn verbrochen hätte, daß man ihm nach dem Leben trachte.

„Du hast gar nichts verbrochen,“ erwiderte die Qualle, „aber wie sollen wir deine Leber bekommen, ohne daß du geschlachtet wirst? Und deine Leber müssen wir haben, denn ohne die kann unsere Prinzessin nicht gesund werden. Also füge dich in dein Schicksal und mache keinen Lärm; es ist genug, daß ich dich von Herzen bedaure, mehr kannst du nicht verlangen.“ Damit ging die Qualle fort, und der Affe war ganz starr vor Schrecken und Erstaunen. In seinen Eingeweiden wühlte es, und es war ihm, als würde seine Leber schon aus seinem Bauche geschnitten, so daß er sich unwillkürlich zusammenkrümmte.

Doch in seiner Herzensangst verlor er die Besinnung nicht, sondern er dachte darüber nach, wie er sich wohl retten könnte, und richtig! nach einigem Sinnen fand er guten Rat. Hatte ihn die Schildkröte schlau betört, so sollte sie erfahren, daß er auch nicht zu den Dummen gehörte. So stellte er sich ganz sorglos und sprang vergnügt umher; als es aber bald darauf anfing zu regnen, begann er laut zu heulen und zu schreien. Die Schildkröte, die zu seiner Hauptpflegerin bestellt war, kam herbei und fragte nach dem Grunde seiner Klagen, und da erzählte ihr der Affe mit den kummervollsten Gebärden, er habe seine Leber zum Trocknen auf einen Busch gehängt, und wenn es nun immerfort regne, so müsse sie verderben, und er könne sie nicht mehr brauchen. Und dabei wehklagte und winselte der Schalk, daß es einen Stein erbarmen mußte, und rief fort und fort, warum man ihn so eilig aus seiner Heimat entführt hätte, ohne daß er seine Leber hätte mitnehmen können.

Nun war guter Rat teuer! Verblüfft standen alle da, und sofort beschlossen sie, daß die Schildkröte den Affen wieder ans Land bringen solle, damit er seine Leber holen könne; zugleich ward sie bei strenger Strafe dafür verantwortlich gemacht, daß sie den Affen keinen Augenblick außer acht ließe, damit er heil und gesund mit der wertvollen Leber zurück-

käme. Der Affe aber wußte durch allerlei Reden, mit denen er den Aufenthalt im Meerpalast rühmte, die Schildkröte sorglos und vertrauensvoll zu machen, so daß sie zuletzt gar nicht mehr auf ihn achtgab. Sie kamen ans Land, wanderten wohlgemut in die Berge, und als der Affe seine Familie erblickte, entwischte er der Schildkröte und erzählte allen die entsetzliche Geschichte, die ihm widerfahren war. Und da gab es ein Zetergeschrei über die Unbill, und die Affengesellschaft kam überein, sich gehörig an der Schildkröte, die den Affen entführt hatte, zu rächen. Sie liefen auf sie zu, legten sie mit vereinten Kräften auf den Rücken und rissen ihr unbarmherzig das Brustschild vom Leibe. Mit bitteren Vorwürfen und Scheltreden überhäuft, jagten sie nun die Schildkröte fort, die noch froh war, mit dem Leben davon zu kommen. Matt und verdrossen eilte sie zu dem Palaste der Prinzessin zurück, denn ihre Brust, die kein Schild mehr hatte, war bloß, und die Kälte, die sie empfand, machte sie elend und krank. Als sie angelangt war und alles erzählt hatte, was ihr widerfahren, da wurde großer Rat gehalten und vor allem ausgeforscht, woher wohl der Affe den Grund seiner Entführung erfahren habe. Und siehe da! — der Verdacht blieb auf niemand anders als auf der unglücklichen Qualle hängen, und zuletzt mußte sie eingestehen, daß sie die Übeltäterin sei und alles an den Affen ausgeplaudert habe. Da wurde die Prinzessin sehr böse und nahm zur Strafe der Qualle ihre Schale ab, aus der sie der Schildkröte ein neues Brustschild machen ließ. Und so ist es gekommen, daß die Qualle bis auf den heutigen Tag ihren weichen Körper ohne allen Schutz im Meere herumtragen muß. Wäre sie nicht vorwitzig gewesen und hätte sie nicht geplaudert, dann hätte sie ihre Schale wie alle anderen ihres Geschlechtes behalten.

Brauns, Japanische Märchen. S. 64 ff. Vgl. Junker von Langegg, Japanische Teegeschichten I, 1884. S. 341 ff. Revue des trad. pop. 7, 611. Griffis, Japanese Fairy World (London 1887), S. 141.

Der Kluge überlistet den Dummen — der Grundgedanke dieses Märchens ist für Erfinder und Erzähler zu allen Zeiten von größtem Reiz gewesen.

Wollen wir dem Ursprung des Stoffes nachgehen, so werden wir in geschichtliche Fernen geführt, in die Zeit des großen indischen Fabelwerkes Pañcatantra und der buddhistischen Jātakas. Beiden gemeinsam ist eine Fabel vom Affen, der ein Krokodil betrügt und dadurch dem Tod entgeht.

Was das Pañcatantra anlangt, so ist es nach Hertels Untersuchungen etwa im 2. Jahrh. vor Chr. in Kaschmir entstanden. Aber die einzelnen Geschichten können natürlich viel älter sein.

„Über das Alter der Jātaka-Geschichten und das des Pañcatantra läßt sich," wie Ernst Windisch mich belehrt, „schwer etwas ganz Bestimmtes sagen. Das Jātaka-Corpus bildet einen Teil des auf Ceylon erhaltenen Kanons. Es wird allerdings zu den jüngeren Teilen des-

selben gehören, aber höchstwahrscheinlich schon vor Christi Geburt entstanden sein. Die Jātaka-Geschichten waren in den letzten Jahrhunderten vor Chr. und in den ersten nach Chr. sehr populär. Ziemlich viele sind auf den alten Skulpturen bildlich dargestellt, wie man jetzt bequem aus dem schönen Werke von Foucher, L'Art Gréco-Bouddhique, Tome I, ersehen kann. Rhys Davids hat in seinem Buch Buddhist India S. 189 bis 209 von der Geschichte der Jātakas gehandelt. Dort findet sich S. 209 ein Verzeichnis von Jātakas, die bildlich dargestellt sind. Aber es sind dies nur die vom Stūpa zu Bharhut, es gibt noch viel mehr. Rhys Davids neigt sich der Ansicht zu, daß selbst die späteren Jātaka-Geschichten bis ins 3. Jahrh. vor Chr. zurückgehen können." Nach brieflichen Mitteilungen, die ich Hertels Güte verdanke, kommt bei den Jātakas zweierlei in Betracht. Erstens: alle diese Erzählungen, welche die Buddhisten dem gemeinsamen Erzählungsschatz der Inder entlehnt haben, werden von ihnen verwendet, um Moral zu lehren. Und daher sind die Pointen oft in ihr Gegenteil verkehrt, die Erzählungen enden oft witzlos, bisweilen geradezu widersinnig. Wohl bei allen Vergleichungen, die Hertel hat anstellen können, sind die Parallelerzählungen der Brahmanen und Jaina in diesem Punkte besser und ursprünglicher. Zweitens aber ist die Jātaka-Ausgabe noch lange kein kritisches Ideal. Die Erzählungen, wie sie jetzt vorliegen, können sehr leicht von denen, die ihr buddhistischer Verfasser niederschrieb, ebenso verschieden sein, wie die der späteren Pañcatantra- oder Vetālapañcaviṃśatikā-Fassungen von den Originalen in den ursprünglichen Texten.

Wenn in Japan das Krokodil durch die Schildkröte ersetzt ist, so hat dies schon im Altertum, wie sich zeigen wird, sein Vorbild. Dieser Übergang kann einen zwiefachen Grund haben. In der Pahlevī-Übersetzung des Pañcatantra ist er wohl eingetreten, weil es in Persien keine Krokodile gibt. Es kann aber bei anderen Texten auch eine falsche Übersetzung im Spiele sein. Der indische Gelehrte Hemacandra führt unter den Synonymen für „Krokodil" (śiśumāra) ein Wort ambu-kūrma auf, welches wörtlich übersetzt „Wasserschildkröte" heißt. (Vgl. S. 14, Anm. 1.)

Die „willkürliche Ätiologie" (vgl. Bd. I, S. X), wie sie am Schlusse des japanischen Märchens erscheint, begegnet uns bei dem Überblick über die verschiedenen literarischen und mündlichen Fassungen zwar nicht wieder, aber die ausführliche Darstellung der Verbreitung des Stoffes rechtfertigt sich schon durch die Tatsache, daß wir ihn auch in Afrika und bei Hans Sachs wiederfinden. So hat es doch gewiß etwas Überwältigendes, zu sehen, wie sich ferne Gegenden der Erde durch eine gemeinsame Überlieferung zusammenfinden.

I. Literarische Überlieferung des Orients.

1. Aus Kaschmir.

Im Tantrākhyāyika, der ältesten und zugleich einzigen authentischen Fassung des Pañcatantra, die im ganzen den vom Verfasser herrührenden Wortlaut des alten Werkes enthält, findet sich im 4. Buche folgende Erzählung:

Von hier an wird begonnen dieser vierte Klugheitsfall, Verlust des Erlangten genannt, dessen erste Strophe also lautet:

1. Wer aber infolge seiner Torheit auf gleisnerische Worte hin eine [schon] erlangte Sache aufgibt, dieser Tor wird so betrogen, wie das Wassertier von dem Affen.

An einem Meeresufer wohnte einst ein **Affenkönig**, namens Valīvadanaka [„Faltengesicht"]. Infolge seines Alters und seiner Schwäche wurde er von einem andern, jugendfrischen [wörtlich: mit frischer Jugend begabten] Affen, dessen Herz gewaltig von der Flamme der Eifersucht entbrannt war, und der ihn, weil er Beleidigungen nicht ruhig hinnahm [oder: „weil er zornig war"], befehdete, aus dieser seiner Herde vertrieben und lebte nun dahin.

An einem Ufer stand ein Udumbara [eine Feigenart, Ficus glomerata] namens Madhugarbha [„Honigbergend"]. Mit der von diesem kommenden Speise erhielt er sein Leben. Einst nun, als er aß, fiel ihm eine Udumbara-Frucht [„eine Feige"] aus der Hand; und als sie ins Wasser fiel, erzeugte sie einen herzerquickenden, zarten Ton. Als der Affe diesen vernommen, warf er wieder und wieder andere Udumbara-Früchte hinab.

Unter ihm aber fing sie ein Śiśumāra [**Krokodil**] namens Kṛśaka [„Dürr", „Schmächtig"] auf und verzehrte sie nach Herzenslust. Valīvadana faßte Neigung und Freundschaft zu diesem und vergaß in seiner Gesellschaft sogar die Verbannung aus seiner Herde. Auch das Herz des Śiśumāra ward von starker Neigung ergriffen, so daß er das Nachhausegehen immer weiter hinausschob.

Seine Frau aber, inmitten ihrer Freundinnen, der das Herz versengt war durch die Trennung von ihm, [sagte]: „Wo [bleibt denn] mein Geliebter? Was treibt er draußen mit allzugroßer Beschäftigung? [= Was hält ihn draußen mit allzustarken Banden fest?] Und sehr lang ist heute die Zeit [seines Ausbleibens]. Er versäumt die drei Lebensziele [Religion, Gelderwerb, Geschlechtsliebe] und besinnt sich nicht auf sich selbst." Da sagte eine von ihren Freundinnen [d. i. Zofen]: „Wie sollte dir Häuslichkeit und Reichtum beschert sein durch diesen Gatten, dessen Treiben du nicht kennst? Habe ich ihn doch mit eigenen Augen gesehen, wie er sich an einer Stelle des Meeresufers in heftigster Liebe heimlich mit einer

Äffin vergnügte. Da du das nun weißt, so tue schleunigst, was du zu tun hast."

Und als die Frau des Śiśumāra dies gehört hatte, zog ein starkes Weh ein in ihr Herz. Sie ließ alle häuslichen Geschäfte liegen, legte ein schmutziges Kleid an, salbte ihren Leib mit Öl, begab sich auf ihr Lager und harrte, die Glieder von Unruhe erfüllt, im Kreise ihrer Freundinnen.

Als aber der Śiśumāra, welcher in seiner Freundschaft zu Valīvadana die Zeit überschritten hatte, nach Hause kam, sah er seine Frau in diesem Zustande und sprach bekümmerten Herzens: „Was ist die Ursache ihres Unwohlseins?" So fragte er ihre Umgebung. Aber ihre Freundinnen blieben stumm, und keine antwortete ihm. Rücksichtsvoll [oder: höflich] fragte er wieder und wieder. Nun war dort eine, [die war] gleichsam das zweite Herz der Gattin des Śiśumāra. Diese sagte, indem sie [durch Gebärden] die höchste Erregung zu erkennen gab: „Edler Herr, diese ihre Krankheit ist unheilbar. Wir müssen diese [unsere Herrin] ganz verloren geben. Für sie gibt es keine Rettung." Als der Śiśumāra das gehört hatte, kam über ihn eine tiefe Niedergeschlagenheit; und weil ihm sein Weib lieb war, sagte er: „Und wenn sie auch nur durch mein Leben gesunden könnte, so mögen meine Lebensgeister für sie verwendet werden." Jene sagte: „Lieber, **es gibt nur ein Mittel gegen ihre Krankheit. Wenn man ein Affenherz beschaffen könnte, dann wäre sie am Leben [zu erhalten].** Sonst ist sie hinüber. Das ist ein Geheimwissen der Frauen."

Da dachte er[1]): „Wie sollte ich ein Affenherz anderswohernehmen, als von Valīvadanaka? Das aber ist höchst verwerflich und durch die Religion [oder: Moral] verboten. Oder wahrlich:

2. Soll das Weib mir an erster Stelle stehen oder der Freund, den die trefflichsten Tugenden schmücken? [Gilts,] zwischen Weib und Freund [zu wählen], so verdient das Weib sicherlich den Vorzug.

Inwiefern?

3. Durch sie nur werden die drei Lebensziele ganz erfüllt; erst dadurch gewinnt man den Freund, und durch diesen Ruhm. Wer sollte sie nicht hochhalten, in der alle Welten vereinigt sind?

Und daß es sich in meiner Lage wirklich so verhält, das schließe ich aus folgendem. Woraus?

4. Mein einziger Freund, mir lieb, der mir viel Gutes getan hat und reich ist an Vorzügen, ist zu töten um des Weibes willen. Unglück ist mir widerfahren."

Nachdem er so verschiedentlich überlegt hatte und sein Herz ihn vom Gehen zurückhielt, begab er sich doch, langsam, langsam, zu Valīvadanaka. Und dieser sprach zu ihm: „Lieber, warum bist du heute so zerstreut?"[2])

1) Das ist viel besser motiviert, als unten S. 11 im Mahāvastu, und darum gewiß ursprünglicher.

2) Vgl. dazu die Fassung das Mahāvastu und Hertels Bemerkung Tantr. I, S. 81, Fußnote 1. Dadurch wird eine Abhängigkeit der Mahāvastu-Fassung vom Pañcatantra noch wahrscheinlicher, als sie es ohnedies ist.

Jener sagte: „Freund, es [fällt mir] schwer, es zu sagen. Ich kann mit dir nicht allzutraulich verkehren. Denn in so langer Zeit hast du mir nur Wohltaten erwiesen, und mir war es nicht möglich, dir den geringsten Gegendienst zu leisten. Und ferner:

5. Die Welt geht einer Neigung nur so weit nach, als diese einen [bestimmten egoistischen] Zweck verfolgt. Du aber, o Tiger unter den Affen, verfolgst nicht selbstsüchtig einen solchen Zweck.

Aber wahrlich, auf dich paßt dieser Spruch:

6. Gutes zu tun dem, der ihnen nichts Gutes getan; dem, der ihnen Liebes erwiesen, seine Taten zu gedenken und Gefallene aufzurichten, das schickt sich für Leute aus guter Familie."

Jener sagte: „Ist denn nicht das eine Wandlung [des Schicksals] ohnegleichen, daß ich selbst nach dem Verluste meiner Heimat und meiner Verwandten infolge eines vollkommenen Freundschaftsbündnisses bei dir friedlich und ruhig leben kann? Trefflich sagt man dies:

7. Wer hat diesen Schutz gegen Kummer, Unlust und Angst geschaffen, dieses Gefäß der Liebe und des Vertrauens, dieses Juwel, die beiden Silben mitra [„Freund"]?

Und wenn Ihr gesagt habt: „Ich habe Euch das Besuchen meines Hauses, den Anblick meiner Gattin, die Speisung aus meiner Schüssel nicht zuteil werden lassen": was will das besagen? Das ist doch nur eine Freundschaft unter gewöhnlichen Leuten. Und ferner:

8. Für den Bösen ist ein Betrachten der Frauen, als wären sie Schauspieler, nur schädlich, wie das Verzehren von Kühen. Die Guten tun ohne Überwindung das, was demjenigen heilsam ist, mit dem ihre Verbindung natürlich erfolgt ist."

Der [andere] sagte:

9. „Was ist hier Seltsames daran, wenn ein guter Mensch den Wissensreichen und Guten ehrt? Wenn das ein Mann aus schlechter Familie tut, dann ist es wunderbar, wie es Kälte wäre an der Sonnenscheibe.

Und doch:

10. Einen Freund oder einen Verwandten soll man nicht mit allzugroßer Liebe überhäufen. Ihr eigenes Kalb stößt die Kuh mit den Spitzen ihrer Hörner, wenn es allzuviel trinkt.

Also, mein Lieber, ich habe für Euch auch einen Gegendienst. Das Inselchen dort drinnen, mitten im Meer — auf dem wohnen drei in erster Jugend prangende schöne Äffinnen[1]), die ich früher gesehen[2]); und Bäume stehen darauf, die dem Wunschbaum[3]) gleichen, und [deren Früchte] einen Geschmack wie Amṛta[4]) [Nektar] haben. **Ich will dich auf meinen Rücken nehmen und dorthin bringen."**

1 Statt Äffinnen (vānaryo) haben die Handschriften Frauen (nāryo). Vgl. dazu S. 16.

2) Diese Übersetzung ist wahrscheinlicher als: wie [ich] noch keine gesehen. Der Wortlaut des Textes ist in beiden Fällen derselbe. (Hertel.)

3) Ein in Indras Himmel stehender Baum, der alle Wünsche gewährt.

4) Der Unsterblichkeit verleihende Göttertrank.

Als der [Affe] das hörte, ward er sehr vergnügt und sagte: „Gut, mein Lieber, das ist mir recht. Bringe mich schnell dorthin!“

Als nun jener Śiśumāra den Affen, der das Merkmal des Verderbens an sich trug [= dem Verderben geweiht zu sein schien] und ganz vertrauensselig geworden war, auf seinen Rücken genommen hatte und ihn dahintrug, dachte er: „Wehe!“

11. Dieser Weiberdienst ist doch übermäßig drückend und hart. Ich verwünsche die grausame Tat, [die ich] um seinetwillen [vorhabe] und tue sie doch.

Darauf sagte unterwegs der Śiśumāra zu Valīvadanaka: × × × ×

‹Die Lücke, die hier in allen Tantrākhyāyika-Handschriften klafft, läßt sich durch folgenden Text aus dem südlichen Pañcatantra — vgl. Hertel — ergänzen:

„Das Gold läßt sich am Steine prüfen, der Mann, wie man sagt, an den Geschäften, der Stier am Joch: aber für die Weiber gibt es nirgends einen Prüfstein.“

„Darum muß ich eines Weibes wegen meinen Freund ermorden.“ Als der Śiśumāra so sprach, sagte der Affe zu ihm: „Was redet Ihr?“ Der [andere] sprach: „Gar nichts!“ Da er es ihm nun nicht sagte, **ward der Affe besorgt** und dachte: „Weshalb gibt mir der Śiśumāra auf meine Frage die Antwort: ‘Gar nichts!’ Darum will ich durch Klugheit aus ihm herauslocken, was in seinem Inneren vorgeht.“ So dachte der Affe und sprach: „Mein Freund, ist meine Freundin in deinem Hause wohl?“ Er sprach: „Wieso wohl? Deine Freundin ist infolge einer unheilbaren Krankheit bewußtlos.“ Als der Affe das gehört hatte, erkannte er, daß der Śiśumāra ihn brauchte wegen des Ungemachs seiner Geliebten, und **fragte ihn** nochmals **dringend, und dieser sagte**: „Die Ärzte, die Zauberspruchkundigen und die Beschwörer haben auf Befragen geantwortet: **Ohne das Herz eines Affen geht es ihr ans Leben!**“ Wie der Affe das vernahm, hielt er sich für verloren und dachte bei sich: „Wehe! Ich bin verloren! Trotz meines Alters koste ich die Frucht des Umstandes, daß ich meine Sinne nicht bezwungen habe. Und was?

6. In den Wäldern [d. h. im Aufenthalt der Büßer, die den Sinnengenüssen der Welt entsagt haben] [sogar] herrschen die Fehler über die Verliebten, und selbst im Hause [gibt es] Kasteiung, welche die fünf Sinne bezähmt. Für jemand, der ungetadelte [„untadelige“] Werke ausführt und sich von der Geschlechtsliebe abgewandt hat, ist das Haus der Wald der Kasteiung [der Büßerwald.]“

Nach dieser Überlegung sagte er zu dem Śiśumāra: „Lieber, du hast nicht recht gehandelt. Warum hast du mir das nicht gleich gesagt?“ usw. ‹In diesem südlichen Pañcatantra liegt eine etwas abweichende [erweiterte] Fassung vor; denn dem Satz: „Wie der Affe das vernahm“ usw. vor dessen Strophe 6 entspricht im Tantrākhyāyika nach der obigen Lücke die folgende Fortsetzung:›

Als Valīvadanaka das gehört hatte, hielt er sich für verloren und ward

sehr niedergeschlagen; doch sagte er: „Mein Lieber, du hast recht daran getan! **Aber du hast es mir [leider] nicht gleich gesagt; sonst hätte ich dies [mein] Herz mitgebracht.** (Das folgende ist Interpolation:) Denn trefflich sagt man dies:

12. Diejenigen, welche anfangs unterlassen, was sie hätten tun sollen, und hinterher danach verlangen, die machen sich lächerlich in der Welt [vor den Leuten], wie [jener] infolge des Zwiebeldiebstahls."

Der Śiśumāra sagte: „Wie [war] das?" Jener sprach:

[Es folgt eine kurze, später interpolierte Geschichte vom Zwiebeldieb.]

Darum sage ich: „Diejenigen, welche anfangs unterlassen, was sie hätten tun sollen" usw. **Was soll ich also ohne mein Herz tun, wenn ich dorthin gekommen bin?** Und doch ist es nur recht, daß du dich deiner Frau nahst, wenn du deine Absicht erreicht hast. Und man hat gesagt:

13. Wer die Dreiheit [die drei Lebensziele des Inders!] Religion, Geld und Liebe zu erlangen begehrt, der soll den Brahmanen, den König und das Weib besuchen — aber nicht mit leeren Händen.

Darum, mein Freund, will ich nur mit meinem Herzen in der Hand deines Weibes Antlitz schauen." **Jener sagte: „Wo befindet sich dieses Herz?" Der Affe sprach: „Eben auf diesem Udumbara."** Der Śiśumāra überlegte: „Was nützt mir mein Unternehmen, wenn es mir keinen Vorteil bringt? Selbst nach dem Morde meines Freundes bleibt die Ursache der Krankheit unverändert." Und er sprach: „Mein Lieber, laß uns schnell gehen, um das Herz zu holen!" Jener sagte: „Mein Freund, wenn ihm dein Unternehmen galt, so **bringe mich schnell dorthin.**"

Der [andere] sprach: „Es sei!" Und als der Affe zum Udumbara zurückgekehrt war, sprang er hocherfreut empor, kletterte auf einen Ast und dachte: „Gott sei Dank! Mein Leben hätte ich wieder! So will ich denn daran denken und nicht wieder so handeln."

Unten aber rief der Śiśumāra: „Lieber, nimm dein Herz und laß uns gehen!" Jener lachte und sprach: „Dummkopf! Befindet sich [vielleicht] ein Herz außerhalb des Leibes?

14. Durch eine List wolltest du mich töten; eine Gegenlist habe ich angewandt. Ich habe dich betört und so mich selbst vom Tode befreit."

Der Śiśumāra sagte, nachdem er diesen Entschluß des Herzens jenes [Affen] erkannt hatte: „Mein Lieber, wenn du auch kein Herz hast, so komm' dennoch. Ich will durch Anwendung eines anderen Heilmittels ihre Krankheit bekämpfen. Aber ich werde [erst dann] zufrieden sein, wenn ich dich zu den Äffinnen gebracht habe [= Mache mir die Freude und laß dich von mir zu den Äffinnen bringen]." Der Affe sprach: „Schurke! Ich bin kein Esel.

15. Gekommen und gegangen, und, nachdem er gegangen, wieder gekommen, war ohren- und herzlos der Tor und ging dort eben in den Tod."

Der [Śiśumāra] sagte: „Wie [war] das?“ Der Affe sprach:

[Es folgt die Geschichte vom Esel ohne Herz und Ohren.]

Darum sage ich: „Ich bin kein Esel, und du kannst mich nicht wieder anführen. Geh!

16. Mit heuchlerischen Worten, mit denen du deine Tat einleitetest, bist auch du vorgegangen. Und durch die ganz unmerklichen Fehler deines Verstandes habe ich es bemerkt; und ich habe mich nach deiner ganz vorzüglichen Klugheit gerichtet: durch heuchlerische Worte habe ich Zeit gewonnen: Gleiches ist mit Gleichem gegangen.“

So [lautet] in dem aus Erzählung von Klugheitsfällen bestehenden [Lehrbuch] der vierte Klugheitsfall, betitelt „Verlust des Erlangten“.

Joh. Hertel, Tantrākhyāyika 1, S. 69ff.; 2, S. 140ff.

2. Aus Ceylon.

a) Das Markaṭa-Jātaka.

Früher, ihr Mönche, in der vergangenen Zeit, gab es am Ufer des Meeres ein großes Waldgebiet, geziert durch verschiedenartige Baumgruppen, durch verschiedenfarbige Bäume mit Blumen und Früchten, vorwiegend Udumbarabäume. Dort war ein Affe, der Führer einer großen Affenherde. Der hielt sich dort mit dieser Herde in einer stillen, entlegenen, von vielen Hunderten von Tieren und Vögeln aufgesuchten, von Menschen nicht betretenen Waldstelle auf. Und der Affenkönig pflegte dort am Ufer des Meeres auf einem großen Udumbara-Waldbaume mit dichten Zweigen und Blättern Udumbarafrüchte zu verzehren. Darauf kam aus dem Meer ein großer Krokodil an diesen Ort. Der lag dort am Ufer des Meeres. Der Affenkönig sah ihn. Nachdem er den Krokodil gesehen, entstand ihm Mitleid: „Woher [kommt] diesen Wasserbewohnern drinnen im Meere eine Blume oder eine Frucht? Ich möchte diesem doch jetzt von hier Udumbarafrüchte geben!“ Er wirft jetzt vor jenen von dem Udumbarabaume reife, schön aussehende, wohlschmeckende . . . Udumbaras herab. Sowie die Udumbaras niedergefallen sind, verzehrt sie [der Krokodil]. So kommt der Krokodil wieder und wieder an diesen Ort in die Nähe des Affen. Der Affenkönig wirft dem, sooft er kommt, von dem Baume Udumbaras herab. Die beiden, der Affe und der Krokodil, wurden nun miteinander befreundet. Des Krokodils Gattin nun sehnte sich nach ihrem Herrn, wenn sie ihn nicht sah: „Von dem Herrn muß eine andere Krokodilin mir vorgezogen worden sein. Daher wird er, von mir fortgegangen, bei der sich aufhalten.“ Sie fragt nun ihren Herrn: „Wo hältst du dich auf, nachdem du von mir fortgegangen bist?“[1])

Er sprach zu ihr: „Am Ufer des Meeres, in jener Gegend, in dem großen Waldgebiete, dort habe ich einen Affen zum Freund, (S. 247) bei

1) Genau wie im Tantrākhyāyika die Eifersucht als Motiv.

dem bringe ich die Zeit zu in Rede und Gespräch.“ Die Krokodilin dachte jetzt folgendes bei sich: „Solange dieser Affe[1]) leben wird, so lange wird mein Herr dorthin gehen und die Zeit im Gespräch mit dem Affen zubringen. Daher bringe ich den Affen um, und wenn er umgebracht ist, wird dieser mein Herr nicht mehr um seinetwillen nach dem Orte hingehen.“ Die Krokodilin liegt jetzt da, indem sie eine niedergeschlagene Miene angenommen hat.[2]) Der Krokodil fragt sie: „Gute, was ist mit dir los? Was ist dein Schmerz? Was ist dein Verlangen? Sage es! Was soll ich dir geben, tu es kund!“ Sie sprach zu ihm: „Edler, ich habe ein **Verlangen nach dem Herzen eines Affen!**[3]) Wenn ich das Herz eines Affen bekomme, so kann ich am Leben bleiben. Aber bekomme ich es nicht, dann gibt es kein Leben für mich!“ Er sprach zu ihr: „Sei gnädig, woher hier im Meere Umherlaufen eines Affen! Wenn du nach etwas anderem, nach einem Meertiere, Verlangen hast, liefere ich es dir.“ Sie sprach jetzt: „Ich habe nach nichts anderem Verlangen, nach dem Herzen eines Affen habe ich Verlangen. Das lieferst du mir, wenn du wünschest, daß ich am Leben bleibe!“ Er sucht sie wieder und wieder zu beschwichtigen: „Sei gnädig, du Gute, woher hier inmitten des Meeres ein Affe!“ Sie (sagt) jetzt: „Der Affe, den du am Ufer des Meeres zum Freunde hast[4]), von diesem Freunde bringe das Herz!“ Er sprach: „Sei gnädig, dieser Affe ist mein Genosse und Freund, wie kann ich dessen Herz herausreißen!“ Sie sagte jetzt: „Wenn du mir nicht das Herz eines Affen herbeischaffen kannst, gibt es für mich kein Leben.“[5])

Der Krokodil, der von der Krokodilin geneigt gemacht wurde, sprach jetzt: „Ich bin ein Wasserbewohner, und der Affe ist ein Landbewohner und ein Waldbewohner; wohin er geht, dahin ist für mich kein Zutritt. Wie kann ich daher dieses Affen Herz herbeibringen!“ Wie von den Weisen gesagt ist:

Hundert Listen (haben) die Kṣattriya, zweihundert die Brahmanen,

Tausend Listen (haben) die Könige, die Listen der Weiber sind unendlich! (S. 248.)

Sie sprach jetzt zu dem Krokodile: „Diese Affen essen Früchte, sind begehrlich nach Früchten. Sprich zu dem Affen[6]): ‘Freund, dort am anderen Ufer des Meeres sind verschieden aussehende, verschiedenartige

1) Hier liegt eine Entstellung vor. Im Tantrākhāyika vermutet sie eine Äffin, während es sich tatsächlich um einen Affen handelt.

2) Ebenso im Tantrākhyāyika.

3) Das in Indien häufig verwendete Motiv des Schwangerschaftsgelüstes! Nicht im Tantrākhyāyika (wo eben nur die Eifersucht Motiv ist), aber unten im Vānarinda-Jātaka, wo es zu einer wirklichen Schwangerschaft der Krokodilin verdichtet ist!

4) Die List viel besser im Tantrākhyāyika, wo die Krokodilin den Wunsch nicht selbst ausspricht. Das könnte Verdacht erwecken.

5) Das sagt im Tantrākhyāyika die Zofe.

6) Dasselbe ungefähr im Tantrākhyāyika, aber motiviert (Erwiderung der Gastfreundschaft).

Bäume belastet mit der Last von Blüten und Früchteballen, Āmra- und Jambu-, Panasa- und Bhavya- und Pālevata- und Kṣīraka- und Tinduka- und Pippala-(Bäume). Komm, ich will dich dorthin führen. Du wirst verschiedenartige Früchte genießen.' Wenn er dann in deine Hand gekommen ist, dann töte ihn und bringe sein Herz." Von dem Krokodil wurde jetzt darauf eingegangen: „Sei zufrieden mit dem, der das Herz des Affen herbeibringen wird. Habe keine Sehnsucht mehr, damit du nicht Qual erleidest!"

Nachdem der Krokodil seine Gattin getröstet hatte, ging er nach dem Orte, wo der Affenkönig in einer Baumgruppe wohnte. Der Krokodil wurde jetzt von dem Affen erblickt. Als der Affe ihn erblickt hatte, begrüßt er ihn jetzt freudig und fragt ihn: „Freund, warum bist du jetzt erst gekommen, nach mir zu sehen?[1]) Geht es gut? Es war doch nicht etwa ein körperliches Leiden?" Der sagte jetzt: „Freund, es geht gut, und es war kein körperliches Leiden, sondern ich bin wiedergekommen, nachdem ich nach dem jenseitigen Ufer des Meeres gegangen war." Er fragte ihn: „Wie ist das jenseitige Ufer des Meeres beschaffen?"[2]) Der Krokodil sprach: „Freund, das jenseitige Ufer des Meeres ist entzückend schön, durch verschiedenartige Tausende von Bäumen mit guten Früchten geziert, mit Āmra- und Jambu- und Panasa- und Bhavya- und Pālevata- Bäumen) geziert, mit Mātulunga- und Tinduka- und Piyāla- und Madhuka- und Kṣīraka- (Bäumen) und anderen Fruchtarten, die hier nicht vorkommen. Wenn du Verlangen hast, so komm, es wird dorthin gegangen, um verschiedenartige Früchte zu genießen." Bei dem Affen, der sich von Früchten nährte, nach Früchten lüstern war, entstand, als er von verschiedenartigen Früchten gehört hatte, der Entschluß, dorthin nach dem anderen Ufer des Meeres zu gehen. Er sprach jetzt zu dem Krokodile (S. 249): „Wie könnte ich, ein Landtier, nach dem jenseitigen Ufer des Meeres gehen!" Der Krokodil sprach: „Ich werde dich führen, steig hier auf meinen Nacken und lege dich hin, mit beiden Händen an . . . dich festhaltend." Der Affe sprach jetzt: „So soll es sein, ich gehe, wenn du meinst." Der Krokodil sprach jetzt: „Komm herunter, ich führe dich." Nachdem jetzt der Affe von dem Udumbara herabgekommen war, stieg er auf den Nacken des Krokodiles, mit beiden Händen an . . . sich festhaltend. Als der Krokodil mit dem Affen ins Meer hineingegangen war, läßt er den Affen nicht zu weit im Meere ins Wasser fallen.[3]) Der Affe sprach zu ihm: „Freund, warum lässest du mich jetzt ins Wasser fallen?" Der sprach zu ihm: „Freund, du weißt nicht, zu welchem Zwecke du von mir geholt worden bist. Meine Freundin hat

1) Ebenso im Tantrākhyāyika!
2) Schlechter als im Tantrākhyāyika!
3) Viel besser im Tantrākhyāyika! Die folgende Unterhaltung findet statt, während der Affe mit dem Ertrinken kämpft!

ein Verlangen nach dem Herzen eines Affen. Daher bist du von mir wegen des Herzens eines Affen geholt worden. Meine Frau, Freund, wird dein Herz verzehren. So bist du von mir geholt worden.“ Der Affe sprach jetzt: „Freund, mein Herz, das die Sehnsucht erregt hat (?), ist auf einem Udumbarabaum aufgehoben worden, damit ich leichter über das Meer setzen könnte und nicht zu schwer wäre.[1]) Wenn es dir daher durchaus um ein Affenherz zu tun ist, dann wollen wir zurückkehren, dann will ich das Affenherz von dem Udumbara herunterholen und dir geben.“ Der Krokodil glaubte jetzt dem Affen, wie er redete. Der Krokodil kehrte jetzt mit ihm dahin zurück und langte alsbald an der Stelle der Baumgruppe an. Darauf sprang der Affe vom Nacken des Krokodils ab und begab sich auf den Udumbara. Der Krokodil sagte jetzt: „Freund, komm jetzt herab, nachdem du das Herz von dem Udumbara genommen hast!“ Da, ihr Mönche, sprach der Affe den Krokodil mit Versen an:

„... und alt bist du, aber Weisheit wird nicht bei dir gefunden,
Du weißt nicht, du Tor, daß es nirgends ein (Wesen) ohne Herz gibt!“[2])

„Bei herangetretenen Aufgaben offenbare man nicht seine geheime Absicht,
Die Klugen fassen ihren Plan wie der Affe inmitten des Wassers!“

„Genug von diesen Amra-, Jambū- und Panasa-(Früchten),
Die auf dem jenseitigen Ufer des Meeres sind. Hier ist eine reife Udumbarafrucht!“[3])

Der Heilige sprach: „Gewiß könntet ihr, o Mönche, so denken: ‘Es mag irgend jemand sein, der war zu der Zeit ein auf einer Baumgruppe lebender Affe.’ So ist das nicht anzusehen. Warum das? Ich war zu der Zeit der am Ufer des Meeres auf einer Baumgruppe lebende Affe. (Und ihr könntet meinen), irgend jemand war zu jener Zeit der Krokodil im Meere. So ist das nicht anzusehen. Warum das? Māra, der Böse, war zu jener Zeit der im großen Ozean wohnende Krokodil. Damals bin ich in seine Hände geraten, in seine Gewalt gekommen, durch besondere Klugheit seiner Herrschaft entronnen, auch jetzt bin ich der Herrschaft dieses Māra, des Bösen, entronnen.

Mahāvastu ed. E. Senart 2, 246—250. Kein Jātaka stimmt so in einzelnen Zügen und im ganzen Gang zum Tantrākhyāyika wie diese Version. Die Übersetzung verdanke ich der Güte des Herrn Geheimrat Windisch.

b) Das Suṃsumara-Jātaka.

Im wesentlichen gleich dem vorigen.

Fausböll 2, Nr. 208; auch Dines Andersen, Pali Reader,' S. 1 ff. Englisch: Cowell, Jātaka 2, S. 111. Folklore Journal 3, 128.

1) Hier versucht der Buddhist vergeblich zu motivieren. Denn eben noch hat der Affe gesagt, er wisse nicht, wie er über das Meer kommen könne. Also hat er doch früher nicht daran gedacht, es je zu tun. Übrigens ist die Erleichterung um das Herz an sich schon kindisch genug. 2) So auch im Tantrākhyāyika.

3) Diese Strophe findet sich auch in der β-Rezension des Tantrākhyāyika (Hertels Übersetzung Band II, S. 156, Zeile 5 v. u.).

c) Das Vānara-Jātaka.

In der Vergangenheit nun, als in Benares Brahmadatta die Königsherrschaft führte, war der Bodhisatta [= der künftige Buddha] in einer Gegend des Himālaja als Affe geboren worden und lebte, als er herangewachsen war, am Ufer der Ganga [= des Ganges]. Da bekam in der Gangā eine sumsumārī[1]) ein Schwangerschaftsgelüste nach des Bodhisatta Herzfleisch und sagte es dem sumsumāra. Dieser dachte: Ich will den Bodhisatta ins Wasser tauchen, ihn [so] töten, sein Herzfleisch nehmen und es der sumsumārī geben"; und er sprach zu dem Bodhisatta: „Komm, mein Lieber! Wir wollen gehen, um auf der Strominsel Waldfrüchte zu essen".[2]) „Wie soll ich [dahin] gehen?" sagte der [andere]. — „Ich will dich auf meinen Rücken nehmen [wörtl.: niedersetzen lassen] und dich hintragen." Der [Bodhisatta] kannte des [sumsumāra] Herz nicht; deswegen sprang er und setzte sich ihm auf den Rücken. Nachdem der sumsumāra ein Stückchen geschwommen war, begann er, unterzutauchen.[3]) Da sagte der Affe zu ihm: „Ei! Weshalb tauchst du mich ins Wasser?" — „Ich will dich töten und dein Herzfleisch meiner Frau geben." — „Dummkopf! Glaubst du denn, mein Herzfleisch ist in meinem Leibe?" — „Wo hast du es denn sonst hingetan?" — „Siehst du es denn nicht [dort] an dem Udumbara[baum] hängen?"[4]) — „Ich sehe es; wirst du es mir aber auch geben?" So sagte er. — „Gewiß werde ich dirs geben." — Da nahm ihn der sumsumāra in seiner Dummheit und schwamm ans Stromufer zur Wurzel des Udumbara. Der Bodhisatta sprang von seinem Rücken in die Höhe, und als er auf dem Udumbarabaum saß, sagte er diese Strophen:

1. „Ich habe es vermocht, wahrhaftig! mich aus dem Wasser aufs Festland zu retten. Gehe ich jetzt [d. h. sollte ich da jetzt ... gehen] wieder in deine Gewalt, Wassertier?

2. Genug von [d. h. ich will nichts mehr wissen von] diesen Mango-, Rosenapfel- und Brotfrucht-Früchten, welche jenseits des Meeres[5]) sind; mir ist der Udumbara lieber.[6])

---

1) „sumsumāra = Sanskrit śiṃśumāra und (jüngere, wohl volksetymolog. Form śiśumāra. śiṃśumāra wüßte ich nicht zu etymologisieren. śiśumāra heißt „Kindertöter". Die Wörterbücher geben dafür „Delphinus Gangeticus". Ich habe das Wort im Tantrākhyāyika und im Südl. Pañcatantra mit „Krokodil" übersetzt. Aus S. 72, Bd. I, 1. Spalte meines „Tantrākhyāyika" ersieht man, daß der Vf. des textus simplicior dafür makara „Krokodil" einsetzt und das Tier an Land kommen läßt. Zu Ṛgveda I, 116, 18, wo Śiṃśumāra vorkommt, erklärt der Kommentator Sāyaṇa das Wort mit graha „Krokodil". Die Sanskrit-Wörterbücher Amarakoṣa (von Amara) und Abhidhānacintāmaṇi (von Hemacandra) unterscheiden den śiśumāra und den makara, aber auch wieder den makara vom Krokodil. Es ist also ganz klar, daß die Bezeichnungen schwanken. Strophe 1350 gibt Hemacandra 4 Synonyma für Delphinus Gangeticus: śiśumāra, ambukūrma, uṣṇavīrya, mahāvasa. Das Wort ambukūrma bedeutet, wörtlich übersetzt, Wasserschildkröte. Aber Hemacandra kann an dieser Stelle nicht die Schildkröte meinen, da die 8 Synonyma für „Schildkröte" in Nr. 1353 zusammengestellt sind. Aber offenbar gehen die Pahlavī- und die chinesischen Übersetzungen auf eine Erklärung von śiśumāra durch ambukūrma zurück. Daß im Tantrakhyāyika der Gangesdelphin nicht gemeint sein kann, ist klar, da sich die Szene am Meeresufer abspielt." (Joh. Hertel.)

2) Auch das zeigt, daß der Vf. sumsumāra als „Krokodil" nahm. Denn der Delphin kann doch nicht auf eine Insel steigen.

3) Diese törichte Situation! Wie viel besser das Tantrākhyāyika!

4) Die Udumbara-Früchte sind orangefarbig.

5) Die Strophen passen also hier zu der Erzählung des Tantrākhyāyika, aber wie so oft nicht zur Prosa des Jātaka selbst. Der Pāli-Kommentator erklärt alberner Weise, der Bodhisatta bezeichne mit dem Namen Meer die Gaṅgā. (Hertel.)

6) Vgl. Tantrākhyāyika. Jüngere Rezension (Śār. β), Anhang IV, Schluß von Strophe 19.

3. Und wer eine aufgeflogene [d. i. plötzlich eintretende Sache] nicht schnell begreift, der kommt in die Gewalt seines Feindes und empfindet hinterher Reue.

4. Und wer eine aufgeflogene [. . .] Sache schnell begreift, der wird aus der Bedrängnis durch seinen Feind befreit und empfindet hinterher keine Reue."

Als er so in vier Strophen die Ursache der Vollendung [d. i. des Erfolges] der weltlichen Geschäfte ausgesprochen hatte, ging er ins Waldesdickicht.

Die Übersetzung verdanke ich Joh. Hertel.

d) Das Vānarinda-Jātaka.

Der Bōdhisatta ist ein sehr starker Affe. Auf einer Insel wachsen Früchte. Im Strom ist ein Felsen, so daß der Affe in zwei Sätzen auf die Insel gelangen kann, um Früchte zu fressen. Ein Krokodilpaar lebt im Fluß. Das Weib ist schwanger, sieht den Affen und bekommt Verlangen[1]), sein Herz zu essen. Das Krokodil legt sich auf den Felsen, als der Affe auf der Insel ist. Der Affe schöpft Verdacht, ruft den Felsen an, warum er nicht antworte. Da antwortet das Krokodil, es warte auf den Affen, um sein Herz zu bekommen. Der Affe sagt: „So öffne das Maul, ich will hineinspringen!" Das Krokodil tut es und schließt dabei nach Krokodilenart die Augen. Der Affe springt mit einem Satz auf seinen Kopf, mit dem nächsten ans Land. Das Krokodil lobt den Affen wegen seiner Schlauheit.

Andersen, A Pali Reader, S. 2 f.

Jātaka-Book I, Nr. 57. Englisch übs. von Morris, Folklore-Journal 3, 130. Cowell, Jātaka 1, 142 f. Deutsch von Paul Steinthal: Zeitschr. f. vgl. Lit. N. F. 7, 306 f.

e) Das Kumblūla-Jātaka.

Es hat keine Prosaerzählung, sondern nur zwei Strophen. Die erste Strophe ist wörtlich gleich der Schlußstrophe des Vānarā-Jātaka. Die zweite Strophe lautet:

Wer nicht die vier höchst glücklichen Tugenden Wahrhaftigkeit, Frömmigkeit, Weisheit [od. Klugheit], Freigebigkeit hat, der überwindet seinen Feind nicht.

Zu den drei Strophen am Ende des Markaṭa-Jātaka sind die folgenden vier zu vergleichen. Sie summieren den Inhalt, bringen die Nutzanwendung, die eigentliche Geschichte geht aber voraus oder wird stillschweigend vorausgesetzt. Da sie als Beispiel für die Vollkommenheit in der Wahrhaftigkeit angeführt wird, so muß sie eine andere Wendung gehabt haben, als das Markaṭa-Jātaka. Die vier Strophen sind also vielleicht auf eine andere, ihm ähnliche Geschichte zu beziehen. Sie finden sich in einem kleinen Text des südlichen Kanons, der 35 Jātakageschichten in Versen, z. T. sehr kurz, behandelt, im

f) Cariyā-Piṭaka.

1. Als ich ein Affe war an dem . . . [darisaye] Flußufer, kann ich, von einem Krokodil bedrängt, nicht frei umhergehen.

2. An welchem Orte mich befindend ich herüber- und hinüberfliege.
Da war, ein Mörder des Meisters, ein Krokodil mit wildem Auge.

3. Der befahl mir: „Komm!" Ich sprach zu ihm: „Ich komme!"
Nachdem ich seinen Kopf bestiegen, ließ ich mich am jenseitigen Ufer nieder.

4. Keine Lüge ist ihm gesagt worden, wie ich die Rede führte.
An Wahrheit ist mir keiner gleich, das ist meine Vollkommenheit der Wahrheit.

Ausgabe der Pāli Text Society, S. 97.

---

1) Über den Ausgang dieser schlechteren Motivierung s. Anm. zu 2a.

Über die literarische Tradition dieses Stoffes, soweit sie die unmittelbare Verwandtschaft des Tantrākhyāyika betrifft, handelt Hertel Tantr. 1, 88 und macht dabei auf einen nicht unwesentlichen Unterschied aufmerksam, durch den sich das Tantrākhyāyika gegenüber den anderen Fassungen als allein authentisch erweist.

In ihm bietet der Śiśumāra dem Affen zur Vergeltung Gleiches an, nämlich süße Früchte, wie der Affe sie ihm geboten hat, und obendrein lockt er ihn durch die Aussicht auf sinnliche Vergnügungen. Er rechnet mit der Begierde des Affen, der durch den jüngeren Rivalen seiner Äffinnen beraubt ist.

In den anderen Fassungen ist diese Lockung durch eine Einladung in das Haus des Śiśumāra ersetzt. Daß dieser Vorschlag keinen Sinn hat, weil ja das Haus im Wasser liegt, ist klar. Der Affe wird vielmehr, wie aus den angeführten Jātakas und dem Tantrākhyāyika übereinstimmend hervorgeht, nach einer Insel eingeladen, auf welcher Fruchtbäume wachsen. Hertel erklärt die Entstellung aus einer handschriftlichen Korruptel. Danach sollte der Affe nicht zu den vānaryo (Äffinnen), sondern zu den nāryo (Frauen) geführt werden. Der Abschreiber verstand darunter die Frauen des Śiśumara, und da vorher nur von einer Frau die Rede war, so ersetzte er den unpassenden Pluralis durch die Worte „mein Haus“.

Eine andere Verschiedenheit besteht darin, daß in den buddhistischen Jātakas die Vertreibung des Affen am Anfange der Geschichte fehlt.

Weiter findet sich im sog. Textus simplicior[1]) (aus Nordwestindien) eine Abweichung. Er erzählt von einem Affen, der in der Nähe des Meeres einen Fruchtbaum bewohnte. (Diesmal ist es ein Jambū-Baum, der Rosenapfel, Eugenia Jambolana.) Ein Krokodil kommt und erhält Früchte.

„Der [andere] aber aß sie, und nachdem er mit ihm die Freude der Unterhaltung genossen, ging er wieder nach Hause. Und als er nach Hause zurückgekehrt war, gab er so die Jambūfrüchte, welche von seiner Mahlzeit übrig geblieben waren, seiner Frau. Darauf fragte diese ihn eines anderen Tages: „Herr, wo erhältst du solche amṛta-gleiche Früchte?“ Er sprach: „Liebe, ich habe einen sehr guten Freund, einen Affen namens Raktamukha; der reicht sie mir freundlich dar.“ Da sagte sie: „Wer immer solche Früchte verzehrt, dessen Herz wird amṛtagleich werden.[2]) Wenn

1) Das Werk eines unbekannten Jaina-Autors. Er nahm Strophenreihen aus dem politischen Lehrbuch Kāmandakis auf, änderte den ganzen Anfang von Buch III, disponierte III und IV um, machte aus V ein ganz neues Buch und fügte viele Erzählungen und Strophen hinzu. Die alten Erzählungen stilisierte er gänzlich um und schaltete auch ziemlich frei mit ihrem Inhalt. Seine Bearbeitung ist ein ganz neues Werk, welches eine sehr große Verbreitung fand. Es muß zwischen den Jahren 850 und 1199 geschrieben sein. Hertel 1, 41. Vgl. ebd. 98.

2) Dieser Zug ist unten für die Zigeunerfassung S. 24 wichtig, die überhaupt sehr interessant ist.

du also mich als Gattin brauchst [erhalten willst], **so reiche mir sein Herz dar, damit ich es esse und von Alter und Krankheit frei mit dir das Glück genieße.**" Er sagte: „Liebe, erstens habe ich mit ihm Bruderschaft geschlossen, sodann ist es gar nicht möglich, ihn zu töten. Darum laß ab von diesem vergeblichen Begehren . . ."

Sie sprach: „Du hast noch niemals mein Wort in den Wind geschlagen. Darum wird jene gewiß eine Äffin sein. Aus Liebe zu ihr verbringst du dort den ganzen Tag; und darum gewährst du mir meine Bitte nicht."

Sie dringt dann so lange in ihn, bis er sich bekümmert auf den Weg macht und den **Affen in sein Haus** einlädt.

Joh. Hertel, ebd.

An diesen Text schließt sich eine Śukasaptati-Fassung an (Ś. Textus simplicior Nr. 67. Übs. von Rich. Schmidt, Kiel, Haeseler 1894, S. 93). In ihr tritt wie in einzelnen buddh. Fassungen (Mahāvastu) das Schwangerschaftsgelüste auf. Statt Delphin ist bei Schmidt ohne Zweifel „Krokodil" zu lesen (Sanksrit makara). [Hertel.]

Von dieser Fassung gibt es wieder eine Marāṭhī-Übersetzung, die, von Richard Schmidt verdeutscht, folgenden Wortlaut hat:

Einst lebten an dem Strande des Meeres viele **Affen,** unter denen war einer mit Namen Vacanapriya, der hatte einst mit einem **Alligator** Freundschaft geschlossen. Nun brachte der Alligator einmal seinem Weibchen Umbara-Früchte mit, die er von dem Affen bekommen hatte. Als das Alligatorweibchen diese verzehrt hatte, sagte es: „Wer solche süßen Früchte ißt, dessen Herz muß außerordentlich süß sein: darum gib mir dasselbe, sonst muß ich sterben." Nachdem der Alligator diese Worte seines Weibchens gehört hatte, ging er aus dem Wasser heraus und sprach zu dem Affen: „Meine Frau weiß von mir, daß du mir infolge der Freundschaft mit mir sehr lieb bist, daher empfindet sie große Sehnsucht, dich kennen zu lernen. Setze dich also auf meinen Rücken und komme in unser Haus." Darauf sagte der Affe in seiner Anhänglichkeit zu, setzte sich auf den Rücken des Alligators und machte sich so auf die Fahrt nach dessen Hause. Als nun ein Kōśa im Wasser zurückgelegt war, lachte der Alligator und sprach: „Bruder, meine Frau ist schwanger und hat Gelüste, dein Herz zu verzehren, darum bringe ich dich hin." Als der Affe durch die Pforte des Ohres das gehört hatte, sprach er: „Bruder, das hast du mir vorher nicht gesagt. Wir Waldbewohner haben aus Furcht vor Tigern usw. das Herz nicht bei uns, sondern aus dem Leibe genommen und weit weg versteckt.[1]) Wenn du also mein Herz wünschest, so wisse, es ist in der Höhlung des Umbara-Baumes versteckt, von dem der Saft der Früchte beständig draufregnet. Willst du also mein Herz, das außerordentlich süß ist, dann begib dich an diesen Umbara-Baum, dann will ich es dir geben." Als der Dummkopf von Alligator das gehört hatte, hielt er es für Wahrheit und schwamm mit dem Affen an das Land.

Darauf sprang dieser auf den Baum und rief: „Ach, du Dummkopf! Gehe nur

1) Im textus simplicior der Śukasaptati-Fassung eine andere hübsche Motivierung (Wortspiel), die auch ganz unabhängig davon in einer einzelnen Hs. des Südl. Pañtacantra vorkommt.

heute nach Hause! Kann einer sein Herz weglegen und ohne dasselbe leben? So habe ich also die Freundschaft mit dem da ergründet!" Als der Alligator das gehört hatte, dachte er: „Die Frau bekommt das Herz nicht und die Zuneigung des Affen ist verloren!" Darüber war er bedrückt und ging hoffnungslos in seine Behausung.

Abhandlungen f. d. Kunde d. Morgenlandes X, 139.

Eine wesentliche Abweichung zeigt ein buddhistischer Auszug aus dem Pañcatantra, das Tantrākhyāna (Journal of the Royal Asiatic Society vol. 20, part 4, S. 476, tale 15). Hier tritt an die Stelle des Krokodils die **Schildkröte.** Ebenso in folgender Version, die aus nordbuddhistischer Quelle schon im J. 285 n. Chr. ins Chinesische übersetzt ist.

Erzählung des chinesischen Tripiṭaka.

Einst vor unzähligen Zeiträumen (kalpas) gab es einen König der Affen, der auf den Bäumen eines Waldes lebte Er aß die Früchte und trank das Wasser; er bemitleidete alle Arten Wesen, solche, die kriechen, und solche, die gehen, und solche, die atmen, Menschen und Tiere; er hätte sie gerne alle erlöst und in den Zustand der Nicht-Wiedergeburt[1]) gebracht. Zu jener Zeit hatte er mit einer Schildkröte Freundschaft geschlossen. Als vertraute Freunde achteten sie einander, und anfangs war keiner gegen den andern; die Schildkröte begab sich oft an den Ort, an dem sich der Affe befand, sie tranken, aßen und schwatzten zusammen, sie redeten mit einander über Recht und Vernunft.

Die Frau der Schildkröte sah, daß ihr Mann oft fortging und nicht mehr bei ihr blieb, und meinte, er ginge gewiß aus, um Ausschweifungen und unerlaubte Sachen zu begehen. So fragte sie ihren Mann: „Du gehst oft fort, wohin gehst du, [andere] zu treffen? Ich fürchte, daß du dich draußen Ausschweifungen hingibst und ein unerlaubtes Leben führst." Ihr Mann antwortete: „Ich habe Freundschaft mit einem Affen geschlossen, er ist klug und weise, er versteht das Recht und die Vernunft. Wenn ich fortgehe, so gehe ich zu ihm, und wir unterreden uns über die Lehre der heiligen Bücher, wir sprechen nur von angenehmen Gegenständen, und ich gebe mich keinen Ausschweifungen hin." Die Frau glaubte ihm nicht und meinte, es verhielte sich anders; außerdem war sie ärgerlich auf den Affen (und sagte bei sich): „Er lockt meinen Mann an sich, daß er oft kommt und geht; ich muß ein Mittel finden, ihn zu töten. Dann wird mein Mann das Fortgehen lassen."

Also stellte sie sich, als ob sie krank sei; erschöpft und schwach lag sie auf dem Bett, ihr Mann pflegte sie mit großer Besorgnis. Er gab ihr Medizin ein, um sie zu heilen, aber sie wollte durchaus nicht genesen. Sie sagte zu ihm: „Wozu dich so plagen und all diese Medizin verschleudern? Meine Krankheit ist sehr ernst. Würde ich die **Leber** des Affen erhalten, mit dem du befreundet bist, dann könnte ich am Leben bleiben." Der Mann antwortete: „Er ist mein Freund, er hat sich mir gegeben und mir sein Leben anvertraut, niemals hat einer dem anderen mißtraut, wie könnte ich etwas gegen ihn planen, um dir das Leben zu retten?" Die Frau erwiderte: „Jetzt sind wir Mann und Frau, wir sind zusammen wie ein Körper, aber du denkst nicht daran, mich zu retten, im Gegenteil, du handelst zum Vorteil des Affen. Das ist wirklich nicht recht und vernünftig."

Der Mann war zum Äußersten getrieben, auch achtete er seine Frau sehr, so bat

1) frz.: non-composition offenbar = Nirwāṇa. Gemeint ist ja wohl Nicht-Zusammensetzung zu einem neuen Leibe, also Nicht-Wiedergeburt.

er also den Affen: „Ich bin oft zu dir gekommen; so nimm es freundlich auf, wenn ich dich bitte, in mein Haus zu kommen, ich wünschte, dich in meine Wohnung zu einer kleinen Mahlzeit einzuladen.“

Der Affe erwiderte: „Ich wohne auf dem Festland und du im Wasser, wie könnte ich dir folgen?“ Die Schildkröte erwiderte: „Ich werde dich auf dem Rücken tragen, wir können übrigens jede Zeremonie unterlassen.“ Der Affe folgte ihr also. Als die Schildkröte mit ihm auf dem Rücken den halben Weg zurückgelegt hatte, sagte sie zum Affen: „Würdest du wohl gerne wissen, um was ich dich bitten wollte? Meine Frau ist von Krankheit erschöpft, sie möchte durch deine Güte deine Leber erhalten, um sie zu essen und gesund zu werden.“ Der Affe antwortete: „Warum hast du mir das nicht vorher gesagt? Meine Leber hängt noch an dem Baum, laß uns schnell zurückkehren, damit ich sie hole.“ Sie kehrten also zurück. Sobald der Affe wieder oben auf dem Baume war, sprang er vor Freude. Die Schildkröte sagte: „Du solltest deine Leber nehmen und in meine Wohnung kommen, statt dessen kletterst du hoch hinauf, springst und hüpfst, was willst du machen?“ Der Affe erwiderte: „Es gibt kein dümmeres Wesen auf der Welt als dich! Wie könnte ich wohl meine Leber an den Baum hängen? Wir waren Freunde, ich hatte mich dir gegeben und dir mein Leben anvertraut; du aber hast gegen mich gehandelt und mein Leben gefährden wollen. Von nun an wird jeder seines Weges gehen.“

Auszug aus dem Cheng King (Tripiṭaka de Tôkyô XIV, fasc. 5, p. 28).

Eine nicht wesentlich verschiedene chinesische Überlieferung auch bei Beal, Sâkya Buddha, p. 231 (Ende d. 16. Jh. n. Chr.), dort erscheint statt der Schildkröte ein Drache.

Auf die weitere Geschichte der literarischen Verbreitung, insbesondere die syrische und arabische Abwandlung und auf das Buch der Beispiele kann ich im Rahmen dieses Kapitels nicht näher eingehen.

Als Beispiel für die Wandelbarkeit des Stoffes folge hier nur eine Erzählung im

Alphabetum des Ben Sira.

Als Gott die Welt geschaffen hatte, befahl er dem Todesengel, je ein Paar der irdischen Geschöpfe ins Meer zu werfen. Daher sind alle Tiere durch ähnliche im Meer vertreten, mit Ausnahme des Fuchses. Denn als er den Todesengel den Befehl Gottes vollziehen sah, fürchtete er, ebenfalls ins Meer geworfen zu werden und stellte sich weinend und heulend ans Ufer des Meeres. Als ihn der Todesengel weinen sah, rief er: „Warum weinest du?“ — „Ich weine um meinen Freund, den du ins Meer geworfen hast.“ — „Wo habe ich ihn denn hineingeworfen?“ — Da wies der Fuchs seinen Schatten im Wasser.

Der Todesengel glaubte, es sei ein anderer Fuchs im Meere und ließ den Fuchs laufen.

Ein Wiesel, das ihn traf, wurde vom Fuchse in derselben List unterrichtet und entkam ebenfalls dem Lose, ins Meer geworfen zu werden.

Nach einem Jahre versammelte Leviathan alle Tiere des Meeres, und siehe da! der Fuchs und das Wiesel fehlten. Da schickte er zu ihnen, und sie erzählten die List, wodurch sie dem Todesengel entrannen. Als der Leviathan von seiner Klugheit hörte, schickte er andere Fische, ihn zu überlisten und hinzubringen. Sie fanden den Fuchs am Ufer herumstreichend, der, als er die Menge ruhig untereinander spielender Fische sah, sich unter sie mischte.

Als sie ihn bemerkten, fragten sie ihn: „Wer bist du?“ Er antwortete: „Wisset ihr denn nicht, daß ich der Fuchs bin?“ — „Wenn du es bist,“ sagten die Fische darauf, „dann wartet deiner große Ehre. Denn nur deinetwegen sind wir hierhergekommen. Leviathan ist dem Tode nahe. Er befahl uns daher, nur den Fuchs nach seinem Tode als König zu krönen, da er listiger und klüger als alle Tiere ist. Komme daher mit uns, denn dich zu holen und hinzubringen sind wir geschickt worden.“ Darauf sprach der Fuchs: „Wie kann ich mich denn ins Meer begeben, ohne umzukommen?“ — „Besteige einen von uns, er wird dich über dem Wasser erhalten, so daß dein Fuß nicht einmal naß werden wird. Du wirst dann, aller Sorgen über deinen Unterhalt enthoben, über uns herrschen und die mächtigsten Tiere können dir nichts mehr anhaben.“

Der Fuchs glaubte ihnen, bestieg einen Fisch und ließ sich in das Meer hineintragen. Als sie schon weit vom Ufer waren und der Fuchs sah, daß er ganz in der Macht der Fische sei, bereute er seine unüberlegte Tat und fragte sie nach der wahren Ursache, warum sie ihn in das weite Meer hinausgetragen haben. Die Fische antworteten: „Unser König Leviathan hat von deiner Klugheit gehört, deshalb sandte er uns, damit wir dich zu ihm bringen sollen, er aber will dir das Herz aus dem Leibe reißen, damit er ebenso klug werde.“ Darauf sprach der Fuchs: „Warum habt ihr mir nicht früher die ganze Wahrheit gesagt, ich hätte ja sonst das Herz dem Könige Leviathan mitgebracht!“ — „Wie? Hast du das Herz nicht bei dir?“ — „Nein! Denn so ist unsere Art: wir lassen das Herz an unserer Lagerstätte zurück und nehmen es bloß, wenn wir es unbedingt nötig haben.“ — „Was sollen wir nun tun?“ Da sagte der Fuchs: „Meine Lagerstätte ist nahe am Ufer des Meeres, bringt mich wieder hin, ich werde das Herz nehmen und mit euch zurückkehren, um es dem Könige Leviathan zu geben. Sonst wird er euch zürnen, und mir wird er nichts tun, da ich ihm sagen werde, ich hätte euch aufgefordert, mein Herz zu holen, und ihr wolltet es nicht.“

Darauf riefen alle Fische: „Gut!“ und kehrten an das Ufer zurück. Kaum hatte es aber der Fuchs betreten, als er vor Freuden hüpfte und sich im Sande wälzte. Die Fische aber riefen: „Beeile dich! Nimm das Herz und komm!“

Der Fuchs aber antwortete: „O ihr Toren! Hätte ich mein Herz nicht bei mir gehabt, wie hätte ich mich denn aufs Meer gewagt? Gibt es doch kein Geschöpf, das nicht das Herz bei sich hat.“

„Du hast uns also getäuscht?“

„Habe ich doch den Todesengel getäuscht, warum nicht auch euch?“

Darauf kehrten sie schamerfüllt zu Leviathan zurück und erzählten ihm den Streich des Fuchses; er aber rief: „Fürwahr, er ist schlau, und ihr seid Toren!“ und fraß sie auf.

Alphabetum Siracidis ed. Steinschneider 27 b, 28 b. Deutsch von Gaster, Graetz' Monatsschrift 1880, S. 477 ff., welcher dazu bemerkt, daß hier das Herz dem Geiste jener Zeit entsprechend als Sitz der Klugheit angesehen wird.

II. Die mündliche Überlieferung des Orients.

Die mündliche Überlieferung des Orients zeigt mehr oder weniger Unterschiede von der literarischen. Außer dem zu Anfang des Kapitels genannten japanischen Märchen finden sich noch folgende:

1. Aus Bannú.

Ein **Alligator** und ein **Schakal** waren gute Freunde, sehr zum Leid der Frau des Alligators, die sich von ihrem Manne vernachlässigt fand. Sie überlegte, wie

sie dem abhelfen könne, stellte sich krank und weigerte sich lange, ihrem Manne die Ursache zu nennen. Eines Tages sagte sie ihm, daß das Heilmittel ihrer Krankheit für ihn nicht zu erreichen sei und sie also sterben müsse.

„So sage mir wenigstens, was es ist," sagte der Alligator.

„Es ist das Herz eines Schakals," erwiderte die Kranke.

Der Alligator ermahnte seine Frau, guten Muts zu sein, ging zu seinem Freund, dem Schakal, und lud ihn ein, mit ihm über den Fluß zu gehen.

„Aber ich kann nicht schwimmen," sagte der Schakal.

„Das macht nichts, ich trage dich auf meinem Maul herüber."

Also brachen sie auf.

Als sie mitten im Fluß waren, zitterte der Schakal vor Furcht und fragte den Alligator, ob auch keine Gefahr dabei wäre, worauf der Alligator erwiderte, er wolle ihn töten und das Herz seiner Frau bringen.

Der Schakal lachte und sagte: „O du Narr, ich habe mein Herz am Ufer gelassen. Wenn du es brauchst, so trage mich zurück."

Der einfältige Alligator tat es, aber sobald der Affe trocknen Boden unter den Füßen hatte, lief er in den Dschungel und hat nie wieder mit einem Alligator Freundschaft geschlossen.

Thorburn, Bannú or Our Afghán Frontier, S. 219 f.

2. Aus Nordindien. (Durch neue Motive verändert.)

Ein Krokodil und ein Schakal waren einst gute Freunde. Der Schakal kam oft zum Flusse, um zu trinken, und wenn er seinem Freund begegnete, so unterhielten sie sich miteinander. Eines Tages sah der Schakal an der einen Seite des Flusses wunderbare Melonen und wünschte sogleich, sie zu haben. Er verbarg aber seinen Wunsch und sagte zum Krokodil: „Ich wollte, ich könnte an das andere Ufer des Flusses gelangen, um etwas Luftveränderung zu haben. Es würde mir sicher gut tun, aber wie kann ich dorthin gelangen?" „Das ist leicht," erwiderte das Krokodil. „Ich bringe dich hinüber." Also setzte sich der Schakal auf das Krokodil, das schwamm mit ihm hinüber und brachte ihn am Abend wieder zurück. Das geschah so jeden Tag, bis die Melonen zu Ende waren. Der Schakal brachte aber seinem Freunde keine und erzählte ihm gar nichts davon, sondern sagte immer, er täte es um seiner Gesundheit willen. Aber eines Tages dachte er, er müsse wohl seinem Freunde für all seine Gefälligkeit einen Dienst erweisen. „Bist du verheiratet?" fragte er. „Nein," sagte das Krokodil. „Ich habe niemand zum Heiraten gefunden." „O, ich werde dich schon verheiraten," rief der Schakal. „Verlaß dich auf mich, ich finde eine Braut für dich." Aber er sah sich gar nicht nach einer um, während das arme Krokodil nun voll Erwartung war. Der Schakal rührte sich nicht, und das Krokodil machte ihm Vorwürfe, daß er sein Wort nicht hielte, da er ihn so oft über den Fluß zur frischen Luft getragen habe. Als er nun den Schakal oft mahnte, nahm dieser den Stein eines Wäschers, einen großen, und den Stock, mit dem er die Wäsche geschlagen hatte, einen Frauenrock und sari, den er zum Trocknen ans Ufer gelegt hatte, und machte aus diesem allen eine Frau. Dann ging er zum Krokodil, sagte ihm, seine Braut sei da, und lief fort. Das Krokodil freute sich, ging zu der Gestalt und redete sie an, bekam aber keine Antwort. Er sprach noch einmal, und wieder kam keine Antwort. Da wurde er böse und zog am Rock, so daß alles zerfiel und er sah, daß er getäuscht worden war. Voll Wut schwor er Rache und beschloß, den Schakal zu töten. Eine Zeitlang zeigte dieser sich nicht, aber das Krokodil wußte, daß er zum Trinken kommen mußte, und lag

jeden Abend auf der Lauer, unter Baumwurzeln am Ufer des Flusses. Eines Abends kam der Schakal in die Nähe vom Krokodil ans Wasser. Da ergriff dies das Bein seines Feindes. „Was du da zu haben glaubst, ist nicht mein Bein," rief der Schakal, „das ist nur ein Stück Holz." Da ließ das Krokodil los, schnappte nach einer nahen Wurzel, und der Schakal lachte laut, daß seine List gelungen war, und rettete sich in den Dschungel.

Folklore VII, 87. Vgl. North Indian Notes and Queries 3, 119. Frere, Old Deccan Days, p. 279, nr. 24. Jacobs, English Fairy Tales, p. 164.

3. Aus Korea.

Der Fischkönig ist durch einen Angelhaken in der Nase krank geworden. Es findet große Beratung statt, wie zu helfen sei. Die Schildkröte sagt: „Frische Kaninchenaugen werden helfen!" und erbietet sich, das Kaninchen ins Meer zu bringen. Sie schwimmt ans Ufer. Das Kaninchen kommt vorbei und fragt: „Was machst du hier?" Die Schildkröte erwidert, sie hätte sich einmal die Gegend ansehen wollen; es sei aber nicht der Mühe wert. Sie beschreibt das Wasser als viel schöner und bringt so das Kaninchen dazu, mit ihr zu gehen.

Als das Kaninchen im Fischpalast merkt, in welcher Absicht es geholt ist, sagt es, es habe zwei Paar Augen, eins für schlechtes Wetter — das trage es gerade jetzt —, das andere habe es im Sande am Ufer vergraben, ehe es hierhergekommen sei. Es wolle aber gern zurückkehren und eins für den guten Zweck opfern. Die Fische sind ganz beschämt durch diesen Edelmut. Die Schildkröte trägt es wieder ans Ufer, und es läuft davon.

Allen, Korean Tales, p. 34.

4. Aus Siam.

Ein Affe wird von einem Tiger am Halse gepackt und lacht. Der Tiger fragt ihn, warum er lache.[1]) Der Affe sagt:

„Du hast mein Herz nicht getroffen, ich muß über deinen Fehler lachen."

„Wo ist denn dein Herz?" fragte der Tiger.

„Wo anders als an meiner Schwanzspitze," sagte der Affe.

Da ließ der Tiger den Hals des Affen los und wollte den Schwanz packen; aber der Affe war schnell auf dem Baum und in Sicherheit.

The Orientalist II, 45.

Auch nach Afrika ist diese Fabel gelangt.

5. Variante der Suaheli.

Auf einem am Meeresstrande wachsenden Feigenbaume hatte ein Affe sein Heim aufgeschlagen. In den salzigen Wogen tummelte sich oft ein Hai, dem der Affe zuweilen die wohlschmeckenden Feigen zuwarf. Das Verhältnis des Landbewohners zu dem Wasserbewohner wurde dadurch mit der Zeit recht herzlich. Eines Tages kam der Hai wieder und lud den Affen zu einer Festlichkeit ein, die er dem Freunde zu Ehren in seiner Meeresheimat veranstalten wolle. Der Affe bestieg denn auch den Rücken des Fisches und segelte vergnügt mit ihm von dannen. Sobald aber das Land außer Sicht war, erklärte der Hai, daß er nicht die

1) Dieser Zug findet sich in einer Erzählung der Śukasaptati wieder: Textus simplicior Nr. 44 (Übers. v. Schmidt, S. 64), Handschrift A Nr. 46, Marāṭhī-Übers. Nr. 44 Übers. v. Schmidt, S. 127), Textus ornatior Nr. 54 (Übers. v. Schmidt, Stuttgart, Kohlhammer 1899, S. 129). Vgl. Mēghavijayas Auszug aus dem Pañcatantra IV, XIII (ZDMG. LVII, S. 686 f.; Deutsche Übersetzung ZVfV. 1906, S. 268).

Wahrheit gesagt habe. Nicht zu einem Feste habe er den Affen geholt, sondern um ihn zu schlachten, da der König der Haie schwer erkrankt sei und nur durch den Genuß eines Affenherzens gerettet werden könne. Der Affe sah das Kritische der Situation wohl ein, entfliehen konnte er nicht, doch er wußte Rat. Mit bedauerndem Tone erklärte er, daß er nach der Gewohnheit der Affen sein Herz an dem Feigenbaume aufgehängt habe, dem König also leider nicht helfen könne. Nach einigem Hin- und Herreden brachte ihn der Hai ans Land zurück, damit er das vergessene Herz hole. Der Affe kletterte schleunigst auf den Baum und erzählte dem Hai, als dieser nach längerem Warten zum Aufbruch trieb, eine neue Fabel, welche die Nutzanwendung bringt.

Wiener Zeitschrift für Kunde des Morgenlandes 7 (1893), 215. Aus einer Suahelihandschrift von C. G. Büttner, mitgeteilt von R. Otto Franke. Vgl. Büttner, Suaheli-Schriftstücke 1892 (Lehrb. d. Sem. f. orient. Spr. zu Berlin X), Verh. d. Berl. Ges. f. Erdkunde 1893, 147 ff. Steere, Swahili-Tales. London 1870, S. 3 ff.

Man könnte zweifeln, ob die Suaheli-Erzählung aus einer arabischen Übersetzung des indischen Fabelwerkes stamme, oder ob sie unmittelbar aus indischer Quelle genommen sei. Da aber der hinterlistige Freund des Affen in der arabischen Version die Schildkröte ist (Benfey I, 420), so ist der Hai offenbar statt des Krokodils einer indischen Vorlage eingesetzt worden, was um so leichter geschehen konnte, als die Worte für Krokodil, śiśumāra und makara, zugleich Delphin bedeuten. Es kommt hinzu, daß die Geschichte unter Steeres Erzählungen steht, unter denen noch einige andere auf indischen Ursprung zurückführen, so die vom Esel ohne Herz und Ohren. (Vgl. Wiener Zeitschr. 7, 216 und 384.) Diese findet sich ferner in Verbindung mit der Geschichte vom Affen und Haifisch — also ganz so beisammen wie im Tantrākhyāyika — bei J. Becker, La troisième expédition belge au pays noir p. 238 = La vie en Afrique (1887) 2, 247.

Bei den heutigen vielfachen Ansiedelungen von Indern an der Ostküste Afrikas haben solche Übereinstimmungen nichts Wunderbares. Es müßte sich aber um Südinder handeln. Denn im Norden ist die alte Form des Pañcatantra längst geschwunden.

III. Europäische Überlieferung.

Auch nach **Europa** ist die Fabel literarisch wie mündlich gewandert. Wir finden sie bereits in der mittelhochdeutschen Dichtung.

In einem Gedicht Bruder Werners (MSH III, 16, Nr. 26) führt ein Fisch einen Affen über einen See. In der Mitte des Wassers angekommen, verlangt er dessen Herz oder droht ihn zu ertränken. Während der Affe mit dem Fisch unterhandelt, kommt dieser zu nahe ans Ufer. Der Affe springt ans Land und entflieht. (Vgl. Liebrecht, Zur Volkskunde S. 122.)

Aus dem Buch der Beispiele der alten Weisen (Kap. VI, Hollands Ausg. S. 122 ff.) schöpfte Hans Sachs, wie er selbst angibt, den Stoff zu der Fabel: Der aff mit der schildtkröten (Fab. u. Schw. hg. von Goetze

u. Drescher 2, Nr. 347; 4, Nr. 433. Vgl. Stiefel, Nürnberger Festschrift, S. 178).

Dazu kommen drei aus dem Volksmunde aufgezeichnete Versionen.

1. Aus Rußland (Moskau).

Es war einmal ein König der Fische, dem es an Weisheit fehlte. Seine Räte sagten ihm, wenn er das Herz eines Fuchses essen würde, würde er weise werden. Da schickte er eine Gesandtschaft, bestehend aus Walfischen und anderen Großen seines Reiches. „Unser König möchte deinen Rat in einer wichtigen Angelegenheit hören." Der Fuchs willigte geschmeichelt ein. Ein Walfisch nahm ihn auf den Rücken.

Auf dem Wege, als die Wellen ihn schon benetzten, fragte er, was man denn eigentlich von ihm wolle. Sie sagten, ihr König wolle sein Herz essen, dadurch hoffe er, klug zu werden. „Warum habt ihr mir das nicht vorher gesagt?" fragte er. „Ich würde für eine so wertvolle Sache gerne mein Leben opfern. Aber wir Füchse lassen unser Herz immer zu Hause. Tragt mich zurück, damit ich es holen kann, euer König könnte sonst zornig werden." Also trugen sie ihn zurück. Sobald er in die Nähe des Ufers kam, sprang er an's Land und rief: „O, ihr Narren, habt ihr je gehört, daß ein Tier sein Herz nicht bei sich hat?" und machte sich davon. Die Fische mußten ohne ihn zurückkehren.

Cowell, vol. II, Nr. 208, S. 110 ff., Anm. Um 1860 aufgezeichnet.

2. Fabel der transsilvanischen Zigeuner.

An einem großen Flusse stand einmal ein großer Nußbaum, auf diesem wohnte ein Eichhörnchen, unten im Flusse aber wohnte ein großer Fisch, der oft zum Nußbaum kam und das Eichhörnchen um Nüsse bat. Das Eichhörnchen warf dann Nüsse in den Fluß, und der Fisch trug sie ins Wasser hinab zu seiner Frau, die sie sehr gerne aß.

Einmal sprach die Frau zu ihrem Mann: „Höre, das Fleisch des Eichhörnchens wird wie Nüsse schmecken.[1]) Geh und bringe das Eichhörnchen, ich will es essen."

Der Fisch wollte nicht und sprach: „Das Eichhörnchen habe ich lieb und will nicht, daß es sterbe." Da wurde seine Frau zornig und sprach: „Ich weiß, daß du das Eichhörnchen liebst, denn es ist ja auch ein Weib, ich weiß, daß du bei ihm schläfst.[2]) Darum will ich, daß du es mir bringest."

Da ging der Fisch zum Eichhörnchen und sprach zu ihm: „Liebe, komm zu mir in mein Haus. Ich trage dich auf meinem Rücken hin; du wirst dann im Wasser nicht ertrinken.[3]) Komm, wir haben gutes Essen." Das Eichhörnchen stieg also auf den Rücken des Fisches, und als sie auf dem Wasser waren, sprach der Fisch: „O, du Arme! du wirst sterben, denn meine Frau will dich essen." Da erschrak das Eichhörnchen und sprach: „Mein Herz ist nicht bei mir, es ist oben am Nußbaum, und ohne Herz kann ich nicht sterben; darum fürchte ich mich nicht."

Nun sprach der Fisch: „Ich trage dich wieder zum Nußbaum! Geh und bringe dein Herz, denn meine Frau will, daß du sterbest." Hierauf trug er das Eichhörnchen zurück. Dies sprang auf die Erde, lief davon und sprach: „Warte, du

1) Vgl. textus simplicior des Pañcatantra. Oben S. 16. 2) Vgl. Tantrākhyāyika.
3) Vgl. Textus simplicior.

dummer Fisch! Warte, mich wirst du nicht wiedersehen!“ Und der dumme Fisch kam ohne das Eichhörnchen zu seiner Frau, die ihn ordentlich durchprügelte.

H. v. Wlislocki, Ethnol. Mitt. aus Ungarn 1, 1887, Nr. 2, S. 166.

Der Fisch ist bei den Zigeunern das Sinnbild der Dummheit. „Dumm wie ein Fisch, klug wie ein Fuchs“ lautet ein zigeunerisches Sprichwort. Welches die unmittelbare Quelle dieser Fabel ist, läßt sich nicht angeben; vermutlich haben sie die Zigeuner aus ihrer indischen Heimat mitgebracht und im Laufe der Zeit die Affen in ein Eichhörnchen umgewandelt (zigeunerisch kápiká = Eichhörnchen, altindisch kapi = Affe).

3. Fabel der siebenbürgischen Szekler.

Wo es war, wo es nicht war, wo es gut war, während es nicht schlecht war, dort war ein modriger Eichbaum, auf dessen Wipfel ein Adler wohnte mit seiner lieben Gemahlin, und unten im Eichbaum hauste in einem Loch eine herrenlose Katze. Lange Zeit hindurch lebten in guter Freundschaft die Katze und der Adler samt dessen Gattin. Wenn die Adler von ihrem Heim wegflogen, bewachte die Katze unterdessen die Adlerjungen; wenn aber die Katze ausging auf die Wiesen und Felder, um Mäuse zu fangen, so bewachten die Adler deren Häuschen, damit es kein anderes Tier einnehme. Und wenn dann die Katze Mäuse nach Hause brachte, teilte sie sie stets mit den Adlern; denn diese aßen sehr gerne Mäusefleisch. — Einmal war's, wo's nicht war, genug dazu, es geschah, daß des Adlers teure Gattin also sprach zu ihrem Gemahl: „Uns ist es eine Schande fürwahr, wenn wir als Adler Mäuse fangen! Aber auch das ist wahr, daß ich das Mäusefleisch außerordentlich gern habe. Unser Nachbar dort unten ißt Tag für Tag Mäusefleisch, und ich glaube, daß sein Fleisch ganz nach Mäusen schmecken kann. Ich bitte dich, erwisch unsern Nachbar und flieg mit ihm auf irgendeinen hohen Berg; ich werde dir bald nachfliegen, und dann verzehren wir den Nachbar. Ich mag mich auch einmal an Mäusefleisch satt essen.“ Hei! aber ihr Gemahl wollte davon nichts wissen, schließlich mußte er aber doch zur Katze hinabfliegen, zu der er also sprach: „Lieber Kamerad, ich bringe eine gute Nachricht. An der Grenze Bulgariens weiß ich eine Stelle, wo so viele Mäuse sind wie Würmer. Wenn du willst, so kriech auf meinen Rücken, und ich trage dich hin.“

Die Katze willigte ein, kroch auf des Adlers Rücken, und dieser flog mit ihr davon, während seine liebe Gattin ihnen in der Ferne nachfolgte.

Als sie schon weit geflogen waren, sprach der Adler: „Hei! lieber Kamerad, wie bedaure ich dich! Nicht wirst du mehr Mäusefleisch essen, denn meine Frau will, daß ich dich umbringe, damit sie dich verzehre; denn dein Fleisch wird gleich dem der Mäuse schmecken.“ Da erschrak die Katze, aber sie faßte Mut und sprach: „Lieber Freund, du hast schlecht getan, daß du es mir nicht früher gesagt hast, als wir über jenen hohen Wald flogen. Denn dort liegt mein Herz verborgen, und dies ist der beste Bissen an mir. Ich weiß, daß es deiner Frau gut bekommen würde!“

Schnell machte der Adler kehrt und begegnete im Fluge seiner Frau, der er die Worte der Katze mitteilte. Na, die Frau brauchte eben nur noch das zu hören! Sie ließ durch ihren Gemahl die Katze an den Rand eines großen Waldes tragen, wo sie sich niederließen und zur Katze sagten: „Kamerad! Laufe und bring' uns dein Herz.“ — „Zum Nachtmahl kehre ich damit zurück,“ versetzte die Katze und lief und lief und lief in den großen Wald hinein, und wenn sie nicht stehen geblieben ist, so läuft sie auch noch heutigen Tags.

Ebd. S. 166.

Zu unterscheiden von der soeben behandelten Fabel ist eine zweite, in der die Schildkröte den Affen überlistet.

Aus Celebes.

Der Affe und die Schildkröte schlossen einstmals Freundschaft; dann gingen sie beide fort, und jeder pflanzte einen Bananenbaum. Der, welchen der Affe gepflanzt hatte, gedieh nicht und starb bald ab; aber der der Schildkröte schlug gut ein, wurde von ihr gebührend gepflegt, wuchs und trug Früchte. Als diese reif waren, sprach die Schildkröte zum Affen: „Lieber Freund, klettere bitte hier hinauf, ich kann es nicht.“ Der Affe kletterte auf den Bananenbaum, pflückte die Früchte ab und fraß sie. „Laß mir auch noch einige übrig,“ sprach die Schildkröte. Der Affe erwiderte, er wolle nur erst kosten. Als aber die Schildkröte sah, daß der Affe alle Bananen für sich nahm, begann sie den Rasen und die Kräuter um den Baum auszurupfen und ließ Unrat an dem Platze zurück. Dann pflanzte sie Stechpflanzen und bat den Affen um Blätter von dem Bananenbaum. Er warf einige herab, die Schildkröte sammelte sie und benutzte sie, um die Dornen zu verbergen. Als nun der Affe wieder herabspringen wollte und er die Schildkröte fragte, wo er es am besten könnte, gab sie ihm die Stelle an, wo die Stechpalme mit den Blättern des Bananenbaumes stand. Der Affe sprang gerade in die spitzigen Dornen hinein, verwundete sich und starb. Als die Schildkröte sah, daß der Affe tot war, nahm sie seine Knochen und machte Kalk daraus.

Eines Tages kamen einige Affen dort vorüber und fragten die Schildkröte, wo ihr Freund sei. Sie gab ihnen Betel zu kauen, den sie aus dem Kalk gemacht hatte, und als sie fort waren, rief sie hinter ihnen dreimal her, daß sie die Knochen des Affen gegessen hätten. Sie kehrten um und wollten die Schildkröte verbrennen. Als diese damit einverstanden war, beschlossen sie, sie in den See zu werfen. Als die Affen sahen, daß sie darüber jammerte, nahmen sie sie und warfen sie hinein. Als aber die Schildkröte im Wasser war, rief sie den Affen zu: „Ich habe euch angeführt; hier ist ja meine Wohnung.“

Da schlossen die Affen einen Bund mit dem Dang-kou (anoa depressicornis) und überredeten ihn, den See auszutrinken und die Schildkröte zu fangen. Dieser tat es, und die Affen traten in den Sumpf, um die Schildkröte zu suchen. Da sprach diese zur Krabbe: „Der See ist von dem Dang-kou ausgetrocknet; ich bitte dich, stich ihn in den Bauch, um ihn zu verwunden.“ Da stach ihn die Krabbe so stark, daß sein Bauch durchbohrt wurde und das Wasser herauslief, wie bei einer Überschwemmung. Der Dang-kou kam um, und die Affen ertranken alle zusammen. Darum tragen die Krabben noch heute auf dem Rücken ein Bild, wie einen Abdruck, der von dem Dang-kou markiert war, als er getötet wurde.

Revue des trad pop. 14, 547. Nach dem engl. Text von Kern, Actes du VIII. Congrès international des Orientalistes, IV. partie, section V (1892), p. 18—20.

2. Kapitel.

Die Teerpuppe.

In der Erzählung vom Affen und Krokodil, wie sie im Tantrākhyāyika vorliegt, sucht das Krokodil den Affen dadurch zu überlisten, daß es ihm als Gegenleistung für die ihm gewährten Wohltaten süße Früchte und drei Äffinnen verheißt. Es rechnet mit der bekannten Sinnlichkeit des Affen

und dem Umstande, daß der alternde Affe durch einen jüngeren Rivalen von seiner weiblichen Umgebung verdrängt worden ist.

An diese Einzelheit erinnert eine Erzählung in Hēmacandras Pariśiṣṭaparvan II, 720ff. „Der Eingang erzählt gleichfalls," wie Hertel Tantrākhyāyika 1, 89 angibt, „von einem alten Affenkönig, der aus der Mitte seiner Äffinnen von einem jüngeren Rivalen vertrieben wird. Er findet dann aus einem Felsen rinnendes **Erdharz**, hält es für Wasser, sucht zu trinken und **bleibt mit Mund, Händen und Füßen**, welche die fünf Sinne symbolisieren, **daran kleben**. (Wortlaut in Hertels Übersetzung von Hemacandras Pariśiṣṭap. II, 720.) Die Geschichte wird erzählt, um darzutun, daß man sich des Geschlechtsgenusses enthalten soll, und die in Str. 745 gegebene Lehre lautet: „Und so kann ein törichtes körperhaftes Wesen, wenn es zunächst auch nur auf Befriedigung der Zungengelüste bedacht ist, sich bald mit allen fünf Sinnesorganen in die dem Erdharze gleichenden Weiber versenken und zugrundegehen."

Es ist klar, daß der Affe auch hier durch seine — allegorisch dargestellte, aber dann dem eigentlichen Sinne nach erläuterte — Geilheit zugrundegeht. Bemerkenswert ist aber, daß diese Variante nicht, wie das Tantrākhyāyika, aus Kaschmir, sondern aus der Gegend stammt, in der dessen textus simplicior zu Hause ist, nämlich aus Gujarat. Und im textus simplicior fehlt am Anfang die Vertreibung und späterhin die Spekulation auf die Sinnlichkeit, sie ist durch eine Einladung in das Haus des Krokodils ersetzt (vgl. oben S. 16). Ein innerer Zusammenhang zwischen den beiden Erzählungen von sinnlichen Affen braucht daher nicht vorzuliegen; die Übereinstimmung in den Anfängen beweist jedenfalls nicht, daß die darauffolgende Geschichte vom anklebenden Affen etwa als Umbildung der Geschichte im Tantrākhyāyika anzusehen ist.

Wie dem auch sei, — was uns diesen Stoff recht eigentlich erst interessant macht, ist gar nicht die Frage nach dem Verhältnis zwischen den beiden Quellen, sondern die Frage nach deren Fortleben in der Märchen- und Sagentradition der Völker. Wie die Erzählung von dem Affen und dem Krokodil, so ist auch die von dem anklebenden Lüstling zu weiter Verbreitung gelangt.

I. Aus Ceylon.

Wir beginnen mit zwei Formen aus Ceylon, die freilich einen wesentlichen Unterschied von der alten Quelle aufweisen. Statt der sinnlichen Gier ist feindliche Bedrohung die Ursache des Anklebens.

1. Das Pāli-Jātaka Pañcāvudha (Nr. 55).

Vor Zeiten, als in Benares Brahmadatta regierte, ward der Bōdhisatta [Sskt. Bōdhisattva = der künftige Buddha] im Schoße der Hauptgemahlin desselben wiedergeboren. Am Tage seiner Namengebung schenkten die [Eltern] achthundert Brahmanen, was ihr Herz begehrte, und fragten sie nach den Körperzeichen [des

Prinzen]. Als die der Körperzeichen kundigen Brahmanen sahen, daß er glückliche Körperzeichen besaß, erklärten sie: „Der Prinz, o Großkönig, ist im Besitze [in der vorigen Existenz getaner] guter Werke; darum wird er nach deinem Tode die Königsherrschaft erlangen und bekannt durch seine [meisterhafte] Handhabung der fünf Waffen[1]) (Pañcāvudha, Sskt. Pañcāyudha), wird er berühmt und auf der Jambū-Insel[2]) der größte [mächtigste] Mann werden." Als sie die Rede der Brahmanen gehört hatten und nun einen Namen wählten, gaben sie dem Prinzen den Namen Pañcāvudha [„fünfwaffig"]. Nachdem der Prinz verständig geworden war und etwa das 16. Lebensjahr erreicht hatte, redete der König zu ihm und sprach: „Mein Sohn, lerne die [Waffen-]Kunst." — „Bei wem, Majestät, soll ich sie lernen?" — „Geh, mein Sohn, und lerne sie im Königreich Gandhāra in der Stadt Takkasilā (Sskt. Takṣaśilā)[3]) bei dem besten Lehrer der Welt [oder: bei dem weltberühmten Lehrer]; und das gib jenem Lehrer als Lehrgeld." Mit diesen Worten gab er ihm tausend [Goldstücke] und sandte ihn fort. Der [Prinz] ging hin, lernte die Kunst, nahm die fünf Waffen, welche sein Lehrer ihm schenkte, verabschiedete sich von ihm, verließ die Stadt Takkasilā und machte sich, gerüstet mit seinen fünf Waffen, auf den Weg nach Benares. Unterwegs gelangte er in einen Wald, in welchem der Yakkha[4]) Silēsalōma (Sskt. Śleṣaloman, wörtlich: „**Klebhaar**", d. i. klebendes Haar besitzend) hauste. Als die Leute den [Prinzen] am Eingang des Waldes sahen, suchten sie ihn darum zurückzuhalten: „Geh nicht in diesen Wald, guter Mann. Da drin ist ein Yakkha namens Silēsalōma, der bringt alle Menschen um, sobald er sie nur sieht. Der Bōdhisatta dachte über sich selbst nach und ging trotzdem wie ein furchtloser Mähnenlöwe in den Wald hinein. Als er in die Mitte des Forstes gekommen war, nahm der Yakkha die Größe einer Fächerpalme an; sein Kopf war so groß wie ein Türmchen, seine Augen so groß wie Blätter [oder: Almosenschalen]. Zwei Reißzähne hatte er sich so groß wie Knollen und Knospen[5]) gestaltet. Er hatte einen Falkenschnabel, einen gefleckten Bauch, und dunkelblau [oder: schwarz] waren seine Hände und Füße. So zeigte er sich dem Bōdhisatta und rief ihm zu: „Wohin gehst du? Steh! Du bist meine Speise!" Da sagte der Bōdhisatta zu ihm: „Yakkha, ich habe erst über mich selbst nachgedacht, bevor ich hierhereingekommen bin. Sieh dich vor, wenn du auf mich losgehen willst. Mit einem vergifteten Pfeil will ich dich durchbohren und auf der Stelle niederstrecken." Nach dieser Drohung legte er einen Pfeil auf, der Halāhala[6])-Gift getrunken hatte, und schoß ihn ab. Dieser aber klebte an den Haaren des Yakkha fest. Da sagte der Prinz: „Einen andern!", und so schoß er fünfzig Pfeile ab. Aber sie alle klebten nur an seinen Haaren. Der Yakkha schüttelte alle diese Pfeile ab, so daß sie ihm nur vor die Füße fielen, und ging auf den Bōdhisatta los. Da drohte ihm der Bōdhisatta wieder, zog sein Schwert und hieb auf ihn ein. Aber das 33zöllige Schwert klebte nur an des Yakkha Haaren. Darauf stach er ihn mit seinem Speer; auch dieser klebte nur an den Haaren. Als der Prinz merkte, daß er festklebte, schlug er mit der Keule zu; auch diese klebte nur an den Haaren. Als er

1) Schwert, Speer, Bogen, Keule, Schild.

2) Der mittelste Kontinent, dessen Südspitze Indien bildet und in dessen Mitte ein großer Jambū-(Rosenapfel-)Baum steht.

3) Das *Τάξιλα* der Griechen.

4) Sskt. Yakṣa, eine Art niederer Gottheiten, die meist den Menschen feindlich sind.

5) Text richtig? Die Form der Zähne wird auch im Sanskrit mit Knospen verglichen.

6) Das stärkste Gift des Todes.

merkte, daß sie festklebte, rief er: „He, Yakkha, hast du noch nicht von mir, dem Prinzen Pañcāvudha, gehört? Ich bin in den Wald, in dem du hausest, nicht gegangen, weil ich bei meinem Eintritt über meinen Bogen und meine andern Waffen nachgedacht hätte, sondern nur, nachdem ich über mich nachgedacht hatte. Jetzt will ich dich niederschlagen und zu Staub und Stäubchen zerschmettern.“ So zeigte er seinen Entschluß, stieß einen Schlachtruf aus und schlug mit der rechten Hand auf den Yakkha. Aber die Hand blieb nur an den Haaren kleben. Er schlug mit der linken Hand; auch diese blieb kleben. Er schlug mit dem rechten Fuße; auch dieser blieb kleben. Er schlug mit dem linken Fuße; auch dieser blieb kleben. Da schlug er ihn mit dem Kopfe und rief: „Ich will dich zu Staub und Stäubchen zerschmettern!“ Auch der Kopf blieb nur an den Haaren kleben.

So fünffach haftend, an fünf Stellen gefesselt hängend, war der [Prinz] noch immer ohne Furcht und Zagen. Da dachte der Yakkha: „Das ist ein Mann- [wie ein] Löwe, ein hervorragender Mann, kein gewöhnlicher Mann. Sogar wenn er von einem Yakkha wie ich gepackt worden ist, wird er nicht einmal zittern. So lange ich [auf] diese[r] Straße [die Wanderer] töte, habe ich noch nie einen solchen Mann gesehen. Woher mag es kommen, daß er sich nicht fürchtet?“ Da er es also nicht wagte, ihn zu verzehren, fragte er ihn: „Wie kommt es, Mensch, daß du dich nicht vor dem Tode fürchtest?“ — „Aus welchem Grunde, Yakkha, soll ich mich fürchten? In einem Dasein [jeder Existenz] ist ein unvermeidliches Sterben. Außerdem befindet sich in meinem Leibe eine Blitzwaffe.[1]) Wenn du mich verzehren wolltest, würdest du diese Waffe nicht verdauen können. Sie würde deine Eingeweide Stück für Stück zerschneiden und dein Leben vernichten. So würden wir beide umkommen. Aus diesem Grunde fürchte ich mich nicht.“ Dies sagte der Bōdhisatta mit Bezug auf die Waffe des Wissens, die sich in ihm befand. Als der Yakkha das gehört hatte, dachte er: „Dieser Mensch sagt nur, was wahr ist. Mein Bauch würde von dieses Mannlöwen Körper nicht einmal ein Fleischstück verdauen können, welches auch nur so groß wie eine Bohne ist. Ich will ihn loslassen.“ Und so, von Todesfurcht geschreckt, ließ er den Bōdhisatta los und sprach zu ihm: „Mensch, du bist ein Mannlöwe. Ich werde dein Fleisch nicht verzehren. Geh jetzt, nachdem du heute aus meiner Hand wie der befreite Mond aus Rāhus[2]) Rachen befreit worden, und erfreue [durch deine Ankunft] alle deine Verwandten und Freunde!“ Da sagte der Bōdhisatta zu ihm: „Yakkha, ich will also gehen. Du aber bist als ein schrecklicher, rothändiger Yakkha wiedergeboren worden, welcher das Fleisch und das Blut anderer verzehrt, weil du schon in einer früheren Existenz Böses getan hast. Wenn du nun hier bleibst und weiter Böses tust, wirst du von Finsternis in Finsternis gehen. Doch von dem Augenblick an, an dem du mich gesehen hast, ist es unmöglich, daß du wieder Böses tust. Die Tat des Mordes veranlaßt eine Wiedergeburt in der Hölle, oder als Tier, oder im Reich der Manen, oder auch in einem Asura[3])-Leibe [oder: unter der Menge der Asura]. Tritt aber doch Wiedergeburt unter den Menschen ein, so führt [der Mord] zu kurzer Lebensdauer.“ In dieser und ähnlicher Weise erläuterte er ihm die schlimmen Folgen der fünf Sünden, die guten Folgen der fünf Tugenden,

1) Der Blitzstrahl ist Indras Waffe. Er gilt als fest wie Diamant.

2) Der Dämon, welcher Sonne und Mond verfolgt und sie verschlingt, wodurch die Finsternisse entstehen. Die betreffende Sage wird in den „Indischen Natursagen“ gebracht werden.

3) Böse Dämonen.

machte dem Yakkha mit verschiedenen Gründen bange, unterwies ihn in der [buddhistischen] Religion, überzeugte ihn, brachte ihn zur Selbstverleugnung, festigte ihn in den fünf Tugenden, wies ihm als Aufenthalt diesen Wald an und machte ihn darin zu der Gottheit, die zur Entgegennahme von [Speise-]Opfern berechtigt war, ermahnte ihn sorgfältig, verließ den Wald, berichtete [alles] am Waldessaum den Leuten, ging mit seinen fünf Waffen gerüstet nach Benares, sah dort Mutter und Vater, ward später in das Reich [als König] eingesetzt, führte pflichtgemäß seine Herrschaft, spendete Almosen und tat andere gute Werke und ging [schließlich nach seinem Tode] an den Ort, den ihm seine Taten bestimmt hatten.

Die Übersetzung verdanke ich wiederum der Güte des Herrn Joh. Hertel.

2. Aus dem Tale des Indus.

. . . Der Bauer (farmer) machte eine **Wachspuppe** in der Größe eines kleinen Kindes, legte sie in ein Grab, bedeckte sie mit Blättern und legte sich in den Hinterhalt. Nach Sonnenuntergang kam der Schakal des Weges, sah, daß die Erde zerwühlt war, und sagte sich: „Hier haben sie einen begraben.“ Darauf kratzte er die Erde weg. Allmählich blieb eine seiner Pfoten im Wachs stecken, und er konnte sie nicht wieder frei bekommen . . .

Indian Antiquary 29, 400.

Dieser Stoff ist gleich manchem andern indischen Stoffe nach Afrika gewandert, wo er bei so manchen unterhaltungsbedürftigen und für Humor empfänglichen Negern Heimatsrecht gewann. Von da zog er mit dem Sklavenhandel nach Amerika und setzte sich auch unter den Indianern fest. Auch über die Beringsstraße scheint er in den neuen Erdteil gewandert zu sein. So viele Veränderungen er im einzelnen dabei erlitt, der Angreifer zeigt im wesentlichen immer das gleiche Verhalten. Auch die alte Sinnlichkeit, die in den vorigen beiden Varianten verschwunden war, bleibt ihm vielfach erhalten. Verändert ist dagegen die Verwechslung des Erdharzes mit dem Wasser und die Allegorie, daß das Erdharz den Weibern und der Durst dem Gelüst nach ihnen gleiche. Das Bedürfnis nach konkreter Anschauung schuf ein geschnitztes, mit Harz oder Teer beschmiertes Mädchenbild, das die Begierde eines Tieres wachruft. Ganz klar ist freilich das Motiv der Sinnlichkeit selten (vgl. besonders das Märchen aus Angola, wo Hase und Affe förmlich um das Mädchen werben, und das Indianermärchen, wo der Nerz die harzige Fichte heiratet). Es wurde verdunkelt und mußte verdunkelt werden, als ein neues Motiv in die Handlung hineinkam, nämlich dies, daß das später anklebende Tier zur Strafe für ein Vergehen gefangen werden soll. Nunmehr ahnt das Tier eine Gefahr, es glaubt sich beobachtet und fährt auf den scheinbaren Feind los, der da so schweigsam und regungslos dasteht. Indes scheint die Figur des Hasen, der nicht minder sinnlich ist als der Affe, auf Zusammenhang mit dem alten Motiv hinzuweisen. Bemerkenswert ist, daß der Affe bei Hēmacandra Wasser zur Stillung seines Durstes sucht und daß in afrikanischen Fassungen die Tiere einen Brunnen graben. Anstatt eines gut verbindenden Motives genügte später die rein

äußerliche Zusammenstellung von Teerpuppe und Brunnen. Weitere Unterschiede beruhen auf Hinzufügung neuer Motive. So ist im folgenden Märchen die Spinne als das zauberkundige dämonische Wesen dargestellt, als das sie im mittleren Westafrika allgemein angesehen wird. Das nötigte zu besonderer Ausgestaltung der Geschichte.

II. Aus Afrika.

3. Aus Westafrika.

Spinne (männlich!) lebt auf einer Farm mit seiner Frau und seinen Kinderchen. Dies Jahr ging's gut mit der Farm o! und es gibt so viel Reis, aber da Spinne niemals genug zu essen bekommen kann, gönnt er nicht einmal Frau und Kindern etwas. Er denkt sich also etwas aus, daß sie ihn in der Farm allein zurücklassen sollen. [Der größeren Sicherheit halber schliefen die Leute nicht auf den Farmen, sondern im Dorf, und Spinne will also nachts allein auf der Farm sein, wenn alle im Dorf sind.] Er sagt zur Frau: „Wenn ich mal sterbe, mußt du mich nahe am Farmhaus begraben.“ Als er das gesagt hat, da dauert's auch nicht lang, Spinne wird krank, sein Kopf tut wirklich so, so weh. Er kann nichts mehr essen. Er sagt, die Krankheit hat ihn fest gepackt. Nach kaum drei Tagen stirbt Spinne. Die Frau und die Kinderchen und all die anderen Leute weinen um ihn. Sie begraben ihn nahe beim Farmhaus, wie er es gesagt hatte. Die Frau nimmt ihre Kinder und geht ins Dorf, nur manchmal arbeitet sie auf der Farm. Ehe sie ins Dorf geht, läßt sie immer viel Reis, Fisch, Palmöl, Pfeffer und alles, was man zum Kochen braucht, zurück. Wenn alle fort sind, steht Spinne leise aus dem Grab auf, geht in das Farmhaus, nimmt den Topf, wäscht ihn, setzt ihn aufs Feuer und kocht viel Reis, dann holt er den Fisch und nimmt sich genug. Also ißt er all dies, bis der erste Hahn kräht. Grad wenn der Hahn kräht, geht Spinne ins Grab und legt sich leise wieder hin. Nun kommen die Leute — als sie den Reis kochen wollen, ist aber nur ein ganz kleines Bißchen da. Niemand weiß, wer ihn genommen hat. So treibt es Spinne eine ganze Woche lang: wenn die Leute nach Hause gehen, kommt Spinne aus dem Grab. Die Leute wissen gar nicht, was sie tun sollen, bis jemand sagt: „Ihr müßt zum Seher gehen. Wenn er auf die Erde sieht, kann er sagen, wer so etwas tun kann.“ So gehen sie zum Seher. Der sieht auf die Erde und sagt: „Wenn ihr den fangen wollt, der euch diesen Streich gespielt hat, dann müßt ihr viel „Wachs“ (vom Baume chockooh, eine sehr zähe Masse) holen und davon ein junges Mädchen machen, und dies Mädchen müßt ihr in eine Ecke des Hauses setzen.“ Das tun sie, und Spinne weiß nichts von alledem. Als die Leute gegangen sind, kommt er leise heraus, wie er es immer getan hat. Er holt den großen, großen Topf und setzt ihn aufs Feuer. Er holt den Reis, er kocht den Reis, dann nimmt er den Topf weg und stellt ihn auf die Erde. Nun holt er einen kleineren Topf und sieht nach, ob wohl Fisch da ist, er findet auch etwas. Den Fisch kocht er sehr schön und macht Suppe daraus und setzt sie neben den Reis. Dann holt er sich den Teller, wäscht ihn, aber er findet keinen Stocklöffel und nimmt sich einen Feuerbrand, um den Löffel zu suchen. Dabei sieht er die Wachspuppe. „Eh! eh!“ ruft er. „Du bist die ganze Zeit hier gewesen und läßt mich erst den Reis kochen und dann die Suppe? Du kommst nicht einmal her, um mir zu helfen?“ Das Ding redet nicht. „Da ich nun einmal fertig bin, so mach' und trag den Reis auf, daß wir essen können.“ Als das Ding wieder nicht antwortet, sagt Spinne: „Wie kannst du so was tun!

Ich rede hier, und du hörst doch, was ich sage. Ich sage dir jetzt, du mußt den Reis holen, daß wir essen können.“ Das Ding antwortet wieder nicht, da holt Spinne mit der Hand aus. Als die Hand trifft, bleibt sie stecken, da sagt er: „Du hältst mich fest, weil ich dich nicht mit beiden Händen schlage?“ Da schlägt er mit der andern Hand, sie bleibt auch kleben, und er ruft: „Eh, eh, laß mich jetzt. Du willst den Reis nicht holen, soll ich ihn selber holen? Denkst du vielleicht, ich spiele hier, und darum tust du so? Du bringst mich dazu, daß ich dich mit dem Fuß stoße.“ Er stößt — und der Fuß bleibt kleben. „Ich werde dich noch mit dem anderen Fuß stoßen.“ Und er stößt auch mit dem anderen Fuß — der bleibt wieder kleben. „Eh, eh, läßt du mich nicht los, so stoße ich mit dem Kopf.“ Und er pufft mit dem Kopf aufs Wachs. „Läßt du mich nicht los, so stoße ich noch mit der Brust.“ Und er pufft auch mit der Brust aufs Wachs. Als Spinne nun sieht, daß er ganz fest ist, fängt er an, ganz leise zu reden, zu bitten, o! so zu bitten: „Laß mich los, o bitte, laß mich bald los!“ Wie er auch bittet, das Ding sagt kein Wort, es steht nur da. Spinne dreht sich und dreht sich und versucht loszukommen, aber je mehr er sich bewegt, desto mehr bleibt er stecken. Seine Frau kommt aus der Stadt, sieht Spinne und sagt: „Ah Freund, das hast du all die Zeit getrieben! So hast du nur gesagt, du stirbst, um all den Reis zu nehmen? Nun, ich werde dich sicher nicht losmachen. Du kannst da stehen bleiben.“ Spinne muß da stehen bleiben, bis all die Leute aus dem Dorf kommen — **die prügeln ihn** aber! Als Spinne nun so an der Wachspuppe klebte und alle ihn schlugen, **da wurde er so platt, wie er noch heute ist**. Das war seine Strafe. Fertig ist die Geschichte.

Cronise-Ward, Cunnie Rabbit, Mr. Spider and the other Beef, S. 101.

A. Erweiterung durch das Motiv des glücklichen Entkommens.

4. Märchen der Basumbwa (Ostafrika).

Das Kaninchen (Kalulu) frißt von einem Feld. Der Eigentümer schnitzt ein Mädchen aus Holz und beschmiert es mit Harz (gum). Das Kaninchen bleibt hängen und wird ergriffen. Es schlägt vor, gekocht zu werden. Die Leute entfernen sich, und es springt aus dem noch nicht heißen Wasser heraus. Ein Kind sollte es bewachen, es nimmt dessen Gestalt an und läßt die Leute das Kind essen. Zuletzt ruft es ihnen die Wahrheit zu und entflieht. Es flieht in ein Loch, wird beim Schwanz ergriffen, ruft ihnen zu, sie hielten eine Wurzel, und kommt so los. Einer wird dagelassen, um vor dem Loch Wache zu halten; das Kaninchen wirft ihm Sand in die Augen und entkommt. Folgen weitere Streiche.

Folklore 10, 285.

5. Märchen der Bari (Centralafrika).

Der Hase begegnete im Walde dem Fuchs. Beide suchten nun Baumfrüchte. Der Baum aber gehörte einem andern Herrn. Als dieser kam, die Früchte des Baumes zu pflücken, fand er deren wenige. Er glaubte, Diebe hätten sie gestohlen; diese wollte er nun fangen, wenn sie wieder kämen. Er formte also eine Mädchenfigur aus Harz und stellte sie auf den Baum hinauf. Des Nachts kamen Hase und Fuchs wieder, um Früchte zu fressen. Sie sahen das Mädchen auf dem Baume. Der Hase stieg hinauf; allein das Mädchen war ganz still. Der Hase schlug auf das Mädchen, allein seine Pfoten blieben am Harze kleben. Dann schrie er: „Laß

mich los! laß mich los!“ Allein das Mädchen ließ ihn nicht los. Dann rief er den Fuchs zu Hilfe. Nun stieg auch der Fuchs hinauf; allein auch er blieb kleben. [Am andern Morgen kommt der Eigentümer und prügelt beide; da der Hase sich tot stellt, gelingt es ihm zu entkommen; der Fuchs wird zu Tode geprügelt.]

Mitterrutzner, Die Sprache der Bari, S. 13.

6. Märchen der Ba-Ronga.

Der Hase macht falschen Kriegslärm und benützt ihn dazu, die Erdnüsse des Dorfes zu fressen. Um ihn zu fangen, machen die Dorfleute eine klebende Frau. Der Hase macht wieder Alarm — die Frau flieht nicht. Er geht auf sie los, bleibt an ihr hängen und wird gefangen. Dann verlangt er auf dem Rücken des Anführers getötet zu werden, allein dieser wird getötet, der Hase entkommt.

Folklore 10, 285. Aus Junot, Contes des Ba-Ronga.

7. Aus Angola.

Der Leopard hatte einen „muzondo“ gepflanzt. **Affe** und **Hase** fressen davon. Er versucht sie zu fangen. Zuletzt bekommt er folgenden Rat: „Geh in den Wald und haue kleine Bäume ab, um sie zu schnitzen. Wir wollen Figuren machen, Figuren von Mädchen, mit Augen, Brust, Ohren, Nase, Mund. Du mußt ihre Ohren durchlöchern und Ohrringe anhängen, du mußt Perlen und Rotholz (red wood) holen, du mußt sie mit Rotholz beschmieren, du mußt Harz vom wilden Feigenbaum nehmen und auch darauf schmieren und mußt auch kleine Stricke bringen. . . . Dann mußt du auf den Baum klettern und die Gestalten hinaufsetzen. Verbirg dich dann mit den kleinen Stricken unter einem Busch und warte auf Affe und Hase . . .“ Diese kommen, und der Hase sagt: „Komm, Freund Affe, sieh die Mädchen, die dort auf dem Baum sind.“ Der Affe sagte: „Wie geht es euch, ihr Mädchen?“ Sie blieben stumm. „Schämt ihr euch?“ Sie blieben stumm. „Seid ihr hungrig?“ Sie blieben stumm. Da fragte der Hase: „Freund, was hast du zu Hause?“ Der Affe sagte: „Ich habe ein Schaf. Und was hast du?“ „In meinem Haus habe ich ein Wildschwein.“ „So laß uns gehen, Freund.“

[Sie gingen nach Hause und brachten das Fleisch für die Mädchen, hielten sie für schüchtern und gingen fort, damit sie essen könnten. Der Leopard kommt und frißt alles.]

Der Hase sagt: „Sieh, Freund Affe, die Mädchen haben gegessen.“ Sie nehmen die leeren Sachen fort und bringen sie nach Hause. Der Affe holt sein Banjo. Dann spielen sie und tanzen und rufen: „Kommt, Mädchen, und laßt uns tanzen.“ Aber die Mädchen wollen nicht. Der Affe tanzt, der Hase spielt Banjo. Der Affe springt zu den Mädchen, stößt sie mit dem Bauch (wesentlicher Teil des Negertanzes), da bleibt er am Harz kleben und ruft: „Freund, komm, das Mädchen hält mich!“ Der Hase wirft das Banjo fort, will schlagen und bleibt kleben. „O weh, Kamerad, wir sind fest!“

[Der Leopard kommt, fängt beide, gibt sie seiner Frau zum Töten, geht zu einem Begräbnis. Affe und Hase sagen der Frau, sie sollten zum Begräbnis nachkommen. Sie verkleiden sich als Soldaten und lassen den Leopard binden und mißhandeln ihn. Als sie ihn so überlistet haben, laufen sie fort, aus Angst vor dem Leopard.] **Seitdem schläft der Hase immer im Busch, der Affe auf dem Baum, und der Leopard hat noch Flecken von der Mißhandlung.**

Chatelain, Angola Folk Tales, p. 183.

B. Erweiterung durch das Motiv des Brunnengrabens (bei Hemācandra als Wassersuchen des Affen schon im Keime vorhanden).

8. Vom Kongo.

Es war während einer fast regenlosen heißen Jahreszeit, als alle, die keine Brunnen hatten, vom Durst gepeinigt wurden. Da taten sich das Kaninchen und die Antilope zusammen, um einen tiefen Brunnen zu graben, damit sie keinen Mangel an Wasser hätten.

„Laß uns unsere Nahrung aufessen," sagte die Antilope, „und dann an die Arbeit gehen."

„Nein," sagte das Kaninchen, „wäre es nicht besser, wenn wir die Nahrung aufbewahren für später, wenn wir müde und hungrig von der Arbeit sind?"

„Schön, Kaninchen, versteck das Essen und laß uns an die Arbeit gehen, ich bin sehr durstig."

[Folgt das Halbaus-, Ganzaus-Motiv (Grimm Nr. 2): das Kaninchen läuft dreimal fort, um seine Kinder zu taufen, und frißt alles dabei. Abends sagt es, eine Katze hätte alles gefressen. Dies tut es an mehreren Tagen, bis die Antilope merkt, wie sie hintergangen wird. Sie nehmen beide zur Probe eine Medizin; wessen Schwanz zuerst naß wird, der soll der Schuldige sein. Des Kaninchens Schwanz wird naß, und es will fortlaufen.] „Fürchte dich nicht, Kaninchen," sagte die Antilope, „ich will dir nicht schaden. Nur mußt du versprechen, nicht von meinem Brunnenwasser zu trinken, und mich verlassen." Also ging das Kaninchen seines Weges.

Nach einiger Zeit sagte ein Vogel der Antilope, daß das Kaninchen jeden Tag vom Wasser ihres Brunnens tränke. Da wurde die Antilope sehr zornig und beschloß, das Kaninchen zu töten. Also stellte die Antilope dem dummen kleinen Kaninchen eine Falle. Sie schlug ein großes Stück Holz ab und formte es zu einem Tier von der Größe des Kaninchens, steckte diese Gestalt fest in die Erde in der Nähe des Brunnens und beschmierte sie ganz mit Vogelleim.

Das Kaninchen kam wie gewöhnlich, um das Brunnenwasser zu trinken, und war sehr ärgerlich, ein Tier dort zu finden, das nach seiner Meinung ebenfalls Wasser trinken wollte. „Was tust du denn hier?" fragte das Kaninchen die Gestalt.

Die antwortete nicht.

Da meinte das Kaninchen, das Wesen könne sich vielleicht vor ihm fürchten, kam ganz nahe und fragte noch einmal, was es hier mache. Aber die Gestalt antwortete nicht.

„Was!" rief das Kaninchen, „willst du mich beleidigen? Antworte, oder ich werde dich schlagen."

Es hob die rechte Hand und schlug der Gestalt ins Gesicht. Die Hand blieb kleben.

„Was ist das?" sagte das Kaninchen. „Laß meine Hand sofort los, oder ich schlage noch einmal."

Die Gestalt hielt die rechte Hand des Kaninchens fest. Da tat das Kaninchen einen tüchtigen Schlag mit der linken Hand. Die blieb auch kleben.

„Was ist denn mit dir? Du bist aber furchtbar dumm. Laß sofort meine Hände los, oder ich gebe dir einen Fußtritt."

Da stieß das Kaninchen mit seinem rechten Fuß — der blieb kleben. Es geriet in große Wut und stieß mit dem linken Fuß. Und der linke Fuß blieb auch kleben.

Da stieß das Kaninchen, ganz außer sich, mit Kopf und Bauch und blieb auch damit kleben. Da schrie es laut. Die Antilope kam gerade dazu, da sie Wasser trinken wollte, und als sie das Kaninchen fest angeklebt hängen sah, lachte sie und tötete es.

Dennett, Folklore of the Fjort, S. 90.

III. Aus Amerika.

Erweiterung durch das Motiv des glücklichen Entkommens.

9. Märchen nordamerikanischer Neger.

a) Einst waren viele Tiere beisammen, der Hase, der Tiger, die Eidechse und der Elefant, die Ziege und das Schaf, die Ratte und das Heimchen, und sie wollten einen Brunnen graben. Als sie aber den Hasen fragten: „Willst du uns helfen, den Brunnen zu graben?“ sagte er: „Nein“, und als sie ihn fragten: „Was wirst du denn tun, wenn du durstig bist?“ antwortete er: „Dann hole ich mir euer Wasser und trinke es.“ Sie fragten auch: „Willst du denn das Feld mit uns bestellen?“ aber er sagte: „Nein, und wenn ich hungrig bin, so hole ich mir etwas zu essen.“ Also gingen alle Tiere fort, um erst den Brunnen zu graben und dann das Feld zu bestellen.

Als der Brunnen fertig war, kam auch der Hase bald heran. Die Tiere hatten aber die Eidechse zurückgelassen, daß sie den Brunnen bewache. Als der Hase die Eidechse sah, fragte er sie: „Eidechse, wollen wir einmal sehen, wer am meisten Geräusch in einem Reisighaufen machen kann?“ Der Eidechse war es recht, und der Hase fuhr fort: „So geh du in diesen großen Reisighaufen hier, und ich gehe dorthinüber in den anderen Reisighaufen.“ Die Eidechse ging hinein, und während sie damit beschäftigt war, das Reisig in die Luft zu werfen, holte sich der Hase einen Eimer Wasser — und weg war er.

Als nun der Elefant und all die anderen Tiere vom Felde kamen, fragte der Elefant: „Eidechse, ist der Hase hier gewesen und hat Wasser geholt?“ Die Eidechse antwortete: „Ich kann nichts dafür. Er sagte mir, ich solle in den Reisighaufen gehen, da wollten wir sehen, wer am meisten Geräusch machen könne.“

Am nächsten Tage wurde die Hyäne dagelassen, um den Brunnen zu bewachen. Bald darauf kam auch der Hase und fragte die Hyäne gleich: „Hyäne, wollen wir einmal sehen, wer am schnellsten laufen kann?“ Der Hyäne war es recht, und der Hase sagte: „Dann laufe du dort, und ich laufe auf dieser Seite.“ Gesagt, getan. Die Hyäne lief fort, und der Hase holte sich seinen Eimer voll Wasser — und weg war er.

Als nun der Elefant wiederkam, fragte er die Hyäne: „Ist der Hase hier gewesen und hat Wasser geholt?“ Die Hyäne antwortete: „Er sagte, wir wollten einmal sehen, wer am schnellsten laufen könne, und kaum war ich ein Stück gelaufen, da holte er sich das Wasser, und weg war er.“ Darauf sagte der Elefant nur: „Ich weiß schon, wie ich ihn fangen werde!“

Er ließ also eine große Teerpuppe machen, die wurde an den Brunnen gestellt, und die Tiere gingen fort. Als der Hase kam, sah er die Gestalt und rief: „Ah, heute haben sie wohl meinen Liebling dagelassen, um den Brunnen zu hüten? Komm, mein Liebling, ich will dir einen Kuß geben.“ Da küßte er die Teerpuppe und blieb mit dem Munde an dem Teer hängen. „Laß mich los,“ rief er, „sieh diese große, große Hand hier: wenn ich dich damit schlage, bist du tot!“ Aber als er nach ihr schlug, blieb die Hand kleben. „Laß mich lieber los,“ rief er wieder.

„Sieh diese große, große Hand: wenn ich dich damit schlage, bist du tot!“ Aber auch mit der zweiten Hand blieb er kleben. Da rief er: „Sieh doch diesen großen, großen Fuß hier! Mein Vater sagt immer, wenn ich jemand mit meinem großen, großen Fuß schlage, dann ist er gleich tot!“ Dabei schlug er mit dem einen Fuß, der blieb hängen, dann mit dem zweiten, dem ging es nicht besser. Da hing der Hase! Hing an der Teerpuppe!

Die Hyäne war die erste von den Tieren, die zurückkam. Als sie den Hasen sah, rief sie: „Heute haben wir ihn, heute haben wir ihn!“ und lief gleich zurück auf das Feld, um es dem Elefanten zu sagen: „Elefant, heut haben wir ihn!“ Da machten sich alle Tiere auf den Rückweg, um den Hasen zu holen. Sie wollten ihn töten, sie wußten nur noch nicht recht, wie. Da sagte der Hase zu ihnen: „Wenn ihr mich ins Meer werft, das schadet mir nichts, aber wenn ihr mich ins Gras werft, dann tötet ihr mich und meine ganze Familie.“ Als die Tiere das hörten, nahmen sie den Hasen und warfen ihn ins Gras. Der Hase sprang in die Höhe und lief fort. „Fangt mich doch!“ rief er, aber sie konnten ihn nicht erjagen.

An diesem Tage setzten sich die Tiere alle zusammen zum Essen hin, und das ganze Haus war voll von Tieren jeder Art. Da kletterte der Hase auf das Dach des Hauses, machte ein großes Loch in das Dach und sang für sich hin: „Nun, Feuer, gehe aus!“ Darauf warf er einen großen Erdklumpen in das Haus hinunter. Da liefen alle Tiere hinaus in den Busch und wurden wild. Also ist es des Hasen Schuld, daß es jetzt wilde Tiere gibt.

Harris, Nights with Uncle Remus.

b) Im wesentlichen übereinstimmend: Edwards, Bahama Songs and Stories p. 73.

c) Breitere, um viele Einzelheiten vermehrte Ausführung des im „Uncle Remus“ vorliegenden ursprünglichen Wortlautes bei A. Fortier, Louisiana Folk-Tales p. 98—109 (= Fortier, Bits of Louisiana Folk-Lore. Transactions of the Modern Language Association of America 3, 1887 [Baltimore 1888], 102).

10. Creolisches Märchen aus Louisiana.

Vor langer Zeit ging Gevatter Hyäne einmal zu seinem Nachbar, dem Hasen, und der Hase hatte kein Tröpfchen Wasser mehr zu trinken. Da sagte Hyäne zum Hasen: „Ich habe auch kein Wasser mehr. Wenn du mit mir kommen willst, wollen wir einen Brunnen graben.“ Der Hase schüttelte den Kopf: „Nein, Hyäne, früh am Morgen trinke ich den Tau auf dem Grase, und tagsüber trinke ich die Fährte der Kühe [d. h. das Wasser, welches sich in den Fußeindrücken der Kühe gesammelt hat], wenn ich Durst habe.“ Also grub Gevatter Hyäne seinen Brunnen allein. Als er nun am frühen Morgen Wasser holen wollte, sah er die Spur des Hasen ganz dicht am Brunnen. Er kratzte sich den Kopf und rief: „Bruder, dich werde ich fangen.“

Er lief, holte sich sein Werkzeug und machte eine große Puppe aus Lorbeerholz. Er teerte sie, bis sie schwarz wurde, wie eine Negerin von Guinea. Als die Sonne sank, lief Hyäne zum Brunnen, um seine Puppe dort aufzustellen. In der Nacht schien der Mond hell, als der Hase mit seinem Kübel kam, um Wasser zu holen. Als er die kleine Negerin sah, blieb er stehen, bückte sich und sah sie genau an.

„Was für ein Tier ist das?“

Er ruft sie an, die kleine Negerin rührt sich nicht, antwortet nicht. Der Hase kommt ein bißchen näher, ruft noch einmal, die kleine Negerin antwortet

nicht. Er wird mutig und tritt ganz dicht an den Brunnen. Er sieht in den Brunnen hinein, die kleine Negerin auch. Der Hase fängt an, zornig zu werden.

„Kleine Negerin, wenn du in den Brunnen guckst, hau' ich dir an die Kehle!"

Er bückt sich und bemerkt, wie das Mädchen ihn ansieht. Er hebt seine rechte Hand und schlägt.

„Patsch." Seine Hand klebt.

„Laß mich los, kleine Negerin, oder ich haue dir auf die Augen mit der anderen Hand." Er haut.

„Klatsch." Die linke Hand klebt auch. Der Hase hebt seinen rechten Fuß.

„Kleine Kongo-Negerin, siehst du diesen Fuß? Wenn ich dich trete, so wirst du glauben, daß ein Pferd nach dir ausgeschlagen hat." Er tritt.

„Bumm." Der Fuß klebt. Der Hase hebt den anderen Fuß. „Siehst du diesen Fuß hier? Wenn ich dich damit schlage, wirst du glauben, ein Donnerschlag habe dich getroffen." Er tritt.

„Bamm." Auch dieser Fuß klebt.

Der Hase hielt seine Puppe sehr fest!

„Bei der heiligen Guinée! Ich habe schon viele Leute mit meiner Stirn geschlagen. Wenn ich dich schlage, breche ich deinen Kopf in kleine Stücke." Er nimmt alle Kraft zusammen und schlägt ihren Kopf mit Gewalt. — O, er klebte gut!

Als die Sonne aufgegangen war, kam Hyäne, um sein Wasser zu holen.

„He, he, Bruder Hase, was machst du da? Ich meinte, du hättest mir gesagt, du tränkest den Tau vom Grase und das Wasser aus der Fährte der Kühe. Ich werde dich strafen, daß du mein Wasser trinkst."

Hyäne läuft in den Wald, sammelt einen großen Haufen trockenes Reisig, zündet es an und holt den Hasen, um ihn zu verbrennen. Er kam mit ihm auf der Schulter an einem Dornenhaufen vorbei, als er seine Tochter Bélédie traf, die vorbeiritt.

„Vater Hyäne, warum wirfst du den elenden Hasen nicht in die Dornen?"

Bruder Hase, so kleinlaut er auch war, spitzt die Ohren.

„Nein, nein, Hyäne, wirf mich nicht in die Dornen, die Stacheln würden mir die Augen zerreißen, wirf mich gleich ins Feuer."

„Ei, Schelm, du willst nicht in die Dornen? Gut, ich schmeiße dich hinein."

Der Hase rollt von dem Dornenhaufen herunter und lacht: „Kiak, kiak, kiak, Bruder Hyäne, du konntest mich an keinen besseren Ort werfen. Hier hat mich meine Mutter geboren."

Mélusine 1, 1878, S. 497. (Das Eingreifen der Tochter Bélédie ist bei Fortier motiviert. Sie liebt den Hasen und will ihn befreien. Nachher heißt es: Miß Léonine was very glad; she knew where she would meet Compair Lapin that very evening.)

[10a. (Aus Brasilien.) Eine alte Frau macht eine Wachspuppe. Der Affe bleibt an ihr kleben. Gerber, Journ. of A. Folklore 6, 251. Näheres fehlt.]

IV. Indianermärchen.

Bei den mannigfachen Berührungen zwischen Negern und Indianern konnte es nicht ausbleiben, daß auf geistigem Gebiete ein Wechselverkehr entstand, aus dem sich die vielfache Ähnlichkeit der Sagen und Märchen beider Völker erklärt. Auch die Geschichte vom anklebenden Tiere ging mitsamt den Erweiterungen zu den Indianern über. Das Motiv der Sinnlich-

keit ist auch bei ihnen verdunkelt. Daß es nicht ganz verloren ging, scheint eine kurze Bemerkung von Dixon im American Anthropologist, N. S. 7, 610 zu beweisen: „Der Präriewolf behält in den Sagen der Achomawi den Charakter eines, der böswillige Streiche liebt und durch seine Neugierde und Liebesneigungen immer in Gefahr kommt. So finden wir hier das bekannte Motiv des Tar-baby."

In der folgenden Variante liegt es nur leicht angedeutet vor, insofern das Bild eines Mädchens aufgestellt wird, — offenbar um die Begierde des Kaninchens zu reizen.

A. Erweiterung durch das Motiv des Brunnengrabens.

11. Märchen der Osage.

Es waren einst Leute, die einen Brunnen gruben. Abends gingen sie nach Hause, und ein Kaninchen kam daher, um von dem Wasser zu trinken. Am nächsten Tage kamen die Leute wieder, um am Brunnen zu arbeiten, und sahen die Spuren des Kaninchens. Da überlegten sie, was zu tun sei. Als es Abend wurde, gingen sie wieder nach Hause und sagten, wenn das Kaninchen noch einmal käme, wollten sie es verfolgen. Das Kaninchen kam wieder, und sie sahen seine Spuren, als sie zur Arbeit gingen. Da sagten sie: „Wir müssen dem Kaninchen etwas antun." Also zeichneten sie (!) das Bild eines Mädchens und ließen es dort stehen. Dann gingen sie nach Hause. Das Kaninchen kam zum Brunnen zurück, sah das Bild des Mädchens und sagte, es wäre sehr durstig. Das Mädchen hörte ihm zu, aber es erwiderte nichts. Da sprach das Kaninchen: „Mädchen, ich will trinken; du hörst mich doch, du sollst mir zu trinken geben. Wenn du's nicht tust, werde ich dich halbtot schlagen." Das Kaninchen schlug das Mädchen mit dem rechten Fuß, es blieb an ihm hängen. „Laß mich los," sagte das Kaninchen, „oder ich schlage dich mit meiner anderen Hand." Und das Kaninchen schlug das Mädchen mit seinem linken Fuß, — der blieb an ihrem Gesicht hängen. Das Kaninchen sprach: „Laß mich los, oder ich schlage dich, und das tut dir weh." Da schlug es mit dem rechten Fuß, und der blieb hängen. Es sagte: „Laß mich los, oder ich schlage dich mit dem linken Fuß, und das wird sicher weh tun." Das Kaninchen schlug mit dem linken Fuß, und der blieb am Bilde hängen. Es sagte: „Wenn du mich nicht losläßt, beiße ich dich." Es biß, und sein Maul klebte fest. Als die Leute zur Arbeit kamen, sahen sie das Kaninchen hängen und sagten: „Seht, da haben wir es!" Dann warfen sie das Kaninchen und das Bild fort.

Dorsey, Traditions of the Osage, S. 24.

Dem kriegerischen Sinn der Indianer lag indes ein anderes Motiv näher, als das der verlockten Begierde. Er machte das verhängnisvolle Bild zu einem Feind, dessen Anblick zum Zugreifen herausfordert.

B. Erweiterung durch das Motiv des glücklichen Entkommens.

12. Märchen der Cherokee.

a) Es war einmal eine lange Dürre, so daß es kein Wasser mehr in den Quellen gab und die Tiere berieten, was sie wohl tun könnten. Sie beschlossen, einen Brunnen zu graben, und alle wollten helfen, außer dem Kaninchen. Das war ein fauler Bursche. der sagte: „Ich brauche nicht nach Wasser zu graben,

der Tau auf dem Grase genügt mir.“ Den anderen gefiel das nicht, aber sie machten sich an die Arbeit und gruben ihren Brunnen.

Bald bemerkten sie, daß das Kaninchen sich munter und frisch hielt, trotzdem es noch Dürre war, und daß das Wasser im Brunnen abnahm. Sie sagten sich: „Das schlaue Kaninchen stiehlt uns nachts das Wasser.“ Darum machten sie aus Fichtenharz und Teer einen Wolf und setzten ihn an den Brunnen, um den Dieb zu erschrecken. In der Nacht darauf kam das Kaninchen wie gewöhnlich, um sich für den ganzen nächsten Tag Vorrat zu trinken. Es sah das merkwürdige schwarze Ding am Brunnen und rief: „Wer ist da?“ Aber der Teerwolf blieb stumm. Es ging näher heran, aber der Wolf rührte sich nicht, da wurde es tapfer und sagte: „Geh mir aus dem Weg, oder ich schlage dich.“ Aber der Wolf rührte sich nicht, da ging es auf ihn zu und schlug ihn mit der Pfote, aber der Teer hielt die Pfote fest, und sie blieb kleben. Da wurde es böse und sagte: „Laß mich los, oder ich schlage dich.“ Der Wolf blieb immer noch stumm. Da schlug das Kaninchen mit dem Hinterfuß so tüchtig, daß der Fuß im Teer stecken blieb und sich nicht bewegen konnte, und da blieb es kleben, bis die Tiere am Morgen zum Wasser kamen. Als sie sahen, wer der Dieb war, freuten sie sich sehr und wollten das Kaninchen töten, aber sobald es vom Teerwolf befreit war, entschlüpfte es ihnen.

Mooney, Myths of the Cherokee. S. 271.

b) Ebenda steht eine fast gleichlautende Version vom **Hasen**. Der Schluß lautet: er soll getötet werden. Einer schlug vor, ihm den Kopf abzuschneiden. Der Hase meinte, das würde nichts nützen, es sei schon oft an ihm versucht worden. Andere Todesarten wurden vorgeschlagen, und zu allen sagte er, es würde nichts nützen. Da wurde vorgeschlagen, ihn in ein Dickicht zu setzen. Da tat der Hase sehr ängstlich und bat flehentlich um sein Leben. Aber seine Feinde wollten nicht darauf hören, und so wurde er ins Dickicht gelassen. Kaum war er aus den Händen seiner Feinde, als er einen tüchtigen Satz machte und rief: „Hier pflege ich zu leben!“

13. Märchen der Biloxi.

Das Kaninchen und der Franzose waren Freunde. Das Kaninchen half dem Franzosen, und sie kamen überein, ein Stück Land bei gleichem Anteil zu bearbeiten. Das erstemal pflanzten sie Kartoffeln. Dem Kaninchen war es freigestellt, seinen Teil der Ernte zu wählen. Es wählte das Kartoffelkraut und verzehrte es alles. Das nächstemal bauten sie Korn. Diesmal sagte das Kaninchen: „Ich will die Wurzeln fressen.“ Also zog es die Wurzel von jeder Kornähre heraus, fand aber nichts, um seinen Hunger zu stillen. Da sagte der Franzose: „Laß uns einen Brunnen graben.“ Aber das Kaninchen wollte nicht länger mit seinem Freund arbeiten. Es sagte zum Franzosen: „Willst du einen Brunnen graben — ich helfe dir nicht.“ „Oho,“ sagte der Franzose, „so sollst du auch kein Wasser aus dem Brunnen trinken.“ „Das schadet nichts,“ erwiderte das Kaninchen, „ich pflege den Tau von der Erde zu trinken.“ Dem Franzosen war das verdächtig, und er machte eine Teerpuppe, die er nahe an den Brunnen setzte. Das Kaninchen kam zum Brunnen und trug ein langes Rohr und einen Blechkrug. Als es zum Brunnen kam, redete es die Teerpuppe an: „Freund, was gibt es? Bist du böse?“ Die Teerpuppe antwortete nicht. Da schlug das Kaninchen sie mit einer Vorderpfote, die blieb stecken. „Laß mich in Ruh, oder ich schlage dich auf die andere Seite.“ Und als es fand, daß die Teerpuppe seiner nicht achtete, schlug es mit der anderen Vorderpfote, die blieb an der Teerpuppe hängen. „Ich geb dir einen Fußtritt,“ sagte das Kanin-

chen. Aber als es das tat, blieb der Hinterfuß stecken. „Ich geb dir noch einen Fußtritt," sagte das Kaninchen. Aber dabei blieb der andere Hinterfuß stecken. Nun sah es aus wie ein Ball, weil die Füße an der Teerpuppe klebten und es nicht stehen oder gehen konnte. Da kam gerade der Franzose. Er band die Füße des Kaninchens zusammen, legte es hin und schalt es. Das Kaninchen tat, als ob es sich vor einem Dornbusch fürchtete. „Wenn du dich so vor dem Dornbusch fürchtest," sagte der Franzose, „so werde ich dich in einen werfen." „Oh nein," sagte das Kaninchen. „Ich will dich in den Dornbusch werfen," erwiderte der Franzose. „Ich fürchte mich so davor," sagte das Kaninchen. „Wenn du dich so davor fürchtest, werfe ich dich hinein." Also ergriff er das Kaninchen und warf es in den Dornbusch. In einiger Entfernung von dem Franzosen fiel es zur Erde. Aber anstatt verletzt zu sein, sprang es davon und lachte über den Streich, den es dem Franzosen gespielt hatte.

Journ. of American Folklore 6, 48.

Wenn in all diesen Fassungen die enge Verwandtschaft mit den Negermärchen klar zutage tritt, so trägt die folgende einen etwas anderen Charakter. Sie ist die einzige, die das Motiv der Sinnlichkeit deutlich aufweist, ja ebenso stark betont wie das indische Original. Auch fehlt ihr die Ausschmückung, die die Neger dem Stoffe gegeben haben. Sie scheint demnach nicht durch deren Vermittlung, sondern über die Behringstraße, die so manchem andern Stoff den Weg darbot, nach Amerika gelangt zu sein.

14. Märchen vom unteren Fraser River.

Der Nerz ging zu der verfaulten Kiefer und **wollte sie heiraten**. (Diese besteht aus nichts als harziger Rinde.) Sie sprach: „Nein, du kannst mich nicht heiraten. Wenn ich warm werde, schwitze ich, und dann wirst du böse werden." „Nein," erwiderte Nerz, „das tut nichts." Da nahm sie ihn zum Manne. Am Morgen, als es warm wurde, fing seine Frau an zu schwitzen (d. h. das Harz fing an zu schmelzen), und seine Brust klebte an ihrer Brust fest. Er rief: „Laß mich los, Du sollst mich nicht so festhalten!" Sie antwortete: „Ich halte dich nicht, ich schwitze nur." Da ward Nerz böse und schlug sie. Seine Hand aber klebte auch fest. Dann schlug er sie mit der anderen Hand, und es erging ihm nicht besser. Dann trat er sie mit Füßen, und seine Füße klebten beide an ihr fest. Er stieß sie endlich mit dem Kopfe, und auch dieser klebte fest. Als das Harz mittags ganz weich wurde, fiel er herunter. Da verließ er seine Frau.

Boas, Indianische Sagen, S. 44.

Diese Vermutung scheint durch den Umstand bestätigt zu werden, daß in einer Anzahl Indianergeschichten ein ernsthaftes Kampfmotiv mit dem Stoffe verbunden ist, und dieses konnte sich schwerlich an die von den Negern ausgeschmückte, humorvolle Fassung anschließen, es hat wohl eine einfachere Form wie die vorige zur Voraussetzung. Indes ist es möglich, daß die folgenden Sagen überhaupt nichts mit unserem Stoffe zu tun haben, sondern auf selbständiger Erfindung beruhen. Das Motiv ist zu einfach, als daß es nicht in anderem Zusammenhang ein zweites Mal verwendet werden konnte.

C. Das Motiv des Kampfes gegen den Donnervogel findet sich in folgenden Sagen:

15. Sage der Kwakiutl.

[Eingesprengt in eine längere Geschichte findet sich folgende Episode:]

.... Die Tiere beraten noch einmal und beschließen, den Donnervogel zu bekriegen. Der Specht, der Holzwurm und die Ameise sollen eine Zeder aushöhlen, während die Eule, der Habicht, die Fledermaus und der Rabe sich Harz (gum) borgen. Nach einiger Zeit kommen sie wieder zurück, und die Zeder und das Harz, das sie erhalten haben, werden an den Strand gebracht. Die Zeder wird in Form eines Walfisches bearbeitet und mit Harz beschmiert..... Sobald der Walfisch fertig ist, gehen alle Tiere hinein.... Als der Donnervogel den Walfisch sieht, schickt er seine Kinder, eins nach dem andern, um ihn zu fangen. Aber ihre Flügel kleben am Harz. Der Mink schneidet ihre Krallen ab, der Walfisch taucht unter, und sie ertrinken. Als alle Kinder ertrunken sind, machen sich der Donnervogel und seine Frau auf den Weg.

[Er bestimmt dann, daß es von dieser Zeit an nur Gewitter im Frühling und Herbst geben soll.]

Sie versuchen auch den Walfisch zu fangen, bleiben kleben und werden ertränkt.

Boas und Hunt, Kwakiutl-Texts 504 (308 ff).

16. Sagen der Awi'ky'ēnoq.

a) Und weiter dachte Nōak·aua[1]): „O, wenn doch Masmasalā'niq einen Wal aus Holz machte und ihn mit Harz bestriche;" und Masmasalā'niq tat also. Auf einem fernen Berge lebte nämlich der Vogel K·ani'sltsua, welcher die Menschen zu rauben pflegte. Diesen wollte Nōak·aua fangen. Er ließ alle Menschen in den Wal hineingehen, Masmasalā'niq verschloß dann den Wal und ließ ihn ins Wasser. Er schwamm zum Hause K·ani'sltsuas. Dieser sandte der Reihe nach seine drei Söhne Mēmensk·amɛ'nk·oa, Maimasemɛ'nk·oa und Yaiutqsemɛ'nk·oa aus, den Wal zu heben, aber alle klebten an dem Harze fest; der Wal war ihnen zu schwer und zog sie herab. Da sandte K·ani'sltsua seinen jüngsten Sohn Mamosk·amɛ'nk·oa (die Namen bedeuten: der ein, zwei, drei, vier hebende) aus. Dieser freute sich, legte seine Adlerkleider an und flog hinab, den Wal zu fangen. Doch auch er klebte daran fest, der Wal zog ihn herab, und er lag mit gebrochenen Flügeln auf dem Wasser. Ebenso kam endlich K·ani'sltsua ums Leben.

Boas, Indianische Sagen, S. 214. Vgl. hierzu Boas, Globus 54, 12: Die Sage von dem Vogel K·ani'sltsua ist direkt von den südlichen Stämmen entlehnt, bei denen der Rabe auf solche Weise den Donnervogel Kunkunχulikya tötet.

b) [Kuēkuaqā'oē beschloß, sich an dem großen Adler K·ɛlēsiltsâ'ē zu rächen, der ihm seinen **Sohn geraubt** hatte. Er ging zu dem Waldgeiste Ma'kyagyū, welcher gut zu schnitzen und zu zimmern versteht, und bat ihn einen großen Wal zu schnitzen.]

Mā'kyagyū erfüllt seine Bitte. Als nun der Wal fertig war, überzog Kuēkuaqā'oē ihn mit Harz und warf ihn ins Wasser. Er selbst, die Heilbutte, der Biber und die Seeotter gingen in den Wal hinein, und er ließ ihn nach Sā'lutsē (einer Insel

1) Nōak·aua ist der „Denker", der vom Himmel stieg, um die Welt zu schaffen, den Menschen Nahrung zu geben und ihre Kunstfertigkeit zu schaffen. Masmasalā'niq ist der „Ausführer" des Gedachten. (Zum Dualismus vgl. Natursagen Bd. I.)

nördlich von Malcolm Island, im Queen Charlotte Sound) schwimmen, wo K'ɛlēsiltsā'ē lebte. Dieser saß gerade vor seinem Hause, und als er den Wal herbeischwimmen sah, sandte er seinen jüngsten Sohn NātlEmsk'EmEnkolā'k'amāē (= der einen fangende) aus, den Wal zu fangen. Dieser stürzte sich auf ihn herab. Der Wal war aber zu schwer für ihn. Er konnte seine Fänge nicht wieder von dem Harze loslösen und ward so ertränkt. Da schickte der Adler seinen nächstjüngsten Sohn Maē'matsEmEnkolā'k'amāē (= der zwei fangende) aus. Auch er ward ertränkt, obwohl er den Wal ein klein wenig hob. Dann flog der nächste Sohn des Adlers, Yū'tuqsEmEnkolā'k'amāē (= der drei fangende) aus. Ihn ereilte dasselbe Schicksal. Da endlich flog der älteste Sohn K'ɛlēsiltsāē's, Maē'musk'EmEnkolā'k'amāē (= der vier fangende) aus. Der Alte rief ihm zu: „Greife den Wal am Kopfe, nicht in der Mitte." Er folgte dem Rate und griff den Wal an den Atemlöchern und hob ihn auf. Es erfolgte ein hartnäckiger Kampf, und als der Adler müde wurde, kam sein Vater herbei, ihm zu helfen. Fast hätten sie gesiegt; endlich gewann aber der Wal doch die Oberhand und fuhr mit solcher Gewalt in die Tiefe hinab, daß er am Meeresboden stecken blieb. Der Biber und die Seeotter mußten aussteigen und ihn wieder losgraben. Dann kehrten sie in Kuēkuaqā'oēs Heimat zurück.

Boas, ebd. S. 211.

c) Sage der Nutka.

Tlehmamit (der Specht) befreite in Gemeinschaft mit Kwo'tiath seine von den Donnervögeln **geraubte Frau**.

Als sie glücklich in ihrer Heimat angekommen waren, berieten sie, wie sie sich an den Donnervögeln rächen könnten. Kwo'tiath sprach zu Tlehmamit: „Leihe dir das Boot des Wales." Jener tat also. Alle bestiegen das Boot und fuhren in Gestalt eines Wales zum Hause der Donnervögel. Einer derselben saß gerade vor dem Hause, als sie ankamen, und sah den Wal auf und niedertauchen. Er klopfte an die Wand des Hauses und rief Nō'nup'itcmik (= der Fänger des Blasenden, des Wales). Dieser legte sein Federkleid an, stürzte sich auf den Wal und griff mit seinen Krallen durch die Haut hindurch. Da banden sie innen seine Füße fest, so daß er nicht wieder loslassen konnte, und zerschnitten dieselben. Durch den Blutverlust wurde er ganz schwach. Kwo'tiath schlug nun auf einen Stein, der im Wale lag, und sprach zu ihm: „Werde schwer! werde groß!" und der Wal zog den Donnervogel in die Tiefe. Als der Wächter sah, daß Nō'nup'itcmik den Wal nicht heben konnte, rief er Nō'pitatcitl (= der beim erstenmale auf dem Wasser fangende), ihm zu helfen. Dieser legte sein Federkleid an und stürzte sich auf den Wal. Sein Bruder rief ihm zu: „Nimm dich in acht! Der Wal hat übernatürliche Kräfte. Ich werde festgehalten, und etwas schneidet meine Füße." Jener ließ sich aber nicht warnen, und ihn ereilte dasselbe Geschick wie seinen Bruder. Der Wal zog sie ins Wasser herab, so daß ihre Flügel naß wurden und sie nicht mehr fliegen konnten. Da rief der Wächter den ältesten der Brüder und sprach: „Ich habe nie dergleichen gesehen. Gehe und hilf deinen Brüdern!" Diese warnten ihn, fortzubleiben, er aber hörte nicht, sondern griff den Wal und hob ihn ein wenig, aber schließlich besiegte Kwo'tiath und seine Genossen ihn doch. Da legte der letzte der Donnervögel sein Federkleid an. Er kreiste über dem Wale, aber die drei Brüder baten ihn, fortzubleiben, damit er nicht ihr Schicksal teile. Er folgte ihnen und flog von dannen. Da machte Kwo'tiath den Stein im Wale sehr schwer. Der Wal tauchte und ertränkte die drei Donnervögel. Dann fuhren sie nach Hause zurück. Als sie in die Nähe von Tokoath Point kamen, landeten sie, und Kwo'tiath verwandelte das Boot

und die Vögel, die darin gegen den Donnervogel ausgezogen waren, in Felsen, die man noch heute dort sehen kann. Er nannte den Platz Ehtō'pk·oa (= Walfischspitze). Seither gibt es nur einen Donnervogel.

Boas, ebd. S. 104.

17. Sage der Çatlō'ltq.

[Ku'lten befreit in Gemeinschaft mit K·ā'iq (dem Nerz) und anderen seine vom Donnervogel Qoā'tk·um **geraubte Frau**. Um sich zu rächen, verschafft er sich dann das Boot des Wales und besteigt es mit seinen Leuten.]

In den Boden des Bootes legten sie ein schweres Stück Basalt, und vorne saß K·ā'iq, der einen Meißel in der Hand trug. So zogen sie aus, um mit Qoā'tk·um zu kämpfen. Das Boot aber sah aus wie ein Wal.

Frühmorgens sah Qoā'tk·um denselben vor seinem Hause im Meere schwimmen. Da rief er seinen jüngsten erwachsenen Sohn. „Stehe auf, ein Wal schwimmt hier vor unserem Hause." Dieser gehorchte, legte sein Federkleid an und flog aus, um den Wal zu fangen. Er ergriff ihn und hob ihn ein wenig. Da rollte das Stück Basalt in den Schwanz hinunter und machte ihn so schwer, daß jener ihn nicht mehr heben konnte. K·ā'iq aber zerschnitt die Füße des Vogels mit seinem Meißel, obwohl die anderen Tiere ihm alle zuriefen, noch ein wenig zu warten. Als Qoā'tk·um sah, daß sein Sohn den Walfisch nicht heben konnte, sandte er den nächst älteren ihm zu Hülfe usw. (siehe Sage der Nutka). . . . Endlich zog der Alte selbst sein Federkleid an, um seinen Söhnen zu helfen. Ehe er aber ausflog, sprach er zu seinem jüngsten Kinde, das noch in der Wiege lag: „Höre auf meine Worte. Wenn ich nicht zurückkehre, so wirst du einst der Donnervogel werden. Fliege nicht das ganze Jahr umher und erfülle die Welt mit deiner Stimme, sondern fliege nur im Sommer umher; im Winter aber bleibe zuhause." Dann flog er aus und ward ebenfalls von den Tieren getötet. Da kehrten diese frohen Sinnes nach Hause. Seitdem aber hört man den Donner nur im Sommer.

Boas, Indianische Sagen, S. 83.

V. Über die Erweiterungen.

In einigen Negermärchen, sowohl afrikanischen als auch nordamerikanischen, befreit sich der Gefangene zum Schluß aus seiner gefahrvollen Lage. Dabei weisen die Varianten 4 bis 7 verschiedene Erfindung auf, Nr. 12 begnügt sich mit einer dürftigen Andeutung. Andere dagegen stimmen in der List überein, daß sich der dem Tode Verfallene von den Tieren gerade dorthin werfen läßt, wo er entkommen kann. Dieser Schluß hat natürlich mit dem Stoff selbst nichts zu tun. Er findet sich sowohl in Afrika als auch in Amerika als selbständige Geschichte oder als Schluß zu anderen Geschichten, wie aus folgenden Beispielen hervorgeht:

1. Aus Angola.

Eine Schildkröte ist gefangen worden und soll getötet werden. Aber bei jeder Todesart, die ihr die Leute bestimmen, erklärt sie, daß sie auf diese Weise nicht sterben würde. Als man zuletzt daran denkt, sie ins Wasser zu werfen, erhebt sie zum Schein Wehklage. Im Wasser aber schwimmt sie wohlgemut davon, und seitdem lebt sie im Wasser.

Chatelain, Angola Folktales, p. 154 = A. Seidel, Geschichten und Lieder der Afrikaner, S. 153 (wo statt Turteltaube Schildkröte zu lesen ist!).

2. Märchen nordamerikanischer Neger.

Der Fuchs hat das Kaninchen gefangen. Er sagt, er wolle es nicht auf die Art töten, die dem Kaninchen am unangenehmsten wäre. Das Kaninchen sagt, dann möchte er es ja nicht erst gut füttern und dann etwa an einem kalten Wintermorgen in den Schnee werfen. Der Fuchs sagt: „Grade das wollte ich tun.“ Tut es, und das Kaninchen läuft fort.

Journ. of Am. Folklore 1, 148.

Vgl. Harris, Uncle Remus, S. 25 f. (Kaninchen zum Fuchs: „Verbrenne mich, hänge mich, ertränke mich, häute mich, aber wirf mich nicht in den Dornbusch.“ Der Fuchs wirft es in den Dornbusch, das Kaninchen entkommt). Ebd. S. 53 (Schildkröte rettet sich im Wasser). Ebd. S. 91 (Bär will Frosch töten. Frosch sagt: „Trag mich auf den Felsen am Teich und erschlage mich da.“ Bär trägt ihn hin. Frosch springt ins Wasser.) Ferner Herbert Smith, Brasil S. 551, Fortier, Louisiana Folk Tales S. 35.

Das Motiv, daß der Krebs zur Bestrafung ins Wasser geworfen wird, ist bekanntlich auch im Schildbürgerbuch (hg. von Bobertag S. 41) für einen hübschen Streich verwendet.

Daraus stammen dann weitere Parallelen. Vgl. z. B. Hauffen, Gottschee S. 114 f., wo verwiesen ist auf O. Knoop, Allerhand Scherze, Neckereien, Reime und Erzählungen über pommersche Orte, Stettin 1891, Nr. 228, Müllenhoff 95 f., Haltrich 138. Auch bei Kuhn, Sagen und Märchen aus Westfalen. Bechstein, Mythe, Sage, Märchen und Fabel 2, 143 usw.

Die Annahme liegt nahe, daß diese Übereinstimmung zwischen den Geschichten der drei Erdteile auf ein gemeinsames Quellgebiet, das märchenreiche Indien, zurückzuführen sei. Von da aus sei das Motiv einmal nach Westen, das andere Mal über die See gewandert. In der Tat finden sich zwei Beweise dafür:

1. Aus Ceylon (Bhūridattajātaka).

... Als der König nach Benares kam, zog er in die geschmückte Stadt ein, und umgeben von 16 000 Tänzerinnen, von seinen Ministern usw. ließ er sich auf der Terrasse (?) nieder, hielt sieben Tage lang ein großes Zechgelage und ließ für seine Söhne einen Lotusteich anlegen; und diese spielten darin beständig. Eines Tages nun, als man Wasser in diesen Lotusteich ließ, geriet eine Schildkröte in denselben, und da sie keinen Ausweg sah, tauchte sie auf den Grund des Lotusteiches nieder. Als die Spielzeit der Knaben gekommen war, tauchte sie aus dem Wasser auf, streckte ihren Kopf heraus und tauchte bei ihrem Anblick wieder unters Wasser. Als die [Knaben] sie aber gesehen hatten, liefen sie entsetzt zu ihrem Vater und sagten: „Lieber Vater, im Lotusteich schreckt uns ein Yakkha“[1]). Der König befahl seinen Leuten: „Geht und fangt ihn!“ Sie warfen ein Netz aus, nahmen die Schildkröte und zeigten sie dem König. Als die Prinzen sie gesehen hatten, schrien sie: „Das, Vater, ist der Pisāca [= Gespenst, Unhold].“ Aus Liebe zu seinen Söhnen ward der König auf die Schildkröte zornig und befahl: „Geht und martert sie zu Tode (?)!“ Da sagten einige: „Diese ist ein Feind des Königs. Wir sollten sie unter Mörserkeulen werfen und zu Staub zerstoßen.“ Einige sagten: „Wir sollten sie dreimal kochen und dann essen.“ Einige: „Wir sollten sie auf Kohlen rösten.“ Einige: Wir sollten sie in einem Topfe kochen.“ Aber ein wasserscheuer Minister sagte: „Wir sollten sie in eine Stromschnelle der Yamunā werfen; dort wird sie einen schweren Tod finden. Keine ähnliche Marter[2])

1) S. oben S. 28, Anm. 4. 2) Lies kāraṇā?

gibt es für sie." Als die Schildkröte seine Worte gehört hatte, streckte sie den Kopf heraus und sprach: „O, was habe ich dir zuleide getan, daß du mir einen so martervollen Tod ersinnst?- Ich kann andere martervolle Todesarten ertragen; diese aber ist zu entsetzlich. So etwas hättest du nicht sagen sollen!" Als der König das gehört hatte, sagte er: „Eben das ziemt sich dir antun zu lassen"; und er ließ sie in die Stromschnelle der Yamunā werfen . . .

Aus Jātaka No. 543, ed. Fausböll, 6. 161, 12. Die Übersetzung verdanke ich Joh. Hertel.

Vgl. Journal of the Royal Asiatic Society, New Series 24. (Dasselbe aus Pirma.)

2. Indische Fabel aus China.

Ein Kind fängt eine Schildkröte und weiß nicht, wie es sie töten soll. Es fragt einen Mann, der ihm rät, sie ins Wasser zu werfen. Die Schildkröte wird dadurch gerettet.

Stanislas Julien, les Avadânas 1, 201, aus dem Buche: Pe-yu-king, d. i. Buch der 100 Vergleichungen II.

Das Motiv des Brunnengrabens gehört ebenfalls einer andern selbständigen Geschichte an. Eine solche findet sich z. B. bei Jacottet, Contes populaires des Bassoutos. Hier weigert sich der Schakal, mit den andern grabenden Tieren zu arbeiten. Die Geschichte nimmt dann einen Verlauf, der hier nicht von Belang ist. Das gleiche Motiv ist uns aus Bd. III der Naturs agen bekannt.

Wenig bekannt ist das folgende Märchen der Wakamba, Ostafrika.

Alle Tiere litten große Not, denn es war viele Monate Dürre. Und die Tiere kamen alle zusammen und überlegten: Was ist da zu machen? Da sagte der Löwe: „Wollen wir einen Brunnen graben, bis wir Wasser sehen, daß wir keine Not leiden?" — Da sprach das Kaninchen: „Ich bin ein König, ich werde nicht den Brunnen graben!" — Und es ging seiner Wege. Die Tiere begannen zu graben, bis sie Wasser sahen, und sie tranken dasselbe. Und des Nachts bewachte die Gazelle den Brunnen. Das Kaninchen kam und sagte zur Gazelle: „Geh' mir aus dem Wege!" Die Gazelle fragte: „Was hast du da?" — Das Kaninchen sagte: „Ein Tellerchen mit Honig." — Die Gazelle sprach: „Gib mir doch ein wenig!" — Das Kaninchen sagte: „Lege deinen Arm auf den Rücken;" und gab ihr ein wenig. Die Gazelle schmeckte und sagte: „Das ist mal fein! Bitte noch ein wenig." — Das Kaninchen sagte: „Lege beide Arme auf deinen Rücken." Und sie tat so. Da band das Kaninchen die Hände zusammen und trank Wasser. So gings alle Tage. Alle Tiere wurden so von dem Kaninchen betrogen. Da hütete der Löwe den Brunnen und ergriff das Kaninchen. Der Löwe sagte: „Was soll ich dir tun?" — Das Kaninchen sagte: „Lege mich auf den Rücken und schüttle mich tüchtig, indem du mich auf die Erde wirfst; wenn du es so machst, dann werde ich sterben." — Der Löwe tat es und warf es auf die Erde. — Da sprang das Kaninchen auf, kletterte auf einen Baum und lachte alle Tiere aus.

Lichtstrahlen, Nr. 4, S. 7.

3. Kapitel.

Der Wettlauf zwischen dem Hasen und der Schildkröte.

Von besonderem Reiz für die stoffgeschichtliche Forschung ist es, den weitreichenden Einfluß äsopischer Fabeln zu verfolgen. Hier zeigt es sich recht deutlich, in welcher freien und oft kühnen Weise die Volksphantasie mit gegebenen Stoffen zu schalten weiß.

Überraschend wird manchem die Tatsache erscheinen, daß das Grimmsche Märchen vom Wettlauf des Hasen und Igels (Nr. 187) im letzten Grunde nichts anderes ist als ein Ableger einer äsopischen Fabel. Freilich muß man eine lange Entwicklungsreihe von Stoffwandlungen überblicken, um diese Tatsache als solche gelten zu lassen.

I. Die Urform.

Äsop (ed. Halm, Nr. 420) erzählt, daß der Hase und die Schildkröte einst um die Wette liefen. Der Hase verließ sich auf seine flinken Beine und legte sich am Wege schlafen; die Schildkröte, in dem Bewußtsein ihrer Langsamkeit, lief ohne Unterlaß, überholte den schlafenden Hasen und gewann den Sieg, einen Sieg der Beharrlichkeit über die Nachlässigkeit. (*Ὅτι πολλάκις φύσιν ἀμελοῦσαν πόνος ἐνίκησεν*).

In einer Variante (Halm, Nr. 420b) hat diese knappe, nur in Umrissen gehaltene Fabel etwas mehr Fülle und Farbe empfangen. Der Hase verspottet den trägen Gang und die Füße der Schildkröte, und diese fordert ihn zum Wettlauf heraus (*ἐγώ σε τὸν ταχὺν ἐν τοῖς ποσὶ νικήσω*). Der Hase willigt siegesgewiß ein. [Alles dies findet sich in den unten angeführten Volksmärchen zum Teil wörtlich wieder.] Als Schiedsrichter, der die zu durchlaufende Strecke bestimmt, tritt der Fuchs auf. Im übrigen wie oben.

Wie eine große Zahl von Märchen beweist, gehört der Sieg des Schwachen zu den beliebtesten Erzählungsstoffen aller Zeiten und Völker, und so hat auch diese anziehende Fabel eine weite Verbreitung erlangt. Zunächst natürlich auf griechich-römischem Gebiet.

Der Byzantiner Tzetzes setzt sie als bekannt voraus, wenn er sich (Chiliade VII, 105) mit der kurzen Andeutung begnügt:

Ὁ μυθογράφος Αἴσωπος τοῖς μύθοις αὐτοῦ γράφων,
Ὡς ἡ χελώνη λαγωὸν ἐνίκησε τοῖς δρόμοις,
Ὠθεῖ πρὸς πόνους ἀφυεῖς, ὀξεῖς ἐκτρέπει νάρκης.

In späteren Fabelsammlungen finden wir die erste Fassung ohne wesentliche Abweichung wieder, im Arabischen bei Loqmân Nr. 20, im Syrischen bei dem sogen. Sophos, hrsg. von Landsberger, Nr. 38, im Italie-

nischen bei Verdizotti (Cento favole morali, Venez. 1577) Nr. 80 und dem mir nicht zugänglichen Ces. Pavesio (150 favole tratti da diversi autori, Venet. 1587) Nr. 150, im Französischen bei Lafontaine (Oeuvres p. Henri Regnier 2, 31) und andern Fabeldichtern (siehe die Nachweise bei Robert, fables inédites 2 [1825], p. 23). Natürlich überbietet Lafontaine die Kürze der antiken Vorlage durch breite und lebendige Darstellung, aber er fügt kein neues Motiv hinzu. Am Anfang wird (wie in der ersten Variante) keine Veranlassung zum Wettlauf angegeben; es heißt nur (wie in der zweiten Variante), daß die Schildkröte den Hasen herausfordert und sich vermißt zu gewinnen. Der Hase verlacht ihre Torheit, nimmt die Wette an und verliert wie bei Äsop.

Eine französische Nachdichtung von Guill. Haudent, apologues d'Esope (Rouen 1547) II^e partie, fab. 40 und eine deutsche bei Burkhard Waldis, Esopus, Buch 3, Fabel 76 erzählen die Geschichte vom Hasen und der Schnecke. Diese Form beruht auf Vermengung mit einem später zu besprechenden Volksmärchen.

Eine wesentliche Veränderung zeigt eine Fabel bei Libanius, der sich in den *προγυμνασμάτων παραδείγματα* an einer wenig glücklichen Nachbildung des Originals versucht hat (Opera ed. Reiske IV, 853; auch in Äsops Fabeln ed. Koraes, S. 188).

Ich unterlasse es, den Wortlaut mitzuteilen, und gebe statt dessen eine armenische Fassung, die auf Libanius beruht. Sie steht als Nr. 2 in einer kleinen Sammlung von Fabeln des Olympianos[1]) (Arrhakkh Oghompianou), die im Jahre 1842 (auch 1854) von Mitgliedern der haikanischen Akademie auf S. Lazaro bei Venedig — armenischen Mechitaristen — herausgegeben wurde (hinter Arrhakkh Mchitaraj Goschi, Fabeln des Mchitar Gosch, S. 169—187). Übersetzt ist sie in „W. Roths Leben und Erstlingschriften" 1862, S. 67, wie folgt:

Eine Schildkröte rief das Pferd zu einer Probe des Laufes[2]); und als ob vorher bestimmt sei die Siegerschaft, so machte das Pferd sowohl die Sache zum Gespött, als auch überlieferte es sich gänzlich dem Wohlleben und der Trägheit; und der Schildkröte Geschäft war Läufe und sehr häufige Übungen, und sie wuchs durch ihre Übungen an Schnelligkeit. Wie (nun) kam die Zeit der Probe und sich füllte der Zuschauerplatz[3]) und ins Freie gekommen sie dastanden und das Zeichen entgegennahmen zum Lauf, alsdann war das Pferd gewaltig durch Trägheit gefesselt und konnte nicht einmal gehen; aber die Schildkröte vollendete schneller, als irgend einer von ihr erwartet hätte, den Lauf und erschien als Sieger. Nicht

1) Über diese s. Neumann, Zs. d. dt. morgenl. Ges. 2, 118 f.

2) Bei Libanius genauer; entsprechend der äsopischen Vorlage ist die Herausforderung als Antwort auf den Hohn des auf seine Schnelligkeit stolzen Pferdes dargestellt.

3) Bei Libanius ist genauer angegeben, welche Tiere herbeikamen, auch daß sie schon vorher auf diesen Wettlauf aufmerksam waren.

darf man alles der Natur anvertrauen, sondern daß einem jeden Übung und Eifer nötig sei.

Die stoffgeschichtliche Bedeutung der Fabel liegt darin, daß wir das Bestreben erkennen, eine einfache Handlung willkürlich aufzuputzen. Das geschieht dadurch, daß ein neues Tier eingeführt wird, das Pferd statt des Hasen, daß das Verhalten der beiden Gegner von dem der ursprünglichen Fassung erheblich abweicht und daß auch die Ausführung des Wettlaufes in andern Formen geschieht. Wichtig ist vor allem die Änderung des Hauptgedankens, daß nicht mehr die zähe Ausdauer beim Laufen, sondern die vorhergehende eifrige Übung den Sieg über die Nachlässigkeit davonträgt.

Mit derselben Willkür, mit der der literarische Bearbeiter dem gegebenen Stoffe neue Seiten abzugewinnen suchte, ging man noch mehrmals an die Aufgabe des Umschaffens heran. Die äsopische Fabel genügte nicht jedem Geschmack.

Vielleicht wurde die Einfachheit der Handlung als dürftig empfunden, wie das jene Variante (Halm 420b) zu bezeugen scheint, in der durch allerlei Ausschmückung dem Übel abgeholfen wird. Vielleicht galt die Vorstellung von dem schwerfällig ans Ziel kriechenden Sieger als gar zu sonderbar, oder die Dummheit des Hasen, der sich für den Schlaf eine möglichst unpassende Zeit erwählt, als wenig glaublich. Genug, an beiden Mängeln — wenn es solche sind — setzte die Überarbeitung ein.

Nun liegt offenbar in der Beharrlichkeit der äsopischen Schildkröte auch ein gut Teil praktischer Klugheit. Sie baut auf den Leichtsinn des Hasen, zum mindesten auf seine allbekannte Gewohnheit, oft stillzusitzen; sie weiß, was man mit Ausdauer erreichen kann und wie oft andererseits durch Unbeständigkeit aller Erfolg verloren wird. In dem Verhalten des Hasen liegt ein gut Teil Hochmut. Er baut auf seine natürlichen Gaben und hat es nicht nötig, sie durch eigne Arbeit zur Geltung zu bringen, zum Erfolge zu führen. (Diesen Zug hat schon der Bearbeiter der äsop. Variante erkannt und in dem neuen Anfange zum Ausdruck gebracht.) Wenn man nun jene beiden Charakterzüge, die Klugheit des langsamen Tieres und den Hochmut des schnellen, in hellere Beleuchtung rücken wollte, so ergab sich die Einführung eines neuen Motivs. An die Stelle der Beharrlichkeit der Schildkröte trat die List, und die List siegte über den Hochmut. Die so überarbeitete Form der äsopischen Fabel hat sich als Volksmärchen die Welt erobert.

II. Die Hilfe der Verwandten.

Um die Entwicklungsgeschichte dieser zweiten Form kennen zu lernen, ist zuvor eine geordnete Übersicht über deren Varianten erforderlich, wobei von Anfang an klarzulegen ist, inwieweit Übereinstimmungen vorhanden

sind. Ich bezeichne daher die einzelnen Teile der Handlung mit Buchstaben, die ich jedesmal in Klammern vorsetze. An den Anfang stelle ich eine Märchengruppe, die sich aus der verworrenen Masse am leichtesten herausheben läßt, weil sie die umfangreichste ist; sie findet sich in Indien, Afrika und Amerika. Zwar wird sich später ergeben, daß sie weder der zeitlichen Entstehung noch dem inhaltlichen Werte nach an die erste Stelle gehört; doch hat unsere Anordnung den Vorteil, daß sich nach Erledigung der Hauptgruppe um so leichter an die übrigen, sowie an entwicklungsgeschichtliche Fragen herantreten läßt. Eine andere Reihenfolge würde die spätere Beweisführung erschweren und die Hauptsache, die gerade bei Sagenuntersuchungen so notwendig ist, die Übersichtlichkeit zunichte machen.

Es handelt sich bei den zunächst aufzuführenden Märchen um folgenden Grundriß:

A: Der Hase (oder ein anderes Tier) und die Schildkröte beschließen infolge eines Streites über die Schnelligkeit einen Wettlauf (vgl. Äsop, 1. Variante). — Genauer so:

A_1: Der Hase (oder das andere Tier) höhnt die Schildkröte (vgl. Äsop, 2. Variante);

A_2: Die Schildkröte bietet den Wettlauf an (vgl. Äsop, 2. Variante);

A_3: Ein Preis wird ausgesetzt (vgl. Äsop, 1. Variante: *ἡ χελώνη εἰς τὸ βραβεῖον τῆς νίκης ἀφίκετο.*)

B: Die Schildkröte besiegt den Hasen (oder das andere Tier) **durch Betrug, indem es mehrere Verwandte unterwegs in Zwischenräumen aufstellt.** — Genauer so:

B_1: Die Schildkröte verteilt die Verwandten und unterweist sie in der geplanten List;

B_2: Unterwegs erfolgt der Anruf des betrogenen Tieres: „Schildkröte, wo bist du?“ und die Antwort: „Hier bin ich!“;

B_3: Das betrogene Tier findet am Ziele die Schildkröte und ist somit besiegt; oder

B_4: Es bricht (nach angestrengtem, durch das Zurufen beschleunigten Laufen) erschöpft zusammen;

B_5 (selten): Der Sieger vergreift sich am Leichnam des Besiegten.

Aus Gründen, die sich später herausstellen werden, beginne ich mit Afrika, wo diese Form so häufig vorkommt, daß sie Richard Andree einmal für ein afrikanisches Gewächs erklärt hat. Von dort wende ich mich nach Amerika, wo sich überraschende Parallelen finden und endlich nach Indien.

A. Die afrikanisch-amerikanische Märchengruppe.

1. Märchen aus Afrika.

a) Hase und Schildkröten.

1. Bantu-Märchen aus dem Gaçalande (Gegend von Lourenzo-Marques).

[A_1] Der Hase verspottet die Langsamkeit der Schildkröte, [A_2] diese behauptet, daß sie ihn im Laufen überholen könne. Der Hase spottet weiter: „Wenn ich selbst den ganzen Tag schlafend liegen bliebe und du während dieser ganzen Zeit liefest, (vgl. Äsop), würde ich dich doch einholen, ehe du ans Ziel gekommen bist.“ Die Schildkröte steigert ihre vorige Behauptung: sie laufe viel schneller als alle übrigen Tiere. Der Hase verlangt die Probe, und die Schildkröte erklärt, daß sie am anderen Tage bereit sei, sie könne jedoch nur im Grase, nicht aber auf ausgetretenem Pfade laufen.

[B_1] Dann stellt sie alle ihre Verwandten längs der zu durchlaufenden Strecke im Grase auf und weist ihnen ihre Aufgabe für den kommenden Tag an. [B_2] Der Hase ruft während des Wettlaufs mehrmals: „Schildkröte, wo bist du?“ und jedesmal ruft eine: „Hier bin ich!“ Er beschleunigt seinen Lauf, so sehr er kann. [B_4] Als er am Ziele ankommt, findet er, daß die Schildkröte schon lange vor ihm da ist. Er bricht tot zusammen.

Diese Geschichte hat eine Fortsetzung, die sich nur noch einmal wiederfindet und beidemal aus dem Bestreben entstanden ist, den Stoff durch eine neue Wendung doppelt anziehend zu machen.

Die Schildkröte, durch den Sieg übermütig geworden, reizt den Leoparden zum Wettlauf, indem sie sich rühmt, ihn besiegen zu können. Es wiederholt sich die List, das Anrufen und die Erwiderungen. Der Leopard verwundert sich, läuft ein Stück zurück und fragt: „Schildkröte, wo bist du?“ Als er die Antwort erhält: „Hier bin ich!“ fragt er sich: „Wie konnte sie wissen, daß ich zurückliefe?“ Er läuft bis an den Ausgangspunkt, tötet die Schildkröte, die ihn besiegen wollte, und ebenso alle übrigen. Darauf folgt ein naturdeutender Schluß, der aus reiner Willkür als reizvolle Zuspitzung gewählt ist: **„Von diesem Tage an gibt es so wenig Schildkröten, auch findet man sie niemals zu mehreren beisammen, sondern nur vereinzelt.“**

Revue des trad. pop. 10, 390.

Ad. Bastian, Exped. an der Loangoküste 2, 243 berichtet, daß der Leopard besondere Verehrung als Prinz des Waldes genießt. „Wenn ein gemeiner Neger einen solchen tötet, wird er gebunden vor die Prinzen geführt, da er einen der ihrigen, einen ihresgleichen, geschlagen habe.“

2. Aus Kamerun.

[A_1] Der Hase höhnt die Schildkröte, daß sie mit ihren kurzen Beinen nicht laufen könne. [A_2] Die Schildkröte bietet ihm den Wettlauf an. [A_3] Beider ganzes Vermögen ist der Preis [B_1] Die Schildkröte stellt ihre sechs Kinder an der zu durchlaufenden Wegstrecke auf; jedes soll rufen: „Lauf, Häslein, lauf!“ und der älteste Sohn am Ziele: „Gewonnen!“ Am andern Morgen findet der Lauf statt; die Schildkröte kehrt bald um und geht nach Hause. Der Hase, [B_2] angespornt durch fünfmaligen Zuruf, strengt sich immer mehr an und [B_4] bricht am Ziel ohnmächtig zusammen. Die Schildkröte spricht die Moral: „Man muß niemand wegen seiner Gestalt verhöhnen, — so wie jedes von uns geschaffen

ist, so ist es gut.“ Episodisch tritt auch die Frau des Hasen auf. Während nämlich die Schildkröte in der Nacht vor dem Wettlauf vorzüglich schläft, ist der Hase sehr aufgeregt. Die Frau beruhigt ihn. Und als die Wette verloren ist, beredet die Frau die Schildkröte, sich mit der Hälfte des Preises zu begnügen. Episodisch sind ferner zwei Zeugen, die das Zeichen zum Beginn des Wettlaufs geben (ebenso überflüssig wie der Fuchs in der zweiten griechischen Variante).

E. Meinhof, Märchen aus Kamerun, 2. Aufl., S. 47, wo freilich der Hase genannt ist, doch erläuterte der eingeborene Erzähler: Hase ist nicht wie in Deutschland, sondern hat kleine Hörner, womit er die einheimische Antilope meinte, = A. Seidel, Geschichten und Lieder der Afrikaner 1896, S. 162, im wesentl. übereinstimmend: T. v. Held, Märchen und Sagen der afrik. Neger, 1904, S. 99.

b) Elefant und Schildkröten.

3. Märchen der Wakonde (im Süden von Deutsch-Ostafrika, am Njassa).

Ich führe das Märchen im vollen Wortlaut an, weil es ein vorzügliches Beispiel der Erzählungskunst der Neger ist.[1]) Es besteht aus zwei Teilen, deren erster uns später beschäftigen wird.

Die Schildkröte begegnete dem Elefanten am Wege und sprach zu ihm: „Nicht wahr, Elefant, du denkst, daß du allein ganz groß bist, wie?“ — „Ja, hast du das noch nicht bemerkt?“ — „Also du bist groß?“ — „Ja, warum?“ — [A_2] „Wenn ich springe, springe ich über deinen Kopf weg.“ — „Du?!“ — „Ja ich.“ — „Du Kleiner?“ — „Freilich!“ — „Also los! Wir werden staunen, wie schön du's — nicht kannst.“ — „O nein! Heute bin ich müde, weil ich von weit herkomme.“ — „Siehst du, was du für ein Aufschneider bist! Jetzt suchst du Ausflüchte!“ — „Warte nur: morgen wollen wir uns hier wieder einfinden. Da wirst du dich wundern, wie ich springe.“

Der Elefant ging davon. Freund Schildkröte aber lief nach Hause und holte seine Frau und versteckte sie im Gebüsch am Wege. Als es Tag wurde, kam der Elefant wieder. „Da bist du ja,“ sprach die Schildkröte, „willkommen! Jetzt stell' dich mal hierher!“ — Da stand er nun, hier die eine Schildkröte, da die andere, der Elefant in der Mitte. — „Nur zu, Schildkröte! Springe!“ — Hopp! machte die Schildkröte und tat, als holte sie zum Sprunge aus. He! machte gleich darauf die andere Schildkröte, als ob sie zu Boden spränge. — „Willst doch mal nachsehen,“ dachte der Elefant, — und wirklich, die Schildkröte war da! „Der Tausend! Daß du so schnell bist! Mach's noch einmal, denn ich hab's nicht deutlich sehen können.“ — Hopp! machte nun die Frau Schildkröte. Und schnell drehte sich der Elefant herum, um nachzusehen! He! machte der Schlaukopf auf der anderen Seite, wahrhaftig, da saß er! „Darin bist du mir wirklich über,“ sagte der Elefant, „aber Laufen — das kann ich doch besser!“ — Sprach die Schildkröte: „Ich weiß nicht, — es käm' auf den Versuch an.“ — „Nur zu, Schildkröte.“ — „O nein! Jetzt bin

1) Vgl. z. B. Bernh. Schwarz, Kamerun (1886), S. 163 über die Bakwiri: Ein Cicero würde unter ihnen noch Konkurrenten genug finden. Ein solcher fast nackter Buschmensch, der in den seltensten Fällen seinen Namen schreiben kann und nie eine Schule besucht hat, vermag eine halbe Stunde und länger öffentlich zu sprechen, ohne sich ein einziges Mal zu versprechen. Dabei ist seine Redeweise elegant und namentlich außerordentlich bilderreich. Und der Vortrag zeigt größte Modulation der Stimme, die bald zu sanftem Flüsterton herabsinkt, bald donnernd anwächst. Zugleich kommen gewandte Gesten mit zur Verwendung.

ich müde, weil ich so hoch gesprungen bin. Aber wenn du morgen kämst —?" — „Auch gut, lassen wir's bis morgen." — „So finde dich in der Frühe wieder ein, denn hier soll der Wettlauf beginnen."

[B_1] In der Nacht nahm die Schildkröte ihre Kinder und alle Vettern und Verwandten mit sich und versteckte sie am Wege, den einen hier, den andern da, und sprach zu ihnen: „Gebt acht, wenn ihr den Elefanten kommen seht, dann tut so, als ob ihr mit ihm um die Wette liefet."

Am Morgen erschien der Elefant und rief: „Schildkröte, bist du da?" — „Jawohl," antwortete sie. — „Komm, wir wollen laufen." — Und trapp! trapp! trapp! setzte sich der Elefant in Bewegung. Als er eine Strecke gelaufen war, dachte er bei sich: „Willst doch mal nachsehen, wie weit die Schildkröte zurückgeblieben ist!" und rief: „Schildkröte!" — [B_2] „Hier!" tönte es vor ihm. — Tausend ja! — Erschrocken lief er weiter und lief und lief. Dann dachte er wieder bei sich: „Willst doch mal nachsehen, wie weit die Schildkröte jetzt zurückgeblieben ist." — „Schildkröte!" rief er. — „Hier!" tönte es vor ihm, und wieder rannte er erschrocken weiter. Und so ging es noch ein paarmal. [B_3] Zuletzt konnte der Elefant nicht mehr laufen und gab das Rennen auf.

Schumann, Grammatik der Konde-Sprache (Mitt. des Orient. Sem. 2, Abt. 3, 82). Französisch b. Basset, Contes d'Afrique 277.

4. Märchen der Bakwiri (Kamerun; zwischen dem untern Mungo und dem Hochgebirge, den Duallas des Küstengebietes nahe verwandt).

Der Elefant ging einst zum Meeresufer, da zu baden. Da sah er eine Schildkröte über den Sand kriechen [A_1] und sprach zu ihr: „Du bist ein faules Tier, du kannst nur Schritt für Schritt marschieren." [A_2] Aber sie erwiderte: „Was gilt's, ich komme schneller fort, als du?" Darauf läuft der Elefant mehrere Wochen ins Gebirge, sich Kraft anzufressen. [B_1] Die Schildkröte aber geht zu einigen ihrer Schwestern und dingt sie, daß sie sich von der Küste an in gemessenen Entfernungen längs des Weges aufstellen, den der verabredete Wettlauf nehmen soll. Sie selbst wählt ihren Platz zu oberst am Ziele, auf dem Berge. Als der Elefant nach einiger Zeit zurückkommt, spricht die Schildkröte am Meere, die er natürlich für die frühere Bekannte hält, zu ihm: „Nun kann's losgehen," und alsbald rennt der Elefant blindlings, ohne sich umzudrehen, davon, daß der Boden erzittert. [B_2] Aber als er schwitzend das nächste Dorf erreicht, hockt die Schildkröte bereits behaglich am Wege. Da ruft er: „Da ist es schon, das elende Tier, ich muß noch besser laufen." Und abermals stürmt er pustend davon. Jedoch wie er auch eilt, überall ist seine Feindin schon vor ihm angekommen. [B_4] Die Wut stachelt ihn zu wahnsinniger Anspannung aller Kräfte an, . . . und als er endlich auf der Höhe ankommt, bricht er taumelnd zusammen und verendet.

Bernh. Schwarz, Kamerun 1886, S. 162.

c) Steinbock oder Strauße und Schildkröten.

5. Märchen der Betschuanas[1]) (Südafrika).

[A] Eine Schildkröte und ein Steinbock machten eines Tages einen Wettlauf. [B_1] Die schlaue Schildkröte hatte sich aber mit ihren Schwestern verabredet, die sich überall auf verschiedenen Punkten der Rennbahn aufstellten. [B_2] Als nun der arme Steinbock eine Strecke gelaufen war, rief er: „Kröte, wo bist du?" „Hier bin

1) Richtiger Tschuanen, vgl. Th. Hahn, die Sprache der Nama (1870), S. 8.

ich!“ erwiderte die nächste der Schwestern. Der Steinbock setzt wieder an, Frage und Antwort erneuern sich aber so lange, [B_4] bis der gehetzte Bock vor Erschöpfung tot hinfällt.

Ausland 1858, 232.

6. Märchen der Hottentotten in Groß-Namaqualand. (Das Wettlaufmotiv fehlt, und es bleibt die Geschichte einer grausamen Hetzjagd übrig.)

Eines Tages hielten die Schildkröten Rat, wie sie die Strauße jagen könnten, und sie sprachen untereinander: [B_1] „Laßt uns auf beiden Seiten nahe bei einander stehen (nämlich in Reihen). Dann jage einer von uns die Strauße auf, so daß sie mitten zwischen uns hindurch fliehen müssen.“ So taten sie denn, und da ihrer viele waren, so mußten die Strauße eine lange Strecke mitten zwischen der Schildkrötenreihe durchlaufen. Die Schildkröten rührten sich inzwischen nicht vom Platze, sondern blieben stehen, und [B_2] die eine rief der andern zu: „Bist du da?“ worauf die andere erwiderte: „Ja, hier bin ich!“ Als die Strauße das hörten, liefen sie aus Leibeskräften davon, [B_4] bis sie zum Tode ermattet niederfielen. Nun versammelten sich die Schildkröten gemütlich auf dem Platze, wo die Strauße niedergestürzt waren, und [B_5] verspeisten sie.

Bleek, Reineke Fuchs in Afrika 25.

d) Antilope und Schildkröten.

7. Märchen der Fang (am Kongo).

Die **Antilope** lacht die Schildkröte aus, weil sie so langsam läuft, und macht ihren Gang nach [A_1]. Die Schildkröte schlägt die Wette vor [A_2]. Der Elefant wird zum Schiedsrichter bestellt. Der Sieger soll mit dem Besiegten nach Gutdünken verfahren [A_3]. Die Schildkröte sagt, sie müßten noch sechs Tage warten. Am sechsten Tage beginnt der Wettlauf. Die Antilope läuft ein Stückchen, sieht sich um und sieht niemand. Da ruft die Schildkröte vor ihr [B_2]. Die Antilope sieht sie laufen, weiß sich das Rätsel nicht zu erklären und läuft weiter, so schnell sie kann. Das zweitemal geschieht das gleiche. Die Antilope sagt, die Schildkröte habe Zauber gemacht. Dasselbe wiederholt sich noch öfters. Die Antilope gibt zu, daß sie verloren habe, und bittet die Schildkröte um etwas Wasser. Sie gibt es ihr [B_4]. Sie kommen vor den Elefanten. Die Schildkröte trägt die Antilope auf dem Rücken und erklärt, daß jene ihr Sklave sei. Der Elefant gesteht ihr dies zu. [Es folgt die Erklärung der List.]

Bull. de la Soc. Neuchât. de géogr. 16, 216.

8. Kameruner Märchen.

Der Ngolon (große Antilope, fast so groß wie unser Hirsch) und die Schildkröte machten eine Wette miteinander. Sie wollten sehen, wer von ihnen am schnellsten laufen könne. Wer von ihnen zuerst zum Ziele käme, der sollte vom anderen eine Frau (Wert: 3000 Mark) erhalten [A_3].

Die Schildkröte hatte einen klugen Einfall. Sie ließ alle Schildkröten aus ihrer Verwandtschaft kommen. Jedesmal am Ende einer Wegstrecke mußte sich eine verstecken [B_1].

Nun begann der Wettlauf. Als die Schildkröte hinter dem Ngolon zurückblieb, rief der Ngolon: „Schildkröte, bleibe nicht zurück!“

Gleich darauf kam der Ngolon an einer anderen Schildkröte vorbei. Diese sprach zum Ngolon: „Wie kannst du nur zu mir sagen: Du bleibst zurück?“

Der Ngolon lief nun immer schneller. Doch immer wieder rief ihn eine Schildkröte an [B_2]. Zuletzt wurde er so müde und matt, daß er niederstürzte [B_4].

Als nun die Wette so ausgefochten war, gingen sie zurück. Die Schildkröte jauchzte und rief: „Ich habe den Ngolon besiegt und gewann eine Frau. Ich kann schneller laufen als er!“

Alle Tiere hielten nun die Schildkröte für ein kluges Tier.

Lederbogen, S. 40, Nr. 18. Vgl. oben S. 51, Nr. 2, Anm.

2. Märchen aus Amerika.

Die Sagen und Märchen der amerikanischen Neger stimmen so vielfach mit denen der afrikanischen überein, daß kein Zweifel über deren enge Zusammengehörigkeit besteht.[1]) Der Sklavenhandel hat nicht nur die Menschen, sondern auch deren geistigen Besitz in die neue Welt verpflanzt. Und da die Schwarzen viel und gern erzählen, ja bisweilen — wie Nr. 3 gezeigt hat — sogar vorzügliche Erzähler sind, so entwickelt die verpflanzte Sage, befruchtet von den Kultureinflüssen der Plantagenwirtschaft, ein viel kräftigeres Leben als in der ursprünglichen Heimat. Bei den mannigfaltigen Berührungen mit einheimischen Völkern breitet sie sich auch unter diesen aus. So ist es kein Wunder, daß wir die Fabel vom Hasen und der Schildkröte auch bei Indianerstämmen finden.

Ich beginne mit einer Variante, in der der Hase noch nicht, wie in den übrigen, durch ein beliebiges anderes Tier ersetzt ist, sondern das im Märchen ihm oft entsprechende Kaninchen auftritt.

a) Hase (Kaninchen) und Schildkröten.

9. Aus nordamerikanischen Plantagen (nähere Ortsbestimmung fehlt).

[A] Zwischen dem Kaninchen und der Schildkröte entsteht gesprächsweise die Frage, wer am schnellsten laufen könne. Da aber jedes behauptet, das schnellste zu sein, so beschließen sie, auf einer fünf Meilen langen Strecke um die Wette zu laufen. [A_3] Als Preis werden 50 Dollars ausgesetzt. Das Kaninchen übt sich nun die Tage zuvor fleißig, die Schildkröte tut nichts weiter, als daß sie [B_2] an je einem der vier Meilenpfosten ihre Familie (Frau und drei Kinder) versteckt, und als das Kaninchen den Weg entlangläuft, zeigt sich [B_2 ohne Rufen] nach jeder Meile eine Schildkröte. Sobald der Hase in die Nähe des Zieles kommt, [B_3] kriecht die Schildkröte hervor, zeigt sich als Sieger und bekommt das Geld. (Episodisch kommt auch der Bussard vor. Er ist der Schiedsrichter und fragt vor dem Ablauf: „Meine Herren, sind Sie fertig?“ Die Schildkröte, die dort aufgestellt ist, ruft: „Los!“ Der Bussard fliegt oben in der Luft. Weitere Ausschmückung: es sind Zuschauer da, und als der Hase die Schildkröte am Ziele zunächst nicht bemerkt und meint, daß er gewonnen hat, lachen sie ihn aus.)

Harris, Uncle Remus. London 1881, Nr. 18.

---

1) Vgl. darüber Crane, Popular Science Monthly, April 1881, und Journ. of Am. Folklore 1, 13f. Harris, Uncle Remus, Introduction. Auffallende Parallelen in Afrika und Amerika kennt jeder Sammler aus Erfahrung.

10. Märchen der Cherokee.

[A] Kaninchen und Schildkröte streiten über die Schnelligkeit und bestimmen Tag und Ort eines Wettlaufes, welcher über vier Bergrücken hinweggehen soll. Das Kaninchen ist seines Sieges gewiß und prahlt. [B_1] Auf jedem Bergrücken steht im Grase verborgen eine Schildkröte. Das Kaninchen [B_2 ohne Rufen] läßt sich täuschen [B_4], fällt am Ziele erschöpft hin und schreit: „Mi, mi, mi, mi!“ **Seitdem schreit es immer so, wenn es zu müde ist, weiter zu laufen.**

Mooney, Myths of the Cherokee, S. 270.

b) Reh (Hirsch) und Schildkröten.

11. Märchen aus Brasilien.

a) Aus Amazonas.

Reh und Schildkröte begegnen einander. Die Schildkröte ist auf der Suche nach Wasser, und [A_1] das Reh spottet über ihre kurzen Beine: „Wann denkst du denn, daß du das Wasser erreichen wirst?“ [A_2] Darauf schlägt die Schildkröte vor, am andern Morgen um die Wette zu laufen. Sie benachrichtigt alle Verwandten, daß sie das Reh töten wolle, und [B_1] befiehlt ihnen, sich in kleinen Zwischenräumen voneinander im Walde zu zerstreuen. Als der Wettlauf beginnen soll, besteht die Schildkröte darauf, daß er im Walde stattfinde, und gibt dann das Zeichen zum Beginn. Zuerst geht das Reh nur langsam; [B_2] als aber auf seinen Ruf eine Schildkröte **vor** ihm antwortet, beeilt es sich. Während auf alle weiteren Zurufe eine Antwort vor ihm ertönt, läuft es schneller und schneller. [B_4] Zuletzt bricht es tot zusammen, worauf bei allen Schildkröten großer Jubel ausbricht.

Ch. Fred Hartt, Amazonian Tortoise Myths. (Rio de J. 1875) S. 7 = Herbert Smith, Brazil, the Amazons and the Coast, S. 543.

b) Märchen der Tupi.

Eine kleine Schildkröte wollte ihre Verwandten aufsuchen, und dabei begegnete ihr ein Reh. [A_1 unklar:[1])] Das Reh fragte sie: „Woher kommst du? Was willst du?“ Die Schildkröte antwortete: „Ich will meine Verwandten zusammenrufen zu dem großen von mir erlegten Tapir.“ „Was?“ rief das Reh, „du hättest einen Tapir getötet?“ „Jawohl, und ich will hier warten, bis der Tapir verfault, damit ich aus seinen Knochen eine Flöte machen kann!“ Das Reh antwortete nun: „Wenn du einen Tapir getötet hast, so kann ich es auch versuchen, [A_2 entstellt[2])] mit dir um die Wette zu laufen.“ „Gut,“ antwortete die Schildkröte, „warte nur hier auf mich, ich will nur nachsehen, wo ich laufe.“ Das Reh versetzte: „Lauf du auf der andern Seite des Flusses, und wenn ich dich anrufe, so antworte mir.“ [B_1] Die Schildkröte rief nun alle ihre Verwandten zusammen und stellte sie an der anderen Seite des Flusses in Reih und Glied auf. Hier sollten sie dem dummen Reh antworten. Dann sagte sie zum Reh: „Reh, bist du bereit?“ Das Reh sagte: „Ich bin bereit.“ Die Schildkröte fragte: „Wer will vorauslaufen?“ Das Reh lachte und sagte: „Du gehst voraus, du erbärmliches Schildkrötlein!“ Die Schildkröte aber lief nicht; sie täuschte das Reh und blieb

1) Der Hohn des Rehes liegt nur im Ton der Anrede! Der Sinn ist: Wohin willst du in deiner erbärmlichen Langsamkeit? — Die Tötung des Tapirs siehe bei Santa Anna-Nery, III, 199.

2) Die Schildkröte müßte (wie die anderen Varianten zeigen) als Antwort auf die Zweifel des Rehes zum Wettlauf auffordern.

auf ihrem Platze. Das Reh aber verließ sich auf seine flinken Läufe. Da rief der Vetter der Schildkröte (jenseits des Flusses in Reihen aufgestellt) nach dem Reh. [B_2 entstellt; das Reh müßte rufen.] Das Reh antwortete: „Hier bin ich, Schildkröte." Das Reh lief und lief und rief dann wieder: „Schildkröte!" Da rief ein (anderer aufgestellter) Vetter der Schildkröte: „Nur immerzu!" Das Reh sagte: „Mann, hier bin ich!" Das Reh lief und lief und rief: „Schildkröte!" Stets aber antwortete eine Schildkröte. Da sagte das Reh: „Ich muß Wasser trinken." [B_4] Die Schildkröte aber rief und rief, doch keine Antwort kam. „Ich will mal nachsehen," sagte sie nun, „das Männlein ist wohl tot?" Nun sagte die Schildkröte zu ihren Begleitern: „Ich will langsam hingehen, um nach ihm zu sehen." Als sie am Rande des Flusses war, rief sie: „Reh, nicht einmal geschwitzt habe ich!" Aber kein Reh antwortete. Als nun die Verwandten der Schildkröte das tote Reh sahen, sagten sie: „Wirklich, es ist gestorben!" [B_5] Die Schildkröte aber rief: „Kommt, laßt uns seine Knochen herausziehen." Die anderen fragten: „Was willst du denn damit machen?" Die Schildkröte antwortete: „Ich will fortwährend darauf blasen!"

Aus Couto de Magalhaes, O Selvagem (Rio de J., 1876), S. 185 übersetzt von Andree, Verh. d. Berl. anthrop. Gesellschaft 1887, 341. Auch bei Roméro, Contos populares do Brazil (1885), S. 173: Jabuti e o Veado = Schildkröte und Hirsch. Die Übereinstimmung ist bis auf den Hirsch wörtlich. — Der Hirsch findet sich ebenfalls bei J. de Santa Anna-Nery, Folklore Brésilien III^e^ partie, p. 191. Dort wird mit einiger Kürze erzählt, wie die Schildkröte dem Hirsch begegnet und (ohne Veranlassung!) einen Wettlauf vorschlägt: der Sieger soll das Recht haben, den Besiegten zu töten. Nach drei Tagen hat sie alle Bekannten an einem unendlich langen Wege aufgestellt. Wenn der Hirsch ruft, antwortet es vor ihm. Er läuft, bis er tot umfällt, und die Schildkröten freuen sich darüber.

(Eine Variante findet sich nach Andree, Verh. 1887, 674 in Bd. 6 der Archivos do Museu Nacional do Rio de Janeiro, S. 137. Vgl. Globus 28, 11.)

12. Erweiterung durch das Motiv der Brautgewinnung.

a) Märchen der Neger in Süd-Carolina.

Das Reh und die Schildkröte lieben beide dieselbe Dame. Die Dame liebt zwar die Schildkröte, aber das Reh noch mehr. [A] Daher schlägt sie einen Wettlauf von zehn Meilen vor und [A_3] verspricht, den Sieger zu heiraten. Die Schildkröte willigt ein und sagt, sie wolle im Wasser laufen, das Reh solle auf dem Lande laufen. [B_1] Darauf holt sie sich neun Gefährten, verteilt sie so, daß jeder auf eine Meile kommt, und versteckt sich selber im Grase vor der Tür der Dame. [B_2] Das Weitere wie gewöhnlich. Der Schluß bricht kurz ab [B_3]: „und so verlor das Reh die Wette".

Hartt, Amazonian Tortoise Myths, p. 12 = Riverside Magazine, Nov. 1868; auch Uncle Remus, p. 7.

b) Märchen der Neger aus Nord-Carolina.

Die Schildkröte und die Tochter des Waschbären lieben einander. Der alte Waschbär setzt den Wettlauf (sieben Meilen weit) an, um die Schildkröte verlieren zu lassen. Im übrigen wie oben.

Journal of American Folklore 11, 284.

c) Kreolen-Märchen aus Louisiana.

Im wesentlichen gleich, nur in Einzelheiten aufgeputzt.

Die Schildkröte fragt das Krokodil um Rat, und dieses rät ihm die bekannte List. Alle Einwohner sind als Zuschauer bei dem Wettlauf anwesend.

Loys Brueyre im Annuaire des trad. pop. 2^me^ année 1887, p. 61.

Den Zusammenhang mit der ursprünglichen Geschichte, die von dieser Liebe nichts

weiß, deutet der Märchenerzähler selbst an, indem er die Schildkröte zu sich selber sagen läßt: Ehedem hat mein Großvater das Kaninchen im Wettlauf besiegt. Wie werde ichs anfangen, das Reh zu besiegen? (Um so merkwürdiger freilich, daß sie trotz des Beispieles ihres Großvaters, dessen List sie doch wohl kennen müßte, erst noch zum Krokodil läuft!)

Offenbar hat sich hier ein zweites Märchen hereingedrängt, das überall sehr beliebt war, das Märchen von zwei Bewerbern, die eine Probe bestehen müssen.

Wir kennen es aus Louisiana in folgender Fassung:

Spottdrossel und Eule lieben Fräulein Spottdrossel. Sie erklärt, sie wolle den heiraten, der am längsten faste. Ihre Liebe gehört aber allein dem Vogel Spottdrossel. Dieser fliegt jeden Tag zu ihr und singt: „Tschiwi, Tschiwi! Tra la la! He, he!“ Dann küßt er sie, und sie gibt ihm dabei heimlich zu essen. Die Eule fliegt auch zu ihr und singt: „Huhu! tralala! He, he!“ und will sie auch küssen. Sie aber sagt: „Deine Flügel tun mir weh!“ und gibt diesem Bewerber nichts. Der andere gewinnt demnach. Denn die Eule wird immer schwächer und stirbt. (Fortier, Louisiana Folktales, p. 35.) — Brautgewinnung durch Wettlauf ist im Tiermärchen, soviel ich weiß, selten. Sie findet sich z. B. bei den Akwapim (Afrika), wo Gottes Tochter der Preis ist, um den die Spinne und die Katze um die Wette laufen; die Spinne verliert, und ihr Auge ist seitdem rot vor Neid. (Petermanns Mitt. 1856, 466.) — Die Schildkröte kommt als Brautwerber, der den Nebenbuhler besiegt, auch in anderen Märchen vor, vgl. Santa Anna-Nery III, Nr. 7 und 8.

d) Negermärchen aus Bahama.

[Die Seeschildkröte und die Muschel wollten die Tochter des Königs haben. Der König gebietet ihnen einen Wettlauf, welcher entscheiden solle.] Die Muschel wußte, daß die Schildkröte besser laufen könne. Darum ging sie zu den andern Muscheln und stellte sie an den Wegmarken auf. Danach ging sie zum Fluß hinunter, wo die Schildkröte war, und sagte ihr, sie sei zum Wettlauf bereit. Also liefen sie nun zusammen los. Als die Schildkröte an der ersten Wegemarke ankam, traf sie eine Muschel, die sie für die Wettgenossin hielt; die schwatzte mit ihr. Aber die erste Muschel überholte unterdessen unbemerkt die Schildkröte. Diese setzte erst nachher ihren Weg fort. Am nächsten Wegmal war wieder eine Muschel; die hielt sie ebenfalls für die erste. Sie schwatzten ein Weilchen miteinander, und unterdessen hatte die Muschel Gelegenheit, vorüberzukommen. Als nun die Schildkröte zum Königspalast kam, war die Muschel schon da. Sie erhielt also die Königstochter. Danach erklärte die Schildkröte, sie wolle lieber in der See leben.

Edwards, Bahama Songs and Stories, 69. — Die grobe Entstellung des ursprünglichen Inhalts liegt auf der Hand.

c) Reh (Fuchs) und Frösche.

13. Märchen der Kootenay-Indianer (der großen Jobacco-Ebenen in Britisch-Columbien).

Es waren einmal viele Frösche im Lande. Einer sagte: „Dort kommt das Rehkalb. Es geht nach Hause. Laßt es uns im Wettrennen betrügen.“ Bald stand das

Tier vor ihnen, und [A_2] einer der Frösche forderte es zu einem Wettrennen heraus. Das Rehkalb, das sich einen ganz bequemen Sieg versprach, willigte gern ein, und als man das Zeichen gab, sprang es geschwind weg und ließ den Frosch weit zurück. Als es aber mehrere Meilen gegangen war und eine Weile zu ruhen gedachte, [B_2 ohne Rufen] sah es zu seinem großen Erstaunen den Frosch mitten im Pfade vor sich stehen. Noch einmal sprang das Tier hurtig weg und ließ den Frosch zurück. Als es aber zum zweiten Male ruhen wollte, sah es den Frosch noch im Pfade stehen. Zornig warf das Rehkalb seine Kleider [in diesen Sagen kommen die Tiere als Menschen vor] weg und lief emsig fort. Sein Lauf dauerte, bis die Sonne im Westen sank und der Abend herankam. Und jedesmal, so oft das Rehkalb sich ausruhen wollte, sah es den Frosch, der nach dem Ziele vorhüpfte. Endlich scharfen Hunger leidend und [B_4?] ganz ermüdet erreichte es das Ziel, aber nur um zu finden, [B_3] daß der Frosch vor ihm angekommen war. Nach diesem Siege fand ein großes Fest statt, dem alle Frösche beiwohnten.

Der Frosch hatte durch List gewonnen. Alle Frösche sehen einander gleich, und das arme Rehkalb hatte nicht jedesmal denselben Frosch, sondern immer verschiedene Frösche gesehen. [B_1] Längs der Rennbahn lagen viele Frösche verborgen, und von Zeit zu Zeit hüpfte einer aus seinem Schlupfwinkel hervor, als er das Rehkalb nahen sah.

S. J. Chamberlain, Am Urquell 3, 213.

14. Märchen der argentinischen Indianer. (Reste des Stammes der Araukaner, der ursprünglich in Chile ansässig war und nun unter den Nachkommen der spanischen Eroberer und anderen Stämmen zerstreut lebt; nach S. und SW. bis nach Patagonien verbreitet).

Fuchs und Frosch verabreden sich, mit einander zu spielen und ihre Freunde dazu einzuladen. Sie spielen auf Vorschlag des Frosches Ball.

[A_1] „Du wirst nicht gewinnen," entgegnete der Fuchs. [A_2] Der Frosch aber sagte: „Ich werde dich bald herumspringen lassen" und krämpelte sich die Ärmel hoch. Dann fragte er den Fuchs: „Um was wollen wir spielen, verdammter Fuchs, Großmaul?" [Der Fuchs will um ein gesatteltes Pferd spielen.] „Nun wollen wir also spielen," sagte der Frosch. „Los, Freunde," sagte er zu seiner Partei. „Spielt um Dinge, die etwas wert sind! Wir werden nicht verlieren, bald sollen die verdammten Füchse verlieren." Da fragte der Fuchs den Frosch: „Nun, hast du Mitspieler gefunden?" — „Gewiß," antwortete der. Sie spielten also, und der Fuchs verlor. Als er nun verloren hatte, fragte er wiederum den Frosch: „Was wollen wir jetzt spielen?" [Der Frosch überläßt ihm die Wahl; der Fuchs will wettlaufen; als Preis gelten des Fuchses dunkelbrauner Pony und des Frosches hellbrauner Pony.] [A_1] Dann sagte der Fuchs zum Frosch: „Du wirst ja doch nicht im Wettlauf gewinnen." [A_2] „Und du auch nicht," entgegnete er dem Fuchs; „du am allerwenigsten wirst gewinnen, Freundchen, verdammter Fuchs, Falschspieler." Da entgegnete dieser: „Du wirst am allerwenigsten gewinnen, Freundchen Frosch." Sie machten sich also auf den Weg, und unterwegs fragte der Fuchs den Frosch: „Wieviel Strecken sollen es sein?" Der Frosch aber antwortete: „Vier!" Nun kamen sie zum Zielstrich und [A_3] ließen den Einsatz zurück. „Hier wollen wir alle Wertgegenstände zurücklassen," sagte der Frosch zu dem Fuchs, „denn du bist ein falscher Spieler." — „Na ja," sagte der Fuchs, und sie liefen aus. [B_1 fehlt!!] Und als sie schon eine Strecke zurückgelegt hatten, [B_2] fragte der Fuchs. „Wo kommt denn mein Freund Frosch?"

Da schrie dieser aber schon: „Hier bin ich, Freund Fuchs!“ Da lief der Fuchs wieder eine Strecke. Und als er wieder am Ziele vorbeikam, fragte er von neuem: „Wo kommst du, Freund Frosch?“ Da schrie aber schon der Frosch um eine Strecke voraus: „Hier bin ich schon wieder, verdammter Fuchs!“ Der Fuchs aber peitschte sein Pferd, legte wieder eine Strecke zurück und rief von neuem: „Wo kommst du, Freund Frosch?“ Und wieder eine Länge voraus quakte der Frosch: „Hier, hier komme ich!“ Der Fuchs aber galoppierte von neuem, und als er wiederum beinahe am Zielstrich ankam, rief er wieder: „Wo kommt denn der verdammte Frosch? Hierher will ich ihn rufen. Wo kommst du denn, Freundchen Frosch?“ rief er wieder, als er beinahe am Zielstrich war. „Hier bin ich, verdammter Fuchs!“ antwortete der Frosch. Da peitschte dieser von neuem sein Pferd. [B_3] Der Frosch aber rief schon als erster am Zielstrich: „Woher kommst du denn, Freundchen Fuchs?“ als dieser endlich am Zielstrich ankam. Auf diese Weise wurde der Fuchs besiegt.

Zeitschr. des Vereins f. Volksk. 16, 156.

d) Mensch und Eichhörnchen.

15. Märchen der Zuñi.

Es war einmal in der Zeit der Alten, daß die Läufer von K'iákime vor allen Orten des Shíwina-Tales wegen ihrer Kraft, Ausdauer und Schnelligkeit berühmt waren. Wenn sie den Tikwa, den Wettlauf mit dem gestoßenen Stock, liefen, so besiegten sie nacheinander die Läufer von Shíwina oder Zuñi, von Mátsaki oder der Salz-Stadt, von Pínawa oder der Stadt der Winde, schließlich alle, die es wagten, sie zu fordern oder ihre Forderung anzunehmen. Die Leute von Shíwina und Mátsaki gaben sich aber nicht leicht zufrieden. Sie liefen wieder und wieder, nur um große Haufen Wertsachen zu verlieren, um die sie gewettet hatten, bis sie ganz entmutigt waren und nichts mehr hatten, worum sie hätten wetten können, ohne sich zu schämen. Da beriefen die Leute dieser zwei Städte eine Versammlung, und sie berieten, was man wohl tun könne, um die Läufer von K'iákime zu besiegen. Sie dachten an alle weisen Leute und weisen Geschöpfe, die sie kannten, einer nach dem anderen wurde erwähnt, und zuletzt meinte man, daß von allen erwähnten das Erd-Eichhörnchen am größten in Schlauheit und List sei. So wurde ein junger Mann ausgesandt zu einem Erd-Eichhörnchen, das an einem Hügelabhang wohnte, wo der Wettlauf immer begann. Es war gerade draußen in der Sonne und beendete einen Kellergraben, als der junge Mann herankam. „Holla, Enkel, störe mich heute morgen nicht, ich bin gerade beim Kellergraben.“ Der Jüngling sagte ihm aber, daß er mit einer wichtigen Botschaft von seinen Leuten käme. Da hörte das alte Erd-Eichhörnchen auf zu arbeiten, und hörte aufmerksam zu, als der Jüngling ihm die Schwierigkeiten seines Volkes erzählte. „Geh zurück, Enkel,“ sagte er, „und sage deinen Leuten, daß sie die Leute von K'iákime zu einem Wettlauf mit Stockstoßen fordern, und einem einzelnen Läufer für den vierten Tag von heute ab, und sage deinem Volk, daß ich den Wettlauf für sie laufen will, wenn die Läufer von K'iákime mir erlauben wollen, auf meinem eigenen Weg, d. h. unter der Erde, zu laufen.

Der Jüngling dankte dem alten Erd-Eichhörnchen, und wollte gerade fortgehen, als der fette, dickbackige Bursche ihm zurief, noch einen Augenblick zu warten.

„Höre zu,“ sagte er, „sag deinen Leuten, daß sie für mich um zwei Dinge wetten sollen, rote Farbe und heiligen gelben Pollen. Diese sollen die Bezahlung für meine Mühe sein, wenn ich gewinne, da sie mir das liebste sind.“

Der Jüngling ging nach Hause und berichtete, was das Erd-Eichhörnchen gesagt hatte.

Darauf sandten die Leute von Shíwina und Mátsaki den Leuten von K'iákime eine Forderung zum Wettlauf und ließen sagen: „Wir wetten alles, was wir haben, gegen alles, was ihr uns nach und nach abgewonnen habt, daß unser Läufer, das Erd-Eichhörnchen, der am Abhang des Hügels wohnt, wo der Wettlauf beginnt, euch in dem Lauf besiegen wird, und schlagen vor, daß der Wettlauf in vier Tagen stattfinden soll. Die einzige Bedingung, die wir nennen, ist die, daß das Erd-Eichhörnchen seinen gewohnten Weg unter der Erde laufen darf."

Die Läufer von K'iákime waren sehr erfreut, gegen jemand zu laufen, der von den so oft Besiegten vorgeschlagen wurde. Sie zögerten keinen Augenblick zu antworten, daß sie gegen das Erd-Eichhörnchen oder sonst irgend einen Freund der Leute von Mátsaki und Shíwina laufen würden, vorausgesetzt, daß das Erd-Eichhörnchen, wenn es unterirdisch liefe, von Zeit zu Zeit an der Oberfläche erscheine, damit sie wüßten, wo es wäre. So wurde es abgemacht und die Annahme der Forderung dem Erd-Eichhörnchen mitgeteilt, nebst der Bedingung, die die Leute von K'iákime gemacht hatten. In derselben Nacht ging das alte Erd-Eichhörnchen zu seinem jüngeren Bruder, der war alt wie er selbst, dickbackig grau- und braunröckig und staubig vom Kellergraben. „Jüngerer Bruder," sagte das alte Erd-Eichhörnchen, „am vierten Tag von heute ab soll ich wettlaufen. Ich werde ablaufen beim Anfang der Wettlaufstrecke der Leute von K'iákime drüben, das ist bei meinem Hause, wie du weißt. Nun werde ich zwei Löcher graben, eins am Anfang der Strecke und eins ein Stückchen weiter. Nun grabe du ein Loch hier bei deiner Wohnung, unten, wo die Strecke bei dir vorbeiführt, und ein zweites ein Stückchen weiter. Ich werde als Läufer durch eine rote an den Kopf gebundene Feder erkenntlich sein. Binde du dir auch eine rote Feder an den Kopf. Wenn du den Donner hörst, der von den Füßen der Läufer herrührt, so laufe heraus, zeige dich eine Minute und laufe in das andere Loch, so schnell du kannst." „Ich verstehe, was du von mir willst, und will es gerne tun. Es wird mir besondere Freude machen, den Stolz der hochmütigen Läufer von K'iákime zu vernichten, oder wenigstens dabei zu helfen," antwortete der jüngere Bruder.

Nun ging das alte Erd-Eichhörnchen an einen anderen Ort, wo ein zweiter seiner jüngeren Brüder wohnte, der ihm ebenso ähnlich war, als der vorhergehende; und an jenem Ort ging die Wettlaufstrecke ebenfalls vorüber.

Er teilte ihm dasselbe mit und gab ihm dieselben Anweisungen.

Dann ging er an einen dritten Ort, wo noch ein jüngerer Bruder wohnte, unter den zwei breiten Säulen des Donner-Berges an der letzten Biegung der Laufstrecke, und danach noch zu zwei Brüdern, von denen der letzte ebenso listig und schlau, wie er selber bei K'iákime wohnte, wo die Laufstrecke zu Ende war. Als nun so alles angeordnet war, ging das alte Erd-Eichhörnchen zurück und setzte sich gemütlich in sein Nest. [B_1]

Früh am Morgen des vierten Tages wurden Vorbereitungen zum Wettlauf gemacht. Die Läufer von K'iákime hatten gefastet und sich in den heiligen Häusern geübt, sie kamen entkleidet und zum Lauf gegürtet mit ihren Stöcken. Dann kamen die Leute von Mátsaki und Shíwina, die sich auf der Ebene versammelten und warteten. Sie brauchten aber nicht lange zu warten, denn das alte Erd-Eichhörnchen erschien bald in ihrer Mitte, es guckte aus der Erde heraus, und auf seinem Kopf war eine kleine, rote Feder. Es legte den Stab, der für es bereitet worden war, auf die Erde, wo es ihn leicht mit den Zähnen packen konnte, und

sagte: „Ihr werdet mich wohl entschuldigen, wenn ich meinen Stock nicht stoße, da meine Füße zu kurz dazu sind. Dagegen braucht ihr euch den Weg nicht zu graben, wie ich es muß. Also sind wir gleich."

Die Läufer von K'iákime lachten verächtlich und fragten es, warum es nicht um eine Vergünstigung bäte, statt über dergleichen Dinge zu reden, die ihnen doch nichts ausmachten.

Endlich wurde das Zeichen gegeben. Mit einem Schrei und Sprung schossen die Läufer von K'iákime davon, ihren Stock lustig vor sich herstoßend. Seinen Stock faßte das Erd-Eichhörnchen mit den Zähnen und verschwand unter der Erde. Die Leute von Mátsaki und Shíwina liefen zu einem benachbarten Hügel und warteten atemlos auf sein Erscheinen an der Oberfläche der Wettlaufsstrecke. In einer Staubwolke schossen die Läufer von K'iákime über die Ebene.

Sie waren schon ein gutes Stück weit, als plötzlich vor ihnen mitten in der Strecke das alte Erd-Eichhörnchen herausguckte; die rote Feder war staubig, aber sie nickte stolz an seinem Kopfe. Nachdem es sich nach den Läufern umgesehen hatte, schoß es wieder in die Erde. Die Leute von Shíwina und Mátsaki schrien Beifall. Die Läufer von K'iákime, voll Erstaunen, daß das Erd-Eichhörnchen schon vor ihnen sein sollte, verdoppelten ihre Anstrengungen. Weiter rasten sie, doch bald sahen sie das Erd-Eichhörnchen wieder vor sich, jetzt schweißbedeckt, denn der schlaue Bruder hatte sich etwas Wasser besorgt und damit sein Fell eingerieben und es schmutzig gemacht, als ob es voll Schweiß wäre und schon müde würde. Es kam aus dem Loch und lief in das nächste etwas weniger schnell als das vorige Erd-Eichhörnchen, und die Läufer, die dicht hinter ihm waren, taten einen lauten Schrei und liefen noch schneller. Als sie meinten, sie müßten es überholt haben, sieh! da tauchte ja schon wieder dieses alte schmutzige Erd-Eichhörnchen auf, das mit Anstrengung ein Stück lief und dann wieder verschwand. Und so geschah es noch einige Male, und bei der Biegung tauchte es beinahe zwischen ihnen auf, ganz erschöpft und beschmutzt. Da die Läufer die rote Feder am Kopf sahen, wenn auch verschmutzt und herunterhängend, meinten sie natürlich, es sei wieder dasselbe alte Erd-Eichhörnchen.

Zuletzt erhob sich das ursprüngliche alte Erd-Eichhörnchen, das unterdessen ruhig geschlafen hatte, tauchte ins Wasser von der Nasen- bis zur kurzen Schwanzspitze, watete dann im Schmutz, bis es damit gepanzert war, schloß die Augen halb und kroch als ein trauriger Anblick vor der erstaunten Menge am Ende des Ziels, weit vor den Läufern auf, die schnell herankamen.

Alle schrien laut, und die Läufer von K'iákime verloren zum erstenmal all ihr Gewonnenes, und ihre Schnelligkeit, d. h. das Vertrauen darin, war ihnen genommen, wie der Wind an Schnelligkeit verliert, dessen Beine gebrochen sind. [B_3] So geschah es in der Zeit der Alten. Durch das Geschick und die List des Erd-Eichhörnchens, das durch sein Löchergraben der Widersacher aller Läufer ist, wurde der Wettlauf gewonnen gegen die schnellsten Läufer der Jugend. Darum nehmen noch heute die jungen Läufer von Zuñi, wenn sie sich zum Lauf bereiten, den heiligen gelben Pollen und rote Farbe mit, und sie stellen für die Erd-Eichhörnchen um die Strecke schöne, kleine Federn hin, und sie sprechen Gebete zu ihnen und sagen: „Seht, o ihr Erd-Eichhörnchen, wir laufen. Damit ihr uns helft, geben wir euch diese Dinge, die euch das liebste sind, damit ihr die Stöcke unserer Gegner in eure Löcher fallen laßt, damit sie im Dunkeln verschwinden." So endet die Geschichte.

Cushing, Zuñi Folk-Tales, p. 377.

e) Verschollenes Märchen.

16. John Brinckmann, Aus dem Volk für das Volk, plattdeutsche Dorfgeschichten I, Güstrow 1854, S. 8: Dat Brüden geit um behauptet, in einem englischen Fabelbuch eine Geschichte vom Windspiel und der Schildkröte gelesen zu haben, die die List von der Verwandtenhilfe enthielt. (Vgl. Pröhle, Feldgarben S. 397.)

Da nun, wie sich unten zeigen wird, in Europa kein einziges Schildkrötenmärchen vorkommt, so handelt es sich hier nicht um ein Märchen aus England, sondern etwa um eine amerikanische Variante. Nicht unmöglich aber ist, daß ein englischer Fabeldichter in freier Anlehnung an eine solche den Stoff umänderte und das Windspiel statt eines anderen Tieres einsetzte. Es findet sich sonst nirgends.

B. Die ostasiatische Märchengruppe.

a) Tiger und Schildkröten.

17. Aus Annam.

Einst kroch die Schildkröte mühsam auf einem Bergsteige dahin; ein Tiger kam hinter ihr her und rief: [A_1] „Laß mich vorbei, denn ich gehe schneller als du!“ [A_2] „Du willst schneller gehen als ich?“ erwiderte die Schildkröte. „Ich möchte wetten, daß du das nicht kannst. Siehe, vor uns liegen hintereinander zwölf Hügel; wer von uns beiden zuerst hinüberkommt, hat die Wette gewonnen.“ — „Meinetwegen,“ antwortete der Tiger. Als Tag und Stunde des Wettlaufs festgesetzt war, [B_1] rief die Schildkröte eiligst zwölf ihresgleichen herbei und stellte jede auf den Gipfel eines der zwölf Hügel auf, nachdem sie dieselben sorgsam von allem unterrichtet hatte. Darauf begann der Lauf. Der Tiger stürzte fort. [B_2] An der Spitze des ersten Hügels angekommen, rief er aus: „He! Schildkröte, wo bist du?“ — „Hier bin ich,“ schrie die erste Schildkröte, „laufe nur ruhig weiter.“ [Der Tiger rennt weiter, es wiederholt sich dasselbe Spiel. [B_4] Er sinkt erschöpft nieder, bevor er den zwölften Hügel erreicht.]

Globus 81, 304.

b) Zwerghirsch und Schnecken.

18. Aus Java.

[A_1] Der Zwerghirsch [Moschus Javanicus] verhöhnt die Schnecken, die sich am Flußufer in langer Reihe fortschleppen. [A_2] Eine Schnecke fordert ihn zum Wettlauf heraus: „Ich würde mich schämen, hinter dir zurückzubleiben. Lieber trüge ich den Namen Schnecke nicht mehr!“ Sie bestellt ihn auf übermorgen wieder. Inzwischen ist sie sehr bedrückt wegen ihrer Verabredung und berät sich mit den übrigen Schnecken. [B_1] Diese ersinnen nun die bekannte List: Aufstellung längs des Flußufers in Zwischenräumen und Lauf. Es folgt [B_2 und B_3] die bekannte Ausführung der List bei dreimaliger Wiederholung des Laufes. Der Zwerghirsch, der sich jedesmal mehr angestrengt hat, macht sich bestürzt aus dem Staube.

Bezemer, Volksdichtung aus Indonesien S. 20—23. (Der Zwerghirsch hat in den javanischen Tierfabeln die Rolle des Reinecke Fuchs und spielt den größeren Tieren Streiche, bis er zuletzt in den trägen Schnecken seinen Meister findet.)

c) Vogel und Schildkröten

(Schnecken, Krebse, Frösche); der Kampf findet am Wasser statt.

19. Im Nonthuk-Pakkaranam, einer altsiamesischen Bearbeitung des Pantschatantra, wird folgendes erzählt:

Es geschah einst, daß Phaya Khruth [d. i. Vischnus Garuda, der kühne Vogel, der den Göttern das Amrita entführte] nach den Wasserschlangen aussah, um sich zu nähren, aber er konnte nicht hinlänglich von ihnen finden. [A_1 verstärkt, statt des Hohnes der beabsichtigte Überfall:] Als er deshalb zu einem See kommend eine Schildkröte darin erblickte, dachte er dieselbe zu essen. [A_2] Die Schildkröte aber rief: „Ehe du mich frissest, laß uns einen Wettlauf zusammen anstellen“ und Phaya Khruth, der es zufrieden war, erhob sich stolz in die Lüfte. [B_1] Die Schildkröte aber rief alle ihre Verwandten und Bekannten zusammen, die ganze Menge der Schildkröten, und stellte sie in Reihen von 100, von 1000, von 10 000, von 100000, von 1000000 und von 10000000 auf, den ganzen Raum ausfüllend. Khruth schoß oben in der Luft umher, mit der ganzen Kraft seines Flügelschlages, und die Schildkröte rief ihm zu: „Wohl, laß uns beginnen. Ich lade Eure Hoheit ein, am Himmel entlang zu fliegen; was mich betrifft, so werde ich im Wasser marschieren. Wir wollen sehen, wer zuerst ankommen wird. [A_3] Wenn ich verliere, gebe ich mich zur Beute.“ Khruth flog vorwärts mit aller seiner Schnelle, und dann anhaltend rief er nach der Schildkröte; [B_2] aber von allen Seiten, wohin er auch immer flog, antwortete die Schildkröte und rief ihm schon von ferne zu. Da flog Khruth aufs neue, so rasch als es ihm möglich war, aber in jedem Punkt war die Schildkröte vor ihm. Da flog Khruth und flog bis nach dem großen Waldgebirge, dem heiligen Himaphan. Zuletzt sagte Khruth: „Höre, o Schildkröte! Du verstehst in der Tat ziemlich rasch zu marschieren,“ und den Wettlauf aufgebend, setzte er sich [B_4] zum Ausruhen auf den Rathit-Baum, seine Residenz.

Übers. von A. Bastian, Orient und Occident 3, 497. Vgl. A. de Gubernatis, die Tiere in der idg. Myth. 1874, S. 622; 2. A. II, 369 u. Andree, Verhdl. d. Berl. anthrop. Ges. 1887, 674.

20. Malayisches Märchen.

Eine Wasserschnecke kam stromaufwärts von den unteren Krümmungen eines Flusses, als ein Seidenschwanz (king-crow) sie sah. Er fragte sich: Wer kann da stromaufwärts kommen, der so laut bei den Wasserfällen ruft? Man könnte meinen, es sei ein Mann, aber es ist nichts zu sehen. Und dann setzte er sich auf einen Baum, um beobachten zu können, aber er konnte von seinem Posten aus nichts sehen; darum lief er am Wasser entlang. Als er meinte, einen rufenden Mann zu sehen, erblickte er die Wasserschnecke. „Ach, bist du da?“ sagte er, „wo kommst du denn her?“ „Ich komme von dem Strudel unterhalb der Wasserfälle,“ sagte die Wasserschnecke, „und ich will nur bis zur Quelle dieses Flusses gelangen.“ [A] Da bat der Seidenschwanz: „Wart' einen Augenblick. Wie wäre es denn, wenn du dich, so schnell du kannst, zur Mündung des Flusses begäbst, und wir eine Wette dabei machten?“ (Nun ist aber der Fluß das Wohngebiet der Wasserschnecke, wo sie viele Kameraden hat.)

„Worum wollen wir wetten?“ fragte die Wasserschnecke. [A_3] „Wenn ich verliere, will ich dein Sklave sein und deine Zehrwurz und dein 'wild callodium' pflegen“ (wovon sich die Wasserschnecken nähren). Darauf fragte der Seidenschwanz: „Und was wirst du als Preis setzen?“ Die Wasserschnecke antwortete: „Wenn ich verliere, soll dir der Fluß gehören, und du sollst der König des Flusses sein.“ Aber

die Wasserschnecke bat um eine Frist von zweimal sieben Tagen und sagte, sie wäre sehr ermüdet, nachdem sie die Fälle heraufgeklettert sei. Da wurde ihr der Aufschub bewilligt.

[B_1] Unterdessen versammelte die Wasserschnecke viele Freunde und wies sie an, daß sich bei jeder Krümmung des Flusses eine von ihnen verstecken solle, und wenn der Seidenschwanz riefe, müßten sie sogleich antworten.

So kam der Tag heran, und der Seidenschwanz flog fort, [B_2] und bei jeder weiteren Krümmung antwortete eine Wasserschnecke seinem Anruf. An der Mündung des Flusses antwortete die richtige Wasserschnecke. [B_3] So wurde der Seidenschwanz besiegt und ist seitdem der Sklave der Wasserschnecke geblieben.

Skeat, Fables and Folktales of an Eastern Forest, p. 33.

21. Aus den Fidschi-Inseln.

[A] Der Kranich und der Taschenkrebs stritten sich, wer am schnellsten von der Stelle komme. Der Taschenkrebs meinte, er könne schneller laufen; [A_2] der Kranich möge zur Probe immerfort fliegen, während er am Ufer entlang laufen würde. Der Kranich tat es auch, aber der Taschenkrebs blieb ruhig in seinem Loch und vertraute darauf, [B_1] daß die große Anzahl seiner Genossen den Kranich täuschen würde. Der Kranich flog ein Stück [B_2 ohne Zuruf], sah das Loch eines Taschenkrebses, legte sein Ohr daran und hörte ein Geräuch. „Der Kerl ist wahrhaftig schon vor mir da," sagte er und flog ein Stück weiter. Aber es war immer wieder so, [B_4] bis der Kranich zuletzt erschöpft niederfiel und in der See ertrank.

The Orientalist 1, 88.

22. Zigeunermärchen, aus Asien nach Osteuropa übertragen.

[A_1] Die Schwalbe verspottet den Frosch am Bachufer. [A_2] Der Frosch sagt: „Ich schwimme schneller, als du fliegst." Die Schwalbe schlägt den Wettlauf vor. Der Frosch nimmt ihn für den nächsten Tag an. [A_3] Preis: Der Gewinner erhält vom andern den Sommer durch täglich 100 Fliegen. [B_1] Der Frosch stellt viele Frösche im Bache auf. Der Wettlauf geht den Bach hinauf bis zur Mündung in den Fluß und dann wieder zurück. [B_2] Wenn die Schwalbe ruft, antwortet immer ein Frosch. [B_3] Am Ausgangspunkt ist wieder der erste Frosch da. Die Schwalbe muß also dem Frosch die Fliegen bringen.

v. Wlislocki, Volksdicht. d. siebenb. u. südungarischen Zigeuner, 415.

C. Verhältnis der afrikanisch-amerikanischen Gruppe zur ostasiatischen.

Ehe wir in der Übersicht fortfahren, ist es an der Zeit, das Verhältnis der afrikanisch-amerikanischen Gruppe zur ostasiatischen festzustellen. In Buchstaben ausgedrückt bestehen sie aus folgenden Teilen:

Afrikanische und amerikanische:

1:	A_1 A_2	B_1 B_2 B_4
2:	A_1 A_2 A_3	B_1 B_2 B_4
3:	A_2	B_1 B_2 B_3
4:	A_1 A_2	B_1 B_2 B_4
5:	A	B_1 B_2 B_4
6:		B_1 B_2 B_4 B_5

7: A_1 A_2 A_3 B_2 B_4
8: A_3 B_1 B_2 B_4
9: $A + A_3$ B_1 B_2 B_3
10: A B_1 B_2 B_4
11a: A_1 A_2 B_1 B_2 B_4
11b: A_1 A_2 B_1 B_2 B_4 B_5
12: $A + A_3$ B_1 B_2 B_3
13: A_2 B_1 B_2 B_3 (B_4?)
14: A_1 A_2 A_3 [B_1 fehlt!!] B_2 B_3
15: A B_1 B_2 B_3

Ostasiatische:

17: A_1 A_2 B_1 B_2 B_4
18: A_1 A_2 B_1 A_2 B_3
19: A_1 A_2 A_3 B_1 B_2 B_4
20: $A + A_3$ B_1 B_2 B_3
21: $A + A_2$ B_1 B_2 B_4
22: A_1 A_2 A_3 B_1 B_2 B_3

Aus dieser Zusammenstellung folgt die gleichsam mathematische Gewißheit, daß die ostasiatische Gruppe Nr. 17—22 im wesentlichen dieselben Bestandteile enthält, wie die afrikanisch-amerikanische.

Vielleicht kommt noch eine weitere Übereinstimmung hinzu. In Nr. 18 bis 22 spielt sich der Wettlauf am Wasser ab, und ebenso läuft in Nr. 12a die Schildkröte im Wasser, das Reh am Ufer, in Nr. 11b laufen beide an je einem Ufer, in Nr. 12c schwimmen Muschel und Schildkröte im Flusse.

Da nun die weitreichende Wirkung gerade dieses Wassermotivs auch weiterhin sich zeigen wird, so dürfte jene Übereinstimmung kaum auf Zufall beruhen.

Wie dem auch sei, die sonstige Ähnlichkeit der beiden Gruppen beruht jedenfalls nicht auf Zufall, sie muß durch Wanderung erfolgt sein. Und da bietet sich ganz von selbst der Schluß, daß der Weg zuerst nach Ostafrika ging. Daß eine starke indische Kultureinwirkung in dieser Richtung stattgefunden hat, braucht hier nicht näher bewiesen zu werden. (Siehe Schurtz in Helmolts Weltgeschichte III, 425.) Es sei nur auf zwei Tatsachen hingedeutet: im zehnten Jahrhundert n. Chr. berichtet der arabische Schriftsteller Massudi von dem lebhaften Handelsverkehr, der damals zwischen dem alten asiatischen Kulturlande und Ostafrika bestand, und die erste portugiesische Flotte, die hier erschien, erhielt in Malindi ohne Mühe einen Lotsen, der sie nach dem an der Malabarküste liegenden Kalikut hinüberführte. (Vgl. Merensky, Deutsche Arbeit am Njassa, S. 2.)[1])

1) Eine merkwürdige Sitte, die auf Indien weist, erwähnt Casati, Zehn Jahre in Äquatoria 1, 308: den Gebrauch der sogenannten Kauris als Münze in Ostafrika und

Da die Märchenforschung — was hier nur angedeutet werden kann — Beispiele genug kennt, wo indischer Erzählungsstoff nach Afrika gelangt ist[1]), so darf man auch in diesem Falle den gleichen Weg annehmen. Von der Ostküste kam der Stoff durch Zentralafrika nach dem Westen. Welch gewaltige Völkerverschiebungen im dunkeln Erdteil vorgekommen sind, wer vermag es zu sagen? Sicher ist, daß Stämme aus dem Innern an die Küste drängten oder gedrängt worden sind, und so finden wir unser Märchen auch in Kamerun. Daß es in Zentralafrika bekannt war und gewiß noch heute bekannt ist, beweist eine unten zu erwähnende Parallele, die einer etwas andersgearteten Form angehört (Nr. 41). Vom Westen Afrikas brachten dann, wie schon erwähnt, die Negersklaven den Stoff nach Amerika, und zwar zuerst nach Brasilien, von wo er sich auch unter den Indianern verbreitete.

Es wäre übrigens nicht ausgeschlossen, daß auch arabische Vermittlung neben der indischen mitgespielt hätte. Es gibt nämlich in Algerien folgende kabylische Variante:

[A_1 entstellt:] Schakal und Schildkröte streiten, wer den andern fressen solle. [A_2] Die Schildkröte schlägt vor, es im Wettlauf zu entscheiden. Der Wettlauf soll an der Waldgrenze sein. Der Schakal läuft auf der Wiese, die Schildkröte im Wald, [B_1] wo sie ihre Verwandten in Zwischenräumen aufgestellt hat. [B_2] Wenn der Schakal ruft, antwortet immer eine Schildkröte vor ihm. [B_4] Der Schakal läuft sich zu Tode, [B_5] und die Schildkröten freuen sich, daß sie ihn fressen können.

La Tradition 20, 1906, 270.

---

als Schmuck in Zentralafrika. „Als im 14. Jahrhundert Ibn Batuta, ein Berber, der größte Reisende, der in arabischer Sprache schrieb, das Reich von Mali oder Melle besuchte, fand er ein Schneckenhaus als Münze in Gebrauch, das Kauri (cypria moneta) hieß. Er sagt, daß er weder in China, noch in Zentralasien, noch an irgend einem Orte der Welt, den er besuchte, dieses Schneckenhaus als Geld verwendet gefunden habe, außer bei einem Teile der indischen Kasten.

Die cypria moneta findet sich auch, aber selten und in etwas anderer Gestalt, im Mittelmeer und im Atlantischen Ozean, jedoch kann man den Indischen Ozean als ihre wahre Heimat ansehen. Wie konnte nun aber dieser Gebrauch, sie als Münze zu verwenden, von Indien auf ein schwarzes Reich des Sudan übergehen? Wie geschah die Übertragung der Muschel selbst? Auf dem Landwege gewiß nicht, nicht nur, weil die Schneckenhäuser dieselbe nicht gelohnt hätten, sondern auch, weil man weiß, daß der Gebrauch der Kauris als Münze sich vom westlichen Sudan aus nach dem Zentralsudan ausgebreitet hat. Gab es also schon vor dem 14. Jahrhundert einen Seehandel zwischen Indien und der östlichen Küste Afrikas einerseits und der Westküste andererseits? Man muß annehmen, daß, wenn man die unendliche Anzahl von Kauris, die herübergebracht wurde, in Betracht zieht, — eine Anzahl, die ausreichen mußte, um als Münze zu dienen, — ein solcher Transport nur auf dem Niger hätte vor sich gehen können". Über die Frage, ob malaiische Seeleute zur Westküste vordrangen, s. Schurtz, S. 425.

1) Dabei mag der Insel Madagaskar, die ethnographisch zu Indonesien gehört, eine besondere Wichtigkeit zukommen. Z. B. weist R. Basset in dem Bulletin de correspondance africaine II, 33 darauf hin, daß in einer madagassischen Erzählung, zu der arabische Parallelen fehlen — indischer Einfluß vorliegt und daß dieser von Madagaskar auf das Festland hinübergegangen ist. Madagassische Versionen unseres Märchens siehe unten.

Da indessen, wie sich zeigen wird, die übrigen arabischen Varianten in Nordafrika ein anderes Aussehen haben, so halte ich es für wahrscheinlicher, daß umgekehrt die Kabylen jene Variante von Negern übernommen haben.

D. Ostasiatische und afrikanische Märchen mit zwei Schildkröten.

Eine besondere Stellung in der Entwicklungsgeschichte der Fabel vom Hasen und der Schildkröte nehmen zwei ostasiatische und afrikanische Märchen ein. Hier kommen nicht mehrere Schildkröten vor, wie in allen bisher genannten, sondern nur zwei. Ich begnüge mich vorläufig damit, sie anzuführen und auf ihre Wichtigkeit hinzuweisen. Später kehre ich zu ihnen zurück.

23a. Erzählung der Singhalesen.

[A_2] Eine Schildkröte sah einst einen Löwen an dem Ufer eines kleinen Flusses und sagte zu ihm: **„Ich wette, daß ich schneller an die andere Seite des Ufers komme,** wenn ich schwimme, als du, wenn du darüber springst." Der Löwe nahm die Wette an, und sie setzten einen Tag fest, um ihre Schnelligkeit zu prüfen. [C.] Unterdessen bat die Schildkröte **eine** Verwandte, sich an das eine Flußufer zu setzen; sie wolle auf dem andern bleiben, und jede müsse eine Blume im Munde haben. Am festgesetzten Tage erschien der Löwe und sagte zur Schildkröte: „Bist du fertig?" „Ja," antwortete die Schildkröte. „Nun, so laß uns anfangen," sprach der Löwe und sprang über den Fluß. Doch war er sehr erstaunt, als er die Schildkröte schon dort fand. Darauf beschlossen sie, daß sie weiter springen wollten, bis einer von ihnen müde würde und die Wette aufgäbe. Also sprang der Löwe von einer Seite zur andern, [B_4] bis er zuletzt so matt wurde, daß er in den Fluß fiel und ertrank. Daher stammt das Sprichwort: Ohne List nützt keine Kraft; wo List ist, da ist auch Kraft, gleich wie der Löwe durch List der Schildkröte starb.

The Orientalist 1, 87. (Das Sprichwort findet sich auch in einem Sanskritwerk Pratyaya-śataka, das in Ceylon verbreitet ist.)

23b. Im wesentlichen übereinstimmend lautet die singhalesische Erzählung bei Steele, Kusa Jātakaya, S. 257.

24. Aus China.

[A] Rabe und Schildkröte wollen durch eine Schnelligkeitsprobe entscheiden wer der älteste ist, und beschließen, über einen Fluß zu setzen. [C.] **An jedem der beiden Ufer ist eine Schildkröte, die der Rabe vorfindet, wenn er glaubt, zuerst angelangt zu sein.** [D.] Da er Verdacht schöpft, ruft er bei einem erneuten Wettfluge inmitten des Weges die Schildkröte an, und von beiden Ufern ertönt die Antwort: „Hier bin ich."

Journal asiatique 2, 541 (1881); vgl. Basset, Contes pop. berbères 139. Zur Aufdeckung des Betruges vgl. oben Nr. 1.

25a. Aus Ostafrika. Zwei Schildkröten **(Mann und Frau)** täuschen in einer Springprobe den Elefanten: siehe oben Nr. 3.

25b. Aus Loango.

Die Krabbe ist über die Maßen hoffärtig und prahlerisch gewesen. Einst verhöhnte sie die Schildkröte ob ihrer Bedächtigkeit und Langsamkeit. Die schlug

einen Wettlauf vor. Sie schickte aber heimlich ihre **Frau** voraus, sich am Bahnende aufzustellen. Die Krabbe rannte geschwind zum Ziele, prallte aber dort so heftig gegen die Schildkrötenfrau, daß sie sich den Kopf eintrieb. **Seitdem läuft sie ohne Kopf umher, auch nie mehr geradeaus, sondern ängstlich seitwärts und im Zickzack.**

E. Pechuël-Loesche, Volkskunde von Loango. Stuttgart 1907, S. 106.

E. Die afrikanisch-europäische Märchengruppe.

Während die Person des Besiegten in den angeführten Varianten sehr oft wechselte, war der Sieger fast immer die Schildkröte. Anders in Nordwestafrika und in Europa, wo insofern eine erhebliche Abweichung vorhanden ist, als der **Igel statt der Schildkröte** auftritt. Ich verzeichne zunächst die mir bekannten Märchen und beginne mit einer Fassung, die ich hinsichtlich des Ganges der Handlung für eine verhältnismäßig gute halte, wiewohl sie willkürlich den Wolf statt des Hasen besiegt werden läßt. Einzelne Züge, die zu der bisherigen Handlung hinzukommen, bezeichne ich mit E und F.

E_1: Beide Tiere besitzen und bebauen ein Stück Land gemeinsam.

E_2: Dies führt zu einem Streit über den Anteil am Ertrage.

E_3: Ein Schiedsrichter veranlaßt den Wettlauf (es ist dies eine Ausschmückung für das ebenfalls vorkommende A_2: der Igel bietet die Entscheidung durch den Wettlauf an).

E_4: Der am Ziel — dem strittigen Getreidehaufen — stehende Igel zählt bei Ankunft des Gegners in voller Gemütsruhe die Scheffel (Steigerung des einfachen Zurufes: Hier bin ich!)

F: Der Streit über den Feldertrag ist erweitert durch das Motiv der freigestellten Wahl dieses Ertrages (die Wahl des Oberen und des Unteren führt jedesmal die Niederlage des Wählenden herbei).[1])

26. Märchen der Berber von Tamazratt.

Wolf und Igel waren Genossen, [E_1] sie besaßen ein Landgut und bebauten dies. [E_2] Einst gerieten sie aber doch in Streit. [E_3] Sie begaben sich zum Richter und trugen ihm ihren Streitfall vor. Der Richter gab folgendes Urteil: Einer soll das ganze Gut besitzen! Der Igel versetzte: „Nein! Ich übernehme es weder, noch gebe ich es hin! [A_2] Wir wollen es lieber so machen: wir entfernen uns drei Meilen vom Gute, und dann laufen wir nach demselben zurück. [A_3] Und der, welcher zuerst kommt, soll das ganze Gut bekommen!“ Der Wolf versetzte: „Gut! Gott befohlen!“ [A_1] Er bemerkte noch: „Deine Füße sind aber sehr kurz, wie wirst du mit mir um die Wette laufen können?“ Ich kann es schon,“ erwiderte der Igel. „Also los!“ sprach der Wolf. Der Igel versetzte: „Wart' noch ein wenig! Drei Stunden vor Mittag (um 9 Uhr) wollen wir uns hier wieder treffen!“

Der Igel besaß aber sieben Kinder. [B_1] Die versteckte er an verschiedenen

1) Über die Verbreitung dieser Teilungsgeschichte s. Bolte, Zeitschr. d. V. f. Volksk. 1898, 21. Chauvin, Bibl. arabe 2, 159.

Stellen; das letzte versteckte er an der Grenze des Gutes. Dann sprach er zum Wolf: „Wohlan denn! Laß uns nun, der eine neben dem andern, losrennen!“ Sie begannen ihren Wettlauf. Der Wolf rannte natürlich viel schneller. [B_2] Aber wo er auch pausierte, überall fand er, daß der Igel schon vor ihm da war. So ging es bis an die Grenze des Landgutes. [B_3] Auf dem Gute selbst erblickte der Wolf den Igel oben auf der Getreidetenne sitzen; der war ruhig bei der Arbeit und rief gerade: [E_4] „Sechzehn (Säcke), ohne die Spreu zu rechnen.“

H. Stumme, Märchen der Berber von Tamazratt Nr. 19.

27. Aus Marokko.

Über das marrokkanische Märchen berichtet Quedenfeldt, Verh. d. Berl. anthrop. Ges. 1886, 682 kurz so: „Unsere Sage vom Swinegel findet sich in Marokko gleichfalls, nur ist der Wettende hier nicht ein Hase, sondern ein Schakal, der so lange zwischen zwei Getreidehaufen, [C] in denen der Igel und dessen Frau sitzen, hin und her läuft, [B_4] bis er tot zu Boden stürzt.“

28.—30. Erweiterung durch das Motiv der Wahl des Ernteertrages (F.).

28. Märchen der Schaūi.

[E_1] Schakal und Igel bestellen gemeinschaftlich ein Zwiebelfeld [$E_2 + F$] und verabreden auf des Schakals Vorschlag, daß dieser selbst das Untere, der Igel das Obere erhalten soll. Der Igel erhält die Blätter und merkt, daß er betrogen worden ist. Darauf bestellen sie ein Getreidefeld und verabreden das Umgekehrte; der Schakal erhält also das Getreide, der Igel die Stoppeln. [A_2] Er schlägt vor, einen Wettlauf entscheiden zu lassen; [A_3] der Sieger soll das Getreide haben. Der Schakal ist einverstanden. [B_1] Der Igel heißt seine Brüder sich längs des Weges verteilen und verstecken, dann beginnt der Lauf. Während der Schakal in voller Hast dahinstürmt, mißt der Igel das Getreide ab, das am Ort des Ablaufes liegt. [B_2] Beim Laufen fragt der Schakal: „Igel, wo bist du?“ und es antwortet einer der Brüder: „Hier bin ich.“ [B_3] Als der Schakal zum Getreidehaufen zurückkommt [der Lauf geht also hin und zurück], sagt der Igel: [E_4] „Ich bin beim sechzehnten Maß.“ Der Schakal erklärt sich für besiegt.

G. Mercier, Le Chaouia de l'Aurès (Paris 1896), p. 71.

Diese Geschichte ist nach p. 68, Anm. 1: „très connue de tous les conteurs arabes aussi bien que berbères.“

29. Märchen der Zuaven (Distrikt Zuana in der algerischen Provinz Konstantine).

[E_1] Schakal und Igel bestellen gemeinsam erst ein Zwiebelfeld, dann ein Getreidefeld; [$E_2 + F$] bei der Teilung wird der Schakal zweimal vom Igel in der bekannten Weise betrogen und verlangt nochmalige Teilung. Der Igel weigert sich, und [A_2 entstellt[1]] der Schakal schlägt einen Entscheidungswettlauf vor. [A_3] Wer zuerst zur Tenne kommt, soll bekommen, was sie enthält. „Gut!“ sagt der Igel und [C] versteckt seinen Bruder in das Innere eines Getreidehaufens. [B_2] Dort findet ihn der Schakal, als er im Wettlauf anlangt. „Wir wollen noch einmal laufen!“ ruft er. „Gut!“ „Sie entfernten sich. Der Igel nahm nun den Platz

1) Der Igel müßte den Vorschlag machen.

seines Bruders ein, und nach dem Lauf [B_3] fand ihn der Schakal wieder [E_4] beim Getreidemessen. Da ging er fort."

Basset, Contes pop. berbères p. 14. Original in dessen Manuel de la langue kabyle textes p. 16.

30. Aus Malta.

[E_1] Schakal und Igel besäen auf des Schakals Vorschlag gemeinschaftlich ein Feld. [F] Als die Saat emporgewachsen ist, läßt der Igel den Schakal wählen, ob er das Untere oder das Obere haben will; der Schakal wählt das Obere. So erhält er Blätter, der Igel aber Rüben. Im nächsten Jahre säen sie wieder, und als sie den Ertrag teilen wollen, wählt der Schakal das Untere. Der Igel erhält den Weizen, der Schakal dessen Wurzeln. [E_2] Dieser verklagt nun den Igel. [E_3] Die Verhandlung findet vor einem anderen Igel statt, und dieser entscheidet: „Rennt auf den Berg dort und dann wieder hierher zurück, und wer hernach den meisten Weizen auf der Tenne hat abmessen können, der soll den Weizen haben." [B_1] Der Igel hat drei Brüder. Den einen läßt er auf der Tenne beim Weizen, dem andern weist er einen Platz inmitten des zu durchlaufenden Weges an, den dritten läßt er noch etwas weiter sich aufstellen. Dann ruft er den Schakal zum Wettlaufen herbei. [B_2] Als der Schakal ein Stückchen gerannt ist, sieht er den einen der drei Igel vor sich und beschleunigt seinen Lauf, um ihn zu überholen. Der Igel versteckt sich, als der Schakal vorübergerannt ist, im Heu; als der Schakal zurückkommt, findet er ihn wieder vor sich, [B_3] und als er zur Tenne gelangt, sieht er den Igel [E_4] Weizen abmessen mit den Worten: „Fünfzehn Metzen! Und das ist die sechzehnte!" Da rief der Schakal: „Nimm nur den ganzen Weizen, ich will nichts haben!"

H. Stumme, Maltesische Märchen Nr. 33.

31. Literarische Überlieferung aus dem 13. Jahrhundert.

Eine solche Erzählung, die den Igel enthielt, findet sich schon in einem lateinischen Gedichte des 13. Jahrhunderts.

[E_1] Hirsch und Igel haben gemeinsam ein Feld bestellt. Als nun wilde Tiere die Saat verwüsten, losen die beiden, wer den Acker bewachen soll, und das Los trifft den Hirsch. Dieser beteiligt sich jedoch an der Verwüstung, und der Igel verlangt entrüstet die Wache für sich, um den Rest der Saat zu retten. Das gelingt ihm, [E_2] und sie gehen an die Teilung des Ertrages, doch können sie sich nicht einigen. [E_3] Endlich bringt der Hirsch einen Schiedsrichter, den Eber, herbei, und dieser [$A + A_3$] fällt den Spruch: „Wer am schnellsten die Flur (prata) durchlaufen könne, dem solle der Acker gehören." Jammernd kommt der Igel nach Hause. Seine Frau erinnert ihn daran, daß sie ja gleiches Aussehen hätten:

[C] „igitur consilium sanum tibi dabo.
vobis simul stantibus ego contra stabo;
cum ad me cucurrerit, tunc ego clamabo:
[B_3] perveni citius, ex hoc tibi prata negabo.
[B_4] hoc idem tu facies, donec sit confusus
et recedat penitus lassus et illusus."
hoc artis ingenio cervus est conclusus,
contra spem misero fructus conceditur usus.

(Folgt Nutzanwendung: Der Übermütige wird bestraft. Verachte nicht den Schwachen. List vermag mehr als Gewalt.)

Zeitschr. f. dtsch. Altert. 12, 527 = Th. Wright, Latin stories (1842), 171.

32. Notiz aus dem 15. Jahrhundert.

In einer Sammlung Versus proverbiales vom Jahre 1494 (Mskr. Nr. 2 der Bibl. der ehemaligen Ritterakademie zu Lüneburg) finden sich folgende Verse:

Ericius fatur: supra omnia sors dominatur,
Festinans contra celerem sumens sibi cursum.
Glück walt als spil spricht man,
do lief der ygel den berenn an.

33. Grimms Märchen Nr. 187.

[E_1] Eine Spur der alten Überlieferung vom gemeinsamen Ackerbau zeigt der Anfang, wo der Igel ins Feld geht, um zu prüfen, wie seine Steckrüben stehen, und der Hase, um seinen Kohl zu besichtigen. [A_1] Darauf folgt, wie im 26. Märchen, der Hohn des Hasen und [A_2] die Antwort des Swinegels, der ihn zum Wettlauf herausfordert. [A_3] Als Preis wird, da das Motiv des gemeinsamen Ackerbaues verdunkelt und nicht mehr als solches wirksam ist, „en goldne Lujedor un'n Buddel Branwin" ausgesetzt. Der Swinegel geht dann nach Hause, aber nicht jammernd, wie in Nr. 31. Er ist (ebenso wie in andern Varianten die Schildkröte) von vornherein des Sieges sicher und hat seine List schon fertig im Kopfe. Er heißt seine Frau sich anziehen und aufs Feld gehen, weil er mit dem Hasen um die Wette laufen wolle, und nun jammert umgekehrt die Frau. [CB_3] Unterwegs erklärt er ihr die bekannte List. Die Situation beim Wettlauf — Hase in der einen, Igel in der andern Furche — ist genau dieselbe wie in Amerika — Reh am einen, Schildkröte am andern Ufer. [B_4] Der Hase fällt schließlich tot hin.

Zur Geschichte der Überlieferung dieses Märchens siehe KHM. 3, zu Nr. 187 und Wolfs Zschr. f. dtsch. Myth. 1, 381—383.

34. Englisches Märchen.

In den Notes and Queries 1851, S. 3 ist für Northamptonshire ein Wettlaufmärchen bezeugt, das mit dem Grimmschen übereinstimmt, nur läuft dort der Fuchs statt des Hasen. („In all other respects the English tale runs word for word [!?] with the German.")

35. Polnisches Märchen.

„Im polnischen Märchen wetten der Igel und der Hase, wer den andern überholen würde. Der Igel fing es listig an: er stellte auf den Platz, zu dem der Abmachung gemäß hingelaufen werden sollte, einen andern Igel auf, und der arme Hase, — so oft er auch von einem Punkt des Feldes zum andern lief, — stets fand er den Igel schon zur Stelle.

Sumcov in den Etnogr. Obozr. III (1891), 3, 81 (= Buch X, 81). Er verweist auf Zbiór wiadomości do antropol. krajowej XI, S. 37, Nr. 3 (wo ebenfalls nur eine ganz kurze Inhaltsangabe steht: Hase und je ein Igel am Ausgangspunkt und am Ziel), sowie Chełkowski, Powiesci II, 97 (mir nicht zugänglich).

36. Lettisches Märchen.

Der Igel will den Hasen anführen und wettet mit ihm, wer schneller laufen könne. Wenn der Igel verliere, will er zehn Stacheln aus seinem Pelz her-

geben; verliert der Hase, so soll ihm der Igel ebensoviele Haare aus dem Schnurrbart raufen dürfen. Der Hase unterliegt infolge der bekannten List. „Der Igel riß dem Hasen zehn Barthaare aus und steckte fünf seinem Bruder und fünf sich selbst an die Lippen. **Seit jenem Tage haben alle Igel solche Hasenbärte an den Lippen.**“

Lerchis-Puschkaitis, auch in russischer Übersetzung: Živaja Starina 5, 442.

Den Schluß dieses Abschnittes mögen zwei französische Fassungen bilden, die sich als Mischformen darstellen. Die erste enthält den Ackerbau und die Hilfe mehrerer Kröten (vgl. ob. A und B), die zweite hat ihre zwei Schnecken aus anderen französischen Märchen entlehnt, die unten zu besprechen sind.

37. Aus dem Departement Gard.

Der Fuchs und die Kröte bearbeiten gemeinsam ein großes viereckiges Stück Land und säen Getreide. Da der Fuchs den ganzen Acker allein haben möchte [A], so schlägt er einen Wettlauf vor: Wer zuerst um das Feld herumkomme [A_3], dem soll das Getreide gehören. [B_1] Die Kröte holt „die drei erfahrensten der Krötenschaft“ zu ihrer Hilfe und setzt sie an drei Ecken des Feldes; sie selbst setzt sich an die erste Ecke. Hier beginnt der Lauf. [B_2] Der Fuchs macht an jeder Ecke Halt und ruft: Wo bist du, Kröte? und eine Stimme antwortet ihm: Hier vor dir! Ganz erschöpft, weil er sich immer mehr angestrengt hat, kommt er zur ersten Ecke und [B_3] findet, daß die Kröte wiederum vor ihm dort ist.

Rolland, Faune populaire 3, 61; auch Sébillot, Folklore de France 3, 299.

38. Aus der Haute-Bretagne.

[A_1] Der Fuchs verspottet die Langsamkeit der Schnecke. [A_2] Diese schlägt einen Wettlauf vor: wir werden sehen, wer von uns beiden am schnellsten ans Ziel gelangt. Sie verabreden sich am nächsten Tage am Anfang einer Ackerfurche zu treffen. Die Schnecke holt eine ihrer Gevatterinnen [C] und heißt sie, sich ans Ende der Furche aufstellen; und wenn der Fuchs dort ankommt, soll sie rufen: Hier bin ich! [B_2] Der Fuchs läßt sich durch die List täuschen, wiederholt den Lauf nach dem Anfang der Furche zu und trifft nun die andere Schnecke. Er fällt tot um.

Sébillot, Littérature orale de la Haute-Bretagne p. 237 = Folklore de France 3, 338 („le même conte“ in Loiret und Deux-Sèvres bei Rolland, Faune pop. 3, 208; Souché, Proverbes 19; beide Werke stehen mir zur Zeit nicht zu Gebote).

Die Frage, wie die engere Zusammengehörigkeit der afrikanisch-europäischen Gruppe zu erklären ist, läßt sich besser erst dann behandeln, wenn wir noch andere europäische Märchen ins Auge gefaßt haben, die einem völlig neuen Formtypus angehören.

III. Das Hängen am Gegner.

Der einfache Gedanke, daß das schnelle Tier auf listige Weise vom langsamen besiegt wird, liegt nämlich auch einer andern Wettlaufgeschichte zugrunde, die sich neben der vorhin behandelten in den gleichen Ausbreitungsgebieten findet. In dieser andern Geschichte gewinnt ein kleines Tier, wie der Krebs oder die Schnecke, dadurch den Sieg, daß es sich unbemerkt

an den Schwanz des Gegners klammert. (Dies Motiv ist im folgenden als G bezeichnet.) Sowie jener am Ziele ist und sich nach ihm umschaut, läßt es den Schwanz los und ruft: Ich bin schon lange hier! [B_3] Auf die Ähnlichkeit beider Märchen wurde schon von den Brüdern Grimm in der Anmerkung zum Märchen vom Hasen und Igel hingewiesen.

Wir betrachten die einzelnen Varianten in derselben Reihenfolge, wie die der Form II.

A. Die afrikanisch-amerikanische Märchengruppe.

a) Afrikanische Märchen.

39a. Aus Madagaskar.

Eines Tages begegnete ein Wildschwein, das zu jagen ausging, auf der Straße neben einem Wasserlauf einem Chamäleon. [A_1] Als es das Chamäleon erblickte, rief es aus: „O, wie komisch du läufst, Freund! Wenn man sieht, wie du dich vorwärts bewegst, so muß man doch denken, daß du nie genug zu essen hättest, so langsam läufst du. Also nimm dich ja in acht, daß nicht irgendein großes, wildes Tier kommt und dich tottrampelt, denn du bist ja schwach und langsam. Komm, wir wollen uns beide hier an diesem Wasserlaufe trennen, und selbst, wenn ich nicht schnell laufe, sondern ganz langsam gehe, — sieh nur! — so wirst du doch kaum über das Bett dieses Flüßchens gelangt sein, während ich schon das Tal durchschritten habe". Da antwortete das Chamäleon: „Es ist schon wahr, Freund; ich erscheine dir schwach und langsam. Aber bedenke, daß jeder von uns gerade das besitzt, was am am besten für ihn paßt. Du kannst dir genügend Beute erjagen, und ich kann mir ebenfalls so viel verschaffen, wie ich brauche" [A_2] Darauf begann das Chamäleon noch einmal und sprach: „Entschuldige, mein Lieber! Ich will ja nicht als kleines Geschöpf ein großes herausfordern, doch wenn ihr nicht böse darüber seid, so laßt uns beide an diesem Wasserlauf ein bißchen spielen." Das Wildschwein fragte: „Was für ein Spiel soll es denn sein?" Das Chamäleon antwortete: „Wenn du auch schnellfüßig bist und ich langsam, — komm, älterer Bruder, laß uns einen Wettlauf veranstalten." Da wurde das Wildschwein zornig bei sich, doch es sagte: „So komm, laß uns beide ein bißchen höher hinaufgehen, um unsere Schnelligkeit zu prüfen; dort ist ein geräumiger Weideplatz, während es hier sumpfig ist; und du würdest ja schon verletzt werden, wenn dich die Erde von meinen Füßen träfe. Also laß uns auf den Platz dort gehen, und wenn du mich überholst, so will ich samt meiner ganzen Familie dir dienen." Da sprach das Chamäleon: „Warum so böse, älterer Bruder? Ich kann mich ja nicht einmal mit dir allein messen; denn ich fürchte mich vor dir; was sollte dann erst werden, wenn ich deine Familie als Diener hätte? Wenn wir aber bloß im Spiel wetten, dann laß uns hinaufgehen, um unsere Schnelligkeit zu prüfen!" Also gingen sie hinauf auf den Weideplatz und bestimmten als Ziel einen Baumstamm inmitten des langen Vérograses. [G.] Dann machten sie sich fertig; das Chamäleon kletterte an dem hohen Grase entlang bis zur Mähne des Wildschweins, und als es sich dort festgesetzt hatte, sagte es: „Nun lauf, älterer Bruder!" Und als das Wildschwein davonrannte, hielt sich das Chamäleon an Mähne und Schwanz fest. [B_3] Am Ziel sprang das Chamäleon gleich in das hohe Gras. Als nun das Wildschwein sich umdrehte (um nach dem Chamäleon auszusehen), rief dieses: „Sieh

nicht rückwärts, älterer Bruder, denn hier vor dir bin ich!“ [B_4] Da war das Wildschwein erstaunt und böse und wiederholte den Wettlauf, aber wieder hielt sich das Chamäleon fest wie zuvor. So ging es eine Weile hin und her, bis das Wildschwein vor Ermüdung tot hinfiel.

Sibree, Malagassy Folklore in Folklore Journal 2, 168. Das Chamäleon gilt dem Afrikaner als Typus der Langsamkeit. In Südwestafrika hat es den Volksnamen „Jann, trap soetjes“ (Johann, geh langsam). Vgl. Irle, Die Herero S. 43. Es gilt aber auch als kluges Tier, das z. B. den Affen durch List besiegt (Bleek, Reineke Fuchs in Afrika S. 142) und als heilig, so daß es nicht getötet werden darf (Irle, ebenda).

39b. Variante.

Wildschwein und Frosch besuchen einander; beim Wildschwein gibt es reichlich zu essen, beim Frosch wenig. [A_1] Das Wildschwein wird böse und schlägt einen Zweikampf vor in Schnelligkeit, Kraft und Ausdauer. Beide kommen überein, bis oben auf einen Hügel zu laufen. [G.] Aber sowie das Wildschwein zu laufen anfängt, springt der Frosch ihm auf den Hals. Da er leicht von Gewicht ist und sein Gegner einen starken Hals hat, bleibt er unbemerkt. [B_3] Am Ziele angekommen, springt der Frosch ab, und da das Wildschwein dies wieder nicht bemerkt, so muß es zugeben, daß es verloren hat. [Es folgt dann Wettspringen und Wettrufen, wiederum unterliegt das Wildschwein.]

Sibree, Folklore Journal 2, 79.

40. Ein Yao-Märchen vom Nyassa.

[A_3] Vier außerordentlich große Elfenbeinzähne, so groß, daß jeder Zahn von vier Männern getragen werden mußte, lagen bereit als Wettlaufpreis, und man sagte: „Wohlan, laufet um die Wette, alle Tiere! Wer zuletzt ermüdet, bekommt das Elfenbein.“

Da kamen viele Tiere und liefen um die Wette, wurden aber müde und gaben den Wettlauf auf, so daß nur noch der Löwe übrig blieb. Dieser freute sich und sprach: „Mir gehört der Preis!“ [A_2] Da erhob sich die Schildkröte und sprach: „Noch nicht! Wir wollen noch miteinander wettlaufen, damit ich jenes Elfenbein bekomme.“ [A_1] Der Löwe weigerte sich, lachte und sprach: „Wie? Wirst du wettlaufen können?“ Die Schildkröte entgegnete: „Du wirst es schon sehen, lauf nur zu!“ [G] Die Schildkröte kletterte unbemerkt auf des Löwen Rücken, und so liefen sie denn, — liefen, liefen und liefen, bis der Löwe müde wurde und ausruhen mußte. [B_2] Da rief die Schildkröte: „Ruht nicht aus, sonst bekomme ich die Elfenbeinzähne.“ Weiter und weiter lief wiederum der Löwe, [B_4] bis er ganz und gar ermattet wieder zu den Elfenbeinzähnen kam. [B_3] Da machte er Halt, drehte sich um und fragte: „Schildkröte, wo bist du?“ Die Schildkröte antwortete hinter ihm: „Ach, ich bin schon lange hier.“ Da sah sich der Löwe besiegt und ließ ihr den Preis.

Held, S. 132 Aus: Ferstl, Yao-Erzählungen (Mitteil. d. Seminars f. oriental. Sprachen zu Berlin III, 3, 102.) Französisch bei Basset, Contes d'Afrique, 283. Die Schildkröte (statt eines behenden Tieres) stammt aus Form II.

41. Märchen der Mambettu (Inner-Afrika; nordöstlich vom Albert-Nyanza).

[Das Eingeklammerte ist Mischung mit der Form II.] [A_2] Eines Tages lud das Chamäleon den Elefanten zum Laufen ein. Der Elefant nahm die Herausforderung an, [deren Entscheidung auf den folgenden Morgen verlegt wurde. Während der Nacht verteilte das Chamäleon viele seiner Brüder in kurzer Entfernung

den Weg entlang, der zu durchlaufen war. Als der folgende Tag graute, kam der Elefant] und fing ohne weiteres zu laufen an. [G] Das Chamäleon stieg hurtig dem Elefanten auf den Schwanz. [B_2 entstellt[1])] Bei jeder Begegnung mit einem Chamäleon fragte der Elefant: „Bist du nicht müde?“ „Nein,“ antwortete das gefragte Tier, das sich jetzt erst anschickte, den kleinen ihm angewiesenen Teil zu durchlaufen. [B_4] Zuletzt blieb der Elefant atemlos und müde stehen, indem er sich für besiegt bekannte.

Casati, Zehn Jahre in Äquatoria 1, 154.

42. Märchen des Ga-Stammes an der Goldküste.

Eines Tages kamen die Tiere des Waldes zusammen und berieten untereinander und fragten: Wer soll König unter uns sein? Sie brachten ihre Sache vor Gott, den Schöpfer. [A] Dieser entschied, daß der Thron durch einen Wettlauf entschieden werden sollte; wer zuerst darauf sitze, dem solle er gehören. Alle Tiere stellten sich in eine Reihe, und dann begannen sie zu laufen. Wie man sich denken kann, erreichte ihn der Elefant zuerst. [B_3] Als er sich aber darauf setzen wollte, schrie etwas hinter ihm: „Zerdrück' mich nicht, zerdrück' mich nicht, siehst du nicht, daß ich schon darauf sitze?“ Es war Adowa, der Zwerghirsch. Er hatte sich beim Beginn in der Nähe des Elefanten gehalten, sprang dann auf ihn und hielt sich am Schwanze fest. [G] Nur infolge seiner dicken Haut und des starken Laufens merkte der Elefant nichts. Als er sich nun nach dem Sprecher umwandte, ließ sich Adowa auf den Thron gleiten, und der Elefant mußte ihn anerkennen. Seit dieser Zeit darf von dem Felle des Adowa nur der erste Häuptling Gebrauch machen, der König von Akkra; er benutzt es zu seinem Amtshut, und niemand darf das gleiche tun.

Globus 1908.

b) Amerikanische Märchen.

43. Märchen aus Amazonas (am Amazonenstrom, stromabwärts von Santarem).

[A] Der Wettlauf findet zwischen einem Reh und einer Holzzecke (Ixodes) statt. [G] Als der Lauf beginnen soll, setzt sich die Zecke auf den Schwanz des Rehes. [B_2] Wenn nun das Reh während des Laufes sich umblickt und nach dem Gegner ruft, erhält es stets zur Antwort: „Ich bin schon da!“ [B_4] Es strengt sich deshalb mehr und mehr an und bricht zuletzt vor Erschöpfung zusammen.

Hartt, Tortoise Myths p. 11 und Andree, Verh. d. Berl. anthrop. Gesellsch. 1887, S. 674.

44. Araukanisches Märchen.

„Wir wollen spielen, Freund Bremse,“ sagte der Fuchs zur Bremse. „Gut“, antwortete diese. „Was wollen wir spielen?“ [A] „Wir wollen Wettrennen spielen,“ sagte der Fuchs; „du läufst auf der Erde und ich über der Erde.“ „Gut,“ sagte die Bremse. „Dort hinten die Eiche wird unser Ziel sein,“ sagte der Fuchs. „Gut,“ sagte die Bremse. — So rannten sie um die Wette. [G] Als aber der Fuchs gerade losrennen wollte, setzte die Bremse sich ihm auf den Schwanz. So rannte denn der Fuchs schnell davon. Als er nun so mit aller Geschwindigkeit dahinrannte,

1) Nicht aufgestellte Tiere sprechen ihn durch Zuruf an, sondern das auf ihm sitzende.

sah er Erdbeeren stehen. „Hier will ich doch erst ein paar Erdbeeren essen," sagte der Fuchs. „Wo mag wohl die Bremse am Laufen sein?" Da machte sich der Fuchs daran, Erdbeeren zu essen. „In einer kleinen Weile komme ich ja doch ans Ziel," sagte der Fuchs. Als er nun schon beinahe angekommen war, da machte sich die Bremse eilends auf, [B_3] und so wurde der Fuchs besiegt. „Ich habe gewonnen, Fuchs," sagte die Bremse; „zahl mir meine Wette aus." „Ich will nicht," sagte der Fuchs; „sei froh, daß ich dich nicht fresse." [Da holte sich die Bremse hunderte von Genossen zu Hilfe, die sich auf ihn stürzten. Lebendig krochen sie in ihn hinein und bissen ihn von innen. Vergebens suchte er im Wasser Rettung. Sie bissen wieder. Er lief in den Wald und wurde dort von ihnen getötet.]

Rud. Lenz, Araukanische Märchen, Valparaiso 1896, S. 44. Dieses Ende erinnert an den Schluß der madagassischen Geschichte Nr. 39b. Bei der Schreiprobe holt sich der Frosch seine Gefährten zusammen, und das Wildschwein weicht der Überzahl.

B. Die ostasiatische Märchengruppe.

45a. Aus Annam.

[A_1] Die Kröte sprach eines Tages zum Tiger: „Willst du mit mir um die Wette laufen?" „Ich denke nicht daran!" erwiderte der Tiger. „Laß es uns doch versuchen; ich wette, daß ich dich schlage." „Na meinetwegen," gab der Tiger zur Antwort. [G] Darauf ergriff die Kröte sein Schwanzende, als er gerade fortjagen wollte. Nachdem er atemlos über Berge und Täler, Dickichte und Lichtungen gerannt war, machte er Halt, um sich nach der Kröte umzusehen. [B_3] Durch die heftige Drehung wurde diese noch einige Schritte weiter fortgeschleudert und rief: „Ich bin schon voraus, warum suchst du mich?" Sehr erstaunt bat der Tiger, ihm ein wenig Rast zu gönnen, damit er seinen Durst am nahen Flusse zu löschen vermöge. [Dort trifft er eine Schildkröte, die ihn nach der Ursache des erhitzten Aussehens fragt. Er erzählt, was ihm begegnet ist die Schildkröte durchschaut die List und rät ihm, einen Stein an dem Schwanzende zu befestigen, damit sie sich nicht festhalten könne; nur so würde er die Wette gewinnen. Der Tiger gehorcht, und die Kröte konnte sich nicht mehr an seinem Schwanze festhalten. [B_4] Doch auch ihn ereilte das Geschick; er wurde durch die Wucht des Steines in die Tiefe des Flusses gezogen und mußte jämmerlich ertrinken. Der Schluß beruht auf Vermischung mit Form II, Nr. 23, wo es sich um Überspringen eines Flusses handelt.]

Globus 81, 302.

45b. Variante.

[A] Eine Kröte fürchtet, der Tiger würde sie fressen, denkt sich eine List aus und ruft: „Geh nicht hierher, sonst bist du des Todes." Der Tiger höhnt sie: „Wer bist denn du? Was kannst du? Höchstens kannst du springen? Wollen wir vielleicht im Weitsprung wetten?" Sie gehen „zum großen Kanal" und stellen sich zum Springen auf. Die Kröte sagt: „Nein, ich stelle mich sogar noch hinter dich," — [G] und beißt sich in den wedelnden Schwanz des Tigers. Der Tiger springt, dreht sich um, die Kröte springt ab, [B_3] ruft hier. Der Tiger ist erstaunt, daß die Kröte gewonnen hat. Sie sagt: „Ja, ich bin so geschickt, ich fresse auch die Tiger lebendig, sieh nur in meinen Mund." Der Tiger sieht voll Schrecken Tigerhaare im Maul der Kröte und flieht. [Ein Affe rät dem Tiger, die Kröte zu fressen, beide werden aber wieder überlistet.]

Abel des Michels, Contes plaisants annamites 47.

46. Aus den Fidschi-Inseln.

[A_1] Ein Schmetterling verlockte einen Kranich dazu, einen Wettflug nach Tonga zu unternehmen, indem er ihn fragte, ob er gern Krabben äße. [G] Der Schmetterling setzte sich auf den Rücken des Kranichs, ohne daß dieser es wußte, [B_2] und immer, wenn der Vogel sich umsah und zu sich sagte: „Dieser elende Kerl ist nicht mehr da; nun kann ich mich ausruhen und langsam fliegen, ohne daß ich fürchten muß, überholt zu werden," — dann flog der Schmetterling von seinem Rücken auf, flog ein Stück voran und rief: „Hier bin ich, Vetter!", [B_4] bis der arme Vogel vor Ermattung starb. Der Schmetterling aber, der sich nun nicht mehr auf des Kranichs Rücken ausruhen konnte, kam auch um.

The Orientalist 1, 88. Zum Kranich vgl. ob. Nr. 21.

In Buchstaben ausgedrückt enthält diese Gruppe folgende Einzelzüge:

1. In Afrika und Amerika.

39a:	A_1 A_2	G B_3 B_4
39b:	A_1	G B_3
40:	A_1 A_2 A_3	G B_2 B_3 B_4
41:	A_2	G B_2? B_4
42:	A	G B_3
43:	A	G B_2 B_4
44:	A	G B_3

2. In Asien:

45a:	A_1	G B_3 B_4
45b:	A	G B_3
46:	A_1 G	G B_2 B_4

Bedenkt man, daß A eigentlich keinen Unterschied von A_1 A_2 darstellt, und ebenso B_3 oder B_4 im wesentlichen den gleichen Schluß bedeuten, so erscheint die Übereinstimmung der Märchen genau so groß wie bei den entsprechenden Märchen der Form II. Die Wanderung ist hier also dieselben Wege gegangen wie dort. Auf asiatische Herkunft scheint im Madagassischen noch ein besonderer Umstand zu deuten. Es ist zweimal von einem Wasserlaufe in der Weise die Rede, als solle dort die Entscheidung erkämpft werden; gleichwohl verlassen ihn die Streitenden und suchen einen andern Platz aus. Nun spielt aber das Wasser nicht nur in den asiatischen Fassungen Nr. 45b und 46 eine große Rolle. Auch die chinesische und die singhalesische Version (Nr. 23 und 24) enthalten eine Erzählung vom Wettkampf am Wasser. Es ist leicht möglich, daß eine solche Version nach dem ethnographisch verwandten Madagaskar kam und sich dort mit einer andern mischte, die gleich den sonstigen afrikanischen Varianten nur von einem Wettlauf zu Lande berichtete. Bemerkenswert ist folgende Verschiedenheit der einzelnen Fassungen: während bisweilen hetzende Zurufe des angeklammerten Tieres unterwegs erfolgen — entsprechend der Form II, wo die Schildkröten verteilt sitzen — ruft es in andern Fällen erst am

Ziele: Hier bin ich! In Nr. 39a beginnt der Wettlauf dann von neuem, worauf sich das gleiche Spiel so lange wiederholt, bis das Wildschwein tot hinfällt (vgl. Grimms Märchen).

C. Die westasiatisch-europäische Gruppe.

a) Fuchs und Krebs.

47. Syrisches Märchen in einer neuaramäischen Handschrift.

[E_1] [Fuchs und Krebs beschließen gemeinschaftlich zu pflügen. Der Fuchs befiehlt dem Krebs:] „Nimm du den Krümmel und das Joch.“ Da fragte ihn der Krebs: „Was wirst du denn tragen?“ — „Ich werde,“ antwortete der Fuchs, „den Jochstift tragen und den Stift und den Stift vom Stift.“ Das ist aber alles ein und dasselbe. So ließ der Fuchs durch seine Verschlagenheit die Dinge als viele erscheinen. Der Krebs war mit dieser Abmachung einverstanden, und es verstrich die Zeit bis zur Zeit der Tenne. Da droschen sie ihr Getreide und worfelten es. Das Stroh kam auf die eine Seite und das Getreide auf die andere. [E_2] Da sagte der Fuchs zum Krebs: „Auf welche Weise willst du, daß wir teilen sollen?“ — „Wie du willst,“ antwortete der Krebs. — [A_2 entstellt] „Dann wollen wir,“ meinte der Fuchs, „das Getreide auf die eine Seite tun und das Stroh auf die andere, dann auf die Seite der Tenne treten und zum Getreide und Stroh hinlaufen. [A_3] Das, zu dem ein jeder gelangt, gehört ihm.“ — „Du hast gut gesprochen,“ sagte der Krebs. Der Fuchs sah den Krebs an und dachte sich: Der ist blind; bevor er sich rührt, bin ich bereits am Getreidehaufen angekommen. Dann sprach er: „Laßt uns laufen!“ [G] Der Krebs hängt sich unbemerkt an seinen Schwanz. Als nun der Fuchs noch fern (?!) vom Getreide war, [B_3] warf sich der Krebs auf den Haufen und rief, [E_4] [wie wenn er mit sich spräche:]* „Der fünfzehnte Scheffel ist dein, da nimm auch den sechzehnten.“ Der Fuchs ging beschämt mit dem Stroh nach Hause; der Krebs aber nahm das Getreide.[1])

Lidzbarski, Die neuaramäischen Handschriften der Königl. Bibliothek zu Berlin 2, 91. Die mit Sternchen bezeichnete Stelle ist verderbt und wohl so, wie oben, zu lesen; vgl. den Schluß von Nr. 26, 28, 30.

48. Armenische Überlieferung.

a) Text bei Vartan, Nr. 8 (13. Jahrh.).

Im wesentlichen gleich dem folgenden; siehe die französ. Übers. bei [J. Saint-Martin] Choix de fables de Vartan. Paris 1825, S. 15.

b) Text bei Olympianos, Nr. 22.

[E_1] Der Fuchs und der Krebs wurden Brüder und machten eine Aussaat und ernteten, und wie sie gedroschen, errichteten sie Haufen. [A_2 entstellt] Es sagt der Fuchs: „Wir wollen auf diese Hügel gehen, und [A_3] wer schneller hinuntersteigt (bei Vartan genauer: wer am schnellsten in der Tenne anlangt, oder: sich setzt), der nimmt das Korn.“ Als sie gingen, sagt der Krebs: „Tue mir einen Gefallen, und wenn du laufen willst, schlage den Schwanz vor mir nieder, damit ich

1) Zu der List des Fuchses, den Krebs mit dem Jochstift usw. zu übertölpeln, vgl. die ähnliche Geschichte bei Kristensen, Folkeminder 8, 375. Da es bestimmt werden sollte, wie lange die Tiere trächtig gehen sollten, fragte die Füchsin listig die Stute, ob sie lieber das kurze, kurze Jahr oder den langen, langen Monat trächtig gehen wollte. Sie war leichtgläubig genug, das kurze Jahr zu wählen mit Abzug des einen Monats, in dem die Füchsin trächtig geht.

es weiß und hinter dir hergehe.“ Es schlug der Fuchs den Schwanz nieder und lief; [G] und der Krebs klammerte sich in den Schwanz des Fuchses; und wie der Fuchs zu dem Haufen ankam und sich hinterwärts umkehrte, wo der Krebs sei, da fiel der Krebs an den Boden auf den Haufen [E_4] und sagte: „Im Namen Gottes, das sind mir drei Modii und ein halber.“ [B_3] Es verwunderte sich der Fuchs und sagte: „O du Böser, wann kamst du hierher?“

Wilhelm Roths Leben und Erstlingsschriften S. 76.

49. Aus Lesbos.

[E] Fuchs und Krebs (crabe, also eigentlich Taschenkrebs) haben Getreide, das sie zusammen geerntet haben, gemeinsam gedroschen und das Korn inmitten der Scheuer aufgehäuft, um es zu teilen. [A] Der Fuchs, der die ganze Ernte allein haben möchte, schlägt einen Wettlauf vor: der Sieger soll das Korn erhalten. Der Krebs ist einverstanden, doch ehe er nicht „Vorwärts!“ gerufen habe, soll der Fuchs nicht losrennen. [G] Er hängt sich an dessen Schwanz und gibt das Zeichen. [B_3] Am Ziel dreht sich der Fuchs nach ihm um, und der Krebs ruft: „Hier bin ich!“

G. Georgeakis et L. Pineau, Le Folklore de Lesbos, p. 95.

50. Serbisches Märchen aus Bosnien.

[A_1] Der Fuchs spottet des rückwärts schreitenden Krebses. [A_2] Der Krebs bietet den Wettlauf an und [G] kneift sich in den Schwanz des Fuchses fest. [B_3] Am Ziel wendet sich der Fuchs um, der Krebs macht sich los „und steht vor dem Fuchs“. [B_4] Wiederholung des Laufes „einige zwanzigmal“, bis der Fuchs tot hinfällt.

[B_5] Hierauf zerrt ihn der Krebs mit der Krebsin in den Bach, den Kindern zum Fraße, und frohlockt:

Gescheidter ein pfiffiges Köpfchen, als ein flinkes Füßchen.

Krauß, Am Urquell 3, 214.

51a. Aus Italien.

Antonio Cornazano (geb. um 1430 in Piacenza) erzählt das Märchen in den Proverbii in facetie (1518), Nr. 8:

[A_1] Der Fuchs höhnt den trägen Krebs, der am Wasserrande „mehr zurück als vorwärts“ spazieren geht, und [A_2 entstellt!] schlägt einen Wettlauf vor. Der Krebs gibt ihm eine ganze Körperlänge vor und sagt: „Laufe er nicht früher ab, als bis ich es sage“. [G] Dann hängt er sich an den Schwanz des Gegners und ruft: „Los!“ Am Ziel wendet sich der Fuchs nach ihm um. [B_3] Er läßt sich fallen und ruft: „Ich bin vor dir dagewesen; denn wie du siehst, bin ich nun hinter dir, ganz beim Ziele.“ Der Fuchs bekennt die Wette für verloren und meint: „Du kannst ja ein ganz guter Läufer sein, aber du siehst nicht danach aus.“ [Zur Erklärung dieser in Italien sprichwörtlich gebrauchten Wendung erzählt Cornazano die Geschichte.]

Die Sprichwortnovellen des Placentiners Antonio Cornazano. Verdeutscht von Albert Wesselski, 1906, S. 75.

51b. Aus Pistoja.

[A_1] Der Wolf will den Krebs verspotten und [A_2 entstellt] schlägt ihm einen Wettlauf nach einem Hügel vor: „Mich soll der Teufel holen, wenn du mich einkriegst!“ Der Krebs fühlte den Spott und erwiderte schlagfertig, daß er bereit sei.

„Ich geb' dir einen Vorsprung und bin doch vor dir am Ziel." Zähneknirschend antwortet der Wolf: „Wenn ich nicht wüßte, daß du immer in Wasser und Sümpfe gehst, würde ich dich verspotten wie einen Trunkenbold." „Nein, nein" nahm der Krebs das Wort, „halten wir uns nicht auf bei eitlen Dingen. Willst du mit mir laufen? Ja oder nein?!" — „Nun gut," rief der Wolf, „wohin wollen wir laufen?" — „Dorthin!" sagte der Krebs. „Doch erst, wenn ich dich in die Schwanzspitze gezwickt habe; das ist das Zeichen für dich, dann rasch fort. Also los!" Der Wolf stellte sich bereit, [G] und der Krebs zwickte ihn in den Schwanz, und dann ging's los! Durch den Wald wie der Blitz, wie wenn ein Polizistenschwarm hinter ihm her wäre. Keuchend kam der Wolf auf dem Scheitel des Hügels an, eine Spanne lang hing ihm die Zunge zum Halse heraus. Und schleunigst wandte er sich, um zu sehen, wo der Krebs geblieben wäre. Aber er sah niemanden und rief: „Krebs, du verrückter Kerl! Zeig' dich, wo bist du? Wenn ich umkehre und dich treffe, ich will dich malträtieren . . . ." [B_3] Spricht der Krebs mit ganz sanfter Stimme: „Ich bin hier, weiter als du! Was schreist du denn so? Ich habe die Wette gewonnen!" Rief der Wolf: „Du hast gewonnen, und ich bin der Ochse, daß ich dich den Vertrag machen ließ. Auf Wiedersehen ein andermal!" — und der Wolf lief fort. Der Krebs aber brach in Gelächter aus.

Nerucci, Cincelle da bambini (1881), S. 8. (Die Übersetzung verdanke ich meinem Freunde Dr. Fritz Jäckel.) Vgl. Marc-Monnier, Contes pop. en Italie p. 223—225 (mir zur Zeit nicht zugänglich).

52. Aus Deutschland.

a) Gedicht aus dem 13. Jahrhundert.

[A_1] Der Fuchs sieht den Krebs im Grase liegen und spottet seines langsamen Ganges: „Wann wollt ihr über die Wiese kommen? Ihr könnt besser rückwärts als vorwärts gehen." Der Krebs antwortet stolz, er könne besser als die Götter laufen, und [A_2] bietet ihm einen Wettlauf von einer Meile an, von Lune bis Toskan. Der Fuchs willigt ein, und es wird ein Pfand gesetzt. Der Krebs will etwas vorausgeben und hinter dem Fuchs laufen. Dieser kehrt ihm also das Hinterteil zu, [G] und der Krebs packt seinen Gegner, ohne daß dieser es merkt, mit der Schere an den Schwanz. Der Fuchs läuft, was er kann, und als er am Ziel angelangt ist, kehrt er sich um und ruft: „Wo ist nun der Krebs?" [B_3] Dieser, der vor ihm steht, antwortet: „Da bin ich, wie seid ihr so langsam gelaufen?" Damit hat der Fuchs die Wette verloren.

Das Gedicht ist herausgegeben von Maßmann, Haupts Zeitschr. 1, 398 ff.; obige Inhaltsangabe wie bei Grimm, KHM. 3, 256.

b) Aus der Mark.

[A] Fuchs und Krebs wetten in der Nähe von Frankfurt an der Oder [nähere Darstellung fehlt]; der Fuchs, der seiner Sache gewiß ist, geht langsam voraus, [G] der Krebs hängt sich an den Schwanz; dicht am Ziele kneift er so, daß der Fuchs wütend um sich schlägt und den Krebs ans Ziel schleudert. [B_3] Da rief er vor Freuden: „Krebs juchhe!" Und als nachmals an dieser Stelle ein Dorf gebaut wurde, nannte man es zum Andenken an die List des Krebses: Krebsjuchhe, woraus später der jetzige Name Krebsjauche entstanden ist.

Kuhn, Märkische Sagen und Märchen 1843, S. 243.

c) Aus Pommern.

Der Fuchs rühmt sich, wie gut er zu Fuße sei. Der Krebs erwidert, er könne auch gut laufen. [A_1] Der Fuchs höhnt: „Aber bloß zurück!" [A_2] „Oho! Glöwst

du woll, Voß, dat ik di bi all dine Fixigkeit ok vörwarts vörbilope war?“ Der Krebs bietet einen Wettlauf bis zum nächsten Meilensteine an; der Fuchs läuft, was er laufen kann, und dreht sich am Ziel nach dem Krebse um. [G B_3] Dieser ruft: „Büst du ok all dar, Voß? Ick wacht all ne ganze Wil up di.“ Der Lauf wird ein paarmal mit gleichem Ausgang wiederholt, [A_3] der Fuchs bezahlt den Preis der Wette: zwei Quart Schnaps und ein Pfund Schnupftabak. Nachdem beide vom Schnaps redselig geworden sind, erzählt der Krebs, sowie sie in der Nähe von Wasser angekommen sind, seine List; der Fuchs wird böse und will ihm das Genick umdrehen, aber der Krebs springt ins Wasser.

Blätter für pommersche Volkskunde 3, 65 = Brunk, Volkskundliches aus Garzigar (1901), S. 6.

Eine Variante aus Garzigar erzählt, daß der Igel sich an den Schwanz des Fuchses gehängt habe. „Un so kunn dei Voß sich halwe dot lope: dei Schwinegel wer immer ver im.“ (Bl. f. pomm. Vk. 9, 38.) Ein hübsches Beispiel von Sagenmischung.

53. Aus Dänemark.

[A] Einst wetteten Fuchs und Krebs, wer am geschwindesten laufen könne. „Du Ärmster!“ sprach der Fuchs, „du wirst zurückbleiben müssen.“ „Versuchen wir's nur!“ sprach der Krebs. [G] Eben als sie davonliefen, ergriff der Krebs den Schwanz des Fuchses und hielt sich fest. Am Ziele angelangt, kehrte der Fuchs sich um und blickte nach dem Krebse aus. „Ich bin hier!“ sagte er. [B_3] „Ich auch!“ sprach der Krebs, der Fuchsschwanz hatte ihn über das Ziel geworfen.

O. Nicolaissen, Fra Nordlands Fortid, Kristiania 1889, S. 52.

54. Aus Finnland.

a) Aus Kiwimaa.

[A_1] Am Ufer eines Flusses spottete der Fuchs über das Rückwärtsgehen des Krebses. Als sich der Fuchs umwandte, um in den Wald zurückzukehren, [B_3] eilte der Krebs in einen Busch. Der Fuchs: „Wo bist du, Krebsschlingel?“ Der Krebs: „Wie, du bist erst jetzt hergekommen? Ich habe schon lange auf dich gewartet!“

b) Aus Kaari.

Sie laufen eine russische Werst (Meile) entlang. Der Krebs: „Hier bin ich schon!“

c) Auch in Loppi aufgefunden. (Text fehlt.)

K. Krohn, Suomalaisia Kansansatuja 1, 388.

55. Aus Litauen.

[A_1] Der Fuchs verspottet den langsamen Krebs. [A_2] Dieser bietet den Wettlauf an und [G] hängt sich dem Fuchs unvermerkt in den Schwanz. Am Ziel dreht sich der Fuchs nach ihm um, und [B_3] der Krebs sagt: „Wo warst du denn so lange? Ich habe hier schon lange auf dich gewartet.“ Der Fuchs erklärt sich für besiegt.

Veckenstedt, Die Mythen, Sagen und Legenden der Zamaiten (Litauer) 2, 174.

56. Aus Rußland (Gouvernement Tambov).

Fuchs und Krebs standen zusammen und sprachen miteinander. [A_2 entstellt.] Der Fuchs sprach zum Krebs: „Komm, ich will mit dir um die Wette laufen.“

Der Krebs antwortete: „Schön, Fuchs, so komm!“ So setzten sie zum Wettlauf an. [G] Gerade als der Fuchs loslief, hängte sich ihm der Krebs an den Schwanz. Als der Fuchs am Ziel angekommen war, ließ der Krebs noch nicht los; der Fuchs wandte sich, um nachzusehen, und drehte dabei den Schwanz herum; [B_3] der Krebs machte sich los und sprach: „Ich warte hier ja schon lange auf dich.“

Afanasieff 1, 54; auch bei Gubernatis, Die Tiere in der idg. Myth. 613; englisch bei Ad. Gerber, Great Russian Animal Tales (1891), Nr. 22.

57. Zigeunermärchen aus Ungarn.

[A_1] Ein Fuchs verspottet einen Krebs am Ufer eines Baches. [A_2] Der Krebs schlägt einen Wettlauf zum nächsten Bach vor. [A_3] Gewinnt der Fuchs, so will er den Krebs fressen, gewinnt der Krebs, so will der Fuchs ihm ein Jahr lang täglich ein Stück Fleisch bringen. Der Krebs sagt: „Gut, und ich gebe dir noch drei Schritt vor,“ [G] dabei beißt er sich in den Fuchsschwanz. Als der Fuchs sich am Ziel umblickt, [B_3] springt er ab und ruft, er sei schon eine Viertelstunde da. Der Fuchs mußte nun dem Krebs Fleisch bringen.

v. Wlislocki, Volksdichtgn. d. siebenbürg. u. südungar. Zigeuner, S. 411.

b) Fuchs und Schnecke.

58. Deutsches Volksmärchen aus Siebenbürgen.

[A] Der Fuchs spottet der Schnecke und fordert sie zum Wettlauf heraus. Die Schnecke nimmt das mit gelassenem Selbstbewußtsein an („Warum nicht? Mit dir kann ich es immer aufnehmen“) und gibt eine Fuchslänge vor. [G] Sie klebt sich an den Schwanz des Gegners. Am Ziele, einem Flußufer, wird sie durch die rasche Wendung des nach ihr ausblickenden Fuchses auf das jenseitige Ufer geschnellt. [B_3] „Ich bin schon seit einer Viertelstunde hier und ging aus Langeweile noch über den Fluß.“ Der Fuchs zieht beschämt ab.

Haltrich, Deutsche Volksmärchen aus Siebenbürgen Nr. 112.

59. Aus der Schweiz.

([A] Der Fuchs erblickt eine Schnecke und trägt ihr „flugs“ (Näheres fehlt) eine Wette an, wer von beiden schneller nach St. Gallen laufen könne) „Topp!“ sagte die Schnecke und machte sich ohne Verzug auf den Weg — zwar ein wenig langsam, denn das Haus auf dem Rücken nahm sie gewohnheitshalber auch mit. Der Fuchs hingegen lagerte sich sofort gemächlich, um erst am kühlen Abend abzuziehen, und so schlummerte er ein. [G] Diesen Anlaß benützte die Schnecke und verkroch sich in seinen dicken Zottelschwanz. Abends macht sich der Fuchs auf, vor dem Tore von St. Gallen wendet er sich stolz um und ruft: „Schneck, kommst bald?“ [B_3] „Ich bin schon da,“ antwortet sie, nachdem sie sich losgemacht, und **schleicht unterm Tore durch.** Da mußte der übermütige Fuchs die Wette verloren geben.

Sutermeister, Kinder- und Hausmärchen aus der Schweiz 1869, S. 113.

60. Aus Frankreich.

a) Hautes-Vosges.

Wie Nr. 58; nur schlägt hier die Schnecke den Wettlauf vor; die Vorgabe fehlt; der Wettlauf findet statt von einem Ende einer Brücke zum andern. Die Schnecke ruft aus: „Je suis arrivée avant toi.“

Sauvé, Folklore des Hautes-Vosges 319.

b) Côte d'Or.

Der Wolf läuft nach Dijon und begegnet der Schnecke. „Wohin so schnell?“ fragt sie. — „Nach Dijon! Und du?“ — „Ich gehe auch dahin.“ [A_1] „Die Lämmer werden Hörner haben wie die Böcke, wenn du da bist.“ — [A_2] „Meinst du? Ich werde vor dir da sein.“ — [A_3] Sie wetten um ein Frühstück. Die Schnecke gibt ihm fünf Schritt Vorsprung, um sich ihm, während er sie abschreitet, [G] bequem auf den Schwanz setzen zu können. Als der Wolf nach Dijon kommt, ist das St. Nikolaus-Tor geschlossen. Während er anklopft, **kriecht** die Schnecke **unter dem Tore durch**, klettert die Mauer hinauf [B_3] und ruft von oben: „Ei, da bist du ja! Ich warte schon lange auf dich, um zu frühstücken.“

Clément Jannin, Sobriquets de la Côte d'Or 1, 55.
Auch: La Tradition 20, 273; Sébillot, Folklore de France 3, 338.

61. Aus Belgien (Lüttich).

[A_1] Der Fuchs behauptet, daß er besser laufen könne als jedes andere Tier. [A_2] Die Schnecke nimmt ihn beim Wort, und sie verabreden, bis nach Lüttich zu laufen. Der Fuchs lacht sie siegesbewußt aus. [G] Sie aber hängt sich ihm an den Schwanz. [B_2] Halbwegs dreht er sich um und fragt: „Geht's noch? Hast du schon genug?“ Sie antwortet leise, als ob sie weit weg wäre: „Nicht doch, lauf nur zu.“ Der Fuchs lacht und setzt gemächlich den Weg fort. Als er an das St. Leonhards-Tor klopft, läßt sich die Schnecke herabfallen und **schlüpft unter dem Tore hinein.** [B_3] Als dieses geöffnet wird, streckt sie ihm ihre Hörner entgegen. Der Fuchs geht beschämt davon.

Wallonia 6, 48.

62. Zu den vorigen Sagen, in denen das geschlossene Tor wichtig ist, gehört folgende Variante aus dem Maasland (Südholland):

[A] Frosch und Schnecke wetten, wer zuerst in die Stadt komme. Der Frosch denkt natürlich zu gewinnen und [A_1] verhöhnt die Langsamkeit der Gegnerin. Als er vor die Stadt kommt, ist das Tor geschlossen, und er muß bis zum folgenden Morgen warten, ehe es geöffnet wird. Unterdes kommt auch die Schnecke heran. [B_3] Für sie ist das Tor kein Hindernis; sie **kriecht** einfach **hinüber** und gewinnt so die Wette.

Genter Zeitschrift Volkskunde 15, 75. Ein interessantes Beispiel, wie die Sage auch nach dem Verlust des Hauptmotivs — Hängen am Gegner — fortbestehen kann. Ist übrigens ‚vorsch‘ aus ‚voss‘ entstellt?

Erweiterung durch die Wette, wer den Sonnenaufgang zuerst erblickt. (Über dieses Motiv handelt Bd. 3, S. 146).

63. Aus Tirol (Gossensaß).

Fuchs und Schnecke wetteten miteinander, wer zuerst und vor Sonnenaufgang auf einem Joch sein würde. Der Fuchs lief, ohne sich umzusehen, schleunigst voran, doch die Schnecke hatte sich ihm schon unbemerkt auf den Schwanz gesetzt. Als der Fuchs oben ankam, schlug er den Schwanz hinauf und rief: „Tag ist es!“ und „Da bin ich!“ sagte über ihm, auf seinem Schwanze, die Schnecke.

Zeitschr. d. Vereins f. Vk. 10, 58.

c) Der Fuchs und ein anderer Gegner.

64. Wendisches Märchen.

Der Fuchs kommt zu einem Teich und will trinken. Ein Frosch quakt ihn an, und der Fuchs droht: „Geh' weg, oder ich verschlinge dich.“ „Nicht so hoch-

mütig," erwidert der Frosch, „ich bin hurtiger als du." Der Fuchs lacht ihn aus und spricht: „Wir wollen in die Stadt laufen, da wird es sich zeigen." Der Fuchs kehrt sich um, und der Frosch springt in seinen Schwanz. Reinhart fängt nun an zu laufen. Als er nahe beim Tor ist, dreht er sich um und will sehen, ob der Frosch nachkomme: in dem Augenblick springt dieser von dem Schwanz herab und **in das Tor hinein.** Als der Fuchs sich wieder umgekehrt hat und in das Tor kommt, sitzt der Frosch schon am Ziel und ruft ihm zu: „Bist du endlich da? ich bin schon auf dem Heimweg und dachte, du würdest gar nicht kommen."

Leop. Haupt und Schmaler, VL. d. Wenden 2, 160. Vgl. oben Nr. 57—60.

65. Märchen der Aino.

Es sagte der Tiger zum Fuchs: „Laß uns wettlaufen vom obersten Ende der Welt bis zum untersten (von einem Ende der Welt zum anderen), und wer gewinnt, soll Herr der Welt sein." Der Fuchs willigte ein, und der Tiger sprang fort; er merkte aber nicht, daß der Fuchs sich an seinen Schwanz geklammert hatte, um so mit fortgezogen zu werden. [G] Gerade, als der Tiger beinahe am anderen Ende angelangt war, drehte er sich schnell um, um den Fuchs zu verspotten, den er noch weit zurück glaubte. Aber seine Bewegung warf den Fuchs an das Ziel, so daß er dem erstaunten Tiger zurufen konnte: „Hier bin ich! Wo bleibst du so lange?" [B_2] Darum gibt es jetzt keine Tiger mehr im Ainoland.

Folklore Journal 6, 18. — Chamberlain, Aino-Folktales p. 18.

[Ebd. flgd. Wette, die zu Bd. 3, S. 141 und 217, gehört:

Es sagte der Tiger zum Fuchs: „Es heißt, du sollst der Schlaueste der Tiere sein. So laß uns denn wetten: wer von uns am lautesten brüllen kann, dem soll die Herrschaft der Welt gehören." Der Fuchs willigte ein, und sie stellten sich nebeneinander auf. Da nun aber der Tiger zuerst brüllen sollte, so stellte er sich aufrecht und bemerkte nicht, wie der Fuchs ein Loch mit seinen Pfoten scharrte, um den Kopf darin zu verbergen, damit seine Ohren nicht durch des Tigers Brüllen taub würden.

Der Tiger hob ein Gebrüll an, daß er meinte, man würde es von einem Ende der Welt zum anderen hören, und sicherlich hätte es den Fuchs taub gemacht (wenn er es gehört hätte). Als der Tiger fertig gebrüllt hatte, sprang der Fuchs aus dem Loch, in das er seine Ohren gesteckt hatte, und sagte: „Ich habe dich ja kaum gehört. Du kannst sicher noch lauter brüllen. Versuch es nur noch einmal."

Der Tiger wurde sehr zornig, denn er hatte erwartet, daß der Fuchs tot zu Boden fallen würde. Aber er wollte noch einen zweiten, fürchterlichen Versuch machen. Der Fuchs verbarg wieder den Kopf im Loch, und der Tiger brüllte, bis er dabei barst.

Darum gibt es jetzt keine Tiger mehr im Ainoland, und darum sind auch die Füchse bis heute so schlau und beredt.]

66. Weißrussisches Märchen.

(Der erste Teil gehört zwar nicht hierher; da aber das Märchen den meisten Forschern unzugänglich ist, lasse ich es in einem von Herrn v. Löwis freundlichst angefertigten Auszuge hier folgen):

[Der Herr will seinen alten Gaul verstoßen, doch läßt er ihm vorher auf seine Bitten und zur Belohnung treuer Dienste Hufeisen annageln, dann jagt er das Pferd in den Sumpf. Der Löwe begegnet dem Pferde, und da es ihn nicht grüßt, macht er ihm Vorwürfe. Das Pferd entschuldigt sich, es sei hungrig gewesen, habe Gras gefressen und den hohen König nicht kommen sehen. Dieser will seine Kraft zeigen und preßt in der Hand einen Stein, sodaß „Wasser wie aus einem Loche" fließt.] „Das ist nichts," meinte das Pferd; „denn es ist bekannt, daß Regen und Schnee auf den Stein fallen, . . . aber Feuer hervorbringen, das ist ein Kunststück." [Der Löwe ist beschämt und verspricht, dem Pferde das Leben zu schenken, wenn

es ihm gelänge, aus dem Stein Feuer hervorzuholen. Das Pferd haut mit den Hufen, daß die Funken stieben. Der Löwe vermutet es nachmachen zu können, schlägt lange mit den Tatzen auf den Stein — aber vergebens. Er erkennt die Stärke des Pferdes an und gesteht ihm die Königswürde auch über sich selbst zu. — Der Löwe geht weiter, trifft den Wolf und erzählt sein Erlebnis. Der Wolf lacht, rühmt sich, er könne mit dem Pferde leicht fertig werden, und will es gleich beweisen. Da er aber dem Löwen nicht gut nachkommt, trägt ihn dieser auf einen Hügel, von dem man das Pferd sehen kann. Wie sich der Löwe zum Wolf wendet, sieht er, daß dieser tot da liegt, denn er hat ihn beim Tragen erdrosselt.] „Sagte ich es dir nicht, Dummkopf," meinte der Löwe, „daß es mit dir bald aus sein würde, wenn du das Pferd erblicktest?" — [Er geht weiter, tritt sich einen Dorn in den Fuß und klagt, er habe die ganze Welt durchwandert, nirgends seinen Fuß beschädigt, aber in diesem verfluchten Lande verfolge ihn das Unglück.] Dann sieht er sich um — und welch' ein Wunder! — der Dorn fliegt [läuft?]. Da sprach er: „Nun, Kleiner, wollen wir einen Wettlauf machen. Wenn ich dich einhole, töte ich dich; laufen wir aber gleichzeitig durchs Ziel, laß ich dich leben." Sogleich maßen sie aus, wie weit gelaufen werden sollte, und stellten sich auf. Da klammerte sich der Dorn an den Schwanz des Löwen, dieser aber lief, was er konnte, und eins, zwei, drei! war er am Ziel. Er sieht sich um, wo der Dorn geblieben sein mag, da läßt sich dieser hinter ihm vernehmen: „Schau dich nicht um, edelster König, ich warte schon lange auf dich."

Da verfluchte der Löwe diese Gegend und wanderte nach Frankreich aus, jetzt gibt es in Frankreich Löwen, hier jedoch keine (!).

M. Federowski, Lud białorusski I, 1, S. 31f, Moskau 1902.

IV. Rückblick und Urteil.

Nachdem die Zusammengehörigkeit ostasiatischer, afrikanischer und amerikanischer Varianten der Formen II (Verwandtenhilfe) uud III (Hängen am Gegner) bereits S. 77 dargelegt ist, bleibt die Beurteilung der westasiatisch-nordafrikanisch-europäischen Gruppe übrig.

Wenn wir noch einmal auf die Urform zurückblicken, die vom Hasen und der Schildkröte handelte, so heben sich aus der Zahl der noch fraglichen Varianten alle diejenigen heraus, in denen der Hase vom Igel besiegt wird. Da erinnert doch wenigstens der Besiegte an den Entwicklungsanfang unseres Stoffes. Daß er wirklich aus der Urform stammt, ist um so weniger zweifelhaft, als der Hase — wie schon von Wilhelm Grimm (Ztschr. f. dt. Myth. 1, 383) bemerkt ist — in der sonstigen Tiersage eine untergeordnete Stelle hat und niemals übermütig erscheint. Der Übermut ist ihm lediglich durch einseitige Auffassung der äsopischen *φύσις ἀμελοῦσα* angedichtet worden, und in den vielen Varianten, wo man ein anderes Tier für ihn eingesetzt hat, ist die Umwandlung sicherlich in dem richtigen Gefühle erfolgt, daß hier ein Gegner hergehöre, der mehr Grund zum Übermute, zur Verachtung des Schwachen haben könne, also starke Tiere, wie der Elefant, der Löwe, der Tiger, das Wildschwein oder schlaue wie der Fuchs, oder schnelle, die aber nicht gleich dem

Hasen auch unansehnlich sind, also etwa der Hirsch und das Reh oder gar Vögel.

Die Märchen mit dem Hasen und Igel finden sich in Osteuropa und Deutschland, so daß der Weg aus der äsopischen Heimat über Byzanz gegangen sein könnte. Mehr läßt sich zunächst nicht vermuten.

Andere Märchen haben zwar den Hasen aufgegeben und nur den Igel behalten, doch gerade sie sind für die Stoffgeschichte um mehrerer Einzelzüge willen von Wichtigkeit. Sie berichten nämlich den gemeinsamen Ackerbau der zwei Tiere, die Teilung des Ernteertrages, das Abzählen der Scheffel. Und eben diese drei Züge finden sich in der Geschichte vom Fuchs und Krebs (Form III) auch im Armenischen des 13. Jahrhunderts, sowie in einer neu-aramäischen Handschrift wieder. Eine lateinische Handschrift des 13. Jahrhunderts enthält zwar nur die beiden ersten Züge, dafür stimmt aber ein vierter mit einer nordafrikanischen Tradition überein: die Anrufung des Schiedsrichters. Wir haben da also eine Verwandtschaft alter schriftlicher Zeugnisse mit modernem mündlichen Bericht, die in Erstaunen setzt, um so mehr, als sie um die zwei auseinanderstrebenden Formen II und III ein einigendes Band schließt.

Nun sind aber Nordwestafrika und Malta, wo diese wertvollen Übereinstimmungen sich finden, arabisches Kulturgebiet, und ihre Volkstraditionen stehen unter starkem arabischen Einfluß. Wir kommen demnach zu der Frage, ob die Araber, die diese Geschichten nach Afrika brachten, nur deren Vermittler gewesen sind oder auch deren Erfinder.

Waren sie nur die Vermittler, so kommen wir zu der neuen Frage: wo ist diese Variante mit dem Ackerbau und dem Igel entstanden, und wie kam sie nach Europa? wie in die aramäische und die lateinische Handschrift? und wie in die armenische Fabeldichtung?

Die Antwort wird davon ausgehen dürfen, daß ein Stoff, der sowohl nach Nordafrika wie nach Osteuropa und die angrenzenden Teile Asiens gewandert ist, in einem mitten zwischen diesen Verbreitungsgebieten gelegenen Orte seine Heimat haben könne, und zwar an einem Orte, der als weithin wirkendes Kulturzentrum auf Verbreitung von Stoffen Einfluß hatte — also Byzanz. Wenn sich dort der arabische Welthandel mit dem der christlichen Welt begegnete, so war es natürliche Notwendigkeit, daß dem Araber die Volksgeschichten des Byzantiners zuflossen. Kein Wunder, daß marokkanische Araber noch heute die griechische Midasgeschichte erzählen, eine Geschichte vom flöteblasenden Knaben Aggelamusch, „dem sogar die Tiere lauschen, der das Geheimnis von den Hörnern auf des Königs Haupt entdeckt und der schwatzhaften Rohrflöte anvertraut, die es der ganzen Welt ausplaudert.“ (Deutsche Rundschau 90, 131.) Diese Midasgeschichte wird in Serbien vom Kaiser „Trojan“ erzählt; aus der Hollunderflöte seines

Barbiers dringt das Geheimnis hervor: Kaiser Trojan hat Ziegenohren. Ebenso ist sie in Mazedonien und Bulgarien bekannt (Strauß, S. 250—253). Die Balkanstaaten und Marokko — woher anders haben sie den griechischen Stoff empfangen als von Byzanz? Und eine äsopische Fabel, die gleichfalls in den Mund der Serben (Nr. 50) und Marokkaner gelangte, — wo anders wird sie bearbeitet worden sein, als in Byzanz? Ebenso natürlich erscheint die Beeinflussung des aramäischen und armenischen Schrifttums durch das gewaltige Übergewicht byzantinischer Kultur. Jene Fabel des Vartan beruht sicherlich ebenso auf griechischer Vorlage wie Olympianos' Fabel auf der des Libanius. Sehr wahrscheinlich ist es, daß jener gebildete lateinische Dichter — falls die Handschrift nicht aus Byzanz selbst stammt — auf literarischem Wege zu seiner Kenntnis gelangt ist. Auf Byzanz weist ferner noch ein anderer Grund hin, der wohl am meisten einleuchtet. Die Form III ist nicht in Nordafrika vertreten, hat nichts mit Arabern zu tun und findet sich neben der Ackerbau-Igel-Form in Europa, wie im angrenzenden Asien. Hier hat offenbar Byzanz die Form weitergegeben. Somit wird also auch anzunehmen sein, daß die Form mit dem Igel von Byzanz ausgegangen ist, nicht von den Arabern.

Schon A. Weber, Über den Zusammenhang indischer Fabeln mit griechischen (= Indische Studien III, 23), 1855, S. 39, hat auf byzantinische Einflüsse hingewiesen. „Auf Byzanz," sagt er, „ist wohl die Fabel von dem Wettlauf des Fuchses mit dem Krebs (etwa nach Analogie des Wettlaufes von Schildkröte und Hase) zurückzuführen, die sich in den armenischen Fabeln des Vartan vorfindet, wie bei den Deutschen." Er verweist dabei auf einen ähnlichen Fall, den bereits Grimm, Reinecke Fuchs S. CCLXVI, hervorgehoben hatte: der Wolf im Schafsfell (= Wolf in der Mönchskutte) findet sich zuerst bei Nicephorus Basilaces (im 11., 12. Jahrhundert).

Weber weist in diesem Falle auf indische Einflüsse hin, die nach Byzanz wirkten. Auch unsere Formen II und III zeigen nahe Verwandtschaft der europäischen und indischen Varianten.

Ich erinnere noch einmal an die ostasiatischen Varianten 23 und 24. Der Wettkampf bedingt, einen Fluß am schnellsten zu überschreiten. Zwei Schildkröten sitzen an je einem Flußufer, der unterliegende Gegner sucht vergebens, indem er hinüber und herüberspringt, den Sieg zu erringen; er ertrinkt schließlich. Auch sonst spielt das Wasser eine Rolle: in einer Anzahl von Varianten der Form II gehört es zur Handlung, schon in der ältesten, der siamesischen Fassung ist dies der Fall. Und nun kommt auf einmal auch in der Form III das Wasser vor. Ist es Zufall, daß Fuchs und Schnecke nach dem Flusse laufen und daß die Schnecke aufs andere Ufer geschleudert wird? Es ließe sich das ja als Steigerung des Zielrufes: „Hier bin ich!" erklären. Aber wie, wenn in Frankreich zwei Schnecken

an je einem Ende einer Brücke stehen und der Fuchs vergebens hinüber- und herüberläuft? Ist das nicht dasselbe wie der Kampf der zwei Schildkröten mit dem springenden Gegner? Und ist es Zufall, daß die Schnecke im Madagassischen wie im Europäischen die Rolle des Siegers gerade am Wasser spielt? Wenn ich annehme, daß hier Fäden liegen, die von Byzauz nach Indien reichen, so bestimmt mich dazu noch eine andere Erwägung.

In fast allen Varianten der Welt kommen mehrere Schildkröten vor, und in Nordafrika und Malta mehrere Igel; der Gegner wird durch deren Zuruf zur höchsten Eile angespornt und meist zu Tode gehetzt. In einer kleineren Zahl dagegen gibt es nur zwei Gegner (Schildkröten, Igel, Schnecken); der Zuruf erfolgt nur am Ende der Laufstrecke, die Erschöpfung des Tieres wird durch wiederholtes Laufen herbeigeführt. Das findet sich in Indien, Europa, Nordafrika. Ist die Zweizahl wieder nur zufällige Übereinstimmung? Oder ist sie nicht besser auf Wandereinfluß zurückzuführen? Welche Rolle spielt Indien? Ist diesem Lande, das für die Entwicklungsgeschichte unseres Stoffes auch sonst so wichtig war, die Entstehung jener Form mit der Zweizahl zu verdanken? Oder ist in Byzanz, das die Verbreitung der Formen II und III bewirkte, auch deren Ursprung zu suchen?

Die Geschichte der griechischen Literatur lehrt die Befruchtung Indiens durch griechische Stoffe (vgl. A. Weber, Die Griechen in Indien, Sitz.-Ber. d. Akad. d. Wiss. zu Berlin 1890, 901—933) und umgekehrt die Einwirkung indischer Geisteserzeugnisse auf das Abendland. Inwieweit bei dieser Wechselwirkung gegeben und genommen ist, läßt sich nicht immer feststellen.

Um zu neuen Beweisgründen zu gelangen, müssen wir die Reihenfolge der Stoffwandlung untersuchen. Indem ich von dem Grundsatze ausgehe, daß die einfachere Sagenform die Vorstufe der späteren bildet, stelle ich folgende Übersicht der Veränderungsstufe auf.

I. Form: Die äsopische Urform: Hase und Schildkröte.

II. Form: Die Verwandtenhilfe.

1a. **Zwei Schildkröten** am Anfang und am Ende der Laufstrecke, als Gegner der **Hase**: Zuruf der einen Schildkröte am Ende; Wiederholung des Laufes und Zuruf am Anfang; der Gegner erklärt sich für besiegt. [Steigerung: der Wettlauf wird so lange wiederholt, bis der Gegner tot hinfällt.]

Eine solche nicht erhaltene Fassung wird, wie ich vorläufig annehme, in griechischem oder byzantinischem Gebiete entstanden und dann nach Indien gelangt sein, von dort kam sie nach Afrika.

1b. Zwei Schildkröten und ein anderer Gegner.

1c. **Zwei Igel** und der **Hase**.

1d. Zwei Igel und ein anderer Gegner.

1e. Wettkampf am Wasser: Zwei Schildkröten und ein Gegner; auch zwei **Schnecken** und der Fuchs.

2a. Verstärkung des Motivs durch Häufung: **Mehrere Schildkröten** längs der Laufstrecke verteilt, als Gegner der **Hase** (das Kaninchen); mehrmalige Zurufe während des Laufes führen zur Ermattung. [Steigerung: er fällt tot hin.]

2b. Statt der Schildkröten **mehrere Igel**; statt des Hasen ein anderer Gegner; [daß die Mehrzahl nur aus Häufung der Zweizahl entstanden ist, zeigt besonders Nr. 30, der dritte Igel ist völlig überflüssig]; auch mehrere **Schnecken** und Fuchs.

2c. Wettkampf am Wasser: Mehrere Schildkröten (auch mehrere **Schnecken**) und ein Gegner (in Ostasien auch ein Vogel).

III. Form: Das Hängen am Gegner [Fuchs und **Krebs** oder Fuchs und **Schnecke**].

1a. Zuruf des hängenden Tieres am Ziele, der Gegner erklärt sich für besiegt; Steigerung: der Wettlauf wird wiederholt, bis der Gegner tot hinfällt.

1b. Mehrmalige Zurufe während des Laufes führen zur Ermattung des Gegners. Steigerung: er fällt tot hin. Alle diese Versionen beruhen auf Einfluß von Form II. Zu dem Motiv der vielen aufgestellten Schildkröten gehört das fortwährende Zurufen notwendig hinzu; hier dagegen ist es störend, da ja die ganze Geschichte auf den Schluß: die Wendung des Läufers und den jetzt erst erfolgenden Ruf zugespitzt ist.

Wenn wir voraussetzen [1a], daß alle Märchen auf einer verlorenen Form (zwei Schildkröten und Hase) beruhen, so findet sich die Bestätigung in Afrika [1b] und Ostasien [1e], wo zwar der Hase durch andere Tiere ersetzt ist, aber eben jene zwei Schildkröten vorkommen! Diese Märchen sind nicht denkbar ohne eine vorhergegangene Form, die zwischen ihnen und der äsopischen Urform als verbindendes Mittelglied steht. Die Annahme eines solchen liegt um so näher, als die Abwechselung, die man durch zwei Schildkröten und deren List in den äsopischen Stoff brachte, sicherlich großen Reiz hatte, größeren als etwa der Versuch des Libanius. Natürlich liegt nun die Sache nicht so, daß die äsopische Fabel zuerst in Indien in solcher Weise umgestaltet und dann nach Byzanz zurückgebracht worden sei, von wo sie schließlich nach Deutschland kam. Ein griechischer Stoff, der schon von Libanius überarbeitet wurde, ist sicherlich auf griechischem Boden umgeändert worden. Und wenn auch diese Form fehlt, so ist andererseits **erweislich**, daß eine zweite, in Indien vorherrschende Version

schon zur Zeit des Dichters Achaios, eines Zeitgenossen des Sophokles, den Griechen bekannt war, also vor der Zeit engerer Verbindungen mit Indien. Diogenes Laertius II, 133 zitiert aus dessen Satyrdrama Omphale die Verse:

Ἠλίσκετ' ἄρα καὶ πρὸς ἀσθενῶν ταχὺς
καὶ πρὸς χελώνης αἰετὸς βραχεῖ χρόνῳ.

Diese Besiegung des schnellen Adlers durch die schwache Schildkröte ist nichts anderes als die Besiegung des siamesischen Vogels Khruth und der andern ostasiatischen Vögel.

Wenn aber hier gesagt werden darf, daß die indische Form ursprünglich griechisches, auf Grund äsopischer Vorlage entwickeltes Eigengut sei, so liegt der Schluß nahe, daß auch die Form mit zwei Schildkröten und dem Hasen schon in Griechenland entstanden ist.

Endlich noch ein Grund, der für die griechische Erfindung des Märchens von den zwei Igeln spricht. Es gibt nämlich noch eine zweite Fabel von der Schlauheit des Igels. K. Krohn hat (Am Urquell 3, 177ff.) mit wundervoller Beweissicherheit den Entwicklungsgang einer uralten griechischen Fabel aufgedeckt, die nicht bei Äsop steht, sondern nur in einem dem Archilochos zugeschriebenen Sprichwort vorliegt: *πολλ' οἶδ ἀλώπηξ, ἀλλ' ἐχῖνος ἓν μέγα.* Die mündliche Überlieferung hat die Fabel erhalten: der Fuchs prahlt mit seinen Listen, kommt aber in der Gefahr um; der Igel hilft sich durch eine einzige List, indem er sich tot stellt. Diese Fassung ist im Osten Europas durch byzantinische Vermittlung verbreitet worden, während der Westen und Norden eine jüngere Form bevorzugte, die aus dem sogenannten Romulus stammt: während die Katze auf den Baum springt, fällt der Fuchs den Hunden zum Opfer. Ich meine nun, daß die Geschichte von der Schlauheit des Igels, der den Hasen zu Fall bringt, in Anlehnung an Äsop als Seitenstück zu jener Fabel erfunden wurde. Später hat man den Fuchs statt des Hasen hineingesetzt, und zwar aus dem Grunde, weil er auch in der vorbildlichen Fabel eine Rolle spielte. Eine Parallele zu solchem Verfahren zeigt das Märchen von Strohhalm, Kohle und Bohne, über das ich in der Zeitschr. f. Vk. 1907, S. 129 gehandelt habe. Auf eine Variante, in der Strohhalm, Kohle und Maus miteinander reisen, folgte die weitere Änderung, daß Strohhalm, Katze und Maus auftreten. Offenbar nach dem Muster anderer Märchen von Katze und Maus. Übrigens gibt es noch eine dritte Erzählung von der Schlauheit des Igels. Er ist bei der Schlange zu Gaste und weiß diese aus ihrer Behausung zu verdrängen. (Vgl. Österley zu Kirchhof, Wendunmut 7, 74.) Was die Entstehung der III. Form anlangt, so ist sie sicherlich auch auf griechischem Boden zu denken, und zwar unter nachdrücklichem Einflusse der Fabel vom Zaunkönig und Adler, die sowohl bei Aristoteles als auch bei Plinius erwähnt

wird. Das Motiv ist jedenfalls beidemal dasselbe; die Form Nr. 46 zeigt auch im einzelnen Ähnlichkeit. Wie der Zaunkönig vom Rücken des Adlers auffliegt und ruft: Ich bin König, so fliegt der Schmetterling vom Rücken des Kranichs mit dem Rufe: Hier bin ich! Und die List des Kleinen über den stolzen Vogel setzt diesen in Verwirrung.

Nach alledem darf man wohl zu folgendem Schluß kommen:

Die äsopische Fabel ist in zweifacher Umgestaltung von Griechenland nach Indien gelangt; beide Formen kamen dann durch indische Vermittlung nach dem Osten von Mittel- und Südafrika, von dort nach Westafrika und auf dem Wege des Sklavenhandels weiter nach Amerika. Durch byzantinische Vermittlung wanderten sie nach Europa und zu den Arabern, diese wieder brachten sie nach Nordwestafrika und Malta.

V. Übertragung der Form III auf Fische.

Die Wandlungsfähigkeit der Stoffe und Motive tritt uns in einer Anzahl von Märchen entgegen, in denen der Wettlauf durch ein **Wettschwimmen**, die Vierfüßler durch **Fische** ersetzt sind.

67. Aus Lappland.

Ein Lachs schwamm einmal zeitig im Frühling den Tana-Fluß hinauf, gleich nachdem das Eis aufgegangen war. Als er weit, weit den Fluß hinaufgekommen war, blieb er endlich unter einem großen Wasserfall stehen und wählte sich einen bequemen Platz aus, wo er seinen Rogen legen könnte, wenn die Zeit dazu kam.

Als er eines Tages unter dem Wasserfall stand, kam ein Meerbarsch (Rotfisch, Sebastes norvegicus *Cuvier*) zu ihm.

„Was bist du für ein Fisch?“ fragte der Lachs.

„O, ich bin ein gar feiner Rotfisch, ich!“ antwortete der Barsch, „und meine Flossen sind scharf wie Nähnadeln.“

Gleichzeitig stach er den Lachs, so daß dieser augenblicklich auf die Seite fuhr.

„Was willst du hier heroben im süßen Wasser, du, der du nicht das geringste Fett am Leibe hast?“ fragte der Lachs.

„Ich hab' mehr Fett in meinem Kopf,“ antwortete der Rotfisch, „als mancher Berglappe Vorrat in seiner Speisekammer besitzt. Willst du mit mir um die Wette schwimmen?“

Der Lachs würdigte den Rotfisch auf diese Aufforderung hin anfangs nicht einmal einer Antwort; wußte er doch sehr gut, daß er selber von allen Fischen am raschesten durch Wasserfälle hinaufschwimmen könne. Aber der Rotfisch ließ ihm keine Ruhe. Als der Lachs es am wenigsten erwartete, stach er ihn abermals mit seinen scharfen Flossen und fragte: „Willst du mit mir um die Wette schwimmen?“

Nun ließ der Lachs sich von der Strömung etwas nach abwärts treiben, um einen guten Anlauf zu haben, und schnellte sich sodann durch den Wasserfall hinauf. Aber in diesem Augenblicke biß sich der Rotfisch fest in den Schweif des Lachses. Als der Lachs die oberste Höhe des Wasserfalles erreicht hatte und plötzlich umkehrte, um kopfüber wieder nach abwärts zu gehen, rief der Rotfisch, der am Schwanze hing: „Sieh, nun bin ich höher als du, und du kommst hierher und willst mit

mir um die Wette schwimmen, den die Menschen selten erhaschen können, während du hier stehst und dich von jedem alten Weibe fangen läßt?“

J. C. Poestion, Lappländische Märchen Nr. 4.

68. Aus Finnland.

a) Aus Pyhäjärvi.

Man sagt, daß einmal der Kaulbarsch und der Lachs unterhalb eines Wasserfalles eine Wette eingingen, wer von ihnen den Wasserfall hinaufschwimmen könne. Der Kaulbarsch verfiel auf den schlauen Gedanken, seinen Schwanz mit einem Haar an den Lachs festzubinden. Als nun der Lachs oben war, schaute er sich nach dem Kaulbarsch um. Ja, da steckte dieser hinter dem Schwanz des Lachses, schwamm schnell nach vorn und rief: „Ei, hier bin ich.“

E. Schreck, Finnische Märchen 1887, 238, Nr. 12.

b) Handschriftliche Mitteilung aus Sääminki (durch Prof. K. Krohn).

In der Stromschnelle. Der Lachs: „Bist du fertig?“ Der Kaulbarsch: „Geh voran, ich folge dir.“ Der Lachs: „Wo bist du, Kaulbarsch?“ Der Kaulbarsch: „Hier bin ich!“ Der Lachs verspricht dem Kaulbarsch, stets sein Gefährte zu sein.

c) Schwedische Fassung aus Finnland.

Es war einmal ein Kaulbarsch und ein Hecht[1]), die beschlossen, um die Wette zu einer Insel zu schwimmen. Der Hecht meinte zwar, daß es sich nicht der Mühe lohnte, mit einem so elenden Kaulbarsch um die Wette zu schwimmen. Aber der Kaulbarsch war ganz ruhig und sagte zum Hecht: „Du glaubst es nicht, aber du wirst schon sehn, daß ich früher bei der Insel bin als du.“ „Wie übermütig du bist,“ sagte der Hecht und lachte über die Prahlerei des Kaulbarsches. „Wollen wir wetten?“ sagte der Kaulbarsch. „Was soll's gelten?“ sagte der Hecht. „Ein Achtel Branntwein,“ sagte der Kaulbarsch. „Nun, meinetwegen,“ sagte der Hecht. Und dann schwammen sie los aus Leibeskräften. Aber gleich blieb der Kaulbarsch zurück. Doch er war ein schlaues Luder. Als er sah, daß er zurückblieb, biß er sich am Schwanze des Hechtes fest. „Was sind das für Dummheiten?“ meinte der Hecht, wurde böse und wippte mit dem Schwanze so heftig, daß der Kaulbarsch mit einem Male auf die Insel hinüberflog. Nun lag der Kaulbarsch auf der Insel und lachte und rief dem Hechte zu: „He, hier bin ich, aber wo bist du?“ Als der Hecht nach geraumer Zeit zur Insel kam, war er verblüfft, denn er wußte nicht, wie der Kaulbarsch eher zur Insel hatte kommen können als er. „Gib mir ein Achtel Branntwein, wie du es versprochen hast,“ sagte der Kaulbarsch. Der Hecht tat es, und der Kaulbarsch trank auf der Stelle alles aus und wurde betrunken. Dann wurde er krank und spie alles über sich aus, was er in sich hatte. **Deshalb ist der Kaulbarsch noch heute so schleimig.**

Aus dem Kirchspiel Borgå (Gouv. Nyland).

Nyland. Samlingar utgifna af Nyländska Afdelningen. II Nyländska folksagor Nr. 197, p. 223.

69. Lettische Fassung aus Livland.

Einstmals verabredete sich im Burtneckschen See (bei Wolmar, Livland) der Weißfisch (oder Stint?) mit dem Kaulbarsch, von Roschkel bis zum großen Burt-

1) Diese beiden Fische sind auch in folgendem finnischen Zwiegespräch (aus Hartola) einander gegenübergestellt: Der Kaulbarsch: „Ein Mann ist hier!“ Der Hecht: „Sei du immer ein scheuer Fisch!“ (Mitt. von Prof. Krohn.)

neckschen Kruge zu schwimmen. Bedingung war: wer sich als flinker erweisen würde, bleibe im See, der andere aber müsse sich fortscheren. Gut. Der Kaulbarsch aber war ein Schlaukopf. Er sah, daß er auf rechten Wegen sein Ziel nicht erreichen würde, hängte sich darum an den Schwanz des Weißfisches, und wirklich, dieser zog ihn. Erst am Ziel wandte sich der flinke Weißfisch, um zu sehen, ob der Kaulbarsch noch weit sei. Was geschah aber da? Der Kaulbarsch schreit ganz frech hinter seinem Rücken: „Wo bist du denn so lange geblieben? Ich vergehe schon fast in Erwartung!“ Der beschämte und betrübte Weißfisch mußte nun den See verlassen, und **seit der Zeit gibt es im Burtneckschen See keine Weißfische mehr.**

Živaja Starina 5, 443 = Lerchis-Puschkaitis V, 59, II.

Zu dieser Übertragung des Wettlaufmotives auf Fische gibt es allerlei Parallelen, die aufs schönste beweisen, wie die Sagenstoffe der jeweiligen Phantasie des Erzählers dienstbar sein müssen. Das Volk an der Küste oder in seenreichem Lande mit seinem fast ausschließlich auf das Wasser und den Fischfang gerichteten Sinn ist am allermeisten zu solcher Stoffveränderung geneigt, und je spärlicher der Vorrat der Fischsagen ist, um so bereitwilliger greift es zu, wenn es möglich ist, ihn zu bereichern. Ein wenig bekanntes Beispiel führt Wossidlo an (Rostocker Zeitung 1893, Nr. 131, vgl. Volkstümliches aus Mecklenburg 2, 344). Ein Tiergespräch, das in Hunderten von Varianten über ganz Mecklenburg verbreitet ist, erklärt, warum die Kröte rote Augen hat. Sie hat einmal bitter weinen müssen über eine Ehrenkränkung, die ihr ein roher Geselle (der Mistkäfer, der Maulwurf, der Fuchs oder andere) angetan hat; getröstet wird sie vom Laubfrosch und anderen. In einem Teile des Strelitzer Landes ist jedoch an die Stelle der Kröte der Fisch Rotauge (Roddog) gerückt, ihm zur Seite tritt als Übeltäter der Hecht, als Tröster der Barsch. „Diese Umdeutung,“ sagt Wossidlo, „ist auf einen ganz bestimmten Bezirk, nämlich die seenreiche Gegend Wesenberg—Mirow—Fürstenberg—Strelitz begrenzt; in den übrigen Teilen des Strelitzer Landes wie im Schwerinschen bewahrt die Sage trotz aller Mannigfaltigkeit der Ausgestaltung stets den älteren Zug, der im Mittelpunkt des Gespräches die Kröte erscheinen läßt. Als ich im vorigen Sommer in Nossentiner-Hütte bei Malchow bei einem dort gebürtigen Zimmermann die Roddog-Form antraf, stellte sich bei näherer Nachfrage heraus, daß der Gewährsmann das Tiergespräch früher als Flößer bei Fürstenberg gehört habe.“

VI. Nachbildungen.

70. Aus Rügen.

Eine Snik un ein Maikäwer bigegneten sik unner en'n Boomstamm un vertürnten sik, wen von en de Blärer baben inne Kron hüren deeren. De Snik sär: „Se hüren mi, denn ik bün toirst hier wäst.“ De Maikäwer sär: „Dat sünt min, denn unner de Wördel heww ik all lang vör di bi dissen Boom wohnt.“ — „Goot,“ sär de Snik, „wi will'n werren. Wer toirst den Stamm to höchten kümmt, denn

hüren de Blärer; äwer een Toll Vösprung un beir denselben Weg.“ „Du sast twee hebben!“ lacht de Maikäwer un buddelt sik vör Freur een lütt Irbad torecht. De Snik treckt los un makt dorbi een' dicken Sliemweg. Nah twee Toll Vörsprung fung de Maikäwer an to höchten to zappeln. Äwer he kunn nich Foot faten, wiel dat so glatt wier. Also keem de Snik toirst baben an, freet de Blärer af un smeet denn Maikäwer de Blattrippen nah unner.

Blätter f. pomm. Vk. 3, 44.

71. Aus Schweden.

Der Teufel (Skam) wollte Tita Grå zu seinem Dienstmädchen haben; am Ende wurden sie eins, daß sie um die Wette laufen wollten. Verlor sie, so mußte sie in seinen Dienst treten. Sie hatte aber eine Schwester, die ihr ähnlich war wie eine Beere der anderen. Grå Lora war ihr Name. Als der Wettlauf angehen sollte, stellte sich Gra Lora am Ziele auf, Tita Gra und der Teufel standen gegenüber am anderen Ende. „Jetzt geht's los!“ rief der Teufel. Aber als er am Ziele ankam, rief ihm Gra Lora entgegen: „Hier bin ich schon!“ Der Teufel rannte wieder zurück. „Hier bin ich schon!“ sprach Tita Gra, und der Teufel lief, bis er die Beine bis an die Knie abgenutzt hatte. Da sprach er: „Ich habe verloren.“ **Seit der Zeit ist kein grüner Grashalm auf der Ebene zu finden**, daher sie „Svarte mose“ (Schwarzes Moor) genannt wird. Das liegt, wie du wohl weißt, in Usta Kirchspiel.

J. Henriksson, Plägseder och Skrock (Amål 1889) S. 58.

Variante.

Nur die eine Schwester, Tita Gra, wird mit Namen genannt. Die beiden Schwestern standen strickend. Der Teufel und Tita liefen um ein paar Schuhe um die Wette. Da er am Ziele anlangte, stand dort das Weib [das er für Tita hielt] mit einem Strickstrumpf in der Hand und sagte: „Wohlan, jetzt laufen wir wieder!“ Zuletzt gab der Teufel die Wette verloren, brachte die Schuhe auf einer langen Stange und reichte sie der Tita mit den Worten: „So viel länger die Stange ist als du, so viel häßlicher bist du als ich.“

A. Bondeson, Historiegubbar på Dal (Stockholm 1886), S. 109.

72. Aus Finnland.

a) Wie mir Herr Dr. O. Hackman mitteilt, ist bei den Finnen der Wettlauf auch in der Form bekannt, daß der Teufel mit dem ihn auch anderweitig foppenden Bauern Matti (Mathias) um die Wette läuft. Matti hat dann entweder einen Bruder von völlig gleichem Aussehen und gleicher Kleidung (so in zwei Varianten aus dem westlichen Finnland, aus den Kirchspielen Luvia und Nakkila), oder seine Frau zieht Kleider von ihm an, wodurch sich der Teufel täuschen läßt. (Drei Varianten, eine aus Juva, im mittleren, die zweite aus Kittilä im nördlichen Finnland, die dritte endlich von den Kareliern im russischen Gouvernement Archangelsk.)

b) Der Fuchs wollte einmal mit dem Pferd in die Wette laufen; er biß sich in den Schwanz des Pferdes fest; das wurde der Hase gewahr und lachte so übermäßig, **daß seine Lippe barst.**

Nyland IV, 100.

73. Märchen der Lur in Wadelai (Sudan).

Eines Tages sagte der Hase zur Erde: „Du rührst dich nicht, du stehst beständig fest; warum das?“ — „Du täuschest dich,“ erwiderte die Erde; „ich laufe

mehr als du.“ — „Es soll auf den Beweis ankommen!“ rief der Hase und fing zu laufen an. Nachdem er eine lange Strecke durcheilt hatte, hielt er, des Sieges versichert, inne. Aber zu seiner großen Überraschung sah er die Erde noch immer unter seinen Füßen. Öfter noch wiederholte er die Probe, bis er, durch die langen Anstrengungen ermüdet, zu Boden sank und starb.

Casati, Zehn Jahre in Äquatoria 1, 309. Ins Holl. übers.: Ons Volksleven 11, 196.

74. Märchen von der Guineaküste.

Der Engena ist ein großer mächtiger Affe, aber der Telinga ganz klein und spuchtig. Er lebt auf den Bäumen und kommt nur selten auf die Erde, aber alle diese Tierchen sehen einander ähnlich, und man kann sie nicht voneinander unterscheiden.

Nun ging es im Walde eines Tages sehr munter zu, und alle lachten und waren froh, denn der Engena hatte weit und breit Boten ausgeschickt, die bekannt machten, daß er seine schöne Tochter verheiraten wolle. Wer ein ganzes Faß Rum austrinken könne, der solle sie haben.

An einem bestimmten Tage stand das Faß bereit. Da kam zuerst der Elefant ruhig und mit gemessenem Schritt und trat vor den Waldkönig hin, der auf einem aus Baumzweigen geflochtenen Throne saß. Als er das kleine Faß da stehen sah, lachte er verächtlich und sprach: „Ich kann viel solcher mit Wasser gefüllten Fässer trinken und bin meiner Sache sicher.“ Als er aber den Rum zu schmecken begann, warf er seinen Rüssel in die Höhe und lief schneller in den Wald zurück, als er gekommen war.

Dann erschien der schlanke Leopard, streckte sich vor dem Waldkönig aus und sprang dann mit einem gewaltigen Satz auf das Faß. Als er aber Rum geleckt hatte, fiel er flugs zur Erde, schrie, daß Feuer auf seiner Zunge brenne, ließ Kopf und Schweif hängen und kroch heulend nach seiner Höhle.

Wer trat nun auf? Der wilde Eber, der laut und heiser lachte und sich sehr wunderte, daß Elefant und Leopard vor dem kleinen Dinge da — er meinte das Faß — fortgelaufen seien. „Meine Zunge ist nicht so fein,“ sagte er, ging dreist und keck hinzu und nahm einen Schluck. Aber nur einen einzigen, denn auch für ihn war der Rum zu stark. Er schimpfte sehr über den Menschen, welcher das Feuerwasser erfunden habe, und zog auch ab.

Der Engena machte große Augen, als der kleine Telinga schüchtern herankam. „Nun, was willst du hier, du kleiner Bursch; du möchtest wohl gar meine Tochter haben?“ so sprach der große Waldkönig.

„Jawohl, die möchte ich gern haben,“ sprach der Kleine, blieb aber in einiger Entfernung stehen, denn sonst hätte ihn vielleicht der Engena mit seinen langen Armen gepackt. „Ich hoffe, du erlaubst mir einen Versuch. Aber ich bin klein, und darum gestattest du mir wohl, daß ich nach jedem Schluck ein bißchen abseits gehe.“

Der kleine listige Bursche hatte aber einige Tausend von seinem Stamme aufgeboten, die sich ringsum in dem hohen Grase versteckt hielten; die sollten ihm helfen. Nachdem er nun einen Schluck Rum genommen, lief er schnell fort; aber bald kam ein anderer, der es ebenso machte, und so ging es fort, bis aller Rum ausgetrunken war. Der Waldkönig bemerkte aber nicht, daß immer ein anderer kam, denn ein Telinga sieht ja genau so aus wie alle übrigen.

Endlich kam der erste wieder; er hatte mittlerweile seinen Rausch ausgeschlafen und verlangte nun die Braut für sich. Der Waldkönig gab sie ihm nicht gern,

denn jener war doch gar zu klein; da er aber ein Mann von Wort war, so mußte er sich darein finden. Der Telinga war aber sehr stolz, als er die Tochter des Waldkönigs mit sich nahm. Ja, sein Glück war ihm dermaßen zu Kopfe gestiegen, daß er gar nicht hörte, wie es neben dem engen Pfade im Walde rauschte und brummte. Da erhielt er plötzlich vom Elefanten einen Schlag mit dem Rüssel und fiel nieder; gleich darauf kam auch der Leopard und setzte ihm die Krallen auf die Brust. Die beiden waren nämlich ganz ergrimmt darüber, daß ein so winzig kleiner Bursche ihnen die Braut weggefangen hatte; er sollte sie ein für allemal nicht haben. Zwar ließen sie ihn am Leben, aber er wurde fortgejagt. Vor Schrecken und Angst kletterte der Telinga auf einen Baum bis in die höchsten Zweige und **verschwor sich, nie wieder auf die Erde herabzukommen**, wo es so schändlich ungerecht hergehe.

J. Leighton Wilson, Western Africa, its history, condition and prospects. London 1856, S. 382. Übersetzt in der Russischen Revue, hg. von W. Wolfsohn III, 1864, S. 387 ff.

Schlußwort.

Über der Fülle der Varianten ist der Gedanke, von dem wir ausgegangen sind, fast aus dem Auge verloren worden: die willkürliche Naturdeutung.

Nur hie und da ist sie als Schluß verwendet worden (in Nr. 1, 10, 25, 36, 68c, 69, 71, 72, 74). Gerade darin aber, daß sie sich bei Völkern findet, zwischen denen keine Variantengemeinschaft besteht (z. B. Letten und Afrikanern), zeigt sich das Vorhandensein analoger Völkergedanken, die unabhängig voneinander in gleicher Richtung arbeiten und Ähnliches schaffen.

Daß diese Gedanken auf die Natur gerichtet sind und aus ihr die Motive zur Stoffgestaltung schöpfen, beweist ferner das lebendige Walten echter auf Beobachtung und Kenntnis beruhender Naturfreude.

Was wir hier in wenigen Fällen beobachtet haben, wiederholt sich anderswo in reichlichem Maße. Naturdeutende Märchenmotive drängen sich immer wieder in alle möglichen Stoffe hinein. Und da sie des poetischen Reizes selten entbehren, so darf man dem Volksgeschmack nachrühmen, daß er gerade auf diesem Gebiete nicht Geringes geleistet hat.

Es bleiben nun bloß noch zwei Varianten übrig, die außerhalb der oben dargestellten Märchenreihen stehen und unmittelbar an die äsopische Urform anzuknüpfen scheinen.

Aus Samoa.

Ein Huhn hatte sich auf einem Felsen eingenistet, von wo sich ein kühles frisches Wasser in den nahen Fluß ergoß. Eines Tages erschien dort eine Seeschildkröte. Sie freute sich über das kühle frische Bad und tauchte immer einmal auf, um sich umzusehen, als das Huhn es rauh anrief: „Wer bist du?“ „Ich bin eine Schildkröte.“ „Wo kommst du her?“ „Aus der heißen Salzsee.“ „Was tust du hier?“ „Ich bade und freue mich an dem kühlen, frischen Wasser.“ „Fort mit dir, dies ist mein Wasser.“ „Meins so gut wie deins.“ „Nein, es gehört mir allein, und du mußt fort.“ „Ich gehe nicht. Ich habe genau so viel Recht hier zu sein, wie du.“ „Nun gut,“ sagte das Huhn, „laß uns so entscheiden, wem es gehören

soll: Jeder geht fort, und wer des morgens früh zuerst wieder hier ist, dem gehört die Quelle.“ „So soll es sein,“ sagte die Schildkröte, „ich gehe zur salzigen See, und du zum Dorf.“

Die Schildkröte machte sich früh am Morgen auf den Weg und ging den Fluß hinauf. Das Huhn aber meinte, es brauche sich nicht zu beeilen, da ein einziger Flügelschlag es auf den Felsen bringe. So schlief es bis Sonnenaufgang, aber als es ankam, war die Schildkröte vor ihr da. „Du bist schon da, wie ich sehe,“ sagte das Huhn, und die Schildkröte antwortete: „Ja, und die Quelle gehört mir.“ Daher kommt das Sprichwort für die Faulen und die, die zu spät kommen: „Hier kommt das Huhn, die Schildkröte ist aber schon da.“

Turner, Samoa, a hundred years ago, London 1884, 217.

Sage der Odjibwa.

Der Taubenfalke forderte die Schildkröte zum Wettlauf auf, aber die Schildkröte nahm nur unter der Bedingung an, daß es eine mehrtägige Strecke sein müsse. Der Falke willigte schnell ein, und sie begannen sogleich. Die Schildkröte wußte: wenn sie den Sieg gewinnen wollte, mußte es durch große Ausdauer sein; also ging sie in die Erde, nahm einen geraden Kurs und hielt sich bei nichts auf. Der Falke aber, der wußte, daß er seinen Gegner leicht besiegen konnte, flog achtlos hierhin und dorthin, besuchte jetzt den, dann jenen, bis so viel Zeit verloren war, daß die Schildkröte gerade aus der Erde kam und gewann, als er das Endziel erblickte.

Schoolcraft, Algic Researches S. 181.

Diese beiden Märchen halte ich für Abwandlungen des Wanderstoffes von der mit Hilfe der Verwandten siegenden Schildkröte. Indem diese Hilfe beseitigt wurde, mußte eine neue Torheit des unterliegenden Gegners erfunden werden, und so kamen jene Formen zustande, die zufällig der äsopischen Urform ähnlich wurden. Wir hätten somit einen neuen Beweis für unabhängige Analogiebildung von Sagen und Märchen.

4. Kapitel.

Die Hasen und die Frösche.[1])

Die Äsopische Fabel von den Hasen und Fröschen berichtet, daß die Hasen in der beschämenden Erkenntnis ihrer Furchtsamkeit und Schwäche den Beschluß fassen, sich zu ertränken. Als sie an ein Ufer kommen, an dem Frösche sitzen, springen diese, von dem Lärm der herannahenden Menge erschreckt, in das Wasser. Darauf wendet sich einer der Hasen zu den übrigen und ermahnt sie zur Umkehr, denn andere Tiere seien ja noch schlimmer daran als sie.

Diese Fabel hat sich einer weiten literarischen Verbreitung erfreut.

Vgl. Oesterley zu Kirchhof, Wendunmuth 7, 158. Kurz zu Waldis 1, 23. Hans Sachs, Fabeln u. Schw. hg. von E. Goetze 1893, 1, Nr. 20; hg. von Goetze u. Drescher 3, Nr. 15 (nach Steinhöwel II, 8; darüber s. Stiefel, Nürnberger Festschrift, S. 55). Erasmus Alberus, Nr. 20 (hg. von Braune, S. 88f, vgl. S. L). Boner, Edelstein 32. Wright, Latin stories app., S. 152.

1) Halm Nr. 237 und 237b. Babrius Nr. 25. Phaedrus app. 2. Romulus 2, 9. Hervieux, Les fab. latins 2 an verschiedenen Stellen.

Weniger bekannt ist eine französische handschriftliche Überlieferung aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts:

Ci nous dist fable, comment un tropel de lièvres s' en fouirent pour le vent qui remuoit les feuilles du bois et aloient disans: Comme sommes ores couars qui pour les feuilles du bois laissons nos habitations. Come un tropel de raines les oïrent qui estoient au soleil, si saillirent en l' yaue de paour. Lors dist uns anciens preudoms de lièvres, nous ne sommes mie encore des plus meschans (malheureux); encore a-on paour de nous, retournons en nos regions et nous confortons en nos tribulations, car nous ne sommes pas seuls qui ayons à souffrir.

Paulin Paris, Mscr. françois IV, S. 87. Aus dem Sammelwerke: Les Ci nous dit (Mscr. Nr. 7026, fol. 133).

Auch in der mündlichen Erzählung hat sich die Fabel andauernder Beliebtheit erfreut. Natürlich lebte sie hier zunächst in einer Form weiter, die der äsopischen gleich- oder nahekommt. Von den nur nahekommenden führe ich eine kleinrussische Version an, die nur von einem Hasen handelt, von dem gemeinsamen Beschluß also nichts weiß. Sie erzählt:

Der Hase dachte bei sich: Ich bin der schwächste von allen auf der Welt, vor allem muß ich mich fürchten. Wenn nur ein Vogel flattert, hab ich Angst. Lieber ertränk ich mich. Er geht also nach dem Sumpf und geht am Ufer entlang und sucht, wo er am besten ins Wasser springen könne. Da saß ein Frosch, und plumps! sprang er ins Wasser. Oho! denkt der Hase bei sich. So werd ich mich doch nicht ertränken. Denn es gibt noch welche auf der Welt, die sich vor mir fürchten.

Čubinskij, Trudy 1, 55. Vgl. Dragomanov, S. 366, Nr. 39.

Mit dieser oder der äsopischen Gestalt der Fabel stimmen mehrere andere[1]) fast durchaus überein. „Wesentlich für die Verbreitung dieser Fabel war die Einfachheit des Gegenstandes, die Klarheit des moralischen Grundgedankens, die Möglichkeit, ihn jeweilig didaktisch zu verwerten. Bei Äsop ist die Folgerung die, daß man bei persönlichem Unglück dessen eingedenk sein soll, daß es noch unglücklichere Menschen gibt. Oder wie es Mickiewicz (Poezye 2, 302) ausdrückt: es hat jeder seinen Frosch, der vor ihm flieht, und seinen Hasen, der ihn fürchtet."[2]) Aber es ist doch nicht immer die Moral gewesen, die der Fabel ihre Unsterblichkeit verliehen hat. Eine französische Fassung lautet nämlich so:

Da die Hasen von aller Welt und auch von den Tieren schlecht angesehen wurden, versammelten sie sich eines schönen Tages und sprachen untereinander: Wir müssen uns ertränken. Als sie an einen Sumpf kamen, tauchten die Frösche unter, die sie gehört hatten. „Es gibt doch noch Tiere, die uns fürchten," sprachen sie und begannen sich dabei anzusehen und so sehr zu lachen, daß sich seitdem ihr Maul gespalten hat.

Revue des trad. pop. 10, 576 = Sébillot, Folklore de France 3, 7.

1) Asmus und Knoop, Sagen und Erzählungen aus dem Kreise Kolberg und Körlin S. 68. Ulr. Jahn, Volkssagen S. 449. Blätter f. pomm. Volksk. 1, 147. Wallonia 1, 54. Kolberg, Lud. 8, 238. Ciszewsky, Krakowiacy 1, 271. Zbiór wiad. 1, 11, Nr. 37; 7, 109 Nr. 8. Vereščagin, Votjaki Sosnov. Kraja 73.

2) Ich entnehme dies der Abhandlung von Sumcov über den Hasen in der Volksüberlieferung, Ethnograf. Obozrênie 10, 69—83.

Wie man sieht, ist der Entschluß der Hasenversammlung, die gemeinsame Flucht und der Schrecken der Frösche völlig wie in der griechischen Urform erhalten. Aber das Ende ist märchenhaft und lenkt ab von der lehrhaften Idee. Das gleiche finden wir in anderen Beispielen. Mögen sie auch bisweilen nur von einem Hasen berichten oder dessen Lebensmüdigkeit auslassen, in der Hauptsache stimmen sie überein: in dem willkürlich gewählten Schluß der ätiologischen Spielerei. Denn mehr als eine witzige Spielerei, eine gefällige Arabeske ist dieser Einfall doch wohl nicht. Indem ich mich begnüge, auf diese im wesentlichen übereinstimmenden Beispiele nur hinzuweisen (Revue des trad. pop. 6, 315. Rolland 1, 87. Mont en Cock, Vlaamsche Vertelsels 1898, S. 95. Rond den Herd 1, 398. Cornelissen-Vervliet, Vlaamsche Vertelsels, S. 216), teile ich folgende zumeist unveröffentlichte Märchen mit:

Schon der erste Hase hatte mit vielen Drangsalen zu kämpfen, die Hunde stellten ihm nach, die Habichte und anderen Tiere waren ihm feind, selbst der Vogel, der unerwartet aus dem Busch aufflog, versetzte ihn in Schrecken und machte ihn erzittern. Da beschloß der Hase seinem Leben ein Ende zu machen und sich in den Fluß zu stürzen. Er meinte, es sei besser, wenn einer einmal stürbe, als daß das ganze kommende Geschlecht es scharenweise tun müßte. In langen Sätzen sprang er zum Fluß. Die Frösche erschraken und hüpften in großer Eile ins Wasser. Darüber freute sich der Hase dermaßen, daß er weiterzuleben beschloß; gab es doch noch armseligere Geschöpfe, denen ein Hase Furcht einjagen konnte. Und er lachte, daß ihm die Lippe barst.

Kleine Abweichungen zeigen folgende Varianten:

1. Aus Schweden.

Der Hase war mutlos und deswegen betrübt und wollte sich zuletzt ertränken. Am See angelangt, fuhr ein Volk junger **Enten** aus. Da lachte er, daß er allein so wild habe ausjagen können, und seine obere Lippe wurde zerspalten, wie sie seitdem geblieben ist.

Cavallius, Wärend 2, XXV.

2. Aus Finnland.

a) Der Hase war über seine Mutlosigkeit betrübt und wollte sich ertränken. Da er am Gestade des Sees anlangte, flohen alle die kleinen **Fische**; da lachte er darüber, daß er so viele einschüchtern könne, daß seine obere Lippe barst.

Nyland 4, 100.

b) Der Hase am Ufer. Der Hecht flieht vor ihm. Der Hase lacht, daß ihm das Mäulchen platzt.

Aus Sääminki. Handschriftlich durch Herrn Prof. Kaarle Krohn.

c) Dem Hasen bangt vor dem Leben, und er springt ans Seeufer; der Hecht flieht vor ihm. Auf der Wiese ist eine Schafherde; die Schafe erschrecken; das Mäulchen platzt kreuzweise.

Aus Iuva. Hdschr. durch Herrn Prof. Krohn.

3. Aus Estland.

a) Als der Hase einmal flüchtete, erschreckte er durch seine Hast eine Herde Schafe so, daß sie auseinanderstob. Diese Furcht vor einem Hasen kam dem Hasen

selbst so komisch vor, daß er in ein unmäßiges Gelächter ausbrach, wovon ihm die Oberlippe platzte.

Wiedemann, Aus dem inneren und äußeren Leben der Esten 1876, S 451.

b) Der Hase wollte fort nach Deutschland ziehen, weil er hier viele Feinde hatte, die er fürchten mußte, aber ihn fürchtete niemand. Er begab sich auf die Reise. Da mußte er durch eine Schafherde gehen, weil die Schafe ihm den Weg versperrten. Die Schafe glaubten, er sei ein Hund, und liefen vor ihm fort. Als der Hase sah, daß die Schafe vor ihm wegliefen, freute er sich darüber, daß es doch jemand gebe, der ihn fürchte, und lachte so herzlich, daß ihm die Oberlippe platzte.

Seitdem hat der Hase eine gespaltene Oberlippe.

Aus dem handschriftl. Nachlaß von J. Hurt.

c) Der Hase wollte aus dem Lande flüchten, weil er alle fürchten mußte und immer in Todesangst war.

Bis auf einen Heuschlag, wo Schafe grasten, kam der Hase ganz glücklich. Der Heuschlag war durch einen Steckenzaun abgegrenzt. Der Hase wollte unbemerkt durch den Zaun schlüpfen, war aber so ungeschickt, daß er einen ordentlichen Lärm dabei verursachte. Als die Schafe den Lärm hörten, liefen sie erschreckt davon. Das sah der Hase und hielt verwundert still. War es möglich, daß man ihn gefürchtet hatte? Ja, die Schafe ergriffen vor ihm die Flucht. Darüber freute sich der Hase so, daß er dermaßen lachte, daß ihm die Lippe platzte. Der Hase dachte nicht weiter an seinen Fluchtplan.

Seit der Zeit hat der Hase eine gespaltene Lippe.

Aus dem handschriftl. Nachlaß von J. Hurt.

Diese Form entfernt sich etwas weiter von Äsop, insofern sie von Schafen erzählt, außerdem wieder von nur einem Hasen und von dem geborstenen Maul. Sie hat sich offenbar nicht unmittelbar aus der Urgestalt der Äsopischen Fabel entwickelt, sondern aus einer zwischen beiden vermittelnden Form, wie sie in folgender russischer Fassung vorliegt:

Der Hase lief, um sich in Verzweiflung zu ertränken. Was bin ich unglücklich, sprach er. Mir ist am elendesten auf der Welt. Ich fürchte alle, und mich fürchtet niemand. Da erblickte ihn eine Herde Schafe und ergriff die Flucht. Der Hase blieb stehen: Ach, so gibt es doch welche, die sich vor mir fürchten.

Etnogr. Sbornik 6, (1864) Abt. 1, 22.

Hier ist zwar auch schon von Schafen die Rede, aber noch nicht von der gespaltenen Lippe. Sobald nun die Naturdeutung sich der Fabel bemächtigt hatte, war es leicht möglich, daß der so veränderte Stoff ein noch bunteres Aussehen erhielt. Märchenhaft, wie die Ätiologie einmal ist, verbindet sie sich mit dem Märchen vom Wettlauf zwischen dem Hasen und der Schnecke (Revue des trad. pop. 6, 314). Der Hase, nachdem er die Wette verloren, will ins Wasser gehen, sieht aber die Angst der Frösche und lacht, daß ihm die Lippen platzen. Aber es entstanden auch Erweiterungen von innen heraus.

1. Aus Oldenburg.

Die Hasen kamen einst zusammen und überlegten miteinander, daß sie weglaufen wollten, dieweil sie vor allen Tieren flüchten müßten. Als sie nun so im

Laufen waren, gelangten sie an eine Brücke, darauf saß gerade ein Frosch, der wurde bange vor ihnen und sprang von der Brücke und kroch hinunter. Als die Hasen seine Angst sahen, sprachen sie zueinander: „Nun wollen wir bleiben!“ und fingen an zu lachen, daß ihnen das Maul offen barst. Seitdem haben alle Hasen ein geborstenes Maul. Der Frosch aber saß unter der Brücke und wagte sich nicht wieder weg, solange bis einmal ein dicker, schwerer Kerl hinüberging. Der trat auf den Frosch, daß ihm der Rücken zerbrach. Seit der Zeit haben alle Frösche den Rücken zerbrochen.

Strackerjan, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg 2, 93.

2. Aus Finnland.

Einstmals trafen sich Fuchs und Hase. Der Fuchs sagte verächtlich zum Hasen: „Dich fürchtet doch niemand!“ — „Wer fürchtet dich denn?“ fragte der Hase. — „Mich fürchtet jedermann,“ meinte der Fuchs. „Ich besitze einen langen Schwanz, deshalb hält man mich aus der Ferne für den Wolf und fürchtet mich. Aber dich fürchtet doch niemand!“ — „Laß uns eine Wette eingehen,“ sagte der Hase, „ich werde dir zeigen, daß auch ich gefürchtet bin.“ — Danach wandelten die beiden miteinander dahin. Da erblickte der Hase eine Herde Schafe, die hinter einem Zaune ruhte. In einem Satze sprang er mitten unter sie. Im blinden Schrecken darüber stoben die Schafe auseinander, so schnell sie nur irgend konnten. Der Hase war überglücklich, seine Wette gewonnen zu haben, und fing an zu lachen und lachte so unbändig, daß ihm das Mäulchen kreuzweise zerriß. Von der Zeit an tragen alle Hasen die Lippen kreuzweise gespalten.

E. Schreck, Finnische Märchen 1887 S. 228, sowie handschriftlich aus West Ingermanland und Hausjärvi.

3. Aus den Niederlanden.

Der Hase wäscht sich an einem Bache Pfoten und Maul, kämmt sich die Haare und spiegelt sich. Ein Frosch kommt darüber zu und lacht ihn regelrecht aus. Der Hase wird wütend und gibt dem Frosch einen so gewaltigen Schlag mit der Pfote, daß dieser halbtot hinfällt. Wie nun der Spötter so daliegt, quakt und zappelt, bricht der Hase in ein solches Gelächter aus, „dat zijne lippe spleet“.

4. Aus Béarn.

Eines Tages schwatzten Frosch und Hase zusammen in der Nähe einer Mergelgrube, als Staubregen zu fallen begann. „Schnell!“ rief der Frosch, „lauf und flieh in dein Lager, ich bringe mich in Sicherheit.“ Und schnell sprang er ins Wasser. „Was für ein Dummkopf!“ sagte der Hase. „Er springt ins Wasser, um sich nicht naß zu machen!“ Und lachte so, daß seine Lippe platzte.

Sébillot, Folklore 3, 7.

5. Wallonische Variante.

Als ein Jäger sein Gewehr anlegte, um einen Hasen zu schießen, da sprang in plötzlichem Schrecken ein kleiner Frosch auf und gerade auf die Nase des Mannes los; der sprang zurück und ließ sein Gewehr fallen. Da mußte der Hase so lachen, daß sein Maul gespalten wurde. Die Spalte kann sich niemals schließen, denn immer, wenn der Hase an das Abenteuer denkt, muß er von neuem lachen.

Sébillot, Folklore 3, 7 = Wallonia 1, 54.

6. Aus Schweden.

Nachdem ein armer Hase von einigen feindlichen Jagdhunden den ganzen Tag gejagt worden war und, um ihrer scharfen Verfolgung zu entgehen, manchen Sprung

hatte machen müssen, konnte er seinen ermüdeten Körper in einem Gebüsch ausruhen. Da kam abends ein Fuchs, der an das Versteck des Hasen hinterlistig heranschlich. Als der einfältige und furchtsame Hase den Fuchs gewahrte, ward er bestürzt und meinte, daß seine Feinde oder Tyrannen kämen, um nach ihm zu suchen; aber er wagte doch nicht, sich etwas merken zu lassen, sondern saß ganz still; er wagte nicht einmal zu husten, aus Angst, daß der Fuchs es hören würde. Aber Reineke (Michel) machte viele Umschweife, denn er sah, in was für einem Gebüsch der Hase lag. Er hätte wohl gern seine Gans gerupft; aber er sah auch, daß der Hase von dickem Buschwerk umgeben war, so daß er schwer zu fassen war.

Nun sah der Fuchs eine große Herde Schafe auf einem ebenen Felde nahe bei einem Gatter, und er wußte, daß der Hase gutmütig war. So benutzte er die Gelegenheit, trat näher zu „Bruder Hans“ [Jöns, schwed. Beiname des Hasen] und begann ein freundliches Gespräch mit ihm (damals konnten alle Tiere reden) und sagte zu ihm: „Lieber Vetter, ich bin wie du ein wildes Geschöpf und vielen Gefahren ausgesetzt, muß auch oft Hunger leiden. Komm, wir wollen einander helfen, uns ein Abendessen zu verschaffen.“ Da antwortete der Hase mit zitternder Stimme: „Mein Freund, ich kenne dich nicht, sondern ich fürchte, daß du mich verraten willst.“ Michel sagte: „O du Narr, kennst du mich nicht, der ich auf dem letzten Reichstage für eine und die andere Kleinigkeit so oft von unserer Obrigkeit zum Tode verurteilt wurde, und auch einige Male auf dem Richtplatze war. Mich sollst du nicht fürchten, denn ich bin wie du, mein lieber Bruder, einfältig wie ein Lamm. Hier weidet, nicht weit von uns, die große und fette Schafherde eines reichen Bauern. Du meinst doch auch, daß eines davon ein schmackhafter Braten wäre.“ Der Hase erwidert: „Ich kann solche Speise nicht essen, denn ich bin damit nicht aufgezogen; aber trotzdem will ich dir zu Gefallen mitgehen, wenn du mir nur Treue hältst.“

Darauf kriecht Jöns aus dem Gebüsche, und nachdem er und Michel einander Treue geschworen, gibt Michel dem leichtgläubigen Dummkopf solche Instruktion: „Du,“ sagt der Fuchs zum Hasen, „siehst, daß bei dem Gatter, das nach dem Hofe zu liegt, wo der reiche Bauer wohnt, ein kleines Gebüsch steht. Wenn du hingehst und dich dort niederläßt, sollst du etwas Kurzweiliges sehn.“ Der Hase tat so. Dann kommt der Fuchs mit seinem buschigen Schwanze, den er zwischen die Beine klemmt, damit nichts davon zu sehen sei, und schleicht sich immer näher und näher zur Schafherde. Wie die Schafe ihn gewahrten, begannen sie zu laufen, und da sie wußten, wo ihr Heim war, so liefen sie zum Gatter hin. Der Fuchs eilt ihnen nach, und als die Schafe zum Gatter kamen, wo der Hase saß, und sich schon fast geborgen glaubten, weil sie so nahe beim Hofe ihres Herrn waren, da springt Jöns aus dem Busch, und sie machen in ihrer Angst eine Wendung, und in dem Moment nahm der Fuchs ein Schaf und eilte mit ihm fort.

Der Hase, der das sah, setzte sich sofort nieder und lachte darüber so herzlich, daß seine Lippe platzte, wie er sie dann nicht allein bis zum Tode behielt, sondern auch alle seine Nachkommen von ihm erbten.

Man findet solche Beispiele unter den Menschen in unserer Zeit; denn wenn auch manche Leute einfältig und harmlos sind, werden sie doch von den listigen und bösen Menschen, unter denen sie leben, oft zum Bösen verleitet. Aber ihr Lohn ist gemeiniglich wie der des gutmütigen Hasen, der für seine wohlgemeinten Dienste nichts von der köstlichen Schafbeute zu schmecken bekam, sondern statt

dessen, als er sich über das Gaunerstück des Fuchses freute, ein Gebrechen bekam das ihm ins Grab folgte.

A. Ahlström 1895. Om folksagorna. Bihang (Anhang): Nach Handschriften abgedruckte Märchen. Abgedruckt nach: E. Nordinsche Sammlung, Universitätsbibliothek in Upsala, IV, 1172. Anno 1756. [Ahlströms Schrift publiziert in der Zeitschrift Nyare bidrag etc.]

Die Frage, woher dieser ätiologische Schluß in die Äsopische Fabel hineingeraten ist, läßt sich vielleicht durch den Hinweis auf andere Natursagen lösen, die denselben Schluß aufweisen. Je öfter wir diesen antreffen, je klarer zeigt sich's, daß diese Ätiologie sich dem Märchenerzähler als etwas Reizvolles aufdrängte, daß sie gleichsam in der Luft lag, und man nur danach zu greifen brauchte, um sie für irgendeine Geschichte, in der der Hase vorkam, zu verwenden. Und so wurden Hase und Hasenscharte auch da zusammengebracht, wo keine innere Notwendigkeit vorhanden war.

Belege für die Beliebtheit gerade dieses Naturdeutungsstoffes finden sich in Bd. 3, S. 22.

5. Kapitel.

Die Feindschaft zwischen Hund und Katze, Katze und Maus und warum die Hunde einander beschnüffeln.

I. Die ältesten Fassungen.

Es ist ein Bild aus dem alltäglichen Leben der tierischen Insassen eines Bauernhofes: der Hund mit gesträubtem Rückenhaar, zähnefletschend und jaulend vor der Katze, die sich buckelnd und fauchend in die Ecke drückt und sich mit scharfen Krallen des wütenden Widersachers zu erwehren sucht. Kein Wunder daher, daß dieses Bild tiefwurzelnder Feindschaft zum Nachdenken über die Frage Anlaß gegeben hat, woher dieser gegenseitige tiefe Haß der beiden Tiere nun eigentlich herrühre.

Durch eine schlichte, nur auf die Ätiologie hin komponierte Natursage erhalten wir jedoch die Antwort in der älteren Überlieferung nicht, soweit unsere Kenntnis reicht, sondern gerade hier sind außer den Versbearbeitungen die ziemlich breit erzählten Schwänke und Erzählungen beliebt, die, wie es scheint, schon eine längere Tradition hinter sich haben. Diese Überlieferungen geben keine natürliche und einfache Erklärung der oft beobachteten Vorgänge im Leben der Tiere, sondern eine künstliche, erdachte, die einen literarischen Ursprung verrät. Auch die mehr oder weniger willkürliche Verknüpfung der Feindschaft zwischen Hund und Katze mit der Verfolgung der Mäuse durch die Katzen spricht dafür. Wo jedoch drastische und realistische Züge in die Geschichten eingeflochten sind, gehen sie auf nebensächliche Einzelheiten und sind als Zusätze der betreffenden Erzähler deutlich erkennbar.

Insbesondere ist ein Motiv, 'das vernichtete Dokument', seit dem 15. Jahrhundert in literarischen, später auch in den mündlichen volkstümlichen Quellen außerordentlich häufig anzutreffen.[1]) Seine Tradition beginnt mit der Fassung, die sich in einem Werke des tschechischen Juristen Ctibor Tovačovský aus Cimburg (1437—1494) findet[2]) und folgendermaßen lautet:

Da die Bauern mit den Wölfen gutes Einvernehmen haben wollten, verabredeten sie sich mit ihnen über ihren gemeinsamen Vorteil. Zum Schluß fügten sie hinzu, daß alles, was von den Schmäusen der Wölfe übrigbliebe, die Hunde fressen könnten, die ihnen [den Bauern] helfen würden. Und als sie alle diese Artikel verabredet hatten, machten sie untereinander niedergeschriebene Briefe und Verträge und gelobten sie sich [zu]. Und sie überlegten, wem sie diese Verträge anvertrauen könnten und sollten, und da sie viele treue Gläubiger ersahen, konnten sie keinen dazu so tauglichen finden wie die Katze, weil diese bei Nacht und am Tage sieht . . . Und sie vertrauten ihr diesen Schatz an, auf daß sie ihn treulich bewahre und jeder Partei aushändige, die seiner bedürfen würde. Die Katze tat so und nahm es auf sich und gelobte, ihn ohne Beschädigung zu verwahren und darüber zu wachen, und so legte sie ihn in einen geheimen Winkel, wohin die Menschen nie gelangen konnten, in der Hoffnung, daß er dadurch sicher wäre. Doch einstmals kam eine vorwitzige Maus dorthin, die alles besehen wollte und in allen Winkeln herumguckte, und sie erblickte in einer Spalte diese Urkunden und Verträge und wollte sie durchlesen, allein die Papiere und Siegel klebten aneinander fest; sie konnte die Schrift nicht sehen und fing zu nagen an, ob sie nicht bis zur Mitte gelangen und diesen Vertrag einsehen und erkunden könnte. Hierauf nach langer Zeit begannen die Bauern Schaden zu erleiden, da die Hunde, wie kraftlos herumgehend, ihnen gegen die Wölfe nicht helfen wollten. Als die Bauern dieses merkten, jagten sie die Hunde fort, weil sie ihnen nicht zu fressen geben wollten, aber die hungrigen Hunde stürzten sich auf die Wölfe und jagten sie so auseinander. Als die Wölfe sich gesammelt hatten, sprachen sie: „Ihr sehet, daß ihrer viele sind, aber sie haben verschiedene Farben: die einen sind rot, die anderen weiß, die dritten schwarz und die vierten bunt, und so sind sie verschiedener Farbe;

1) Andere Feindschaftserzählungen von Hund und Katze gab es auch schon früher, aber sie sind offenbar nicht populär geworden, vielleicht auch nie verbreitet gewesen. Man vergleiche die von Fr. Wilhelm mitgeteilte Fabel aus dem Ende des 14. oder Anfang des 15. Jahrhunderts, Alemannia 34, 118: Hund und Katze begeben sich auf eine Hochzeit. Unterwegs wird die Katze krank, der Hund heilt sie mit einem Kraut. Später erhält der sterbenshungrige Hund ein Brot vorgeworfen. Die Katze fragt: „Harm [Name des Hundes], sol ich nit auch dar nach farn?“ Der Hund weigert sich ihr etwas abzugeben, es entsteht ein Wortstreit, dann ein Zweikampf. Der Hund schlägt der Katze einen Zahn aus; auf ihr Geschrei kommen ihre Freunde herbei und verwunden den Hund so schwer, daß er kaum davonkommt.

Do wurden sie gefint
Als sie noch heut disz tags sind.

2) Der Titel ist „Hádání Pravdy a Lži o Kněžské zboží a panování jich,“ das Werk war dem König Georg von Podebrad gewidmet und wurde ihm am 11. Juni 1467 überreicht (Vlček, Dějiny české literat. I, 203). Es ist im Jahre 1539 zu Prag gedruckt worden. Tobolka teilt im Časopis vlasteneckého muz. spolku olomuckého. Ročník XI, č. 44 (v Olomouci 1894) das hier übersetzte Stück im Urtext mit, von dem ich eine Abschrift der liebenswürdigen Bereitwilligkeit des Herrn Prof. P. Diels verdanke. Eine Übertragung von Polívka teilt Bolte in der Zeitschr. d. Ver. f. Volksk. 21, 167 mit.

wir aber sind alle grau: deshalb haben wir Recht und uns dem Herrgott empfehlend laßt uns auf sie stoßen."

Und sie erwürgten viele Hunde. Die Hunde, die zerstreut wurden und viele der Ihren verloren, bedauerten die vorschnelle Tat und besandten die Wölfe, sie an den Vertrag ermahnend. Die Wölfe forderten, daß der Vertrag vorgezeigt und verlesen würde. Die Hunde verlangten von der Katze, daß sie ihn herbeischaffe, die Katze aber wußte nicht, was die Maus angerichtet hatte, und brachte die verdorbenen und geradezu ausgerissenen Briefe. Als die Wölfe dieses sahen, scharten sie sich zusammen und zerrissen die übrigen Hunde, von denen nur wenige nachblieben und sich nach Hause flüchteten. Und aus diesem Grunde ist der Hund der Katze feind und die Katze der Maus; die arme Maus aber geht aus Furcht vor der Katze immerfort in den Winkel und kritzelt und kritzelt, ob sie nicht die Briefe wieder aufschreiben könnte.

Dieses ist die einzige bisher bekannte literarische Fassung der Feindschaftserzählung aus dem 15. Jahrhundert, und sie hat, wie wir sehen werden, besonders gegenüber den deutschen Versionen manchen eigenen Zug.

Ihr folgt zeitlich ein Nürnberger Bilderbogen von Albrecht Glockendon um 1530[1]):

Die Hunde erhielten einst von Noah ein Privileg, das ihnen das Ingereusch aller geschlachteten Rinder und Schweine zusicherte. Zu Fastnacht erhielten sie erstmals eine Menge 'ingewaids' und luden dazu die ihnen befreundeten Katzen ein. Die Hunde gaben den Gästen ihr verbrieftes Recht zu lesen:

Von wann in kem solch groß freyheit:
Von einem Fürsten über mer,
Der gab uns disen brieff so her.

Dann übergaben sie den Katzen die Urkunde zur Aufbewahrung, und diese schoben sie in ein Mäuseloch. Übers Jahr schlachtete ein armer Mann zu Fastnacht seine Kuh. Als die Hunde kamen und unter Berufung auf Brief und Siegel das 'ingewaid' forderten, erhielten sie zur Antwort, daß sie das Schriftstück vorzeigen sollten. Die Hunde schickten zu den Katzen hin. Die Katzen suchten die Urkunde eilends in dem Mäuseloch, aber die war inzwischen von den Mäusen zernagt worden. Die Hunde schickten darauf einen Hund zur Erneuerung des Privilegs aus, jedoch der kam nicht wieder. Seitdem verfolgen die Katzen die Mäuse, die Hunde die Katzen. Auch beriechen die Hunde einen fremden Hund

Und fragen in als baldt darnoch,
Ob er in bring den brieff vom mer,
Den in soll schicken der mechtig her.
Der frembd hund spricht bald: Nain ich zwar,
Ich bring euch keinen brieff von mar;
Darzu ist mir die sach zu schwer,
So weyt zu ziehen über mer.

Und so sind die Hunde um ihr Privileg gekommen.

1) Abgedruckt bei Bolte, Montanus Schwankbücher S. 487 Nr. VIII. An dieses Flugblatt schließt sich ein anonymes Meisterlied in der Briefweis Regenbogens vom Jahre 1592 treu an (vgl. a. a O. S. 568) und ist nach zwei Handschriften bei Bolte S. 492 abgedruckt. — Auf dem Nürnberger Bilderbogen beruht nach Bolte vermutlich auch ein schwedisches Volksbuch, dessen Titel in der Anmerkung zu Montanus Wegkürzer c. 14 mitgeteilt ist.

Ein Vergleich der beiden Fassungen ist lehrreich. Die westslawische mutet in ihren Motiven und der inneren Form der Erzählung recht primitiv und altertümlich an. Vor allem ist der Pakt mit den Wölfen, unter denen man im 15. Jahrhundert in Mähren wohl nicht wenig zu leiden hatte, ein guter, für Tiermärchen typischer Zug, den die deutsche Fassung durch die im gegebenen Zusammenhang ganz willkürliche Anknüpfung an Noah, den einstigen Herrn aller Tiere, ersetzt. Jedoch ist beiden Versionen der Umstand gemein, daß es sich um das Futter des Hundes handelt, das er von nun ab erhalten soll.

Das Folgende[1]) dagegen, die Weigerung der Hunde, der Kampf zwischen ihnen und den Wölfen usw., ist in der tschechischen Fassung ohne ein Gegenstück in der deutschen Überlieferung und kehrt auch nur in wenigen volkstümlichen Varianten teilweise wieder [s. die Nachträge].

Ganz übereinstimmend wird aber (überhaupt in allen literarischen Überlieferungen) der Bericht gegeben, wie das wichtige Dokument verloren geht. Es setzt an dieser Stelle fast immer, auch in den meisten volkstümlichen Varianten, eine Ausdehnung des Feindschaftsthemas ein, indem auch die Maus, und zwar als Vernichterin des verhängnisvollen Papieres, eine Rolle übernimmt. Die Zerstörung des Dokuments zieht in der böhmischen Fassung eine nochmalige Niederlage der Hunde herbei; schwerlich das ursprüngliche Motiv, allein es ist doch wenigstens ein Abschluß, den man an dieser Stelle erwartet.

Der Nürnberger Bilderbogen hat dagegen einen Zusatz, der mit der Haupthandlung nicht ungeschickt verbunden ist, aber doch eigentlich nicht hierher gehört, denn er fehlt einigen alten Varianten[2]) und kommt überhaupt auch in selbständiger Ausgestaltung vor. Gemeint ist die Aussendung eines Hundes zur Erneuerung des Privilegs und die Erwartung seiner Rückkehr, die zu der so ungemein drastischen Ätiologie des Beschnupperns der Hunde Anlaß gibt.

Dieser Teil der Erzählung findet sich bereits bei Phädrus[3]) und bildete wohl von jeher eine Fabel für sich.[4]) Die Angliederung an die Feindschaftsgeschichte wird vermutlich dadurch veranlaßt worden sein, daß beide Handlungen von einem Privileg oder Vertrag ausgehen, der von den Hunden erworben oder erneuert werden muß.

In einem bisher ungedruckten Meisterliede des Rechenmeisters Peter Probst vom 14. März 1544, Dresdner Handschrift M 191, Bl. 175, ist

1) Daß Einfarbigkeit einen Vorzug und vor allem den der unvermischten Abstammung bedeutet, ist altbekannt und verbreitet.

2) Vgl. die unten abgedruckten Fassungen der Handschriften M 207 und M 191, ferner Haudent und Eyring.

3) Phädrus 4, 18 (Hervieux² 2, 49f.).

4) Über ihre Verbreitung vgl. unten S. 137ff.

allein das Feindschaftsmotiv ausführlich behandelt, doch auch hier finden wir, daß zum Schluß aus der Erzählung zum Motiv 'Beschnuppern' wenigstens die Ätiologie beibehalten worden ist, obwohl sie an dieser Stelle schlecht begründet erscheint.

In der Rorweifs Pfaltzen, der hundt, katzen vnnd meufs hader.

1.

Nun höret, wie
Vor zeitten die hundt grofen mangel hetten,
Wann es wol jn der faften was
Vnnd kain flaisch as,
Hetten fie kain pain nichte.
Da liden die
Hundt grofen hunger vnnd darnach fie detten
Halten auch einen rath gar pal
Vnnd fchwuren al
Ein jeder beÿ der pflichte:
Wann fie die faften wider kem,
Ir keinner leiden folte,
Das man in ir krechtigkeit nem,
Aber ein jeder wolte
Suchen fein fpeis vnnd nemen mit gewalte.
Daruber machtens einnen brief.
Jedlicher fprach: ‚Mein pflicht ich treulich halte'.
Der alt vom hundsperg lag vnnd fchlief,
Pal zu im lief
Der oberft im gerichte

2.

Vnnd zu im fprach:
‚Ste auf! wir haben al ein rath befchlofen,
Das man vnns in der faften doch
Sol geben noch
Vnnfer narung vnnd fpeife.'
Vnnd baldt darnach
Der alt vom hundsperg ftundt auf vnuertrofen
Vnnd zum hunds gefchlecht er auch drat
Vnnd feinnen rath
Gab auch der alt vnnd weife
Vnnd fprach: ‚Nun woltt ir folgen mir,
Ich wais ein gutten lifte.
Zu dem von katzwan wölen wir,
Der jtzt oberster ifte.
Wann der kan wol steigen vnnde auch fpringen,
Den brief in die höch ftecken kan.'
Alfo detten fie im den brief auch bringen.
Der vonn katzwang nam in auch an
Vnnd in gar fchan
B[e]hilt mitt gantzem vleife.

3.

Da nun verging
Ein jar, vnnd die faften auch wider kame,
Woltens iren brief wider han
Vnnd detten gan
Zum katzwanger behende.
Sprachen: ‚Vnns bring
Den brief.' Da es der katzwanger vername,
Woltt er den brief auch bringen in,
Da was er hin
Vnnd nimer an [dem] ende,
Da er in hingeleget hett.
Daruon kam er in leide.
Dem hunds gefchlecht ers klagen dett.
Die fchwuren im ein eide:
‚Du muft darumb fterben, darnach dich richte!
Kein gnade foltu haben furwar
Du vnnd dein gefchlecht ewig beÿ vnns nichte.'
Filen im grimig jn das har,
Erwürgten gar
Den katzwanger elende.

4.

Nach dem todtfchlag
Erfuren die katzwanger, wie der briefe
Hinkumen was: da hettin in
Die meufe hin
Zerkifft vnnd auch gefrefen.
Baldt auf ein tag
Der katzwanger hauf auch zufamen liefe,
Vnnd hiltten einen rath gar pal

Vnnd ſie auch al
Schwuren ein aidt vermeſen:
‚Wu vnns ein maus auch werden dutt,
Sie mus vonn vnns verderben.
Darfur ſoll ſie helffen kein gutt,
Sie mus des todts auch ſterben!‘
Alſo kumpt her die feundtſchafft jn dem lande,
Das hundt vnnd katz nicht ainig ſein.
Darzu die meüs im hatz ſinndt auch alſande.
Die katzen thun in groſe pein:
Des briefs allein
Kunden ſie nitt vergeſen.

5.

Alſo fortan
Die hundt vnnd katzen ſtett einander raufen.
Wo ſich ein hundt ein katz erſicht,
Er nach ir ſticht,
Thuts ein [inn?] gaſen ein jagen.
Vnnd auch wann man
Die hundt auch ſicht wol mitteinander laufen,

Schmeckens einander fur das loch:
Ob kainer noch
Den brief du beÿ jm tragen
Fragen einander: ‚Wann kumſt her?‘
Vnnd fangen an zu maren.
Der ander ſpricht: ‚Ich bin vonn quer.‘
Der dritt dutt auch drein ſchnaren.
Darnach ſie dann ein ander gar hart reiſen,
Suchen den brief noch auf die ſtundt
Vnnd thun auch aneinander [gar] hefftig beiſen,
Das manchem oft der kopff wirdt wundt.
Ein alter hundt
Dutt die hiſtorÿ ſagen.

In einem mit H. S. unterzeichneten Meisterliede (8. Januar 1560) der Dresdner Handschrift M 207, das aber trotzdem nicht von Hans Sachs stammen soll[1]), finden wir die Feindschaftserzählung in reiner Gestalt, ohne Reminiszenzen aus der anderen Fabel. Sie stimmt im wesentlichen mit dem Meisterliede von Peter Probst überein; gedruckt erscheint sie hier zum erstenmal.

In der Leben weis Peter Fleiſchers.
Die hunde mit den briefen.

1.

Horet artiche ſchwencke zu der ſtunde:
Vor langer zeit gutt briff hetten die hunde,
Das jhn die mezzler alle
In faſtnechtlicher zeit
Geben muſten ein malle,
Drob hetten ſie gros freud.
Weil ſie gutt brieff hetten vmb die kalazen[2]),
Eins mal luden ſie zu gast auch die kazen,
Hilten ein gros panckete.
Den briff trugen ſie für
An der malzeit, verstete,
Das ſolt jhr glauben mir.
Gingen mit einander zu radt,
Das ſie zu ſamen ſchworen
Den brieff mit dem jnnſigel drat,
Das er nicht wert verloren.
Die hund baten die kazzen freundlich eben
Vnd gaben jhnen den briff auff zu heben.
Den namen sie mit vleiſe
Nach der malzeit mit jhn,
Mitt jhrem gang so leiſe
Daucht ſie jnn jhrem ſin,

1) Goetze-Drescher, Fabeln und Schwänke 4, 210.

2) Kalazen, kollatzen, kallatzen bedeutet ‘ein kleines frugales Abendmahl einnehmen’. Latein. collatio, polnisch kolacya die Abendmahlzeit. (Schmeller, Bayerisches Wörterbuch 1, 1237.)

2.

Wie ſie bewaren mȫchten jhre briefe
Drumb war jhr rad: inn ein meusloch gar tiffe
Konte keinn fleiſcher kummen
In ſtelen mit gewalt,
Auff das ſie wiederumben
Den hunden jung vnd alt
Zu rechter zeit jhr briff mȫchten zu ſtellen.
Da traff ſie gros vnglȕck, die gutten gſellen!
Der briff der wart zuriſſen
Von meuſen gros vnd klein,
Dis wunder ſolt jhr wiſſen,
Das sigel war vnrein.
Als es nun wieder faſtnacht war,
Die hund jr grechtikeite
Wolten haben von fleiſchern gar
Wieder vmb jhr malzeite.
Fragten die kazzen vmb jhr briff behende,
Die solten ſie auff legen an dem ende,
Zunn kazzens thetens lauffen.
Sprachen: 'Den briff bringt her.
Die fleiſcher ſoln vns kauffen,
Was ist vnſer beger.'

3.

Die kazzen die briff herfur theten ſuchen
Vnd huben an zu ſchelten vnd zu fluchen:
'Die briff die ſein gefreſſen
Von meuſen alle sant.
Der ritt hatt vns beſeſſen,
Jst vns ein groſe ſchand.'
Da waren vneins hunt, kaz, meus zu ſagen
Umb des briffs wegen, wert noch heut bey tagen.
Die hund haben verloren
Die jhr gerechtikeit,
Darumb tragens noch zoren
Den kazzen alle zeit.
Vor ȕbel habe jchs jhn nicht
Vnd widerumb den kazen
Mitt den meuſen ſein zu vnfried;
Heimlich auff ſie thun plazzen,
Die jhn vertrieben han den frȫlich mutte.
Hiebey merck ein jeder vnd hab zu gutte:
Hatt er gutt briff vnd ſiegel,
Dem ettwas daran leg
Das er ſie wol v[e]rrigel,
Halt ſie inn ſeiner pfleg.

Zwischen diesen beiden Meisterliedern steht der chronologischen Folge nach die Fassung des Schulmeisters Guillaume Haudent zu Rouen, der in seine 1547 gedruckten „366 apologues d'Esope traduicts en rithme françoise" die gereimte Fabel „De la guerre des chiens, des chats et des souris" aufgenommen hat.[1]) Ähnlich wie Tovačovský verwendet Haudent, worauf Bolte aufmerksam macht[2]), den Zug von der Drohung des Herrn, die Hunde fortzujagen, ein ziemlich sicheres Zeichen dafür, daß beide aus unabhängiger mündlicher Überlieferung schöpften, die diesen Zug, wie wir sehen werden, auch in jüngster Zeit häufig benutzt. Ebenso kennt Haudent, was zu betonen ist, die Feindschaftsfabel nur in ihrer ursprünglichen Gestalt ohne Verknüpfung mit der Geschichte vom Beriechen, die auf französischem Boden erst 1622 bei Tabarin auftaucht.[3])

Die Verbindung der beiden Motive 'Feindschaft' und 'Beschnuppern' treffen wir jedoch häufig an; so bei Hans Sachs in dem Meistergesang vom 1. Mai 1547: 'Warumb hund vnd kaczen vnains sind', in der hundzweis Hans Vogels.[4])

1) Abgedruckt bei Bolte, Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde 21, 169.
2) ebda S. 167. 3) ebda S. 166.
4) Fabeln und Schwänke 4, Nr. 374. Die Nachahmung von Peter Heiberger

Die Hunde hielten Versammlung ab und schickten eine Gesandtschaft nach Rom, um vom Papste die Erlaubnis zu erlangen, auch Freitags Fleisch zu essen, da sie ja den Pfaffen Wildbret fingen. Der Papst gewährte die Bitte und „gab in der freyheit siegel vnd prieff." Die Hunde ratschlagten nun in erneuter Versammlung, „wie sie den prieff wolten versorgen, Das er verwaret wůrt vnd plieb verporgen." Auf den Rat eines alten Hundes übergaben sie den Brief den Katzen zur Aufbewahrung; diese trugen ihn unter das Dach. Nach einem Jahr schauten die Katzen nach, da hatten ihn die Mäuse gefressen. Seitdem sind die Hunde den Katzen feind, die Katzen den Mäusen. Die Hunde gingen danach wieder zu Rate und schickten abermals eine Gesandtschaft nach Rom, um eine neue Urkunde zu erhalten; es waren zwei Hunde, die aber nicht wiederkamen („sint auf der stras gestosen nider"). Daher beschnüffelt ein Hund den andern beim Begegnen „Ob er die rechten prieff nit trage, Vnd wo er im nit geit rechten peschaid, So peifsens an ainander paid".

Derselbe Stoff ist auch in einem Spruchgedicht[1]) Hans Sachsens behandelt und hat hier gegenüber dem Meistergesang nur geringe Änderungen erfahren. Zeitlich schiebt sich aber vor diese Bearbeitung die Prosafassung des Montanus[2]) ein. Hier sehen wir zum erstenmal in der deutschen Überlieferung die Fabel vom Beschnuppern für sich allein behandelt, ohne Verknüpfung mit der Feindschaftsfabel.

Warumb die hund einander fůr den hindern schmecken.

Vor zeiten haben die katzen und hund ein grossen streit mit einander gehabt. Dann die hundt gemeint, die katzen solten den hunden in allen dingen, es wer mit essen eim und dem andern den vorgang lassen. Welches aber die katzen nit thun wôllen, sonder sich mit ihren scharpffen neglen zur gegenwôr gesetzet und den hunden in allweg obgelegen.

Des die hund auß dermassen übel verdrossen, auffgewest und mit einander zu ihrem kônig, so inn ferren landen gesessen, gezogen und ime den handel, warumb sie zů im kommen, erkleret, auch umb privilegia wider die katzen gebetten. Ihr kônig hat die weitte reiß und die grosse schar angesehen und bedacht unnd sie gewaltig privilegiert, also das forthin die hund inn allen sachen solten den vorgang haben unnd die katzen erst den letsten.

Wie sie nun nahend bey heymen waren, kamen sie zů einem grossen fliessenden wasser, darüber kein brugk gienge, und auch kein schiff da ware, darinn sie hetten môgen hinüber fahren. War inen sehr angst, wusten nicht, wie sie dem brieff thon solten, das er nicht naß wurde. Doch letstlich zů rath wurden, es solt den brieff einer unter den schwantz nemmen, so blibe er drucken. Der rath inen allsamen wol gefiel, gaben also einem den brieff unter den schwantz, liessen sich in das wasser und schwamen hinüber. Ich weiß aber nicht, wie es der mit dem brieff

(30. Januar 1614) ist nach dem Münchner Cod. germ. 5453, Blatt 162a Nr. 145 abgedruckt von Bolte, Zeitschr. d. Ver. f. Volksk. 21, 168.

1) Fabeln und Schwänke 1, Nr. 200, vom 20. April 1558. Vgl. die Erneuerung von Simrock, Deutsche Märchen S. 127 Nr. 25 (1864) = Zeitschrift für deutsche Mythologie 2, 16 ff.

2) Wegkürzer cap. 14, Bolte S. 35. Die erste Auflage erschien im Jahre 1557. Hulsbusch, Sylva sermonum p. 181f. (1568) übersetzte die Erzählung ins Lateinische. Abgedruckt bei Bolte, Montanus S. 486 Nr. VII.

übersahe; ye er empfiel im und schwam das wasser hinnab, des ihr keiner gesehen het. Als sie aber hinüber kamen, fanden sie den brieff nit, giengen umbter unnd schmeckten ye einer dem andern für den hindern; aber sie fanden ine nicht.

Derhalben sie noch heütigs tags also einander an schmecken unnd noch ståts vermeinen, sie wöllen den brieff finden. Aber ich förcht, es sey vergebens.

Es scheint nicht recht wahrscheinlich, daß Montanus' Fassung auf dem oben mitgeteilten Flugblatt des Albrecht Glockendon beruht, wie Bolte[1]) vermutete, denn wo der eine sich knapp faßt, erzählt der andere weitschweifig und flicht ganz neue Züge ein. M. erzählt nur eine Version der Fabel vom Beschnuppern, deren festgefügte und gutpointierte Handlung wahrscheinlich nicht ihm allein in Rechnung zu stellen ist, sondern wohl auch einer längeren ausgestaltenden Tradition. Freilich klingt das Feindschaftsmotiv auch im Eingang der Anekdote des Wegkürzers an, allein es ist nur von einem Vorrecht die Rede, das die Hunde gegenüber den Katzen zu haben meinen. Da sich jedoch dieser Zug gelegentlich auch in jungen volkstümlichen Aufzeichnungen findet[2]), wird man den Eingang bei Montanus nicht als einen Extrakt aus der mehraktigen Feindschaftserzählung, wie sie im Flugblatt vorliegt, ansehen dürfen, sondern wohl eine unmittelbare Verwendung von mündlicher Überlieferung annehmen müssen.

Andrerseits erzählt das Flugblatt in aller Kürze von der erfolglosen Aussendung eines Gesandten zur Erneuerung des Hundeprivilegs, während Montanus gerade diesen Zug zum Hauptthema macht und in reicher Detailschilderung widergibt. Auch hierin ist das Flugblatt schwerlich die Quelle für den Schwank im Wegkürzer gewesen, sondern während jenes wohl letzten Endes auf Phädrus 4, 18 zurückgeht, schöpft Montanus, wie auch sonst öfter[3]), wahrscheinlich wiederum aus mündlicher Überlieferung, denn Phädrus kennt das Motiv des Flußüberganges gar nicht, das im Wegkürzer in so liebevoller und humorerfüllter Ausgestaltung erscheint.[4])

Mit einem allgemeinen Streit der Tiere beginnt schließlich die Fassung Eyerings, Proverbiorum copia 3, 547—550 (1604).[5]) Das Schlußmotiv: 'Der Katze eine Glocke anhängen' gehört natürlich nicht in diesen Zusammenhang, sondern bildet eine Fabel für sich (vgl. unten S. 145).

Als einmal vor langer Zeit zwischen den Tieren ein Streit entstanden war, der kein Ende nehmen wollte, sind sie alle zusammengekommen und haben beschlossen, daß fortan kein Tier dem andern ein Leid antun dürfe. Darüber wurde ein Vertrag aufgesetzt, der mit des Affen Petschaft versiegelt wurde und den der Esel verlas; dann übergab man ihn den Hunden zur Aufbewahrung: „denen man sie

1) Montanus S. 568. Vgl. jetzt aber Zeitschr. d. Ver. f. Volksk. 21, 166.
2) Vgl. unten S. 127 ('Hund hat Vorrecht').
3) Vgl. Bolte a. a. O. S. XVI.
4) Auffallend ist es, daß die gesamte Romulustradition unsern Schwank vom Beschnüffeln nicht kennt.
5) Abgedruckt von Bolte, Zeitschr. d. Ver. f. Volksk. 21, 169.

nicht leicht kunt stelen | Vor jhrem steten billn vnd bellen.“ Die Hunde gaben jedoch die 'brieffe' den Katzen weiter, und diese steckten das Dokument in ein Mausloch, damit es dort im Verborgenen liege. Als aber nach einigen Jahren ein junger Hund, „der nichts vmb diese Freyheit wist | Auff jhrm Reichstag nicht gwesen ist“, sich einen Hasen fing, wird der Vertrag gesucht, allein man findet von ihm nur noch traurige Reste:

Dadurch die alt Feindschafft vorzeit
Widerumb gentzlich wurd vernewt,
All Thier wurden den Hunden feind,
Die Hund den Katzen nicht hold seind,
Weil sie die Brieff nicht wol verwart,
Darumb sie die verfolgen hart.

Die Katzen sind wiederum den Mäusen feind und verfolgen sie allerorten. Darum halten die Mäuse einen Rat, wie sie's anfangen wollten, um den Katzen leichter zu entgehn, „Vnd theten einen List erdencken Wolten alln Katzen Schelln anhencken.“ Eine kluge Maus fragt jedoch: Wer will sich denn aber unterstehn, den Katzen die Schellen anzuhängen?

Sehr viel zahlreicher als die literarisch überlieferten Varianten sind die aus Volksmund aufgezeichneten.[1]) Sie verteilen sich in ihrer Gesamtheit ziemlich gleichmäßig auf die germanisch-romanischen und litu-slavisch — finno-ugrischen Teile Europas, und nur in ganz geringer Anzahl sind außereuropäische Varianten bekannt. Die Scheidung zwischen den beiden Erzählstoffen wird in den allermeisten Varianten durchgeführt, und nur in wenigen Fällen ist eine Vermischung eingetreten. Um so interessanter ist es daher, die Verteilung für die beiden Erzählungen einzeln festzustellen. Da zeigt es sich, daß die Feindschaftsfabel vor allem in Osteuropa und zwar besonders unter den West- und Ostslawen verbreitet ist, während das Motiv 'Beschnuppern' weit überwiegend in deutschen und französischen Erzählungen vorkommt. Ob aus diesem Resultat für das Ursprungsgebiet der Feindschaftsfabel Schlüsse gezogen werden dürfen, möchte ich dahingestellt sein lassen. Dagegen weist die geographische Verbreitung des anderen Stoffes darauf hin, daß er letzten Endes aus der literarischen (Phädrus-) Überlieferung ins Volk gedrungen ist.

II. Die Feindschaft zwischen Hund-Katze-Maus.

A. Was der Hund fressen darf.

Über den Inhalt des Dokuments der Hunde berichten die jüngeren Fassungen abweichend; meist wird jedoch angegeben, daß der Hund für Dienste, die er geleistet hat oder noch leisten muß, Fleisch statt Knochen wie bisher erhalten soll.

1) Unzugänglich blieb mir die Variante von St. Ciszewski, Lud rolniczo-górniczy S. 187 (Krakau 1867), vgl. Bolte, Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde 21, 168.

Aus Mecklenburg, wo die Sage gut bekannt zu sein scheint[1]), stammt die folgende schlicht erzählte Fassung:

1. As de Hund Haustier worden is, is em dat von den Minschen verspraken, wenn he dat Huus tru bewachen wull, denn süll he alle Dag' 'n Pund Fleesch hebben. Dat hett de Hund sik schriftlich gäben laten; he hett œwer nich wüßt, wo he mit dat Papier afbliben süll. Dor hett de Katt to em secht, se wull dat wol verstäken, se wüßt 'n Flach, wo de Minsch dat nich finnen künn. Door hett de Hund de Katt de Schrift gäben, un dee hett dat up'n Bœn unner de Aüken stäken. Nu hett œwer de Katt nich uppaßt, un de Müs' hebben dat Papier intwei fräten. Dit geit jo 'ne Tiet lang goot, œwer as dat eens knapper ward, geit de Buur bi un smitt den Hund 'n Knaken hen. Ne, secht de Hund, he verlangt Fleesch, Knaken eet he nich. — Ja, dor müßt he Schriften œwer hebben. — Dee hadd he ok. De Hund geit jo nu na de Katt, und as de Katt na 'n Bœn ruplöppt — is de Schrift weeh. Dor is de Hund uppe Katt losfohrt un de Katt uppe Muus, un von dor af an is de Feindschaft bläben. Dorüm mööt de Hund nu Knaken fräten, un dorüm seggen wi hüüt noch, wenn wat verloren gahn is: dat hebben die Müs' wol upfräten, de Katten hebben nich uppaßt.

Wossidlo, Aus dem Lande Fritz Reuters S. 159.

2. Aus der Gegend von Paderborn.

Der Hund hatte auf der Jagd seinem Herrn das Leben gerettet. Aus Dankbarkeit machte dieser mit ihm einen Vertrag, daß von jetzt an das Fleisch dem Hunde gehören und der Herr die Knochen benagen solle. Der Lebensretter bekam ein Papier darüber, lief voller Freude nach Hause und rief der Katze zu: Karlinchen, jetzt hat die Not ein Ende, da, heb den Vertrag hübsch auf, es soll dein Schade nicht sein. Die Katze trippelte schnell auf den Boden und legte das Papier auf ein Bordbrett an der Wand. Eine Zeitlang ging alles gut, bis der Herr das Knochenknabbern leid war und den alten Zustand wieder herstellen wollte. Der Hund bestand auf seinem Rechte und befahl der Katze, den Vertrag zu holen. Sie brachte das Papier, aber die Schrift war von Mäusen oder Motten zerfressen und galt nicht mehr. Alles wurde nun wieder wie sonst auch. Zwischen Hund und Katze herrscht seitdem ein ewiger Zank, weil Karlinchen nicht sorgfältig genug gewesen ist.

Zeitschrift des Vereins f. rhein. und westfäl. Volkskunde 6, 23 (1909).

3. Aus Schweden. Die Erzählung vom „Beschnüffeln" klingt im Eingang und zum Schluß leise an.

Es war einmal ein Hund, der rettete das Leben einer Königstochter. Da wurde, wie es heißt, der König so riesig froh, daß er kaum wußte, wie er sich genügend ehrerbietig erzeigen könnte. Er ließ nun einen Freibrief schreiben für die Hunde: sobald in sein Reich dort ein Hund käme, sollte er Essen und Quartier umsonst haben. Da wurde der Freibrief an den Schwanz des Hundes angebunden, und dieser sollte nun gehen und ihn seinem Volke vorweisen, damit alle des Königs Willen erführen.

Da ging der Hund schnell zu einem guten Freunde und erzählte ihm, was sich ereignet hatte. Der wurde, versteht sich, sehr froh und konnte die rühmliche Tat nicht genug preisen. So kam es zu einem Fest, und man sparte weder Speisen

1) Sie liegt Wossidlo in dreißig Fassungen vor.

noch Getränke, und der Hund mußte daher dort die Nacht über bleiben. Aber als die Schlafenszeit nahte, wurde er etwas unruhig, denn er wußte nicht, wie er es anstellen sollte, um seinen Freibrief [beim Liegen] nicht zu zerknittern. Dafür wußte aber der andere Hund Rat: er rief seiner Haushälterin, und das war eine Katze, und bat sie, den Brief bis zum Morgen aufzuheben. Die Katze nahm ihn entgegen und ging damit hinaus, und die Hunde legten sich sogleich unbesorgt zum Schlafen nieder. Am Morgen frühstückten sie und steckten ein paar ... [im Text: jöga] zu sich; darauf schien es dem [ersterwähnten] Hunde, daß es Zeit wäre (sich anzuschicken), den Freibrief vorzuzeigen. Die Katze sollte gehen und ihn holen; aber als sie in die Speisekammer kam, wo sie ihn aufgehoben hatte, (so) war da kein Freibrief zu finden, denn die Ratten hatten ihn fortgeschleppt und in der Nacht aufgefressen.

Nun entstand, könnt ihr glauben, ein großes Gejammer, ein Klagen und ein Lärm; aber soviel man auch suchte und forschte, so war und blieb der Freibrief dennoch verschwunden. Die Hunde waren so wild auf die Katze, daß sie geradezu Lust hatten, sie totzubeißen, die Katze aber war böse auf die Ratten; und seit dem Tage **hassen die Hunde die Katze und die Katzen die Ratten.**

Aber die Hunde glauben immer noch, daß der Freibrief bis auf den heutigen Tag vorhanden sei, und das ist wahr; deswegen ist das erste, was die Hunde tun, wenn sie einem [von ihresgleichen] begegnen, nachzuspähen, ob nicht einer den Freibrief bei sich trage.

August Bondeson, Holländska Sagor S. 61f. Lund 1880.

In den folgenden zwei estnischen Überlieferungen erhalten die Hunde die Erlaubnis, Gefallenes fressen zu dürfen, und dehnen dieses Recht in dreister Weise auf ein sich wälzendes Pferd aus. Die erste der beiden Sagen steht den älteren deutschen Fassungen näher. Das 'Beschnüffeln' ist in der Schlußpointe verblaßt, aber noch zu erkennen.

4. Estnische Sagen.

a) Vor Zeiten lebten Hund und Katze in guter Freundschaft miteinander, und die Katze tat auch der Maus kein Leides. Nun hatten aber einmal die Hunde auf dem Felde Hasen und anderes Wild erwürgt und gefressen. Wegen dieser Übeltat erhoben die übrigen Geschöpfe Klage beim lieben Gott, und der beschied die Hunde sogleich vor Gericht. Da entschuldigten die Hunde ihr Verbrechen und sagten aus, sie wären dazu gezwungen gewesen, weil sie nichts zu fressen hätten. Das Gericht prüfte ihre Sache mit Sorgfalt und gab ihnen zum Teil Recht. Anderenteils aber erachtete es ihre Tat doch für böse und nannte sie ein öffentliches Schelmenstück. Darauf erlaubte Gott den Hunden fürder nur das fallende Vieh zu fressen.

Über diesen Bescheid erbaten sich die Hunde ein schriftliches Zeugnis und erhielten es auch. Das Zeugnis nahm auf Wunsch der Hundeversammlung der Hirtenhund in Verwahrung. Denn er war der größte und verläßlichste unter ihnen.

Das geschah aber im Herbst, als es überall feucht war, so daß es dem Hirtenhunde viele Sorge machte, wie er das kostbare Zeugnis vor Nässe und Untergang in acht nähme. Als es nun eines Tages heftig regnete, gedachte er in der Angst seines besten Freundes, des Katers, der ja immer im sicheren Stübchen oder auf dem Ofen saß. Den bat er nun, das Zeugnis unter seine Hut zu nehmen. Der Kater versprach es gern und rieb seinen krummen Buckel gegen des Freundes Füße. Darauf legten sie das Zeugnis oben auf dem Ofen nieder, wo es freilich warm und sicher liegen konnte.

Eines Morgens gerieten die Hunde im Walde an ein Rößlein, das sich gerade niederwarf und wälzte. Da liefen sie alle auf das Roß zu, bissen es tot und verschlangen es. Darüber ward neue Klage beim lieben Gott erhoben, und zornigen Sinnes beschloß er, die Übeltäter ernstlich zu strafen. Als sie nun wieder vor Gericht standen, wurden sie schuldig befunden, das Roß erwürgt und Gottes Gebot übertreten zu haben, und sprachen sie also die Richter des Todes schuldig. Diesem Urteil aber widerstritten die Hunde und sagten aus, sie hätten gerade nach Gottes Worten gehandelt. Er habe ihnen alles frei gegeben, was zu Falle käme, und da nun das Roß gefallen sei, so sei es ihre Beute geworden Denn davon habe der Herr kein Wort geredet, daß das gefallene Tier auch schon tot sein müsse.

Auf diese Entschuldigung begehrte das Gericht von ihnen das Zeugnis, das sie von Gott erhalten. Da es aber der Hirtenhund nicht bei sich trug, kniff er den Schwanz ein und jagte eilenden Laufes zu seinem Freunde, dem Kater. Der sprang den Ofen hinauf und suchte und kratzte nach dem Papier, doch es war vergebens! Die Mäuse hatten das teure Zeugnis zernagt.

Da war die Katze den Mäusen so böse, daß sie ihnen Tag und Nacht nachzuspüren und sie zu fressen anfing, und das tut sie bis heute. Der Hund aber faßte einen Haß auf die Katze, und beide leben noch heutigen Tages in Feindschaft.

Jetzt getraute sich der Hirtenhund nicht, zu den andern zurückzukehren ohne Zeugnis. Derweilen warteten sie vergeblich, gingen ihm endlich nach und forschten nach ihm allerwegen, aber sie konnten ihn nicht finden. Darum läuft noch heutigen Tages ein Hund, wenn er einen andern sieht, gleich auf ihn los, um zu erfahren, ob er nicht das Zeugnis bei sich trage.

Harry Jannsen, Märchen u. Sagen des estn. Volkes. 2. Lief. Lpz. 1888. S. 157 ff.

Eine sekundäre Erweiterung durch Verdoppelung des Bescheids finden wir in der zweiten estnischen Fassung.

b) Der Hund geht zu Alt-Vater und klagt (wahrscheinlich hat ihn sein Herr hungern lassen). Alt-Vater sagt: Alles, was heruntergeworfen wird, soll dein Teil sein. — Fröhlich geht der Hund heim. Er sieht: ein Pferd liegt am Boden und wälzt sich, gerade wie für ihn hingeworfen. Er beißt das Pferd tot und will es auffressen. Er wird arg verprügelt. Da geht er von neuem zu Alt-Vater. Alt-Vater gibt ihm ein Schreiben mit. Es fängt an zu regnen, der Hund versucht das Papier zu schützen, aber es wird doch naß. Er kehrt bei der Katze ein, die am Wege wohnt. Die Katze fragt nach „woher“ und „warum“. Der Hund erzählt alles und zeigt das Schreiben. Die Katze stellt das Papier in den Wandschrank zum Trocknen. In der Nacht kommt eine Maus und bringt es fort. Am Morgen ist große Aufregung. Der Hund beschuldigt die Katze, die Katze die Maus. Seitdem ist Feindschaft zwischen Katze, Hund und Maus. (Kirchspiel Turjel.)

Aus dem hdschr. Nachlaß von J. Hurt.

5. Ohne Verschulden der Maus geht das Dokument in der folgenden kleinrussischen Variante verloren:

Früher wuchs Getreide und späterhin gab's keins; kurz, die Menschen und Hunde kommen geradezu vor Hunger um. Ein Hund kam nun zum Herrgott um Brot zu bitten. Gott gab ihm allerhand Getreidesamen, gab ihm auch einen Zettel, in welchem gesagt ist: „Was dein Herr essen wird, soll er auch dir und den Deinen geben.“ — Kam der Hund nach Hause und gab seinem Herrn das Getreide. Der Mensch säte, soviel er hatte, — und es kam hervor. Der Herr ißt selber und

gibt dem Hund auch. Der Hund treibt sich auf dem Hof herum und wird naß; nun, da geht der Hund zum Kater und sagt: „Hier, Bruder Kater, hast du diesen Zettel, du sitzt im Hause im Trocknen, da wird auch der Zettel nie naß werden." Der Kater sitzt nun im Hause, und wenn es auf dem Hofe kalt wurde, so kletterte er auf den Ofen. Die Frau heizte den Ofen, aber der Kater sprang heraus, vergaß jedoch den Zettel mitzunehmen. Der Hausherr kocht sich zu essen, aber von der Stunde an gab er dem Hunde nicht das, was er selbst aß, sondern Abfälle und Spülicht. Der Hund sieht, daß ihm der Bauer nicht das zu essen gibt, was er selbst ißt, er geht zum Kater und fragt: „Wo ist der Zettel," sagt er, „den ich dir gab?" — „Ich saß im Ofen," sagte der Kater, „wärmte mich, die Frau heizte ein, ich sprang hinaus und vergaß dort den Zettel, und er verbrannte im Ofen." Da begann der Hund den Kater zu zerren, und niemals werden sie miteinander Frieden schließen.

Grinčenko, Etnograf. materialy I, 7f. = Bulašev, Ukrainskij narod usw. S. 412f.

6. Ein geringerer Anteil wird dem Hunde in einer slowenischen Überlieferung zugesprochen:

Einmal war es so, wie man sagt, daß die Hunde Freiheit hatten, daß ihnen alles das gehörte, was etwa beim Essen vom Tische fiel. Darüber setzten sie eine Urkunde auf und schrieben sie auf eine Eselshaut. Dann wachte der König der Hunde eine Zeitlang darüber, gab sie aber später der Katze, daß sie diese bewache. Die Katze trug das Dokument auf den Boden und versteckte es hinter einem Dachsparren, damit es niemand stehle. Und hinter diesem Sparren war ein junges Mäuschen. Das ging einmal spazieren, fand die Eselshaut und versuchte sie zu heben, kam aber nicht damit zustande. Da machte es sich über die Haut her, weil es Geschmack an ihr fand. Tag für Tag versuchte die Maus ihre Zähne daran. Einmal begab es sich, daß ein Hund ein Stück Fleisch erwischte, welches vom Tische gefallen war. Er wurde dafür heftig geschlagen. Der Hund kam weinend zum Könige und hub an ihm zu erzählen, was ihm Übles widerfahren war. Der König rief die Katze herbei, damit sie ihm jenes Dokument bringe. Sie lief danach, aber fand es nicht mehr, sondern nur die Überreste. Da dachte sie sich, daß dies ein Werk der Mäuse sei. Sie sagte das den anderen Katzen, und sie gelobten einander, von jetzt ab die Mäuse zu verfolgen, und sie miauten vor Erregung. Sie sagten es dem Hundekönig, und er rief die Skupščina zusammen, und es wurde verkündet, daß die Katzen die Mäuse verfolgen sollten.

Aus der Zeitschrift Kres VI, 145f. Nr. 74.

7. Wendische Variante aus der Niederlausitz.

Der Hund hatte in früheren Zeiten große Rechte. In einem Aktenstück war ihm schriftlich zugesichert worden, er solle täglich von den Leuten, bei denen er sich aufhielt, ein Pfund Fleisch erhalten. Sooft nun die Leute den Versuch machten, ihm von seinem Pfunde etwas abzuziehen, zeigte er sein Aktenstück vor. Dann waren die Leute gezwungen, ihm das Fehlende nachzuliefern. Von dem vielen Anfassen aber war das Aktenstück ganz fettig geworden. Der Hund fürchtete, es werde zuletzt unleserlich werden, und gab es deshalb der Katze zum Aufheben. Diese trug es auf den Boden und versteckte es hinter die Dachsparren. Da das Aktenstück sehr fettig war, so rochen es die Mäuse, machten sich darüber her und zerknabberten es gänzlich.

Da geschah es wiederum einmal, daß der Hund sein Pfund Fleisch nicht vollständig erhielt. Er beklagte sich darüber und forderte sein Recht. Die Leute

sagten ihm, wenn er ein Recht auf täglich ein Pfund Fleisch habe, so möge er das schriftlich zeigen. Der Hund ging zur Katze und forderte von dieser sein Aktenstück. Die Katze eilte sofort auf den Boden, aber als sie das Papier nehmen wollte, sah sie, welchen Schaden die Mäuse angerichtet hatten. Es blieb ihr nichts weiter übrig, als dem Hunde zu sagen, was geschehen sei.

Der Hund konnte nun seine Rechte nicht mehr beweisen. Darauf sagten ihm die Leute, er werde fortan gar kein Fleisch mehr erhalten. Darüber wurde der Hund wütend und fuhr in lichtem Zorn auf die Katze los. Die Katze mußte flüchten, ließ aber fortan ihre Rache an den Mäusen aus. So ist es gekommen, daß der Hund die Katze haßt, die Katze aber mit den Mäusen in Feindschaft lebt.

Veckenstedt, Wendische Sagen (Graz 1880) S. 422f.

B. Adels- oder Wohnortsrecht des Hundes.

Vereinzelt findet sich der Zug, daß in dem vernichteten Dokument die Adelsrechte des Hundes[1]) verbrieft waren. Es ist vielleicht kein Zufall, daß sich das Motiv mit zwei weißrussischen Varianten belegen läßt, denn in Band I der Natursagen S. 125f. Nr. III—V finden wir drei kleinrussische Schwänke von der Erschaffung adliger Herren aus dem Hunde.[2])

1. Aus Weißrußland.

a) Früher besaß auch der Hund Šljachta-Papiere.[3]) Nun, man versteht: wie sollte er sich mit ihnen herumschleppen? Er übergab sie dem Kater und bat: „Verwahr' sie, Brüderchen, (früher lebten Hund, Kater und Mäuse miteinander in Freundschaft) unter dem Dach, wo es hoch ist, dort werden sie heil bleiben." Der Kater nahm und übergab [die Papiere] den Mäusen zum Verstecken unter den Fußboden, denn er fürchtete, daß sie unter dem Dache jemand finden könnte.

Nun merkte der Hund, daß niemand ihm Achtung erwies, und dachte[4]) bei sich: „Ich werde ihnen schon zeigen, was für einer ich bin!" Er ging zum Kater, bat ihn, die Papiere herbeizuschaffen. Der kroch zu den Mäusen hinein, — diese aber hatten sie längst aufgefressen. Nun, aus der Zeit stammt dieser Abscheu des einen vor dem andern her: des Hundes vor dem Kater, des Katers vor den Mäusen.

Šejn, Materialy 2, 349 nr. 195. (Aus dem Gouvernement Minsk.)

b) Hunde lebten zusammen mit einer Katze, und es fuhren die Hunde nach Wilno zum Gerichtstag und übergaben ihre Adelspapiere zur Aufbewahrung der Katze.

„Kätzchen, liebes Kätzchen, bleib zu Hause, Wirtin, heb uns unsere Papiere auf."

— „Gut", sagte die Katze, „ich werde sie verstecken."

Die Hunde reisten ab, und die Katze fing an, die Papiere durchzusehen. Da sah sie, daß sie ganz feucht und verschimmelt waren, und legte sie auf den Ofen. Hier kamen die Mäuse über sie und zernagten diese Papiere. Die Hunde kamen

1) Adelsrechte des Wolfs vgl. unten S. 125.

2) Über Hunde als Ahnherren handelt Liebrecht, Zur Volkskunde S. 17—25.

3) d. h. Dokumente, die seine Zugehörigkeit zur Šljachta, dem Kleinadel bewiesen.

4) Im Text steht vorher das die innere Unsicherheit des Hundes fein charakterisierende, aber kaum übersetzbare Verbum: okryudyus'a, womit offenbar zum Ausdruck gebracht werden soll, daß der Hund nach einer beschönigenden Ausrede sich selbst gegenüber suchte.

aus Wilno zurück und fanden keine Papiere mehr. Verloren waren die Adelsrechte. — Seitdem lieben die Hunde die Katzen nicht, und die Katzen nicht die Mäuse.

Romanov, Bělorusskij sbornik 1, 3, 20 Nr. 14.

2. Aus Ungarn.

Wahrlich, so war's! Der Hund ist nicht immer Hund gewesen; nur seitdem ist er's geworden, seit die Mäuse seinen Adelsbrief zernagt haben. Zwar, wann das gewesen, das weiß ich natürlich nicht; ich war nicht dabei, als er geschrieben wurde, denn sonst wüßte ich's; aber das weiß ich bestimmt, daß die Hunde Adelsbriefe hatten. — Denn seht ihr, damals, als Adam sich nicht mit der einen Furche Acker begnügte, die ihm der Herrgott gepflügt und besät hatte, sondern mehr haben wollte, da nahm der Herrgott dem Menschen das Brot und gab es dem Hund und der Katze. Der Mensch aber, um nicht elendiglich zu verhungern, gab dem Hund einen Adelsbrief und kaufte ihm damit das Brot ab.[1])

Einstmals sprach die Katze zum Hund — damals standen Katze und Hund noch besser miteinander —: „Hör, Kamerad, gib mir diesen Brief! Du wanderst immer von einem Ort zum andern, ich jedoch sitze stets auf der Ofenbank. Ich denke mir so, bei mir ist er besser aufgehoben.“ So geschah's auch. Der Hund gab der Katze den Adelsbrief, die legte ihn in die Schublade in der Kammer. Doch schlimm ist es damit gegangen! Die Mäuse zernagten den Adelsbrief. Als dann der Mensch dem Hunde das Brot ganz fortnahm, da hatte der arme Hund das Nachsehen, denn wie konnte er jetzt sein Recht beweisen.

Da warf er einen großen Haß auf die Katze, denn sie hatte ja zugelassen, daß die Mäuse den Brief zernagten. Die Katze aber begann die Mäuse zu verfolgen. Doch da der Hund den Brief nicht wieder zusammenflicken konnte und der Mensch ihm auch keinen neuen gab, so schickte er sich schließlich drein und der arme Hund blieb ohne Brot. Aber seitdem ist es für die Katze kein Spaß mehr, ihm vor die Augen zu kommen; die Katze aber zerreißt die Maus, wo sie sie nur findet, denn ihretwegen hat sie ja die gute Freundschaft des Hundes verscherzt.

Magyar Nyelvör XXIII S. 333.

Auf das Wohnrecht der Hunde auf der Erde bezieht sich die folgende kleinrussische Version. Die wunderliche Angabe, daß die Hunde früher im Wasser gelebt hätten, ist mir sonst nicht begegnet.

3. Aus Kleinrußland.

Einst ging der Mensch auf die Jagd, traf zwei Tiere und begann sie zu befragen: woher sie wären? Jene antworteten: „Früher wohnten wir im Wasser, aber jetzt werden wir auf der Erde leben.“ — „Wie nennt ihr euch?“ „Hunde.“ — „Wie kann ich mich darüber vergewissern?“

Die Hunde zogen ihre Dokumente hervor und zeigten sie ihm. In der Tat, Hunde. Da sprach er zu ihnen: „Gebt acht, euch ist es nur ein Jahr lang erlaubt auf der Erde zu leben, nach Ablauf dieser Zeit müßt ihr aber wieder zurück in das Wasser.“

Nach einem Jahr begegnete er wiederum denselben Tieren und begann sie zu schelten, weswegen sie auf der Erde lebten, trotzdem die Frist schon verstrichen wäre?

1) Dieser Eingang deutet vielleicht auf die Existenz einer für sich bestehenden Legende: ‘Wie Adam für seine Unbescheidenheit von Gott gestraft wurde’; nachweisen läßt sie sich indessen meines Wissens nicht. — Zur Anweisung des Ackers durch Gott vgl. Natursagen Bd. I Register s. v. „Adam ackert“.

— „Ohne ein Dokument ist es uns nicht möglich ins Wasser zu gehen.“ „Wo ist denn euer Dokument?“ — „Wir haben es dem Kater gegeben.“ „Geht hin und nehmt es dem Kater ab.“

Die Hunde gingen zum Kater und verlangten von ihm ihr Dokument, der aber hatte das Dokument bereits nicht mehr: es war dem Kater von den Mäusen gestohlen und von ihnen aufgefressen. Auf diese Weise mußten die Hunde bis zu der heutigen Zeit auf der Erde bleiben. Darum verfolgt auch jetzt noch der Mensch den Hund, der Hund die Katze und die Katze die Mäuse, und sie werden immer unversöhnliche Feinde bleiben.

Čubinskij, Trudy I, 1, 53; aus dem Kreise Kremenčug.

C. Vertrag, Prozeßakten, Ehedokumente usw. des Hundes oder der Katze.

1. Aus Polen.

a) Der Hund vermietete sich zum Dienst als Koch, wofür man ihm zwei Pfund Fleisch geben sollte, und zu diesem Zweck machten sie einen schriftlichen Vertrag. Diesen Vertrag gab der Hund der Katze zur Aufbewahrung, und die Katze versteckte ihn hinter einem Dachfirstbalken. Allein die Mäuse fraßen den Vertrag auf.

Darum beißt jetzt der Hund die Katze, sowie er sie erblickt, die Katze aber rächt sich an den Mäusen.

Zbiór wiad. 9, 71 nr. 5.

b) Ein Hund fand einen Zettel, gab ihn der Katze zum Aufbewahren. Die Katze versteckte ihn in eine Spalte, die Maus trug ihn in einen Sack, woher ihn ein Krämer nahm und damit Käse einwickelte. Daher entstanden gegenseitige Reklamationen und Verfolgungen.

Wisła 5, 452. La tradition. 5, 68 (Mars 1891).

2. Aus Kleinrußland.

Es diente einmal ein alter Hund bei einem Menschen, und der jagte ihn davon. — „Gib mir wenigstens ein Billet, daß ich bei dir gelebt habe.“ Jener Mensch schrieb es ihm und ließ ihn dann laufen, wohin er wollte. Der Hund wanderte und wanderte und sieht, ein Mensch hat keinen Hund; er schließt sich ihm an. [Man nimmt ihn auf. Eines Tages begegnet er dem Kater, der ihm den Vorschlag macht, das Billet, welches der Hund bislang bei sich trägt, zu verwahren, damit es vom Regen nicht durchnäßt würde.] „Hier hast du's,“ sagte der Hund, „aber wenn ich's verlange, so gib es zurück.“ Und so wurden sie Kameraden. Doch einmal lief der Kater in der Nacht hinter einer Maus her und verlor das Billet im Stroh, und die Hausfrau heizte beim Morgengrauen und verbrannte das Stroh. Zu der gleichen Zeit wollte der Hausherr den Hund fortjagen, der aber rief den Kater: „Gib mir mein Billet!“ — „Es ist fort,“ erwiderte dieser, „vernichtet“.

Der Hund warf sich auf den Kater und zerriß ihn. Hätte aber der Kater das Billet nicht verbrennen lassen, so würden die beiden noch heute Freunde sein, und die Hunde würden nicht herumstreichen.

Dragomanov, Malorussk. narodn. predan. S. 197 nr. 44.

3. Aus Mähren.

Ein Hund wollte einmal heiraten. Und er ging zum Gevatter Fuchs[1]), damit er ihm einen Ehevertrag schreibe. Der Fuchs kam und sagte: „Geschätzte Damen

1) Im Böhm.: Gevatterin Füchsin.

und Herren! Alte und Junge! Wollt ihr, daß dieser Vertrag gültig sei, so bedarf es noch zweier fremder Zeugen.“ Es ging also der Bräutigam Hund und brachte einen Kater mit einer Katze. Der Fuchs setzte den Ehevertrag auf. Der Bräutigam, die Braut, deren Eltern mitsamt dem Kater und der Katze unterzeichneten ihn und dann schmausten sie. Als das Gastmahl zu Ende war, rieten sie hin und her, wo ein solch wichtiges Schriftstück aufzubewahren sei. „Tut es in einen Eisenkasten,“ sagte der Gevatter Fuchs, „dort wird es niemand stehlen, es wird auch nicht verderben.“ „Das wäre zu teuer,“ sagte der Kater zur Katze. „Besser wäre es, die Urkunde in einen Hafersack zu legen.“ So taten sie denn nach dem Rate des Katers, taten den Vertrag in einen Hafersack, legten ihn zu unterst und kümmerten sich nicht weiter darum. Aber bald sahen sie sich in die Notwendigkeit versetzt, in den Vertrag Einsicht zu nehmen. Es ging nämlich der Bräutigam einmal auf das Feld des Schwiegervaters, um Wild zu erjagen, indem er behauptete, daß dieses Grundstück das seinige sei, weil er es als Mitgift der Braut erhalten habe. „Überzeugen wir uns,“ sagte der Schwiegervater und begab sich zum Gevatter Fuchs. Der kam und sagte: „Das wird der Ehevertrag entscheiden.“ Aber o Schrecken, der ganze Sack ist zerbissen, der Hafer zerfressen, das Schriftstück nicht zu erkennen, geschweige zu durchlesen. Da entschied der Fuchs zugunsten des Schwiegervaters. Nun wurde der Bräutigam zornig auf den Kater und die Katze, daß sie ihm so übel geraten hätten, und gelobte ihnen, daß, wo er oder seine Nachkommen sie oder ihre Kinder erblickten, sie verfolgt werden würden. Nachdem der Kater und die Katze erfahren hatten, daß es Mäuse waren, welche den Ehevertrag zerfressen hätten, gelobten sie ihnen ebenfalls den Tod. Seit jener Zeit haßt der Hund die Katzen und die Katzen die Mäuse.

Aus Kolář, Kochovský, Chudobinsky, První morav. obrázk. knihovna pro českou mládež Bd. 14, S. 28 Nr. 9. (= Erste mährische illustrierte Bücherei f. d. böhmische Jugend 14.)

4. Vlämischer Schwank. Er hat mit der böhmischen Variante gemeinsame Züge: Heiratskontrakt, Rolle des Fuchses, ersetzt jedoch die Mäuse scherzhaft durch eine eifersüchtige Katze. Der deutende Schluß ist mißverstanden und entspricht keineswegs den Gewohnheiten des Hundes; er stammt aus dem Sagenkreise über das gegenseitige Beschnüffeln der Hunde (vgl. unten S. 129).

Eines Tages wollte ein Hund eine Katze zur Frau nehmen. Schon hatte Meister Fuchs ihre Papiere in Ordnung bringen lassen, und der Heiratskontrakt sollte aufgesetzt werden, als eine andere Katze, ohne Zweifel durch Eifersucht getrieben, sich der Papiere des Fuchses bemächtigte und sie auffraß! Die Ehe konnte nicht geschlossen werden. Seit diesem Tage nun haben alle Hunde sich angewöhnt, den Katzen unter den Schwanz zu sehen, ob sie ihnen nicht bald ihre Papiere wiedergeben würden.

Revue des trad. pop. 3, 98 nr. 12.

5. Eine Versbearbeitung des Themas: Feindschaft zwischen Hund, Katze und Maus findet sich bei Lüder Woort, Plattdeutsche Dichtungen S. 8 f. (Bremen 1861). Hier verklagt der Hund seinen Herrn wegen erhaltener Prügel und bekommt Recht. Ein Schriftstück wird ihm darüber ausgehändigt; er übergibt es der Katze zur Aufbewahrung. Die Katze versteckt

es, allein die Mäuse finden und „zerschneiden es zum Zeitvertreib“. Seither herrscht die Feindschaft unter den Tieren.

6. Eine schwedische Variante aus Finnland zeigt Berührung mit dem Sagenkreise über das „Beschnüffeln“ durch Herübernahme des Motivs vom Flußübergang. Ermöglicht wurde dies dadurch, daß hier die Katze als die Besitzerin des Dokuments eingeführt wird und der Hund dieses verliert.

Die Katze und der Hund waren früher Geschwisterkinder und gute Bekannte. Ich will erzählen, wie sie in Streit gerieten.

Die Katze mußte einmal eine Reise machen und wollte einige Zeit wegbleiben. Da gab sie dem Hunde ihren Paß zur Aufbewahrung. Der Hund steckte den Paß unter seinen Schwanz. Als er dann einmal über einen Fluß schwamm, da streckte er, ohne an etwas zu denken, den Schwanz von sich, und so entfiel ihm der Paß. Und seitdem sind Hund und Katze im Streit miteinander.

Aufgez. 1899 in Kronoby, Gouvernement Wasa, von H. Stahl. (Handschriften der Schwed. Literaturgesellschaft in Helsingfors.)

7. Aus Ungarn.

Magyar Nyelvör 14, 129: der Hund gibt der Katze einen Kontrakt zu bewahren. (Mir nicht zugänglich.)

8. Neugriechisch aus Patras.

Die Hunde hatten einen Prozeß, und da sie liederlich sind, so gaben sie ihre Papiere den Katzen zum Aufbewahren, als ordentlichen Hausfrauen, die sie sind. Die Katzen legten sie auf den Estrich, und da kamen die Mäuse und fraßen sie auf. Darum, wenn die Hunde die Katzen sehen, stellen sie ihnen nach, weil sie ihnen die Papiere zerstört haben, und die Katzen wiederum stellen den Mäusen nach, weil sie ihnen die Papiere aufgefressen und sie mit den Hunden in Feindschaft gebracht haben.

Politis Nr. 1011.

9. Aus Portugal. Vermischung mit dem Motiv „Beschnuppern“.

Seit Beginn der Welt haben Hunde und Katzen einen großen Streit miteinander. Die Katzen gewannen in der ersten Instanz, aber die Hunde appellierten, und in der höheren Instanz ging es den Katzen schlecht, aber sie gaben sich den Anschein, als ob sie die Entscheidung des Gerichts nichts anginge. Darauf beschlossen die Hunde, das Dokument mit dem Urteil fortzusenden, doch weil sie einen Hinterhalt seitens ihrer Feinde besorgten, gaben sie dem Träger den Rat, das Dokument unter den Schwanz zu stecken, wenn er fürchte überfallen zu werden. Der Hund tat so, aber er ist noch nicht zurückgekehrt. Deswegen untersuchen die Hunde stets, wenn sie einem von ihresgleichen, der ihnen unbekannt ist, begegnen, den Fremden unter dem Schwanz, ob er nicht das Urteil versteckt bei sich trage.

Braga, Contos tradicionaes do povo portuguez Nr. 202 = Oliveira, Contos trad. do Algarve 1, 66 Nr. 25 (1900).

D. Was Hund und Katze fressen dürfen u. ä.

Erweiterungen zu den oben unter A angeführten Überlieferungen.

1. Aus Pommern.

Die Haustiere beklagten sich einst beim lieben Gott, daß sie von den Menschen so sehr bedrückt würden, und sandten durch die Hunde eine Botschaft an ihn.

Der liebe Gott nahm die Gesandten gnädig an und gab ihnen ein Dokument an die Menschen mit, des Inhalts, daß sie den Tieren nichts zuleide tun sollten. — Das half, denn seitdem wurden Hunde und Katzen eine Zeitlang freundlicher behandelt. Damit das Dokument nun nicht verloren gehe, übergaben die Hunde es den Katzen, weil sie doch schlau und listig wären, damit sie es gut verwahren möchten. Diese nahmen das Papier und versteckten es unter dem Strohdache des Hauses, so daß kein Mensch es auffinden konnte. Da kamen aber die Mäuse und zernagten das Papier. Als nun die Hunde wieder einmal in Not kamen und das Schreiben vorzeigen wollten, da war es ganz zerschnitten. Da wurden sie sehr böse auf die Katzen und bissen sie, wo sie nur konnten. Die Katzen rächten sich wieder an den Mäusen, und seitdem ist noch heut und diesen Tag Feindschaft zwischen Hund, Katze und Maus.

Asmus und Knoop, Sagen und Erzählungen S. 68 (1898) = Blätter f. pomm. Volksk. 8, 169.

2. Aus Oldenburg.

Zur Zeit, als die Riesen noch auf Erden wohnten, gab es nur wenig Menschen. Diese wurden von den Riesen nicht viel beachtet; aber Hunde und Katzen merkten, daß die Menschen einst die Herren der Erde sein würden, und schlossen sich ihnen an. Der Hund ging mit auf die Jagd, um das Wild heranzutreiben, und bewachte seinen Herrn, wenn dieser schlief. Die Katze hütete Küche und Feld und vertrieb das kleine Getier, das dort seine Nahrung suchte. Die Menschen waren dankbar und freundlich und teilten ihre Speisen mit ihren vierfüßigen Dienern. Als aber die Menschen sich vermehrten und mit mehr Mühe und Schwierigkeiten sich ernähren mußten, vergaßen sie der treuen Dienste der beiden Tiere, und statt des Fleisches bekamen diese bald nur noch die Knochen. Endlich gingen Katze und Hund vor Gericht und suchten dort ihr Recht. Die Richter aber getrauten sich nicht diesen schweren Handel allein zu entscheiden und beschickten einen alten, wegen seiner Weisheit weit berühmten Mann, damit er ihnen Rat erteile. Der Alte besah sowohl den Menschen als den Tieren die Zähne und sprach: „Hund und Katze sind mehr zum Fleischessen geschaffen als der Mensch[1]), der auch Gemüse essen soll; der Mensch muß den Hunden und Katzen ein genügend Teil Fleisch abgeben.“ Das Urteil ward auf Pergament geschrieben und den Klägern eingehändigt, damit diese sogleich ihr Recht beweisen könnten, wenn der Mensch es ihnen weigern sollte. Froh gingen die Tiere nach Hause. Aber nun galt es, das wichtige Dokument so aufzubewahren, daß es der Mensch nicht finden und vernichten könne. Der Hund riet, es unter einen großen Stein zu legen. „Nein,“ sagte die Katze, „das geht nicht. Wie leicht kann es der Mensch dort finden, und wenn er es nicht findet, so zerstört es die Feuchtigkeit. Ich will es in den Hahnebalken tragen, da ist es hübsch trocken, und dahin kommt auch kein Mensch.“ Das war der Hund zufrieden, und die Katze kletterte das Dach hinauf und verbarg das Pergamentpapier unter einer Latte.

Etliche Jahre waren die Menschen dem Urteil gehorsam und teilten den Tieren von allem Fleisch, das auf den Tisch kam, mit. Dann aber wurden sie nachlässiger, und nicht lange, so hatten die Menschen des Richterspruchs vergessen, und Hunde und Katzen bekamen wieder nur Knochen. Da beschlossen die beiden, die Menschen an ihre Pflicht zu erinnern, und die Katze kletterte das Dach hinauf, um das Urteil zu holen. Als sie aber oben ankam, hatten die Mäuse das Pergament ganz zer-

1) Vgl. unten S. 131 Kuhns Fassung aus Westfalen.

nagt, so daß es nicht mehr zu gebrauchen war. Die beiden konnten also dem Menschen ihr Recht nicht beweisen und müssen sich seitdem immer mit Knochen abspeisen lassen. Der Hund wurde aber zornig auf die Katze, deren Rat das Unglück veranlaßt hatte, und ist ihr ärgster Feind geworden, und die Katze sucht ihre Rache an den Mäusen und verfolgt sie aufs hitzigste, weil sie das Dokument vernichtet hatten.

Warum gingen sie denn nicht wieder vor Gericht? Ja, der alte Mann war in der Zeit gestorben.

Strackerjan, Aberglaube und Sagen[2] II, 144 ff.

3. Aus Waldeck.

Zu Hundsdorf haben sie einmal schlecht geschlachtet, da sagten die Hausherren zu den Hunden und Katzen, sie könnten ihnen das Jahr kein Fleisch geben, sie müßten einmal sehen, wie die Knochen schmeckten, das andere Jahr sollten sie solches dann auch wieder erhalten. Das setzten sie nun auf, und dies müssen sie alle unterschreiben und tun es darauf in den Knopf der Kirche. Das andere Jahr sagen die Herren aber, sie bekämen kein Fleisch. Jetzt kletterten sie nun gleich an der Kirche hinauf und holen das Schreiben. Der größte Hund muß es zwischen die Ohren legen und wollen sie nach dem Fürsten. Als sie nun aber durch die Eder machen wollen, da nimmt das Wasser das Schreiben weg. Der große Hund schnappt zwar immer danach, er kann es aber nicht wieder kriegen. Von der Zeit erhalten die Hunde und Katzen nur die Knochen und kein Fleisch mehr. [Aus Hundsdorf.]

Curtze, Volksüberlieferungen aus d. Fürstentum Waldeck S. 240 Nr. 78.

4. Polnische Variante.

Hund und Katze haben einen Vertrag, der besagt:

Wenn etwas vom Tische falle, so solle es der Katze und dem Hunde gehören. Der Hund gibt den Vertrag der Katze zur Aufbewahrung. Sie versteckt ihn hinter einer Latte in der Scheune. Als einmal dem Bauer Speck zur Erde fiel, griff der Hund danach. „Zeige die Schrift", sagte der Bauer. Da ging der Hund zur Katze, und die Katze ging um die Schrift, aber fand sie nicht, denn die Mäuse hatten sie gefressen. Daher die Feindschaft zwischen Hund, Katze und Maus.

Szymon Matusiak, Gwara Lasowska w okolicy Tarnobrzega S. 93. Krakau 1880.

5. Aus dem Ostkarpathengebiet.

Einst lebten der Hund und die Katze in großer Freundschaft und beneideten einander nicht wie heutzutage. Da geschah es, daß ihr guter Herr und Pfleger schwer erkrankte und binnen kurzer Zeit starb. Bevor er aber gestorben war, errichtete er ein Testament, in welchem er jedem seiner Angehörigen einen Teil seiner Habe verschrieb. Dabei vergaß er auch seiner treuen Gefährten, des Hundes und der Katze, nicht. Er bestimmte nämlich, daß jeder Bissen, der vom Tische fällt, ihnen gehören soll.

Als sie diese Schrift erhalten hatten, berieten sie nun, wo sie letztere am besten aufheben könnten, damit man ihnen dieses wertvolle Stück nicht wegstehle. Gerne hätte der Hund das Aufbewahren des Testaments allein besorgt; da dies aber nur auf dem Erdboden geschehen konnte, weil er hohe Gegenstände nicht erklettern kann, so fürchtete er, es könnte von der Feuchtigkeit des Erdbodens leiden. Daher wurde das Testament dem Kater anvertraut. Dieser bedachte sich nicht lange,

erkletterte den Dachboden und versteckte es in einem Winkel des Daches. Hierauf ging jeder seines Weges.

Solange sie noch stark waren und ihre Pflicht erfüllen konnten, wurden sie auch von ihren Pflegern geschont und gehegt. Als sie aber alt wurden und ihre Dienste vernachlässigten, da wollte man ihnen die nötige Nahrung nicht reichen. Bei einem Feste, welches ihr Pfleger veranstaltete, fiel eine Semmel zu Boden. Schnell haschte darnach der Hund und wollte sie verzehren; aber der Hausherr ergriff ihn am Halse und nahm ihm den Bissen ab. Der Hund begann zu streiten und berief sich auf das Testament. Da verlangte der Hausherr dieses zu sehen. Schnell kletterte die Katze auf den Dachboden hinauf, um das Stück zu holen. Zum großen Schmerze fand sie aber nur Papierschnitzelchen: die Mäuse hatten sich daraus ein Nest gebildet.

Der Hund blieb aber bis auf den heutigen Tag der Meinung, daß die Katze ihn betrogen habe. Diese wieder sucht sich dafür an den Mäusen zu rächen.

Zeitschr. f. öst. Vk. VIII, 120, mitgeteilt von R. E. Kaindl.

6. Litauische Variante.

Einst waren den Hunden und Katzen für ihre guten Dienste Ehrenpapiere ausgestellt worden. Sie machten sich damit auf den Weg, um in ihre Heimat zurückzukehren. Unterwegs kamen sie an einen Fluß. Da die Katzen nicht durch das Wasser schwimmen konnten, so erboten sich die Hunde, sie wollten die Katzen übersetzen. Die Katzen setzten sich auf den Rücken der Hunde, und diese schwammen mit ihnen über den Fluß. Als der Abend hereingebrochen war, kamen die Hunde und Katzen an die Ruinen eines alten Schlosses. Sie beschlossen daselbst zu übernachten, die Katzen aber sollten für den ihnen erwiesenen Dienst die Ehrenpapiere in der Nacht überwachen. Die Katzen übernahmen die Wache, allein sie waren durch die lange Reise so ermüdet, daß sie bald einschliefen. Da kamen die Mäuse, welche in den Ruinen hausten, hervor und zerknabberten die Ehrenpapiere. Am nächsten Morgen fuhren die Hunde, als sie den Schaden sahen, ergrimmt auf die Katzen los, diese aber auf die Mäuse, und diese Feindschaft ist geblieben bis auf den heutigen Tag.

Veckenstedt, Die Mythen, Sagen und Legenden der Zamaiten 2, 173 Nr. 32.

7. Eine arabische Variante berichtet über den Grund der Abneigung zwischen Hund und Katze, „die ursprünglich gute Freunde waren", wie folgt.

Als die verschiedenen Tiergattungen ihre Arbeit zugewiesen erhielten, wurden Hund und Katze, obwohl sie zu den Haustieren gehörten, von der gemeinen niedrigen Arbeit befreit, der Hund wegen seiner Pflichttreue und die Katze wegen ihrer Sauberkeit. Auf ihr besonderes Begehr wurde ihnen ein Schriftstück überreicht, das ihr Privilegium beglaubigte und bestätigte. Es wurde dem Hunde zur Aufbewahrung gegeben, und dieser versteckte es dort, wo er seinen Schatz an alten Knochen aufbewahrte. Voller Neid [auf Hund und Katze] erkauften sich Pferd, Esel und Ochse die Dienste der Ratte, die unter der Erde wühlend zum Privilegium gelangte und es zerstörte. Einige Zeit darauf war der Hund wegen seiner Nachlässigkeit in die Lage versetzt, von seinem Herrn gebunden oder angekettet zu werden, und die Katze hat ihm außerdem nie vergeben. Katze und Hund hassen beide die Ratten und töten sie, wo sie nur können. Pferd, Esel und Ochse erlauben dagegen den Ratten an ihrem Futter teilzunehmen.

Palestine Exploration Fund 36, 265 (London. Jahrg. 1904), mitgeteilt von Hanauer.

E. Wolf oder Schwein als Besitzer des Dokumentes.

Der Kreis der handelnden Tiere wird in den untenstehenden Fassungen weiter ausgedehnt: Wolf oder Schwein treten an die Spitze und müssen den Verlust ihrer wichtigen Papiere tragen. In der dritten, litauischen Variante sucht der Wolf, wie oben S. 117 der Hund, seine Adelsbeweise.

1. Aus Polen.

Ein Wolf beerbte seinen Vater. Es waren zwar mehrere Brüder, aber da ihn der Vater am meisten liebte, so vermachte er ihm alles. Die Brüder waren neidisch darüber und trachteten ihm sein Erbe wegzunehmen. Der Wolf bemerkte dies und dachte: Wo soll ich es verstecken? Er begegnet einem Hund und spricht zu ihm: „Weißt du was? du wohnst auf dem Dorfe, so verwahre mir meine Gerechtsame, denn ich weiß nicht, wohin damit. Und dort in deiner Hütte kannst du es irgendwo hintun.“ Der Hund nahm es und dachte: „Ja, wo soll ich es verbergen, hoch hinauf kann ich doch nicht, hm!“ Und so geht er heimwärts. Da kommt eine Katze daher. „Weißt du was? Mir gab ein Wolf seine Gerechtsame zur Verwahrung. Aber ich kann nicht hoch hinaufklettern, also nimm du es und verwahr' es irgendwo.“ Die Katze nahm es und versteckte es hinter einer Latte unter dem Strohdach, und eine Maus kam und fraß es.

Und die Brüder des Wolfs begannen einen Rechtsstreit wegen des Vaterguts. Da ging der Wolf zum Hund, um das Testament zu holen, der Hund zu der Katze, und die Katze machte sich auf, die Gerechtsame herbeizuschaffen und fand eine Maus, wie sie gerade dabei war, sie zu zernagen. Sie kehrte um und erzählte es dem Hunde. Der Hund erzählte die ganze Geschichte dem Wolf, und der Wolf war erbost und stürzte sich auf den Hund. Der Hund ergriff die Flucht und brachte sich in Sicherheit! Warte nur! Für soviel Schrecken, wie ich ausgestanden habe, sollst du mir büßen. Und holla! ging es auf die Katze los. Aber die Katze flüchtete sich zur Stubendecke hinauf, und nun fiel die Katze über die Maus her. Und von jener Zeit an herrscht erbitterte Feindschaft zwischen Wolf und Hund, Hund und Katze, Katze und Maus. (Aus der Gegend von Iwonicz.)

B. Gustawicz, „Podania“. In: Zbiór wiadomości do antropologii krajowej 5, S. 177.

2. Aus Weißrußland, Gouvernement Grodno.

In alten Zeiten lebten Wolf, Hund, Katze und Maus in guter Kameradschaft miteinander, haßten sich nicht, einer stand für den andern, und sie litten in nichts Mangel. Einmal hatte der Wolf Hunger, er ging zu Gott und bat um Durchfütterung. Gott gab ihm ein Schriftstück, worin ihm erlaubt war, in Kirchdörfern und Weilern sich Almosen ungehindert zu erbitten. Damit begab sich der Wolf auf sein Bettlergewerbe. Unterwegs mußte er über einen Steg, der über einen Bach führte, und fiel aus Unvorsichtigkeit ins Wasser, und das Papier wurde so naß, daß es, ohne vorher ausgetrocknet zu sein, nicht zu brauchen war. Er kam ins nächste Dorf gelaufen, rannte in die erste beste Stube hinein und bat dort den Haushund, ihm einen Freundschaftsdienst zu erweisen und ihm sein nasses Schriftstück zu trocknen; er selbst aber, auch naß, ging in die Getreidedarre sich abzutrocknen. Nach dem Weggang des Wolfes hatte der Hund, so sorgfältig es ging, das Schriftstück auf einer Bank ausgebreitet, und da es ihm nicht möglich war, die ganze Zeit des Trockenwerdens zu überwachen, überließ er das der Katze mit der Bitte, dieses Papier dem Wolfe zu übergeben, sobald er darum zu ihr kommen würde.

Unterdessen schlief die Katze ein, und das bald getrocknete Schriftstück fiel von der Bank zu Boden und geriet der Maus, die gerade hinzulief, in die Zähne. Die Maus, nicht wissend, was das für ein Papier sei, zerbiß es fast ganz und schleppte die Überreste in ihr Loch. Als der Wolf in die Stube zurückkam und von dem Geschehenen hörte, fing er an, seine Gefährten zu schelten. Da sich aber niemand als schuldig bekennen wollte, so verzankten sie sich untereinander völlig. Der Wolf war in Verzweiflung, denn mehr als ein Schriftstück konnte ihm nicht ausgereicht werden. Er heulte auf, der Arme, aus tiefster Wut und stürzte sich erbittert auf den Hund, dem es erst nach schwerem Kampfe gelang, sich seinen Tatzen zu entreißen. Dann warf sich der Hund seinerseits auf die Katze und ließ sie nicht eher los, als bis er sie fast zerbissen hatte. Nun warf sich die Katze auf die Maus, als Hauptschuldige am Unglück des Wolfes. Seitdem besteht gegenseitige Feindschaft und der Abscheu zwischen Wolf, Hund, Katze und Maus.

Šejn, Materialy II, 348 Nr. 194.

3. Aus Litauen.

Wir erzählen von alten Zeiten, als noch die Menschen die Kühe kaum melkten, als noch die Steine wuchsen und die Tiere und Vögel sich miteinander unterhielten, daß die Menschen sie verstanden und mit ihnen sprechen konnten. Damals hatte der Wolf große Adelsbeweise. Er konnte diese Beweise im Walde nicht verstecken, also gab er sie dem Hunde. Er bat ihn: Da du alle Schlupfwinkel im Hause kennst und überall Zutritt hast, könntest du mir nicht meine Dokumente so lange verbergen, bis ich sie wieder brauche? Der Hund nahm vom Wolf die Adelspapiere an, und da er sie nicht gut verbergen konnte, gab er sie der Katze. Bittet der Hund die Katze: Du kannst überall hinein, auch wo es eng ist, du kannst besser verstecken, daß sie nicht verfaulen und verderben. Die Katze gehorchte dem Hund und, indem sie es gut machen wollte, trug sie und verbarg sie dieselben auf dem Boden. Inzwischen zerbiß die Maus die Dokumente. Der Wolf, der Hund, die Katze und die Maus lebten einträchtig miteinander so lange, als der Wolf nicht die Dokumente vom Hund und der Hund von der Katze verlangte. Nach einiger Zeit verlangte nämlich der Wolf die Dokumente vom Hunde, der Hund fragt die Katze. Die Katze geht auf die Suche und findet die zerrissenen Dokumente des Wolfes. Der Wolf sucht bis heute die Dokumente beim Hund, und der Hund sucht sie bei der Katze und die Katze bei der Maus. Und bis heute herrscht Feindschaft zwischen ihnen.

Dowojna Sylwestrowicz, Podania żmujdzkie. Bibliothek der Wisła XIII, S. 400.

4. Aus Ungarn.

a) Warum das Schwein den Hund, der Hund die Katze, die Katze die Maus haßt.

Das Schwein empfing einmal irgendeine Urkunde (diplôme). Es hütete sie wie seinen Augapfel, aber einmal mußte es sich auf eine lange Reise begeben und konnte sie nicht mitnehmen. Es überlegte, was es damit tun könnte, und zuletzt entschloß es sich, sie dem Hund, seinem besten Freund zum Aufheben zu übergeben. Der Hund sorgte auch eine Zeitlang getreulich dafür, aber eine wichtige Sache zwang auch ihn zu verreisen. Was sollte er mit der Urkunde machen? Er hatte keine andere Bekanntschaft als die Katze, also vertraute er sie dieser an. Die Katze bewahrte sie eine Zeitlang gut auf, aber zuletzt langweilte es sie, denn sie konnte ihre Schwätzchen in der Nachbarschaft nicht dabei abhalten. Aber da sie niemand kannte, wußte sie nicht, wem sie das kostbare Gut anvertrauen solle, und verbarg

es auf dem Kornboden hinter einem großen Balken. Dann ging sie ohne jegliche Sorge fort, um ihre Besuche in der Nachbarschaft zu machen. Gegen Abend kam sie ins Haus zurück, suchte das Papier, aber die Mäuse hatten es ganz zernagt. Als der Hund zurückkam, konnte die Katze ihm die Urkunde nicht wiedergeben, und auch das Schwein verlangte es vergebens von jenem. Seitdem kann das Schwein den Hund, der Hund die Katze und die Katze die Maus nicht mehr leiden.

Revue des trad. pop. VII, 479 = L. Arany, Eredeti népmesék p. 316, Pest 1862.

b) Eine Variante aus Magyar Nyelvör XVI, 571, vgl. L. Arany, Magyar Népmese-Gyiytemény S. 268, ist mir nicht zugänglich.

F. Der Hund hat ein Vorrecht vor der Katze.

Schon bei Montanus (s. oben S. 110) meinen die Hunde in allen Dingen und besonders beim Essen den Vortritt vor den Katzen zu haben, und als ihnen die Katzen das bestreiten, lassen sie sich von ihrem König mit weitgehenden Privilegien ausstatten. Variiert erscheint dieses Motiv in den beiden folgenden Fassungen, die auch den gemeinsamen Zug vom Diebstahl des Dokuments durch die Katze enthalten.

1. Aus Böhmen.

Von dem Menschen, dem Herrn aller Erdengeschöpfe, bekamen die Hunde das Privilegium, ihn auf seinen Wegen zu begleiten, sein Haus und Eigentum zu bewachen und ihm bei seinen verschiedenen Geschäften behilflich zu sein. Durch solchen Vorzug wurden die Hunde nicht wenig stolz, die Katzen aber beneideten sie. Daher hielten die Katzen einen Landtag und beschlossen, den Hunden ihr Privilegium zu nehmen. So geschah's. Die Katzen stahlen bei der ersten Gelegenheit das besagte, auf Pergament geschriebene Hundeprivilegium und schleppten es in eine Kammer unter altes Rumpelwerk. Dort fand es eine Maus, als sie Nahrung suchte, lief sogleich voll Freude zu ihren Schwestern und zeigte ihnen an, welch rare Sache sie gefunden. Die Mäuse hielten Rat, was sie tun sollten, damit das kostbare Privilegium in ihrer Gewalt bliebe. Lange konnten sie nicht recht einig werden, bis sich die älteste von ihnen erhob und sprach: Schwestern, mich bedünkt, es wird das beste sein, wenn wir das Privilegium auffressen. So bemächtigen wir uns seiner vollkommen und brauchen nicht zu fürchten, daß es uns jemand wieder entreiße! Der Vorschlag gefiel allen; sie begaben sich ohne Verzug zu dem Festschmaus und aßen das Privilegium auf, daß nicht das kleinste Stückchen übrigblieb. Nach einiger Zeit hatten die Hunde eine Versammlung und befahlen ihrem Archivar, das Privilegium zu holen, damit die erlauchte Versammlung Einsicht nehmen könnte. Der Archivar mußte wider Willen mit der Sprache heraus, die Katzen hätten es gestohlen; denn das hatte er inzwischen schon in Erfahrung gebracht. Die Hunde fuhren sogleich auf die Katzen los, sie möchten ihnen, wenn sie wollten, im Guten das Privilegium herausgeben. Die Katzen leugneten zuerst; als sie jedoch von den Hunden sehr gedrängt wurden, beschlossen sie, es ihnen auszuliefern. Nun fuhren die Katzen wieder auf die Mäuse los, indem sie sagten, in die Kammer zu dem alten Rumpelwerk, wo sie das Privilegium aufbewahrt hätten, habe niemandem der Zutritt freigestanden als den Mäusen; sie sollten also Rede stehen. Die Mäuse aber konnten das Privilegium nicht herausgeben, weil sie es nach dem Rate ihrer ältesten Schwester aufgegessen hatten. Und von dieser Zeit wurden die Katzen

von den Hunden entsetzlich gehaßt und furchtbar verfolgt. Die Katzen jedoch schworen des Hasses und der Verfolgung wegen, die sie von den Hunden zu erleiden hatten, unaufhörlichen Krieg gegen die Mäuse zu führen. Darum knurren die Hunde die Katzen an, und darum sind die Katzen den Mäusen feind.

Wenzig, Westslawischer Märchenschatz S. 44. Aus Kulda, Moravské národ. pohádky 2, 114, Nr. 93 (Prag 1875) = Zeitschrift für deutsche Mythol. 4, 384.

2. Polnische Variante.

Die Feindschaft zwischen Hund, Katze und Maus rührt daher, daß der Hund vom Vater ein Vermächtnis hatte, welches ihm von der Katze gestohlen wurde, während die Maus es der Katze wegfraß. Daher verfolgt der Hund, indem er sein Vermächtnis reklamiert, Katze und Maus, und die Katze die Maus.

Swięsek, Lud nadrabski S. 583.

G. Die Katze hat ein Vorrecht vor dem Hunde.

1. Aus Polen.

Als Gott den Hund und die Katze erschuf, sollte die Katze das Recht der Älteren haben und bekam dies verbrieft. Als sie das Recht erhielt, versteckte sie es auf dem Boden. Nach einiger Zeit schaut sie nach der Stelle, wohin sie es gelegt hat und findet nur noch zerbissene Reste, denn die Mäuse haben es ganz zerfressen. Seitdem fingen die Katzen an, die Mäuse zu vertilgen, und vertilgen sie aus Rache noch bis heute.

Zbiór wiadomości do antropologii krajowej XI, Abt. II, 37.

2. Aus Rumänien.

Man erzählt sich, vor langer Zeit, als Gott noch auf die Erde herabkam — die bösen Taten der Menschen hatten ihn damals noch nicht geärgert, daß er, wie jetzt, sie nicht ansehen will — soll er bei einem Rumänen eingekehrt sein, der wie jeder Mensch in seinem Hause eine Katze, einen Hund und Mäuse hatte. Zu jener Zeit reckte und streckte sich die Katze nicht in der Wärme auf dem Herde, wie heutzutage, sondern hielt sich draußen auf, ganz wie der Hund. Als nun Gott kam, was dachte die listige Katze? „Will mal versuchen, vielleicht kann ich den Herrgott veranlassen, daß er auch mir einen Platz im Hause anweist, damit ich nicht draußen bleiben muß, denn es kommt mitunter ein verdammter Winter, daß man vor Kälte und Frost davonlaufen möchte.“ Und die Katze schrieb eine Beschwerde und übergab sie Gott, als sie ihn einmal allein antraf, und Gott, so gut wie er schon ist, als er sah, was die Katze verlangte, erbarmte sich ihrer und erfüllte ihr den Wunsch und befahl, daß die Katze fortab nicht draußen, sondern im Hause wohne. Der arme Hund wußte nichts davon, er bemerkte bloß, daß er die Katze den ganzen Tag nicht gesehen hatte. „Was ist geschehen,“ dachte er, „ob sie wohl irgendwo krank daliegt? oder am Ende gestorben?“ Er konnte sie gar nicht finden. Gegen Abend ist auf einmal die Katze neben ihm. „Ah, wo hast du heute gesteckt, Katze, daß ich dich garnicht gesehen habe? Bist du krank gewesen?“ fragte der Hund. „Oh nein, Gott sei Dank, über meine Gesundheit kann ich nicht klagen,“ erwiderte die Katze, „aber ich bin im Hause gewesen.“ „Wie, was — im Hause?“ fragte der Hund, „wie denn?“ „So! Ich habe Gott gebeten und er hat angeordnet, daß ich im Hause wohne, damit ich draußen nicht (vor Kälte) zittere, wie eine Rute.“ „Hast du aber Glück,“ sagte verwundert der Hund, „mir wird so was nicht zuteil.“ Nach einigem Nachdenken fragte er die Katze:

„Geht es denn nicht, daß du auch für mich dasselbe erwirkst?“ „Weiß ich?“ erwiderte die Katze, ich will's mal versuchen.“ „Versuch es doch, Kätzchen, wirklich, denn auch ich habe dir manchmal Gutes getan . . . Wie oft ich bloß dir das Fell mit den Zähnen vom Ungeziefer gereinigt habe, wenn wir im Sommer nebeneinander lagen!“ — Die Katze entschloß sich, eine Beschwerde zu schreiben und sie Gott im Namen des Hundes zu überreichen, denn dieser verstand nicht zu schreiben. Nachdem sie geschrieben hatte, legte sie die Beschwerde auf ein Gestell, bis sie sie Gott übergeben könne, denn der war in die Dörfer gegangen, der Menschen Kummer ein wenig zu lindern. Da es an jenem Tage warm war, ging die Katze hinaus. Ehe sie ins Haus zurückkam, ehe Gott kam, ehe dies und ehe das — witterte eine verdammte hungrige Maus das Papier, kroch irgendwie auf das Gestell und begann das Papier zu benagen. Als Gott nach Hause kam, ging die Katze hinein, die Beschwerde des Hundes zu nehmen und Gott zu übergeben, aber die war von den Zähnen der Maus so sehr zerbissen, daß man sie Gott nicht überreichen durfte. So im Handumdrehen konnte die Katze eine neue Beschwerde nicht schreiben, und so war für den Hund nichts erreicht. Als die Katze hinausging, dem Hunde zu erzählen, was sich ereignet hatte, da wurde dieser böse, weil er glaubte, sie hätte das mit Absicht getan und wolle ihm nichts Gutes erweisen; und er packte sie und schüttelte sie eine kurze Weile, aber fest. Die Katze wieder, geärgert darüber, daß sie der Maus wegen um die Freundschaft des Hundes gekommen war, nahm sich vor, wenn sie die Maus finge, sie zu fressen. Und seither, sagt man, ist der Hund böse auf die Katze und die Katze auf die Maus.

Adolf Flachs, Rumänische Schnurren, Vossische Zeitung, 17. Juni 1902.

III. Das Beschnüffeln der Hunde.

A. Das Dokument geht dem Abgesandten verloren.

Eine Reihe von Überlieferungen hat die alte Fabel von der Aussendung einer Gesandtschaft, die eine Verbesserung des Hundedaseins, insbesondere der Nahrung, erzielen soll, in selbständiger, isolierter Ausgestaltung bewahrt. Die Ätiologie bezieht sich in diesen Fassungen in der Regel auf das gegenseitige Beschnüffeln der Hunde, das sich bereits bei Phaedrus 4, 18 findet, und meist ist auch das alte, schon von Montanus benutzte Motiv des Flußüberganges bewahrt. Woher dieses stammt, läßt sich mit aller Bestimmtheit nicht sagen. Möglich wäre, daß es in Anlehnung an den fleischtragenden gierigen Hund[1]) entstanden ist, der beim Flußübergang auf sein Spiegelbild losschnappt und dabei seine Beute verliert. Für diese Auffassung spricht die unten abgedruckte Variante aus Westfalen aus Wolfs Zeitschrift für deutsche Mythologie 1, 460. Hier ist die Verkettung mit der griechischen Fabel sehr deutlich zu erkennen, denn die Situation ist im wesentlichen die gleiche geblieben, und nur die flüchtigere Motivierung hat sich wie so oft gewandelt. Der Hund

1) Babrios 79. Vgl. Benfey, Pantschatantra 1, 468. 2, 311, Chauvin 3, 37, Hertel, Hêmacandras Pariśiṣṭaparvan II, 632 und Anm.

schnappt hier nicht mehr nach dem Spiegelbild, um dem vermeintlichen Genossen das Fleisch zu entreißen, sondern er begrüßt ihn wedelnd als den lieben Vetter und verliert dadurch die unter den Schwanz gesteckte Urkunde.

1. Wir beginnen die Reihe der volkstümlichen Aufzeichnungen mit einer rumänischen Variante, die den Hergang schlicht und getreu berichtet.

Die Hunde beklagen sich bei Gott, daß sie von ihren Herren nur Knochen bekämen. Gott verfaßte deshalb einen Befehl, demzufolge die Hunde auch Fleisch bekommen sollten. Der Abgesandte der Hunde klemmte das Schriftstück unter den Schwanz, verlor es aber beim Durchschwimmen eines Flusses, und seitdem beschnüffeln sich die Hunde am Schwanze, weil sie meinen, der Brief sei dort noch zu finden. Weil diese Verordnung verloren gegangen ist, müssen die Hunde immer noch mit Knochen fürlieb nehmen.

Papahagi, Liter. popor. Aromînilor p. 766.

2. Aus Mecklenburg.

a) De Hunn' up de Insel Poel hebben früher dat Recht hatt, dat se in jede Woch eenmal Fleisch kregen. Dit Recht is ehr naher afnahmen worden. Dor hebben se Prozeß führt up 't Kloster Redentin un hebben ok Recht krägen. Dat Protokoll, wat dor œwer upnahmen is, hebben se den gröttsten Hund achter 'n Stiert klemmt. As se nu na Poel trügg willen, is unnerdes dat Water so hooch worden, dor hett de groot Hund den Stiert hooch krägen, un dorbi hett he dat Protokoll verluren. Dorüm rüken sik de Hunn' hüüt noch ümmer achter'n Swanz; se willn ümmer tosehn, ob de anner nich dat Protokoll noch hett.

b) De Hunn' sünd eens dörch 'n groot Water swemmt, un dorbi hebben se den Paß verluren. Siet dee Tiet gahn frömd' Hunn' nie dörch 'n Dörp dörch, se gahn ümmer üm rüm — wiel se den Paß nich vörwisen kœnen.

Wossidlo, Aus dem Lande Fritz Reuters S. 160.

Zu dieser prächtigen, charakteristischen und humorvollen Deutung ist mir eine Parallele nicht bekannt geworden; sie dürfte aus ureigenster mecklenburgischer Erfindung stammen.

3. Aus Pommern.

Den Hunden mißfiel es, daß sie von den Menschen stets und ständig nur Abfälle und trockenes Brot zur Nahrung erhielten. Um Abhilfe zu schaffen, berief man eine große Hundeversammlung, auf der eine Beschwerdeschrift aufgesetzt wurde, die an den Bürgermeister von Paris gerichtet war.

Da allen die Sache sehr am Herzen lag und schleunige Abhilfe des Übelstandes sehnlich verlangt wurde, so wählte man den schnellsten Läufer zum Überbringer des Briefes. Weil er jedoch den Zettel nicht den ganzen Weg über im Maule tragen konnte, so mußte er den Schwanz einziehen, und man klemmte ihm das Blatt zwischen Schwanz und Schenkel ein. Sodann lief er seines Weges dahin und kam dabei an ein kleines Wasser, über das weder Weg noch Steg führte.

Was war da zu machen? Hinüber mußte er; er sprang also hinein und schwamm auf die andere Seite. Aber während des Schwimmens streckte sich der eingezogene Schwanz in die Höhe, der Zettel wurde von dem Wasser mit fortgerissen, und als

der Hund den Schaden merkte, war längst keine Spur mehr von dem Schreiben zu sehen. Da war es natürlich mit der Pariser Reise zu Ende; aber auch zu den Seinen zurückzukehren wagte der unachtsame Bote nicht, weil er Schande und Strafe fürchtete. Er blieb also in der Gegend, in der ihm sein Unglück zugestoßen war, zurück und fristete dort sein Leben, ohne den anderen Hunden irgendwelche Nachricht zukommen zu lassen.

Diese warten darum noch heutiges Tages auf die Rückkehr ihres Eilboten von Paris, und wenn sie irgendeinen fremden Hund erblicken, so eilen sie auf ihn zu, gucken ihm unter den Schwanz und besehen ihm dort seinen Paß.

Ulrich Jahn, Volkssagen aus Pommern und Rügen S. 452 Nr. 568. Mündlich aus Kratzig, Kreis Fürstentum.

4. Aus Niedersachsen.

In alten Zeiten war vieles anders als heutzutage. Damals bekamen die Hunde das Fleisch, die Menschen die Knochen.

Das gefiel den Hunden ganz gut, nicht aber den Menschen. Sie drehten die Sache um und überließen den Hunden bloß die Knochen. Jene wollten aber den alten Zustand wieder haben. Sie gaben gute Worte, sie baten in höflicher und ordentlicher Weise, es nützte ihnen nichts. Wenn man bittet, soll man nicht zu demütig sein. Darauf versuchten sie durch Bellen und Heulen ihr altes recht wieder zu erhalten. Doch wenn man mal sein gutes Recht mit scharfen Worten fordert, bekommt man erst recht nichts. So ging es den Hunden auch. Es blieb den Vierfüßlern nichts anderes übrig, als einen Prozeß gegen die ungerechten und hartherzigen Menschen anzustrengen. Vor Gericht bekamen sie Recht, die Menschen könnten die Knochen für sich behalten. Ja sogar schriftlich bekamen sie es mit, damit sie, wenn es nötig werden sollte, es schwarz auf weiß vorweisen könnten. Wie freuten sich die Tiere, wenn sie bloß an die Zukunft dachten! — Auf dem Nachhausewege kamen sie an ein großes Wasser, das tüchtig brauste. Kein Steg, keine Brücke war mehr zu finden. Da gab's keinen anderen Ausweg, als durch das Wasser zu schwimmen. Das wäre ganz gut gegangen, wenn sie das Papier nicht gehabt hätten. Ein kleiner Hund kam auf einen schlauen Gedanken, der sie noch retten konnte. Die ganzen Akten wollten sie einem großen Hunde unter den Schwanz binden und dann durchschwimmen. Gesagt, getan! Hinein ging's ins Wasser, aber der Strom war so heftig, daß sie knapp hinüber konnten. Am anderen Ufer fanden sie von den wichtigen Akten nichts, nicht einmal den Bindfaden konnten sie finden, mit dem sie sie festgebunden hatten. Sie liefen hin und her, sie suchten überall, nichts zu sehen. Große Trauer befiel nun alle Hunde, denn was sie befürchteten, traf ein — die bösen Menschen nahmen für sich das Fleisch und speisten die Vierfüßler mit Knochen ab. Und darum suchen sie noch heutigen Tages das Papier; wenn zwei Hunde zusammen sind, sehen sie zu, ob nicht doch noch einer die Akten unterm Schwanz hat, damit sie sich bessere Tage erzwingen können.

Plattdeutsch erzählt in Niedersachsen, Jahrg. 14. 1908/09. Heft 4.

5. Aus Westfalen.

Ist mal ein Bauer mit seinem Hunde auf die Jagd gegangen. Da haben sie ein wildes Schwein erlegt. Als es ans Teilen geht, behält der Bauer das Fleisch für sich und gibt dem Hunde die Knochen. Dieser, darob höchlich aufgebracht, geht hin und berät sich mit seinesgleichen, was zu tun sei. Da sind denn die Hunde hergekommen und haben Klage eingelegt gegen den Bauer. „Unser Herr-

gott," hat ihr Bevollmächtigter gesagt, „hat den Hund mehr zum Fleischessen gemacht als den Bauer."[1]) Da hat das Gericht einen weisen Mann kommen lassen, daß er sein Gutachten in der Sache gebe. Der hat gesagt: „Bauer, tu deinen Mund auf!" und des Landmanns Zähne besehen. Dann hat er gesagt: „Hund, mach' dein Maul auf!" und hat auch des Hundes Gebiß beschaut. Darnach tut er den Spruch: „Der Hund ist im Recht!"

Ist nun dem Hunde auf ein Stücklein Haut das Urteil geschrieben, er habe ein größeres Recht zum Fleischessen als der Bauer, und hat man solches mit einer bleiernen Bulle wohl versehen, dem Kläger übergeben. Der hat alsbald die kostbare Urkunde unter den Schwanz gesteckt, diesen eingekniffen und sich eilends auf die Heimfahrt gemacht. An einen Fluß gekommen, sieht er beim Überschwimmen sein Bild im Wasser[2]), hält's für den lieben Vetter und beeilt sich, diesem die gute Mär mitzuteilen. Aber nach Hundesart bewegt er freudig den Schwanz, und plumps! fällt die Urkunde in die Tiefe. O weh! sagt er und stürzt sich ihr nach, um sie wieder zu suchen. Doch im Untertauchen wenig erfahren, ist er ertrunken.

Den Hunden war indes von dem günstigen Urteil ein dunkles Gerücht zu Ohren gekommen, und so hoffen sie noch immer den wiederzufinden, der es unter dem Schwanze trägt. Wenn daher ein fremder kommt, ist das erste, was sie tun, ihn hinten zu beschnüffeln.

Wolfs Zeitschr. f. deutsche Mythol. I, 460 = Kuhn, Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen II, 237 f. Eine freie Bearbeitung dieser Variante findet sich in H Wettes „Spökenkiker" S. 38 (Das verlorene Urteil), Leipzig 1907.

6. Vlämische Varianten.

a) In alten Zeiten bekamen die Hunde ebensoviel Fleisch zu essen wie die Menschen, aber auf die Dauer behielten diese das Fleisch allein für sich selbst und gaben den Hunden nichts anderes mehr als bloß die Knochen. Das nahmen die Hunde übel, steckten die Köpfe zusammen und beratschlagten, was sie nun zu tun hätten. Man beschloß eine Petition an Jupiter zu richten, und ein Hund erhielt den Auftrag, sich mit ihr sofort auf den Weg zu machen. Doch weil es eine weite Reise war, wollte er noch vorher in die Hundeküche gehen und sich das Bäuchlein füllen, da ließ er aber aus Versehen seine Petition in ein Gefäß voll Suppe fallen. Hastig schnappte er das Stück Papier wieder auf und — schluckte es hinunter.

Seit der Zeit können zwei Hunde nicht zusammenkommen, ohne daß sie einander unterm Schwanz beriechen, um zu wissen, ob sie nicht vielleicht den unglücklichen Boten vor sich haben. [Denderleeuw, Wambeek, Tienen und Umgegend.]

Volkskunde, 8, 106 = Mont en Cock, Vlaamsche Vertelsels S. 434, II.

b) In alten Zeiten konnten die Hunde so gut sprechen wie die Menschen, aber diese sahen das nicht günstig an und verlangten von Jupiter, er solle die Hunde der Sprache berauben. Da zog ein Hund mit einer Petition zu Jupiter, der auf einer Insel lebte. Er trug die Petition im Maul, durch die Bewegungen des Tieres gelangte das Papier in die Kehle und wurde vom Hunde verschluckt.

Seit der Zeit laufen die Hunde einander nach und riechen einer dem andern am Hintern, um den unglücklichen Boten ausfindig zu machen. [Aus Tienen.]

Volkskunde 2, 65 = Mont en Cock S. 434, III.

---

1) Vgl. die oldenburgische Fassung oben S. 122.
2) Vgl. die einleitenden Worte zu diesem Abschnitt.

7. Aus der belgischen Provinz Hainaut.

a) Zu der Zeit, als der liebe Gott noch auf Erden war, leistete ihm ein Hund einen großen Dienst. Um seine Erkenntlichkeit zu beweisen, verlieh der liebe Gott den Hunden das Recht, alle Tage Fleisch zu fressen. Dieses Recht wurde durch eine Urkunde bestätigt. Wie es nun kam, erfuhr man niemals; aber es geschah, daß eines schönen Tages die Urkunde verschwand. Daher kommt es, daß jedesmal wenn ein Hund einem andern begegnet, sie sich fragen: „Hast du die Urkunde gesehen?“ Und wenig befriedigt über die Antwort, die er erhält, sucht sich jeder durch den Gesichts- und Geruchssinn zu versichern, ob sein Genosse ihn nicht getäuscht habe.[1])

Sébillot, Folklore III, 76. Revue des trad. pop. 3, 97.

b) Es war zu der Zeit, als die Hunde das Fleisch aßen und die Menschen die Knochen. Die Menschen, überdrüssig die Knochen abzunagen, begannen das Fleisch mit Begierde zu essen und ließen die Knochen den Hunden. Diese, unzufrieden über den Schaden, der ihnen zugefügt wurde, vereinigten sich, berieten über die Lage und setzten eine Beschwerde an den obersten Richter auf, um ihre unvordenklichen Rechte auf das Fleisch geltend zu machen.

Der König der Hunde wurde beauftragt, die Bittschrift an ihren Bestimmungsort gelangen zu lassen; zum Unglück ließ er das wertvolle Schriftstück in eine Bouillonschüssel fallen.

Die Beschwerde, von Fett durchtränkt, wurde getrocknet. Ein Hund, der vorbeikam, wurde von dem Bouilliongeruch, den das Papier ausströmte, angezogen, ergriff und verschlang sie, ohne daß man jemals ihn erwischen und wiedererkennen konnte. Seitdem pflegen die Hunde, durch ihren König über das Abenteuer in Kenntnis gesetzt, sich zu beriechen, um die betreffende Beschwerde wiederzufinden. [Godarville (Hainaut).]

Revue des trad. pop. 9, 165.

8. Aus Frankreich.

a) Zur Zeit der Sintflut beschlossen die Hunde, die von hoher Familie waren und Pergamenturkunden besaßen, diese zu retten, und banden sie an den Schwanz des besten Schwimmers der Sippe. Der aber ertrank, und die Adelstitel der Hundefamilie gingen verloren. Aber die Hunde hoffen sie immer noch wiederzufinden. Wenn sich daher zwei Hunde begegnen, beriechen sie sich, um zu sehen, ob sie nicht eine Spur von ihren verschwundenen Urkunden wiederfinden könnten. [Côtes-du-Nord.]

O. Knoop, Sagen und Erzählungen S. 46 f. Revue des trad. pop. 14, 379. Sébillot, Folklore III, 77.

b) Zur Zeit der Sintflut beschlossen die Hunde, die von vornehmer Herkunft waren und darüber Urkunden besaßen, diese zu retten.

Daher befestigten sie sie am Schwanze des besten Schwimmers aus ihrer Schar; allein er ertrank, und die Adelstitel des Hundegeschlechts gingen verloren.

Trotzdem hoffen die Hunde immer noch sie wiederzufinden. Und darum beriechen die Hunde, wenn sich zwei begegnen, einander unter dem Schwanz, um

1) Folgendes ‘Hundegespräch’ teilt François Caleau, Trad. de la Gironde p. 72 = Sébillot, Folklore III, 75 aus der Gironde mit: „Comment te portes-tu?“ — „Sens mon cul.“ — „Tu te portes bien?“ — „Sens le mien.“

zu sehen, ob sich nicht von den verlorenen Dokumenten eine Spur wiederfinden lasse. [Matignon.]

Sébillot, Les joyeuses histoires de Bretagne p. 213. Offenbar identisch mit a.

9. Aus Estland. Die Fassung hat wie Phädrus 4, 18 eine zweimalige Aussendung von Gesandten.

Als Gott die Welt und alle Tiere und Pflanzen geschaffen hatte, bestimmte er auch jedem Tiere die Aufgaben seines Lebens. Die Hunde waren mit ihrem Leben nicht zufrieden. Alle Hunde versammelten sich zu einer Sitzung. Sie beschlossen Gott eine Bittschrift einzureichen, damit er ihnen das Hundeleben erleichtere. Ein schön gewachsener, schnellfüßiger, junger Windhund wurde mit der Bittschrift zu Gott (Wanataat) ausgesandt. Der junge Gesandte war ein hochmütiger, stolzer Hund, Gott ärgerte sich über ihn und verjagte ihn. Die Hunde sahen ihren Fehler ein und schickten nun einen abgelebten, verständigen Schäferhund mit einer neuen Bittschrift. Gott empfing ihn freundlich, las die Bittschrift durch und schrieb den Hunden verschiedene neue leichtere Pflichten auf. Bevor er aber den Schäferhund mit der Freudenbotschaft gehen ließ, nahm Gott eine wohlriechende Salbe, rollte sie zu einer feinen Rolle und steckte sie ihm zur Belohnung seines bescheidenen Sinnes unter den Schwanz. Auf dem langen Heimwege verirrte sich der Hund und hat bis heute seine Genossen nicht erreicht. Das alles wurde den übrigen Hunden bekannt.

Deswegen beschnuppern die Hunde einen fremden Hund, sie hoffen immer noch ihren Glücksboten zu finden. [Paternoster-Insel bei Mohn.]

Aus dem hdschr. Nachlaß von J. Hurt.

10. Aus Litauen.

Sobald zwei Hunde zusammenlaufen, so wittert gleich einer dem andern unterm Schwanz. Das kommt daher. In schweren Kriegszeiten schrieb ein König in höchster Gefahr alle seine Geheimnisse auf, und wo er seinen Schatz vergraben hätte, übergab den Brief einem Hunde, indem er ihm denselben in der Eile unter den Schwanz steckte, damit er ihn ja heimlich seinem Sohne hinbrächte.

Der Hund nahm wohl den Brief mit sich, aber bis heute ist er nicht in die rechten Hände gekommen. Die Hunde suchen noch heute emsig denselben und wittern einer dem andern unterm Schwanz, ob sie ihn bei einem oder beim anderen als dagewesen erschnüffelten.

Jurkschat I Nr. 17 S. 52.

Ein Vermengen des verblaßten Motivs vom Flußübergang mit der Feindschaft zwischen Hund und Katze finden wir in einer niedersächsischen Aufzeichnung.

11. Vor Zeiten wollten einmal die Hunde keine Knochen mehr fressen und fingen deshalb einen Prozeß mit den Menschen an. Sie versammelten sich und gingen in Masse hin zu einem Advokaten. Als sie unterwegs auf eine Brücke gekommen waren, kamen die Katzen und warfen ihnen die Akten, die sie auf ihren Schwänzen trugen, ins Wasser. So verloren denn die Hunde ihren Prozeß und müssen noch bis diese Stunde Knochen fressen.

Daher ist die Feindschaft zwischen den Hunden und Katzen entstanden. [Wulften.]

Schambach und Müller, Niedersächs. Sagen u. Märchen, S. 320.

12. Schließlich möge sich hier noch eine finnische Sage anreihen, die oben in Band 3, 311 als Nr. 10 nach einer Mitteilung von Prof. K. Krohn abgedruckt ist.

Der Hund klagt wegen seines Futters vor Gericht und erhält als sein Recht, daß ihm die Butter aufs Brot geschmiert werde. Während er nach Hause geht, spricht er vor sich hin: „Butter auf des Hundes Brot", da tut er aber einen Fall und vergißt den Wortlaut der richterlichen Entscheidung. Allein der Fuchs hat alles gehört und gesehen und ruft dem Hunde zu: „Nichts als die Kruste und verbrannte Knochen." Der Hund wiederholte jetzt diese Worte, bis er nach Hause kommt; aber sein Futter ist dadurch um nichts besser geworden, und seitdem grollt der Hund dem Fuchs.

Interessant ist hier die Umformung der Sage vom Beschnuppern und ihre Einbeziehung in den Kreis der Fuchsabenteuer, die sich gerade in Finnland einer weiten Verbreitung erfreuen. Wie in allen oben mitgeteilten Varianten verliert der Hund auf dem Heimweg eine wichtige Entscheidung, nur daß sie nicht aufgezeichnet, sondern bloß dem Gedächtnis des Abgesandten anvertraut ist. Wenn der Hund hierauf einen Fall tut und sich auf das wichtige Wort nicht mehr besinnen kann, so darf daran erinnert werden, daß ähnliches in Schwänken vom Bauernjungen berichtet wird, der die aufgetragene Bestellung vergißt.[1]) Auch hier spielt Wasser nicht selten eine bedeutsame Rolle, indem der Junge der Meinung ist, das vergessene Wort sei ins Wasser gefallen und müsse doch einmal wieder auftauchen. Freilich schließen die hierher gehörenden Fassungen anders als die finnische, denn es findet sich in jenen stets ein Mann, der zufällig das vergessene Wort im Gespräch mit dem Jungen anwendet und es ihm dadurch ins Gedächtnis zurückruft. In der finnischen Fassung dagegen tritt Reineke in der sattsam bekannten Rolle als listiger Widerspieler eines dummen Gegners auf, als welcher sonst meist der Bär erscheint, der hier jedoch des Eingangs wegen den Hund nicht gut ersetzen konnte.

B. Beschnüffeln, um den Dieb zu finden.

Die folgenden drei Fassungen schließen sich zu einer engeren Gruppe zusammen: in allen wird für einen kranken Hund nach einem Heilmittel geschickt.

1. Aus Griechenland.

Als die Hunde sahen, daß sie krepierten wie Hunde, ohne Arzt, da beschlossen sie einen Hund nach Europa zu schicken, damit er Medizin studiere und sie heile. Jener Hund nun nahm wie ein Mensch das Geld und kam nicht wieder.

Seitdem suchen ihn die andern Hunde, und wenn zwei sich begegnen, beriecht der eine den andern, ob er nicht nach Medizin rieche, damit sie den Arzt erwischen, der sie betrogen hat.

Politis Nr. 1010.

1) Vgl. Wossidlo, Aus dem Lande Fritz Reuters S. 76 f., Boehm, Lettische Schwänke Nr. 34. In Bd. 1 der Natursagen S. 185 f. ist es der Teufel, vgl. auch 3, 32.

2. Aus dem Spreewald.

Warum beriechen sich die Hunde? Es war einmal ein Hund todkrank, da schickten sie einen, der mußte zum Doktor gehen. Dieser schickte wieder einen Hund in die Apotheke nach Medizin, und der ist nicht wiedergekommen. Seitdem beriechen die Hunde einander, um zu sehen, welcher von ihnen der ist, der die Medizin bei sich hat.

W. v. Schulenburg, Wendische Volkssagen u. Gebräuche aus dem Spreewalde S. 80.

3. Aus Mecklenburg.

De König von de Hunn' is eens krank wäst. Dor is en Hund afschickt na Paris, dee hett Rosinen halen süllt för den Kranken. Dee hett de Hund unnerwägs vertehrt un is nich wedderkamen. Dorüm rükt een Hund den annern ümmer noch unner'n Swanz; he will rüken, ob dee de Rosinenhaler is.

Wossidlo, Aus dem Lande Fritz Reuters S. 160.

4. Französischer Schwank.

Die Hunde versammelten sich eines Tages, weil sie oftmals von ihren Herren geschlagen wurden und von den Dienern Böses erlitten. Sie hielten also einen Rat ab. Die plumpen Doggen, als die Größten, präsidierten und nahmen die Vorschläge der Kleineren entgegen. Einer, der sich stets in der Küche aufhielt, gab den Rat, man möge eine gemeinsame Kasse gründen, Fleisch einkaufen und auf diese Weise Handel treiben, ohne fortwährend dem Willen anderer unterworfen zu sein. Ein zweiter war der Meinung, daß man nach Indien reisen sollte, um Gewürze zu erhandeln, die die Eigenschaft hätten sich nie zu verbrauchen. Dieser Rat wurde angenommen, ein jeder steuerte bei, und man bestimmte einen Hund dazu, mit der Kasse nach Indien zu reisen. Als dieser Hund auf dem Meere zufällig in einen großen Sturm geriet, wurde er ins Wasser geworfen, um das Schiff zu entlasten. Seine Genossen aber warteten lange auf ihn, und jedesmal, wenn sich Hunde begegnen, sind sie begierig, Neuigkeiten aus Indien zu erfahren und beriechen einander am Hintern, um sich davon zu überzeugen, ob es nicht nach Gewürzen dufte.

Sébillot, Folklore III, 75. Recueil de Questions tabariniques V, t. II p. 36.

5. Vom Rhein.

Der König der Tiere lud eines Tages alle seine Untertanen zu einem Feste ein, wobei es ein großes Gastmahl gab. Der Hund mußte mit in der Küche helfen, weil er ein so treues und zuverlässiges Tier ist, und namentlich die nötigen Gewürze herbeischaffen. Da ging einmal dem Koch der Pfeffer aus, und der Hund wurde zum Krämer geschickt, frischen zu holen. Aber er kehrte nicht zurück. Als er so lange ausblieb, sandte der Koch ihm einen andern nach, ihn zu suchen. Und damit dieser unter all den Hunden den rechten mit dem Pfeffer finde, so ließ man ihn am Pfeffer riechen. Der Hund lief fort, aber er kam ebensowenig als der erste wieder. Und so wurden noch andere nachgesandt bis zum letzten, der da war. Doch keiner kam wieder, sondern alle suchen noch bis auf diesen Tag den, der für das Gastmahl ihres Königs den Pfeffer holen sollte. Daher beschnüffelt einer den andern.

Wolfs Zeitschr. f. deutsche Mythol. I, 225. Übersetzt in Revue des trad. pop. 2, 433.

6. In den Mitteilungen der Schles. Gesellsch. f. Volkskunde 2, 1897, Heft 3, 8 berichtet der verstorbene Prof. Nehring über die Handschrift Lompa, die slawische Überlieferungen aus Schlesien enthält. Dort findet sich auch unser Schwank, in dem erzählt wird, daß die Hunde einmal zu

einem großen Gastmahl ein schnellfüßiges Hündchen um Pfeffer nach Amsterdam schickten; da jedoch das Hündchen nicht zurückgekehrt ist, so wittern die Hunde bei jedem fremden Hunde, ob er nicht etwa den Pfeffer gefressen habe.

7. Aus Weißrußland.

Einmal veranstalteten alle Tiere einen Schmaus im Walde, und es fehlte ihnen der Pfeffer. Da sagten sie zu dem Hunde: „Weißt du was, lauf du, denn wenn von uns einer laufen sollte, so käme er leicht um sein Leben. Du aber treibst dich ja immer in der Stadt herum, da wird man auf dich nicht weiter achten.“ — Der Hund lief, packte den Pfeffer und eilte zurück, aber es fiel ihm ein, in eine Fleischerei zu laufen. Er kam dorthin und packte ein Stückchen Fleisch, aber der Fleischer zog ihm eins über, da ließ er alles fallen und kam hinkend in den Wald. Da fingen sie an zu fragen: „Wo ist der Pfeffer?“ Der Hund antwortet: „Weggenommen!“ Da beschnüffelten sie seinen Kot, weil sie dachten, daß er den Pfeffer aufgegessen hätte. Seitdem und bis auf den heutigen Tag beschnüffeln sie sich unter dem Schwanze, wenn sie einander begegnen.

Federowski, Lud. biał. III, Nr. 219.

8. Aus Frankreich.

a) Aus der Provence.

Die Hunde gaben einmal eine große Gesellschaft. Der erste, der ankam, bemerkte auf der Tafel einen Senftopf und konnte der Versuchung nicht widerstehen, er machte Langfinger, verschlang den Senf und entfloh. Der nächstfolgende, der Zeuge des Raubes gewesen war, stürzte dem Räuber nach, und alle Hunde, einer nach dem anderen, wie sie ankamen, machten sich auf, ihn zu verfolgen. Dabei machten sie ein solches Durcheinander, daß der Schuldige entkam. Seitdem riechen sich die Hunde unter den Schwanz, in der Hoffnung, den Senf wiederzufinden.

Revue des trad. pop. 10, 176 = Sébillot, Folklore III, 76.

b) Aus Troyes.

Eines Tages überraschte ein Genfer Uhrmacher einen Hund, der ihm eine Uhr stahl, er lief ihm nach, konnte ihn aber nicht erwischen. Da die anderen Hunde davon wissen und ihnen die Ehre ihres Geschlechts am Herzen liegt, und da sie glauben, der Dieb habe die Uhr verschlungen, beschnüffeln sie einander, um sie beim Abgehen zu finden und den Schuldigen zu entdecken. Da sie ihn aber noch nicht erwischt haben, so beschnüffeln sie sich auch noch immer.

Revue des trad. pop. 10, 26 = Sébillot, Folklore III, 76.

C. Die verunglückte Audienz.

Eine Erweiterung durch Ausgestaltung der Vorgänge am Hofe des Götter- oder Menschenkönigs zeigen die folgenden Varianten, deren älteste die Fabel des Phädrus Buch 4 Nr. 18[1]) ist. Schwerlich gibt sie den ursprünglichen Inhalt ganz rein und unverändert wieder, denn auch sie hat die schon in mündlichen Fassungen bemerkte[2]) schwach motivierte Verdoppelung der Aussendung von Gesandten.[3]) Im übrigen verwendet jedoch die

1) Hervieux[2] 2, 49. 2) Vgl. oben S. 134 Nr. 9.

3) In einer französischen Fassung, unten S. 138 kommt es sogar zu dreimaligem Aussenden.

Fabel nur gute alte Motive, die auch immer wieder im Kreise der gesamten mündlichen Tradition wiederkehren.

1. Canes legati ad Iovem.

Canes legatos olim misere ad Iovem,
Melioris vitae tempus oratum suae,
Ut sese eriperet hominum contumeliis,
Furfuribus sibi conspersum quod panem darent
Fimoque turpi maximam explerent famem.
Profecti sunt legati non celeri pede,
Dum naribus scrutantur escam in stercore.
Citati non respondent. Vix tandem invenit
Eos Mercurius et turbatos adtrahit.
Tum vero vultum magnum ut viderunt Iovis,
Totam timentes concacarunt regiam,
Propulsi vero fustibus vadunt foras.
Vetat dimitti magnus illos Iuppiter.
Mirati sibi legatos non revertier,
Turpe aestimantes aliquid commissum a suis,
Post aliquod tempus alios adscribi jubent.
Rumor legatos superiores prodidit.
Timentes rursus aliquid ne simile accidat,
Odore canibus anum, sed multo, replent.
Mandata dant: hi dimittuntur et statim
Adeunt. Rogantes aditum continuo impetrant.
Consedit genitor tum deorum maximus
Quassatque fulmen: tremere coepere omnia.
Canes confusi, subitus quod fuerat fragor,
Repente odorem mixtum cum merdis cacant.
Reclamant omnes, vindicandam injuriam.
Sic est locutus ante poenam Iuppiter:
Legatos non est regis non dimittere,
Nec est difficile poenas culpae imponere,
Sed hoc feretis pro judicio praemium:
Non veto dimitti, verum cruciari fame,
Ne ventrem continere non possint suum,
Illi autem, qui miserunt vos tam futiles,
Nunquam carebunt hominis contumelia.
Ita nunc legatos exspectant et posteri.
Novum verine qui videt, culum olfacit.

2. Aus Frankreich.

a) Um Hilfe während einer Hungersnot zu erhalten, schicken die Hunde zum König einen Gesandten. Dieser findet unterwegs ein Aas, verschlingt es und stinkt infolgedessen so stark, daß er aus dem Königspalast verjagt wird. Er berichtet aber den anderen Hunden, daß er ein Dokument mit einer günstigen Entscheidung erhalten habe, jedoch gezwungen gewesen sei, es zu fressen, um nicht Hungers zu sterben.

Sébillot, Folklore III, 76. Wallonia V, 11.

b) Aus der Bretagne.

Als in alter Zeit das Volk der Hunde sich über den Menschen zu beklagen hatte und keine Gewalt anwenden wollte, versammelte es sich zu einer allgemeinen Versammlung und ernannte zwei Abgesandte, um ihre Beschwerde vor den Allmächtigen zu bringen. Die Abgesandten reisten ab und in dem Palaste des Gottes angekommen, wurden sie in den Audienzsaal geführt. Aber da es lange dauerte, bis sie an die Reihe kamen, sahen sie sich genötigt, in einer Ecke des Saales die Pfote hochzuheben. Der Gesandtschaftsführer bemerkte die Unzuständigkeit der Abgesandten und schickte sie zurück. Als sie in ihrem Lande ihr Mißgeschick erzählt hatten, beriet man und beschloß, daß die beiden Abgesandten sich noch einmal zu dem Allmächtigen begeben sollten und um einen neuen Unfall zu verhüten, sollten sie sich gebührend versichern. Sie reisen ab, aber diesesmal begegnete ihnen ein noch größeres Unglück, und als der Gesandtschaftsführer aufmerksam geworden, wurde er wütend und warf sie vor die Tür. Zu Hause angekommen, hielten sie

wieder Rat und man beschloß, daß sie sich diesesmal noch besser versichern sollten. Darauf reisten sie zum drittenmale ab. Was geschah bei dieser dritten Audienz? Das Volk der Hunde weiß es nicht, da die Abgesandten noch nicht zurückgekehrt sind.

Darum, wenn ein Hund einem anderen begegnet, stattet er ihm einen kleinen Besuch ab, um zu sehen, ob es einer der Abgesandten ist, welche die Beschwerden des Volkes überbringen sollten.

Revue des trad. pop. 2, 433 = Sébillot, Folklore III, 75.

c) Seit undenklichen Zeiten führen Hunde und Katzen Krieg miteinander. Eines Tages bemerkten die Hunde, daß die Katzen durch irgendwelche Falschheit es erreicht hatten, daß sie von der Frau im Hause verzogen, gern gesehen und geliebt wurden. Da war denn das Maß voll. Die Hunde hielten vor Aufregung sogleich Beratung, um Mittel zu finden, sich dieser geschickten und gefährlichen Feinde zu entledigen. Man einigte sich dahin, daß man sie vor Gericht bringen wollte, wo sie Rechenschaft ablegen sollten über ihre bisherigen Bosheiten. Dazu brauchte man aber einen Advokaten. So schickte man eine Gesandtschaft zu einem der berühmtesten Redner des Landes. Dort führte man die Bittsteller in ein Zimmer und ließ sie warten. Als sie nun dort auf ihre Weise saßen und doch ein bißchen aufgeregt waren, öffnete sich plötzlich die Türe, und herein trat ein Mann, so lang, so lang wie ein Strick, und schwarz, so schwarz wie Kohle. Ganz erschrocken durch diese plötzliche Erscheinung, springen die armen Tiere schnell eins aufs andere und fliehen durch das offene Fenster. Aber unglücklicherweise konnte einer, der sich ganz furchtbar erschrocken hatte, die Folgen nicht unterdrücken — und vergaß sich in dem Zimmer. Als dann andere Gesandte erschienen, machte man ihnen die Türe vor der Nase zu. Wenn seitdem ein Hund einen anderen sieht, so hat er nichts Eiligeres zu tun, als nachzusehen, ob es nicht das schuldige Unglückstier ist, um dessentwillen man es aufgeben mußte, Gerechtigkeit zu erlangen.

Wallonia 3, 115 = Sébillot, Folklore III, 75.

d) Aus Saint-Guen, Côtes-du-Nord.

Als vor Zeiten das Volk der Hunde über die Menschen Klage führen und nicht mehr das Schweigen ihnen gegenüber bewahren wollte, hielt es eine Hauptversammlung ab und bestimmte zwei Abgesandte um die Beschwerden dem Allmächtigen zu überbringen.

Die Abgesandten reisten ab, und als sie in dem himmlischen Gerichtshof angelangt waren, wurden sie mit vielen anderen Klägern in das Vorzimmer des Audienzsaales geführt. Allein, da ihre Fahrt sie aufgehalten hatte, kam sie ein kleines Bedürfnis an, das vor allem durch die Furcht veranlaßt wird; bevor sie das Freie gewinnen konnten, waren sie genötigt, die Pfote in einem Winkel des Saales zu erheben. Als der Einführer der Gesandten diese Ungeschicklichkeit wahrnahm, schickte er die Hunde zurück, indem er sie als Unsaubere behandelte.

Sie kehrten in ihre Heimat zurück und erzählten ihr Mißgeschick auf der Versammlung, die nochmals einberufen wurde. Man beratschlagte und kam zu dem Entschluß, daß jene sich ein zweites Mal zum Allmächtigen aufzumachen hätten, und um einem neuen Unfall zu entgehen, sollte das corpus delicti in schicklicher Weise mit einem Bindfaden verschnürt werden. So geschah es.

Sie reisten ab, aber diesmal ward die Furcht vor dem Mißerfolg die Ursache eines viel größeren Unglücks. Der Einführer der Gesandten bemerkte durch seinen Geruchsinn den ärgerlichen Zwischenfall; er geriet in Zorn und warf jene zur Tür hinaus.

Als sie bei den Ihrigen angelangt waren, bekannten sie auf der Hauptversammlung ihr neuerliches Mißgeschick. Man beratschlagte und einigte sich dahin, um gegen jeden Unfall gesichert zu sein, die Abgesandten zu vernähen. Nach vollzogener Operation machten sie sich zum dritten Mal auf die Reise.

Was geschah mit dieser dritten Gesandtschaft? Das Volk der Hunde weiß es nicht; die Ausgeschickten sind noch nicht wieder zurückgekehrt und werden noch immer erwartet.

Darum nun macht ein Hund dem andern, wenn er ihm begegnet, eine kleine Visite, um zu sehen, ob es einer der beiden ausgesandten Abgeordneten sei, die vor so langer Zeit die Klagen der Hundenation überbringen sollten.

Sébillot, Les joyeuses histoires de Bretagne p. 211; identisch mit der Variante b.

3. Friesische Variante.

Es gab einmal eine Zeit, wo alle Tiere sprechen konnten, und die Hunde natürlich auch. Die Hunde wurden damals von den Menschen schlecht behandelt, und ihre Klagen halfen ihnen nicht. Sie bezwangen ihren Kummer, aber zuletzt versammelten sie sich, um zu beraten. Man kam überein, eine Klage an die Götter, die Herren der Menschen, zu schicken. So machte sich denn eine Gesandtschaft von Hunden auf, um sich in die Welt der Götter zu begeben. Dort wies man ihnen eine Zimmerecke an, unter der Halle, in der der Rat der Götter sich befand, um hier das Ergebnis der Beratungen zu erwarten. In dieser Ecke warteten und warteten die Hunde sehr lange, denn die Götter waren sehr mit Geschäften überhäuft. Aber nach und nach machte sich ein notwendiges Bedürfnis bei den Hunden dringend bemerkbar, und zuletzt konnten sie ihm nicht mehr widerstehen, doch kaum verbreitete sich der Geruch davon, als die Götter sehr zornig wurden, und die Hunde wurden mit Fußtritten hinausgeworfen. Mittlerweile wartete die ganze Hunderasse, die auf der Erde geblieben war, voll großer Ungeduld auf die Rückkehr der Abgesandten. Man denke sich die Aufregung, die dieser ärgerliche Ausgang der Reise verursachte. Doch schickte man eine neue Gesandtschaft in die andere Welt, und in der Furcht, daß diese Hunde auch nicht ihre Natur bezwingen könnten, verstopfte man ihnen sorgfältigst das Hinterteil mit aromatischen Stoffen.[1]) Und so gingen sie mit neuem Mut zu den Wohnstätten der Götter. Unterdessen taten die anderen Hunde ihr Bestes, um sich dem traurigen Los, daß ihnen die Menschen nach wie vor bereiteten, zu fügen, denn nun glaubten sie sicher auf einen günstigen Ausgang rechnen zu können. Und darum warten die Hunde so geduldig, so geduldig, — aber bis jetzt sind die Gesandten noch nicht wiedergekommen. Auch heute noch warten die Hunde, und jedesmal, wenn die Sonne untergeht, hoffen sie am Morgen die glückliche Rückkehr ihrer Gesandten feiern zu können, und um zu erfahren, ob ihr Wunsch nicht etwa schon zur Wirklichkeit geworden sei, beriechen sie sich fortwährend am Hinterteil.

A. Cock, Revue des trad. pop. 10, 301 = Volkskunde 8, 107; beides aus Waling Dykstra, Uit Frieslands Volksleven 2, 137.

4. Die folgende wallonische Fassung trägt die 'verunglückte Audienz' in die Erzählung von der Feindschaft zwischen Hund und Katze hinein.

Einstmals bestritten die Hunde den Katzen das Recht, am Herde des Menschen zu sitzen, und die Streitigkeit wurde vor Gottes Richterstuhl gebracht. Die Hunde

1) Das Verstopfen des Hinterteils kehrt auch in slawischen Fuchsmärchen wieder, vgl. Karadschitsch Nr. 50, Haupt, Sagenbuch 2, 207, Ciszewski, Krakowiacy I Nr. 256.

machten ihre Sanftmut gegen Kinder, ihre Treue und Dankbarkeit gegen ihre Herren geltend, den Katzen aber warfen sie Spitzbüberei und Faulheit vor.

Der liebe Gott meinte zwar auch, daß die Katzen falsch und faul seien, aber in seiner Weisheit gedachte er zugleich des Dienstes, den sie den Menschen erweisen, weil sie Ratten und Mäuse vertilgen. Er bewirkte daher einen Vergleich. Der Vertrag wurde auf Pergamentpapier aufgezeichnet, und darin stand, daß die Hunde am Tage die Herren sein sollten, die Katzen aber des Nachts nach Belieben im Hause einhergehen dürften.

Zuerst ging alles gut, aber nach und nach fingen die Katzen an, den Vertrag zu übertreten, und gewöhnten sich daran, auch tagsüber den besten Platz am Herde ihres Herrn einzunehmen.

Die Hunde, die das zuerst ruhig mit angesehen hatten, wurden schließlich der Sache überdrüssig. Sie beschlossen ihr Recht geltend zu machen und wandten sich wieder an Gott. An einem verabredeten Tage begaben sie sich mit der Vertragsurkunde nach dem Himmel.

Während Katzen und Hunde draußen warteten, um vorgelassen zu werden, schnitten sie Gesichter oder kehrten einander den Rücken zu. Da lief auf einmal eine Maus vorbei. Eine der Katzen stürzte sich darauf, der Hund, der das wertvolle Pergamentpapier trägt, dreht sich unwillkürlich um, und sofort stürzt sich eine andere Katze auf ihn zu, ergreift das Papier und verschlingt es. Darüber gerät alles in große Aufregung, und es entsteht ein solcher Höllenlärm, daß Petrus alle hinauswirft. — Seitdem hassen die Hunde die Katzen so sehr, daß sie keine erblicken können, ohne sie zu verfolgen.

Wallonia 4, 77 = Sébillot, Folklore 3, 74.

5. Aus Louisiana.

In alten, alten Zeiten, als es nur einen Gott gab, der Mr. Jupiter hieß, fanden die Hunde ihr Los so hart und unerträglich, daß sie eine Gesandtschaft ausschickten, um Mr. Jupiter zu bitten, er möge ihre Lage verbessern. Als sie am Hause des Gottes im Himmel angelangt waren, kriegten alle Hunde es mit der Angst zu tun und rannten davon. Nur einer blieb: es war Brisetout[1]), der größte Hund aus der Gesandtschaft. Ihm war vor nichts bange, er trat vor Mr. Jupiter und sprach: „Mein Volk hat mich zu deinem Thron gesandt, um zu fragen, ob du der Meinung bist, daß wir unsere Herren Tag und Nacht bewachen und fortwährend bellen müssen und dafür rechts und links Fußtritte erhalten und nichts zu essen haben sollen. Wir sind zu unglücklich, wir wollen hören, ob du uns nicht erlauben willst, einmal in dieser Zeit eines der Schafe unserer Herren zu essen. Für nichts können wir eine Arbeit wie diese nicht leisten. Was meinst du dazu, Mr. Jupiter?“

„Wart' einen Augenblick, ich werde dir gleich eine Antwort geben, daß du niemals mehr Lust verspüren sollst, mich noch einmal zu belästigen. Ich hab es satt, diese Art von Klagen anzuhören. Ich hab es satt, hörst du?“

Darauf sagte Mr. Jupiter etwas in einer Sprache, die niemand verstehen konnte, und einer seiner Diener ging hinaus, um etwas zu besorgen. Den Hund hieß er sich niedersetzen. Brisetout blieb auf der untersten Stufe im Treppenhaus sitzen. Er dachte, daß Mr. Jupiter ihm ein gutes Mittagessen vorsetzen wolle; zunächst aber bemerkte er, daß der Diener mit einem anderen Manne zurückkehrte. Die packten Brisetout, banden ihn fest und ergriffen darauf eine Zinnpfanne, auf die

1) Französisch: 'Einer, der alles zerbricht', ein Tolpatsch.

sie roten Pfeffer und Terpentin getan hatten. Sie rieben den Hund am ganzen Körper mit dieser Mischung ein; das brannte ihn so sehr, daß er heulte und bellte. Als sie ihn dann gehen ließen, sagte Mr. Jupiter zu ihm: „Du sollst deinen Kameraden meine Antwort überbringen, und jeder, der mit Klagen kommen will, wird in der gleichen Weise empfangen werden, hörst du?“

Ach nein, Brisetout hörte nichts: er rannte schnurstracks davon, ohne zu achten, wohin er lief. Endlich kam er an ein sumpfiges Wasser, fiel hinein und ertrank.

Einige Zeit darauf fühlte Mr. Jupiter sich nicht wohl. Er beschloß den Himmel zu verlassen und einen kleinen Ausflug auf die Erde zu machen. — Am Wege sah er einen Apfelbaum stehen, der mit schönen Äpfeln behangen war. Er fing an zu essen, und währenddem kam eine Schar vor Hunden und bellte ihn an. Mr. Jupiter befahl seinem Stock, den Hunden eine tüchtige Tracht Prügel auszuteilen. Der Stock holte nach rechts und links aus und prügelte die Hunde so fürchterlich, daß sie sich in einer Minute zerstreuten. Nur ein armer Hund blieb nach, und der war ganz räudig. Er bat den Stock seiner zu verschonen. Da stieß ihn der Stock vor Mr. Jupiter hin und sagte: „Herr, dieser Hund war so schwach, daß ich nicht den Mut hatte, ihn zu schlagen.“

„Es ist gut,“ sagte Mr. Jupiter, „laß ihn gehen; wenn aber ein Hund mich noch einmal anbellen wird, so werde ich sie alle vernichten. Ich will von euch nicht belästigt werden, sage ich. Ihr habt schon einmal eine Gesandtschaft zu mir geschickt, und ich nahm sie so gut auf, daß ich nicht glaube, daß sie Verlangen danach tragen wird, zu meinem Thron zurückzukehren. Habt ihr das bereits vergessen?“

Der arme magere Hund erwiderte: „Was du sagst, ist wahr, aber wir haben niemals mehr den Boten gesehen, den wir zu dir gesandt hatten; wir warten noch immer auf ihn.“

Mr. Jupiter sagte darauf: „Ich will dir sagen, wie ihr den Boten, den ihr mir geschickt habt, herausfinden könnt: alle Hunde mögen einander beschnüffeln, und der eine, der nach Terpentin riecht, ist der Bote.“

Bruchstück eines längeren Märchens aus Alice Fortier, Louisiana Folk-tales 45 ff. (1895).

IV. Verschiedene Feindschaftssagen.

A. Feindschaft zwischen Hund und Katze (Fuchs).

1. Aus Litauen.

Einst verabredeten der Fuchs und die Katze, sie wollten einander behülflich sein, Jagdbeute zu machen. Dem Fuchs war es nämlich wegen der Wachsamkeit des Hundes unmöglich, in den Hühnerstall einzudringen. Und die Katze fing auf ihrem Gehöfte schon lange nichts mehr, weil die Vögel ihre Arglist kannten und scheu waren. Deshalb sollte der Fuchs für die Katze einen Vogel fangen, diese aber sollte dem Fuchs ein Huhn bringen.

Die Katze ging nun auf das Gehöft des Nachbars. Sie traf dort den Hund und sagte zu ihm, er möchte doch zu dem Hund ihres Herrn kommen. Der habe nämlich ein so großes Stück Fleisch erhalten, daß er es unmöglich allein verzehren könne. Deshalb lasse er ihn einladen, an dem Schmause teilzunehmen.

Der Hund ließ sich das nicht zweimal sagen und folgte der Einladung. Kaum war er fort, so stahl die Katze ein Huhn und machte sich auf, es dem Fuchs zu bringen. Sie kam auch glücklich damit zu dem Bau des Fuchses. Dieser war nicht zu Hause, sondern auf den Vogelfang ausgegangen. Da dachte die Katze,

ein ganzes Huhn sei für den Fuchs zu viel, und fraß die eine Hälfte auf, die andere Hälfte aber ließ sie im Bau zurück; dann machte sie sich auf, den Fuchs zu suchen. Vorher aber hatte sie den Mäusen den Auftrag gegeben, sie sollten das halbe Huhn bewachen.

Mittlerweile war der Hund inne geworden, daß ihn die Katze mit ihrer Einladung angeführt hatte. Als er nun auf sein Gehöft zurückgekehrt war, sah er, daß ein Huhn fehlte. Sogleich ging er, den Räuber zu verfolgen. Er hatte aber den Fuchs in Verdacht, denn er hatte ihn früher oftmals um den Hühnerstall schleichen sehen. Meister Reineke trieb sich gerade auf dem Felde herum, einen Vogel zu fangen, als plötzlich der Hund mit lautem Gebell auf ihn losfuhr. Da hatte der Fuchs nichts eiliger zu tun, als sich in seinen Bau zu retten. Dort fand er das halbe Huhn vor und verzehrte es in aller Gemütlichkeit. Es dauerte nicht lange, da kam die Katze an. Sie hatte den Fuchs vergeblich gesucht und war endlich zu dessen Bau zurückgekehrt. Nun hatte jedoch der Fuchs keinen Vogel gefangen; er leugnete keck, der Katze einen schuldig zu sein, er habe von ihr auch kein Huhn erhalten. Da glaubte die Katze, die Mäuse hätten das Huhn verzehrt, und seit dieser Zeit ist sie ihnen böse. Als sie nun wieder in ihr Gehöft zurückgelangt war, fuhr der Hund wütend auf sie los, weil sie ihn betrogen hatte. Die Katze aber sagte, daß sie die Einladung auf Bitten des Fuchses überbracht habe. Dieser hätte sich gescheut mit dem Hunde selbst zu sprechen. Somit sei der Fuchs der Betrüger; dieser habe auch das Huhn gestohlen. Seit der Zeit verfolgt der Hund den Fuchs, aber auch auf die Katze ist er böse, daß diese die falsche Botschaft überbracht hat.

Veckenstedt, Mythen, Sagen u. Legenden der Zamaiten (Litauer). II, S. 175ff.

2. Vom Rhein.

Die Tiere hatten einmal äußerst wichtige Dinge zu beraten. Es wurde eine Versammlung ausgeschrieben, wozu jede Tierart einen Abgeordneten senden sollte. Da kamen denn die Vögel und die Fische und die Vierfüßler von allen Seiten herbei, bis sie alle zusammen waren und nur der Elefant noch fehlte. Als er immer und immer nicht kommen wollte, beschlossen die Tiere, einen Gesandten zu dem Elefanten zu schicken. Sie losten, wer das sein sollte, und das Los traf den Hund. Der aber sagte: „Wie soll ich den Elefanten finden, ich habe nie einen gesehen und kenne ihn nicht.“ „Den kannst du leicht finden und erkennen,“ erwiderten die Tiere, „er hat ja einen Buckel auf dem Rücken.“ „Dann werde ich ihn schon bringen,“ sprach der Hund und lief fort. Er begegnete einer Katze, die gerade einen Buckel machte, lud sie höflich ein, mitzugehen, und sie folgte ihm mit stets gehobenem Buckel. In der Versammlung angekommen, rief er: „Hier ist der Elefant!“ und stellte die buckelnde Katze vor. Aber da lachten ihn alle Tiere aus, und seitdem ist der Hund spinnefeind mit der Katze.

Wolfs Zeitschr. f. deutsche Mythol. I, 224f.

3. Aus Rom.

In Busk, Folklore of Rome S. 421 heißt es: Früher waren Hunde und Katzen gut Freund, aber als die Hunde anfingen, Ratten zu töten, lauerten die Katzen den Hunden auf, und seitdem können sie sich nicht mehr begegnen, ohne einander zu verfolgen.

4. Erzählung der Suaheli.

Es war einmal eine Hündin, die war noch jungfräulich, und eine Maus, die war Hebamme, und eine Katze, die war ein Handwerker. Jene Maus ging oft bei der

Katze vorbei, dann ergriff diese sie; darüber ärgerte sich die Hündin und sagte: „Warum packst du die Maus?“ Und die Hündin balgte sich sehr mit der Katze, und jedesmal, wenn Hund und Katze sich sahen, mußten sie miteinander kämpfen, weil die Maus von der Katze gebissen worden war.

Lademann, Tierfabeln S. 117.

B. Feindschaft zwischen Katze und Maus.[1])

1. Aus Finnland.

Die Maus war einstmals der Schneider für die Katze, und diese befahl ihr einen Rock zu machen. Als nun die Katze kam, um ihn abzuholen, sagte die Maus: „Ich kann keinen Rock daraus machen.“ Die Katze fragte: „Was haben Sie daraus gemacht?“ Die Maus antwortete: „Ein Paar Beinkleider.“ Als nun die Katze kam, um die Hosen abzuholen, sagte die Maus: „Ich kann keine Hosen daraus machen.“ „Was haben Sie daraus gemacht?“ fragte die Katze, und die Maus antwortete: „Eine Weste.“ Als nun die Katze kam, um die Weste abzuholen, sagte die Maus: „Ich kann keine Weste daraus machen.“ „Was haben Sie daraus gemacht?“ fragte die Katze, und die Maus antwortete: „Eine Mütze.“ Als nun die Katze kam, um die Mütze abzuholen, sagte die Maus: „Ich kann keine Mütze daraus machen.“ „Was denn?“ fragte die Katze, und die Maus antwortete: „Ein Futteral.“ Als nun die Katze kam, um das Futteral abzuholen, sagte die Maus: „Ich kann kein Futteral daraus machen.“ „Was denn?“ fragte die Katze, und die Maus antwortete: „Einen Feuerzeugbeutel (tulus).“ Da packte die Katze die Maus beim Genick, und seither ist Feindschaft zwischen Katze und Maus.

Krohn, Suomal. Kansans. Nr. 184 S. 213, im Auszuge auch in Natursagen 3, 328 Nr. 8.

2. Märchen der Hova auf Madagaskar.

Die Wildkatze und die Ratte spielten zusammen, die Ratte bewachte das Haus, die Katze war der Jäger. Die Katze war auf die Jagd gegangen, und die Ratte hatte ein Loch in die Erde gemacht, aber die Katze verstand die Absicht der Ratte nicht. Dann berieten sie und beschlossen, einen Ochsen zu stehlen. Sie gingen aus, um zu stehlen und fanden einen sehr fetten Ochsen. Aber die Ratte wurde von der Katze beraubt, die nahm das Fleisch für sich und gab ihr die Knochen. Als sie beide gegessen hatten, blieb noch sehr viel übrig. Die Ratte bat um etwas Fleisch, aber die Katze gab es ihr nicht, sie gab ihr nur die Haut. Dann zerschnitt und salzte die Katze den Rest des Fleisches, nähte es in einen Korb, hängte es am Türpfosten zum Trocknen auf und begab sich wieder auf die Jagd. Als die Katze auf der Jagd war, machte die Ratte ein Loch in den Korb und aß alles Fleisch auf. Als die Katze von der Jagd zurückkam, sagte sie zu der Ratte: „Ich will jetzt Fleisch für mein Abendessen holen.“ Aber als sie den Korb herunterholte, fand sich nichts mehr darin. Sie war sehr böse und verfolgte die Ratte, aber die lief in das Loch, das sie gemacht hatte, und entwischte so. Da verwünschte sie die Ratte und sagte: „Solange mein Geschlecht dauern wird, müssen die Ratten von den Katzen vertilgt werden.“

Dahle, Specimens of Malagasy Folklore (Antananarivo A. Kinedon, 1877) p. 301-302. Contes d'Afrique par R. Basset, p. 414 (= Litt. popul. XLVII).

1) Vgl. auch den folgenden Abschnitt.

3. Fabel der Nuba am mittleren Nil.

Die Katze läßt sagen, nach ihrer Pilgerreise fresse sie keine Mäuse mehr; sie frißt dann doch wieder eine; es entsteht neue Feindschaft.

Reinisch, Die Nuba-Sprache S. 219.

4. Aus Polen.

Als die Mäuse bemerkten, daß die Katze schwarz geworden war, dachten sie daß ihre Natur sich geändert habe. Doch die alte Maus klärte sie auf.

Wisła 1890 S. 39, übersetzt in Etnograf. Obozrěnije 3, 1, 53 (1891).

Ähnliche Feindschaftsmotive sind alt und weit verbreitet, man vergleiche Liebrecht, Zur Volkskunde S. 121, Sumcov, Die Maus in der Volksliteratur S. 52 (Etnograf Obozrěnije 3, 1. Heft. 1891).

Öfter knüpfen sich auch an die Sagen von der Arche Noahs Feindschaftsätiologien, vgl. Natursagen 1, 271 Abschn. 4.

C. Der Katze Schellen anhängen.

Eine weitverbreitete Fabel erzählt, daß die Mäuse einst beratschlagten, wie sie es wohl angreifen sollten, um den Nachstellungen der Katze besser zu entgehen. Bei Boner, der die älteste deutsche Fassung gibt, heißt es von den Mäusen (Vers 19ff.):

si rieten alle ûf einen sin,
wie si wol möchtin komen hin,
und vor der katzen zorn genesen.
si muosten alle in sorgen wesen;
grôz was der katzen gewalt.
der miusen rât was manigvalt.
ze jungest kâmens über ein
mit gemeinem râte, daz ir ein
sölt der katzen henken an
ein schallen, die si sölte hân
und tragen, einzeklîch dur daz,
daz si sich möchtin deste baz
gehüeten vor der katzen list.
dô antwurt in der selben vrist
ein altiu mûs, und sprach alsô:
«des râtes sîn wir alle vrô!
der rât mag uns wol troestlîch wesen;
wil got, wir mugen al genesen.
râtent, und koment über ein,
wel under uns diu sî allein,
diu daz getürre wol bestân,
daz si der katzen henken an
welle die schallen (daz dunkt mich guot);
sô wirt gevrîget unser muot,
und mugen âne sorge leben.»
enkein mûs wolt sich selber geben
an den tôt. ân ende stât
und âne nutz der miusen rât ....

Boner, Der Edelstein Nr. 70 (hrsg. von Fr. Pfeiffer, Lpz. 1844).

Die Pointe dieser Fabel taucht zum erstenmal im altsyrischen Kalilah und Dimnah auf[1]), mag aber schon damals uralt gewesen sein. Boners Quelle war Odos 26. Fabel[2]) de muribus et cato; aus dieser ist vermutlich auch ein lateinisches Gedicht abgeleitet, das von Robert[3]) aus einer Pariser Handschrift des 14. Jahrhunderts abgedruckt worden ist. In England ist

1) Vgl. Chauvin, Bibliographie 2, 109 über die Fabel und ihre weitere Verbreitung. Ferner Revue des trad. pop. 8, 292, Mouliéras, Les fourberies p. 49 Anm. 1, Decourvemanche, Sottisier de Nasr Eddin-Hodja Nr. 148, Arlotto hrsg. von Wesselski 2, 226.

2) Vgl. Gottschick, Zeitschrift f. deutsche Philologie 11, 331.

3) Fables inédites I, 99, vgl. Gottschick ebd.

die Fabel noch öfter erzählt worden[1]), in Deutschland in einem bispel des Königs vom Odenwald.[2]) Im 16. Jahrhundert kehrt sie bei Arlotto[3]), Pauli und Hans Sachs wieder[4]) und ist auch in einem Nürnberger Bilderbogen benutzt, der einen Kupferstich „Der Mäus und Katzenkrieg" widergibt.[5]) Schließlich finden wir sie bei Eyring wieder, recht ungeschickt an den Schwank von dem verlorenen Dokument der Hunde angehängt[6]), und bei La Fontaine 2 fab. 2.[7]) Auch in jungen volkstümlichen Aufzeichnungen kommt das alte Motiv gelegentlich vor, schließt jedoch in den meisten Fassungen[8]) ohne eine Ätiologie. Findet sich eine solche trotzdem in einzelnen Varianten, so ist sie stets der erweiterten und veränderten Handlung locker angehängt. Freilich braucht sie nicht immer derart an den Haaren herbeigezogen zu sein, wie es in der unten abgedruckten finnischen Glockenblumensage, einem Schulbeispiele für willkürliche Ätiologie, der Fall ist.

1. Slowenische Variante.

Einst versammelten sich die Mäuse auf einem Felde in einer hohlen Weide, um ihre gemeinsamen Angelegenheiten zu besprechen, und verfaßten eine Urkunde, die von allen unterfertigt wurde, und in welcher der Beschluß niedergeschrieben stand, der Katze solle eine Schelle um den Hals gehängt werden, damit man schon von weitem ihr Herannahen merke. Selbstverständlich gaben alle ihre Zustimmung. Nun rückte der entscheidende Augenblick heran, wo man der Katze die Schelle umhängen sollte, und da sprach ein Mäuslein: „Ja, aber wer von uns wird denn die Schelle der Katze umhängen?" — Plötzlich sprang unter sie eine Katze und ergriff einige Mäuse, während die übrigen nach allen Seiten auseinanderstoben. Seit jener Zeit fürchten sich die Mäuse so sehr vor der Katze, daß sie es überhaupt nicht mehr wagen, gegen sie einen Beschluß zu fassen.

Krauß, Sagen und Märchen 1 Nr. 19 = Kres 6, 146 Nr. 75. Aus Varaždin.

2. Aus Frankreich.

Einstmals gelang es den Ratten durch Überrumpelung die Katze eine Schelle, die in einem Stück Fleisch verborgen war, verschlucken zu lassen. Seitdem, sobald die Katze sich aufs Feld begab, versteckten sich die Ratten, durch den Klang der Schelle in Kenntnis gesetzt, in ihren Löchern. Die Katzen, wütend, hielten eine Synode ab und beschlossen ihren Gattungsgenossen, der den Magen mit der Schelle trug, zu opfern. Ferner vergessen sie nicht, so oft sie essen, die Bissen zu schütteln, aus Furcht, noch eine Schelle zu verschlucken.

Aus Villefranche-de-Rouergue, Revue des trad. pop. 9, 646 Nr. 92.

1) Wright, Th., A selection of Latin Stories p. 80, Zeitschrift f. deutsche Phil. 11, 335, Plessow, Geschichte der Fabeldichtung in England S. XXXV f. (Palaestra 52).
2) Vgl. Pfeiffer, Altdeutsches Übungsbuch S. 155 (Wien 1866).
3) Wesselski 2, 64 Nr XCIII.
4) Pauli, Schimpf und Ernst Nr. 634. H. Sachs, Fabeln und Schwänke 4 Nr. 259.
5) Vgl. Bolte in der Zeitschrift d. Vereins f. Volkskunde 17, 427 Anm. 1.
6) Vgl. oben S. 111.
7) Ed. Regnier 1, 133.
8) Simrock, Deutsche Märchen Nr. 69, S. 325 (Stuttg. 1864), Kern und Willms, Ostfriesland S. 69 (Norden 1869), Schulenburg, Wendische Volkssagen S. 290.

3. Aus Finnland.

In einer Großstadt hauste einst ein gewaltiger Kater. Da hielten die Mäuse einmal Rat untereinander und sagten: „Was fangen wir nur mit dem Kater an?“ Und sie beschlossen, eine Glocke zu kaufen. „Die hängen wir ihm um den Hals,“ sagten sie, „dann hören wir's, wenn er kommt.“ Sie taten also all ihr Geld zusammen und kauften eine Glocke. Darauf ratschlagten sie weiter und sprachen: „Wer wird sie jetzt dem Kater anhängen? Er ist ein so grimmiger Kumpan, daß er alles tötet, was in seine Krallen gerät.“ Doch niemand war so tapfer, daß er es hätte wagen mögen. Da erhob sich ein großer Streit unter ihnen. Der eine sagte: „Du hast mich verführt, daß ich all mein Geld dafür ausgab!“ Der andere rief: „Nein, du hast es getan!“ Zuletzt kaufte ihnen der Hauskobold die Glocke ab und schenkte sie einer kleinen Blume. Und seit der Zeit gibt es Glockenblumen.

Dähnhardt, Naturgeschichtl. Volksmärchen Nr. 35 (aus Kaarle Krohn, Suomalaisia Kansansatuja I).

V. Das Märchen vom Zauberring.

Ein weitverbreitetes Märchen erzählt von einem Jüngling, der Hund, Katze und Schlange von ihren Quälern befreit und vom Schlangenkönig einen Wunderstein (-Ring) erhält, der ihm alle seine Wünsche erfüllt. Der Held läßt sich ein Schloß bauen und heiratet die Königstochter. Allein nach kurzer Zeit wird ihm der Zaubergegenstand gestohlen, das Schloß und die Gattin werden entrückt, und der Jüngling ist so arm wie zuvor. Doch Hund und Katze, die dankbaren Tiere, bringen ihm das gestohlene Kleinod wieder. Hierbei müssen sie über das Meer, und der Hund trägt die Katze. Es entsteht ein Streit um den Wundergegenstand, den jedes der Tiere seinem Herrn bringen will; zum Unglück fällt er ins Wasser und wird von einem Fische verschluckt. Jedoch gelangen die Tiere wieder in den Besitz des Zaubersteines und überbringen ihn ihrem Herrn, der sich Schloß und Gattin zurückwünscht.[1])

An jenen Streit der treuen Tiere nun hat sich in einer kroatischen Fassung eine Ätiologie geknüpft, die sich jedoch auf Katze und Maus bezieht, die hier an Stelle von Hund und Katze auftreten.[2]) Es heißt in diesem Märchen zum Schluß, daß der Fisch das Zauberkorn ausspie; die Maus faßte es schnell und lief davon, allein die Katze war hinterdrein, packte die Maus und fraß sie auf und brachte das Korn dem Herrn. Seit jenem Tage frißt die Katze die Mäuse.

Kein Zweifel ist daran möglich, und die Untersuchungen Aarnes bestätigen es, daß dieser Schluß und somit auch die Ätiologie diesem

1) Vgl. Aarne, Vergleichende Märchenforschungen S. 3—82, Köhler, Kleinere Schriften 1, 63. 437. 440, Bolte, Zeitschrift d. Ver. f. Volkskunde 18, 452, Jacobs, Indian Fairy Tales p. 90, Archiv f. slav. Phil. 5, 26. 19, 248 Nr. 9. Zeitschrift f. österr. Volkskunde 2, 221. 3, 189. 377. 7, 95, Erlenvejn, Narodnyja russk. skazki S. 21—24, Carnoy et Nicolaides, Traditions popul. de l'Asie mineure p. 70—74 = Etnograf. Obozrĕnije 3, 1, 54 (1891), Globus 42, S. 46 (Märchen der Dajaken auf Borneo).

2) Zbornik za narodni život i običaje južnih Slavena I, 124, deutsch in Dähnhardts Naturgeschichtl. Volksmärchen Nr. 23, 2. Auflage, unten S. 150ff.

Märchen ursprünglich fremd sind. Die dankbaren Tiere werden für die Handlung nur ganz äußerlich verwendet, und nicht ihr Schicksal, sondern lediglich das des Helden interessiert Erzähler und Hörer. Es ist also ein willkürliches Hineinflechten des Feindschaftsmotives in das kroatische Märchen vorgenommen worden, und die Schlußsituation samt der Ätiologie stammen natürlich aus all den echten Natursagen her, die Tierfeindschaften erklären wollen.

Aarnes Untersuchung[1]) belehrt uns, daß zwei Motivierungen für den Verlust des Zaubergegenstandes in der gesamten Überlieferung hauptsächlich in Frage kommen. Nach der ersten, allgemein verbreiteten verlangt der Hund den Gegenstand von der Katze, um ihn zu tragen, und läßt ihn dann fallen, oder derselbe fällt während des Streites ins Wasser Nach der zweiten, nur bei Finnen und Slawen vertretenen Form veranlaßt der Hund die Katze zu einer Äußerung, bei der ihr der Gegenstand aus dem Maule rutscht.[2]) Vereinzelt finden sich noch andere Motivierungen. Als ursprünglich jedoch kann nach Aarne nur die erste Form betrachtet werden, wegen ihrer Verbreitung sowohl wie um des natürlichen Zuges der Uneinigkeit willen, die auch sonst zwischen Hund und Katze besteht.

Der Streit der Tiere gehört also der vorauszusetzenden Urfassung des Märchens an, womit jedoch noch nichts darüber ausgesagt ist, ob er auch zusammen mit dem Märchen erfunden oder aber von anderer Seite her erst hineingetragen worden ist.

So könnte man den Streit der Tiere etwa aus einem jüdischen Märchen herleiten wollen, das zu der Gruppe von Tristanmärchen gehört, die Köhler in den kleineren Schriften Bd. 2, S. 328ff. bespricht.

Hier handelt sich's um eine goldhaarige Jungfrau, die ein Jüngling für seinen König sucht. Die Kunde von ihr ist dadurch erfolgt, daß zwei Schwalben, die sich beißen, ein schönes langes Frauenhaar fallen lassen. Der Jüngling findet die Jungfrau, aber ehe sie in die Werbung willigt, hat er mehrere Aufgaben zu lösen, darunter die: Wasser des Lebens und Wasser des Todes zu bringen. Mit Hilfe dankbarer Tiere gelingt es ihm. Bei seinem Herrn angelangt, wird der Jüngling getötet, von der Schönen aber durch das Wasser des Lebens neu belebt. Der König will dies auch versuchen und läßt sich ebenfalls töten, die Königin belebt ihn aber nicht wieder, sondern vermählt sich mit dem Jüngling.

Den wesentlichen Inhalt einer alten jüdischen Version dieses Märchens bringt Köhler S. 333 aus dem sog. Maase-Buch, Kap. 143.[3])

1) Aarne a. a. O. S. 53. 2) ebda S. 53.

3) d. h. Geschichtenbuch. Erste uns bekannte Ausg. Basel 1602, woraus Christop Helwig (Helvicus) in seinen Jüdischen Historien (Giessen, 1611 u. 1612) Teil 1, Kap. 15, das obige Märchen wiedererzählt. Freie Wiedergabe auch bei Tendlau, Fellmeiers Abende. Frankf. a. M. 1856, S. 5ff. Über das Maase-Buch s. M. Steinschneider im Serapeum 1866, S. 1ff., Köhler, Kl. Schr. 1, 299.

Hier muß der Rabbi Chanina, nachdem er Wasser aus dem Paradies und Wasser aus der Hölle geholt hat, als zweite Bedingung der Königin die Aufgabe erfüllen, einen ins Meer gefallenen Ring ihr wieder zu schaffen. Als der Rabbi traurig am Meer betet, kommt ein dankbarer Fisch geschwommen, den er einst Fischern abgekauft hat, und verspricht ihm Hilfe. Er schwimmt hierauf zum Leviathan und erzählt ihm alles, worauf der Leviathan befiehlt, daß der Fisch, welcher den Ring habe, ihn herausgebe. So bekommt ihn der Fisch des Rabbi, schwimmt an das Ufer, wo der Rabbi wartet, und speit ihn ans Land. Da kommt aber eben ein wild Schwein vorbei und verschlingt ihn. Wie deshalb der Rabbi jammert, kommt jener **Hund**, den der Rabbi einst gespeist, läuft dem Schwein nach und zerreißt es. So bringt der Rabbi der Königin den Ring, und sie zieht mit ihm nach Israel und gefällt dort dem König gar sehr.

Die übrigen Fassungen dieses Märchens[1]) stimmen mit der obigen genau überein, und in allen wird der vom Fisch gebrachte Ring von einem Schwein verschlungen und dieses von dem dankbaren Hunde gejagt und zerrissen, welcher Zug nach Köhler[2]) nur dem jüdischen Märchen aus dem ganzen Kreise eigen ist.

Die engen Berührungen mit dem Märchen vom Zauberring sind unverkennbar, und es fragt sich daher, ob die Handlung, die in der jüdischen Version der Gewinnung des Ringes vorausgeht, die ursprünglichere ist oder nicht. Die Antwort muß auf Grund der Analyse Aarnes verneinend lauten, denn das Ursprüngliche ist: zwei dankbare Tiere gewinnen — verlieren — gewinnen endgültig den Ring. Die jüdische Fassung zeigt dagegen deutlich die Entstellung des alten Herganges.[3]) Auch hier wird der Ring, obgleich mit Hilfe des Leviathan, durch ein dankbares Tier gewonnen; dann aber tritt plötzlich ganz unmotiviert das wilde Schwein auf (das unreine Tier!) und verschlingt den Ring, wird jedoch vom zweiten dankbaren Tiere, dem Hunde, zerrissen. Damit ist der Ring endgültig für den Rabbi gewonnen. Es fehlt also das charakteristische Durchschwimmen des Meeres, das natürlich fortbleiben mußte, weil eben die Katze des ursprünglichen Märchens durch das Schwein ersetzt worden ist, und der Streit der Tiere hat sich daher in die Jagd des Hundes nach dem Schwein gewandelt.

Die bessere Motivierung und die einfache alte Situation sind in der

1) Gaster, Folklore 7, 232, Lévi, Revue des études juives 33, 239 (Mscr. Nr. 1466 des Kataloges von Neubauer der Bibliothek Bodleiana in Oxford), Grünbaum, Jüdisch-deutsche Chrestomathie S. 385. 407.

2) Kl. Schriften 2, 335.

3) Hierzu vgl. man Grünbaum a. a. O. S. 411: „Die Hauptzüge . . . sind deutschen Märchen entnommen, während die Hauptperson, R. Chanina, semitischen Ursprungs ist.“

jüdischen Fassung also nicht erhalten, diese vertritt demnach eine genetisch jüngere Form, die sich aus der Entstellung der uns bekannten Fassungen erklären läßt.

Stammt somit der Streit der überbringenden Tiere nicht aus dem jüdischen Märchen, so bleibt die Frage nach seiner Herkunft offen und kann auf Grund des bis jetzt bekanntgewordenen Materials anscheinend noch nicht beantwortet werden.

Es mögen nun an dieser Stelle drei z. T. sehr stark abweichende Varianten zum Märchen vom Zauberring folgen, in denen sich Ätiologien finden, zuerst die oben S. 147 erwähnte kroatische Fassung.

1. Es war einmal ein altes Weib, das lebte ganz allein und verlassen in der Welt. Nirgends hatte sie etwas ihr Eigen zu nennen, als nur ihren einzigen Sohn. Zu dem sagte sie eines Tages: „Mein Söhnchen, hier hast du ein Bund Garn, gehe ins Dorf und bringe mir Brot dafür oder was du sonst bekommen kannst.“ Nahm der Sohn das Garn und ging durchs Feld in das Dorf. Dort traf er Hirten, die gerade eine Katze erschlagen wollten. „Gebt mir die Katze,“ sagte er, „ich gebe euch ein Bündel Garn dafür.“ Die Hirten berieten sich miteinander und kamen überein, ihm die Katze zu geben und sich aus dem Garn eine Peitsche zu flechten. Der Junge gab ihnen das Garn, und die Hirten gaben ihm die Katze heraus. Da schenkte er ihr die Freiheit. Die Katze aber stellte sich vor den Jungen hin und sprach: „Höre du, wenn du einmal in Bedrängnis bist, so erinnere dich meiner.“ Als der Junge nach Hause kam, fragte ihn seine Mutter: „Hast du etwas mitgebracht?“ Er antwortete: „Nichts habe ich gebracht“ und erzählte, wie es ihm ergangen war. Schnell spann die Mutter noch einmal Garn, gab es ihm und sagte: „Wohlan, gehe noch einmal ins Dorf, aber gib dort den Frauen das Garn, sie werden dir etwas dafür zu essen geben.“

Er ging wieder ins Dorf und fand wieder Hirten, die gerade auf eine Maus losschlugen. Sprach der Junge zu ihnen: „Gebet mir diese Maus, ich gebe euch dafür ein Bund Garn.“ Die Hirten erkannten den Jungen wieder und überließen ihm die Maus. Er gab ihnen das Garn, ließ die Maus laufen und machte sich auf den Heimweg. Stellte sich die Maus vor den Jungen und sagte zu ihm: „Höre du, wenn du einmal in Bedrängnis bist, so erinnere dich meiner.“ Als der Junge nach Hause kam, fragte ihn die Mutter: „Was hast du mitgebracht?“ Er sprach: „Nichts habe ich mitgebracht.“ Die Mutter wurde böse, aber was war zu tun? Sie spann zum drittenmal ein Bund Garn und gab es ihm mit den Worten: „Nun gehe wieder ins Dorf und bring es den Frauen. Dafür wirst du etwas von ihnen bekommen.“ Der Junge ging ins Dorf und fand dieselben Hirten wieder, als sie auf eine Schlange losschlugen. Sprach er zu den Hirten: „Hört auf zu schlagen, ich gebe euch Garn für sie.“ Die Hirten gaben ihm die Schlange, und er gab ihnen das Garn. Als er sich nun heimwärts wandte, stellte sich die Schlange vor ihn hin und sprach zu ihm: „Höre du, komm mit mir zu meiner Mutter, sie wird dich dafür belohnen, daß du mich vom Tode errettet hast.“ „Nein,“ sagte er, „wie soll ich dich tragen? Wenn ich dich anfaßte, so würdest du mich beißen.“ Antwortete die Schlange: „Weißt du was? Du hast doch eine Hängetasche! Lege sie nieder, ich werde hineinkriechen, und während du mich dann trägst, werde ich dir den Weg sagen, den du gehen sollst.“ „Gut,“ sagte das Kind und tat so. Sie reisten darauf zu der Mutter der Schlange, und als sie am Ziele waren, sprach die Schlange zum Jungen: „Höre, bleib stehen.

Ich will dich lehren, wie du glücklich zu meiner Mutter gelangen sollst. Geh hübsch vorsichtig hier in den Hag und gib acht, daß du nicht auf eine Schlange trittst. Du wirst an ein Haus kommen, nimm den Hut vom Kopf, verbeuge dich schön vor meiner Mutter, und sie wird dich alsbald fragen: „Was willst du für einen Lohn dafür haben, daß du meine Tochter vom Tode errettet hast?“ Dann verlange nichts anderes als die Schachtel, die auf dem Tische steht. Darin liegt ein Korn. Wenn du das in die Hand nimmst und an irgend etwas denkst, so wird es dir gleich fertig vor Augen stehen.“ Gut also, der Junge kam an das Haus und verbeugte sich höflich. Sogleich fragte die Mutter: „Söhnchen, was willst du zum Lohn dafür, daß du meine Tochter vom Tode errettet hast?“ Er antwortete: „Ich verlange nichts andres als diese Schachtel, welche auf dem Tische steht.“ „Oho! mein Lieber, wenn ich dir diese Schachtel gäbe, so würdest du Gott vergessen!“ Spricht der Junge: „Ich mag nichts andres. Wenn ihr mir nicht diese Schachtel gebt, nehme ich die Tochter wieder mit weg.“ Spricht zu ihm die Schlangenmutter: „Oho! mein Lieber. Ich gebe dir meine Tochter nicht, da will ich dir schon lieber meine Schachtel geben. Und nun gehe mit dem lieben Gott!“ Der Junge ging heim zu seiner Mutter. Als er ankam, fragte ihn die Mutter: „Was hast du mitgebracht?“ „Nichts, Mütterchen, nichts weiter als diese Schachtel.“ „O weh, mein Sohn, ich sterbe Hungers. Was soll daraus werden?“ „Mütterchen, sei nur still, bekreuze dich hübsch und bete zu Gott, und wir werden keinen Mangel leiden.“ Die Alte bekreuzte sich schnell, und der Sohn nahm das Korn in die Hand und drehte es zwischen den Fingern, und alles, was sie zu essen haben wollten, stand in Hülle und Fülle auf dem Tisch. Andern Tags denkt der Sohn: „Ach wenn ich doch ein Haus hätte, hübscher, als es der König hat!“ Sofort war das Haus da. Am nächsten Tage denkt der Sohn wiederum: „Ich möchte die Königstochter zur Frau haben!“ Und sofort war die Königstochter bei ihm, und er heiratete sie. Gut denn, sie lebten froh und zufrieden beisammen Da denkt die Frau einmal: „Wie kommt es, daß mein Mann solchen Überfluß hat? Jeden Tag haben wir anderes Essen und Trinken, nie braucht er etwas zu kaufen, und wir haben immer genug. Hier ist mehr als bei meinem Vater.“ Einmal fragte sie ihn: „Höre du, wo nimmst du das alles her? Haben wir doch jeden Tag andere Kleidung, je nach Belieben, auch anderes Essen, und niemals kaufst du etwas.“ „Ach, liebe Frau, das gibt uns Gott.“ „Andere Leute,“ spricht die Frau, „arbeiten und mühen sich ab und ernähren sich kümmerlich, die Reichen aber, die Überfluß haben, müssen doch auch immer und und immer wieder Sachen kaufen, du aber brauchst nimmer und nirgends irgendetwas zu kaufen. Erkläre mir, wie das zugeht.“ „Ach, liebe Frau, du willst mich nur aushorchen! Still, was kümmert's dich!“ Aber wie das die Frauen so verstehen, sie drang so lange in ihn, bis sie ihm das Geheimnis entlockte. Da dachte die Frau: „Warte du nur! Wenn ich einmal zu deinem Korn kommen kann, wird es schon anders werden.“ Und wahrhaftig, eines Tages ging der Mann aus und ließ sein Korn zu Hause, das er in einem Kleidungsstück vergessen hatte. Kaum war der Ärmste fort, als die Frau anfing, das Korn zu suchen. Und richtig, sie fand es. „Oho, nicht länger mag ich bei dir sein!“ rief sie und nimmt das Korn und denkt sich: „Ei, wenn ich jetzt bei meinem Vater und meiner Mutter wäre!“ Und sogleich stand sie bei ihrem Vater und ihrer Mutter, und ihr Mann stand in jener alten Hütte und war ihm nichts anderes übriggeblieben als nur hundert Gulden, die er bei sich in der Tasche hatte. Was sollte er anderes beginnen als seine Frau zu suchen? Er machte sich auf den Weg, und nachdem er mehrere Tage lang gewandert war, kam er an einen Wald. Was nun? Er mußte hindurch, und er geht

und geht und kommt in die Mitte des Waldes, da sieht er plötzlich Heiducken sitzen, die gerade Feuer anmachen. Er näherte sich, und schon hatten auch sie ihn gesehen. Was sollte er tun? Er ging zu ihnen heran, und — wie sonderbar, alle riefen ihm auf einmal zu: „Heil dir, Bruder!“ Und jeder reichte ihm die Hand. Sie glaubten nämlich, daß er ihr Bruder sei, der ihnen verloren gegangen war; diesem Bruder sah er sehr ähnlich. Da fingen sie an zu fragen: „Wie geht's dir, Bruder?“ Er antwortete: „Gut geht's.“ Sie fragten weiter: „Was hast du erworben, seit wir uns nicht gesehen haben?“ Er sagte: „Wenig, teure Brüder, nicht mehr als hundert Gulden.“ Darauf fragte auch er sie: „Was habt ihr erworben?“ Da sagte der eine: „Sieh jene Schuhe. Wenn ich sie anhabe, kann ich mit Meilenschritten gehen.“ Der andere sagte: „Ich erwarb mir jenen Mantel. Wenn ich ihn anziehe, sieht mich niemand.“ Der Bursch dachte: „Das ist gut für mich. Wenn ich es ihnen nur abnehmen könnte!“ Plötzlich sagte er zu den beiden: „Ich glaube euch nicht, daß ihr so wunderbare Sachen habt.“ Da erwiderte der eine: „Ziehe die Stiefeln an,“ und der zweite sagte: „Ziehe den Mantel an.“ Er zog die Stiefel an, kleidete sich in den Mantel und versuchte, ob er ihnen unbemerkt etwas nehmen könne, was vor ihnen lag. Sie sahen ihn nicht, und nun begann er nach und nach beiseite zu treten. Danach fing er an auszuschreiten und war alsbald bei jenem König, wo seine Frau war, und fragte nach der Königstochter. Man sagte ihm, sie sei zur Trauung in der Kirche. Was nun? Der Bursche ging in die Kirche, wo sie schon vor dem Altar stand. Ihr Bräutigam beichtete bereits. Der Bursche wartete. Nach der Beichte ging er vor den Altar zu der Königstochter, welche der Geistliche trauen wollte. Ging der Pope vor den Altar, um zu trauen, und fing an zu predigen, ihr ins Gewissen zu reden und sie zu ermahnen, daß sie begangenes Unrecht gut machen solle.

Und sie bemerkte ihren ersten Mann nicht, der unmittelbar daneben stand. Als der Pope nun so redete, gab der Mann ihr und dem Bräutigam eine tüchtige Ohrfeige. Stand der Bräutigam auf, wo er kniete und sprach: „Herr, ich mag mit dieser Jungfrau nicht getraut werden.“ Fragte ihn die Jungfrau: „Warum nicht?“ Antwortete er: „Darum, weil zwischen uns ein Hindernis ist. Mich schlug etwas hinter die Ohren, so stark, daß ich beinahe umfiel.“ „Nicht doch!“ sagte sie. „Er soll uns nur trauen.“ Der Pope fing nun zu trauen an, und der Bursche gab dem Jüngling wieder einen Schlag. Sagte der Jüngling: „Ich will nicht getraut werden. Mir ist, als wenn mich jemand geschlagen hätte.“ „Macht nichts!“ sagte sie, „nur trauen!“ Der Pope fing wiederum zu trauen an. Da kriegte er selbst einen Schlag und keinen kleinen. Da sagte der Pope: „Ich will euch nicht trauen. Auch mich hat etwas geschlagen.“ Jetzt legte ihr früherer Mann den Mantel ab, damit sie ihn sehen könnten, und sagte: „Ha, da bist du ja! Willst du zwei Männer haben? Und du, Pfaffe, willst zum zweitenmal trauen?“ Da entfloh sie erschrocken aus der Kirche. Der Bräutigam aber ergriff den Mantel und die Stiefel und entführte die Braut in das Land, dem er entstammte. Er war aber über See gekommen. Der andere, der wiederum betrogen war, sah sich hilfesuchend um. Was sollte er nun tun? Wie mochte er zu seinem Korn kommen? Da fing er an zu fragen: „Woher stammt der Jüngling?“ Er erfuhr, daß er von jenseits des Meeres sei. Dahin wollte er gehn, und er kam an das Ufer. Wie er nun dastand, dachte er bei sich: „Wie komm ich übers Wasser? Das Wasser ist so groß!“ Da fiel ihm die Katze ein, und er sagte: „Ach, wenn meine Katze hier wäre und meine Maus! die könnten mir helfen!“ Kaum hatte er das ausgesprochen, als die beiden erschienen. Und sie ragten: „Was befiehlst du, Herr?“ Er erzählte ihnen sein Unglück. Sogleich nahm

die Katze die Maus, um sie über das Wasser zu tragen, und so kamen sie vor jenes Haus, wo der Jüngling und die Königstochter im festen Schlafe lagen. Wie sollten sie hineinkommen? Die Katze sprang aufs Fenster, die Maus hinter ihr her. Das Fenster war halb offen, und so kamen sie hinein. „Wie werden wir das Korn kriegen?“ dachten sie. Der Jüngling hatte aber das Korn im Munde unter der Zunge verborgen. Das erspähte die Katze. Rasch sprang sie auf den Tisch, wo ein Teller Suppe stand, darin noch ein Rest vom Abendessen war. Die Katze tauchte den Schwanz in die Suppe und strich damit über den Mund des Jünglings. Erschrocken fuhr er auf und spie aus, und das Korn flog mit heraus. Schnell sprang die Maus herzu, packte das Korn und lief damit weg, um es dem Herrn zu bringen. Die Katze jagte hinterher und holte sie in der Nähe des Ufers ein. Jedes wollte das Korn dem Herrn geben, und sie fingen an, sich um das Korn zu reißen. Bei diesem Streit fiel das Korn ins Wasser. Was nun? Die Katze ging zum König der Fische und bat ihn: „Höre du, gib den Fischen Befehl, daß sie alle herauskommen, und jeder soll sagen, was er gegessen hat. Mir fiel ein Korn ins Wasser. Vielleicht hat's einer verschluckt.“ Der König gab den Befehl, da kam ein Fisch und sagte, er habe das Korn verschluckt. Sprach der König: „Das sollst du ausspeien!“ Und der Fisch fing an zu speien! Die Maus lauerte in der Nähe, und als der Fisch das Korn ausspie, faßte sie es schnell und lief damit zum Herrn. Die Katze hinterdrein, faßte die Maus und fraß sie auf.

Darauf brachte sie das Korn selber dem Herrn. Freudig nahm er es und wünschte, daß er und seine Frau wieder in ihrem alten Wohnhause wären, und so geschah's. Und von nun an lebten sie gut miteinander, wie lange, das weiß ich nicht. Ich weiß auch nicht, ob es wahr ist oder nicht, aber so wird's erzählt, und man sagt, daß die Katze seit jenem Tage die Mäuse frißt.

2. Aus Korea.

Vor langen Jahren lebte an dem Ufer eines großen Flusses, an der Stelle, wo die Boote zu landen pflegten, ein alter Mann mit schneeweißem Haar.

Er war arm, aber ehrlich und gut, hatte weder Weib noch Kind und ernährte sich durch einen Weinausschank. So klein sein Geschäft auch nur war, so hatte dasselbe doch in der ganzen Gegend einen guten Ruf, weil der Wein von der besten Sorte war, und der Alte weder Zank noch Schlägereien bei sich erlaubte. Er zog auch die Kundschaft, die nur zu ihm kam Wein zu kaufen, derjenigen vor, welche kam, um bei ihm zu trinken. Er schien nie auf Reisen zu gehen, neue Einkäufe zu besorgen, und sein Weinvorrat ging nie zu Ende. Immer schenkte er nur aus der nämlichen Kanne, und niemand hatte gesehen, daß der Alte Fässer im Hause hielt, aus denen er seine Kanne füllte, und doch blieb diese Kanne stets gefüllt, mochten so viele Leute kommen, als da wollten. Die getrocknete, langhalsige, gelbe Kürbisflasche war durch den langen Gebrauch schon ganz schwarz geworden und glänzte wie poliert. Wunderlich war es auch, daß der Schankwirt nicht zu altern schien, er behielt immer dasselbe Aussehen, wie vor undenklichen Zeiten.

All dieses war schon so stadtbekannt, daß gar nicht mehr darüber gesprochen wurde — es sei denn, daß einmal ein Fremder kam, dem der sonderbare Krug auffiel und der die Leute danach ausfragte; auch der verließ dann den Platz mit derselben Meinung, daß der Alte ein guter Mann sei, sein Wein aber noch besser. Im übrigen kümmerte sich niemand darum, wo der Wein herkam, solange es immer dieselbe gute Sorte war, die man erhielt.

Man gewöhnt sich eben an alles.

Die einzigen Genossen, mit denen der alte Mann lebte, waren ein Hund und eine Katze, und mit ihnen teilte er auch sein Bett und seine Mahlzeit. Es gab in der ganzen Welt keinen klügeren Hund, obgleich man nicht gerade behaupten konnte, daß er hübsch war. Sehr geduldig und gutmütig von Natur, wurde er nur ungemütlich, wenn sein Herr von irgendeinem Kunden Unbill erlitt, oder wenn ihn die Flöhe von allen Seiten angriffen, — dann aber kam ihm die Katze zu Hilfe, und bald waren die Feinde besiegt.

Der Kater war ein Original. Zwar schon längst über die Jahre hinaus, in welchen Katzen sich die größte Mühe geben ihren eigenen Schwanz zu fangen, war er doch ebenso hoch- als übermütig. Wenn er seinen Freund, den Hund, schlafen sah, vergnügte er sich manchmal damit, ihm eine tote Ratte auf die Nase fallen zu lassen. Der Hund, auf so unangenehme Weise aus dem Schlaf geweckt, fuhr erschrocken in die Höhe und jagte dann, wie vom Bösen besessen, im Zimmer umher, während der schadenfrohe Kater ein sehr würdevolles Gesicht machte, wie die Unschuld selbst, sich über die schlechten Manieren seines Freundes zu wundern schien, einen Katzenbuckel machte und den Schwanz dick aufgeplustert kerzengerade in die Höhe streckte.

Mit ihrem Herrn lebten beide Tiere aber in der größten Eintracht. Ging der Alte abends vor die Tür, um seine Pfeife zu rauchen, so begleiteten sie ihn und bewiesen durch ihr Gebell und Miauen der Nachbarschaft, daß sie noch vergnüglich lebten und zu jeder Zeit bereit wären, es mit den besten ihres Geschlechts im Kampfe aufzunehmen.

Dem Alten war es nicht immer so gut ergangen wie jetzt, wo er den Weinhandel betrieb. Er hatte auch Zeiten gekannt, in welchen er nicht wußte, woher er seinen Reis für den nächsten Tag nehmen sollte; seine guten Tage zählten erst von der Zeit, wo er den letzten Trunk aus seiner Weinflasche einem müden, alten Bettler gegeben hatte. Als derselbe sich an dem Wein gelabt hatte, gab er dem alten einen kleinen Stein, welcher wie Bernstein aussah, und sagte: „Hier, Alter, wirf das in deine Flasche, und solange der Stein darin bleibt, wird es dir nie an Wein fehlen."

Der Alte tat, wie ihm der Bettler geheißen, und siehe da, die leere Flasche ward wieder voll, und der Alte mochte so viel trinken, wie er nur konnte, die Flasche blieb immer voll und leerte sich nie. Nun betrachtete er sie von allen Seiten, nahm immer wieder einen Schluck, schüttelte sie und trank noch einmal. Dann guckte er hinein und trank von neuem, bis ihm der alte Bettler einfiel, dem er doch nun auch einen Trunk anbieten wollte. Doch, siehe da, der Bettler war verschwunden. Weil er nun niemand von seinem Weine anbieten konnte, so trank er allein weiter; das machte ihm aber kein Vergnügen, und er dachte bei sich, er könne doch unmöglich den ganzen Tag über trinken, denn da würde er sich berauschen, und es käme dann vielleicht jemand, der ihm seine Flasche raubte. So kam er auf den Gedanken einen Weinausschank zu eröffnen. Mit welchem Erfolg, sahen wir schon. Er war jedoch weise genug, sein Geschäft ganz klein und in der Stille zu betreiben, um nicht die Habgier diebischer Beamten zu erwecken. Nur der Hund und die Katze wußten um das Geheimnis, und sie ließen das Gefäß nie aus den Augen.

Doch jedes Ding währt seine Zeit, so auch hier, und der Weinausschank nahm ein plötzliches Ende.

Eines Tages erzählte man sich in der Nachbarschaft, die Flasche des alten Schankwirts sei leer, und er könne sie nicht wieder füllen. Bald versammelten sich

viele Neugierige in seinem Hause, und er mußte ihnen mit Bedauern sagen, daß das Gerücht wahr sei.

Der Hund nahm sich die Sache sehr zu Herzen; er saß aufrecht da, den Kopf zur Erde gesenkt, und seine langen Ohren hingen zu beiden Seiten herunter, so daß es fast den Anschein hatte, als wenn er schliefe.

Der alte Kater hingegen war vor großer Aufregung in steter Bewegung und sprang bald auf den Schanktisch, bald wieder herunter, und als er bemerkte, daß niemand von ihm Notiz nahm, sprang er schließlich vom Tisch auf den Balken, dicht unter der Zimmerdecke, und paßte den Ratten auf.

Alle Nachbarn bemitleideten den Alten; doch noch mehr des guten Weines halber, den er nun nicht mehr ausschänkte, als seiner selbst wegen, und der arme alte Mann ward sehr traurig. Nachts, wenn er schlafen ging, sprach er laut vor sich hin und dachte darüber nach, woher ihm wohl sein Unglück gekommen sei. Er fand schließlich keine andere Erklärung dafür, als daß er den Stein in eines Kunden Flasche hatte fallen lassen, während er aus seiner Kanne Wein goß.

Hund und Katze saßen dann bei ihm und hörten aufmerksam seinem Selbstgespräche zu. Sie blinzelten einander an und ratschlagten, auf welche Weise sie ihrem guten Herrn wohl wieder zu seinem Steine verhelfen könnten, denn auch ihnen war es klar, daß der Stein in eines Kunden Flasche gefallen war. Als der Alte endlich schlief, besprachen die Tiere die Sache ganz eingehend.

„Ich bin ganz sicher den Stein zu finden," sagte der Kater, „wenn ich ihn nur riechen könnte; doch dann müßte ich ganz nahe daran sein. Aber, wo ihn suchen? das ist die Hauptsache."

Darauf erwiderte der Hund: „Wir müssen eben jedes Haus in der Nachbarschaft durchsuchen. Wir können zu einem gewöhnlichen Besuch (Kuk Kyung) gehen, und während du die Katzen im Hause besuchst, wobei du nicht versäumen darfst, den besten Gebrauch von der Nase zu machen, will ich mich mit den Hunden außerhalb des Hauses unterhalten; sobald du etwas gerochen hast, kommst du zu mir heraus und sagst es mir."

Gesagt, getan. Noch in derselben Nacht begannen die Tiere ihre Runde. Die erste Nacht war erfolglos; so die zweite und dritte, was die Tiere aber keinesfalls entmutigte, denn sie setzten ihre nächtlichen Besuche beharrlich fort.

Einigemale wurde ihr Besuch aber auch nicht angenommen, und ein anderes Mal setzte es erst heiße Kämpfe, ehe sie ihr Vorhaben ausführen konnten. Kein Haus wurde übergangen, und nachdem sie überall gewesen waren, hatten sie doch noch nicht gefunden, was sie suchten. Nun beschlossen sie, die Häuser auf der anderen Seite des Flusses zu besuchen, denn sie kamen zu der Ansicht, der jetzige Besitzer des Steines müsse wohl auf dem gegenüberliegenden Ufer wohnen. Aber nun mußten sie warten, bis der Fluß zugefroren war, damit das Eis ihnen eine Brücke sei, denn sie wußten es wohl, daß man es ihnen nicht erlauben würde in den Passagierbooten mit überzusetzen. Der Hund hätte auch wohl jetzt hinüberschwimmen können, denn das verstand er, aber in der Jahreszeit war ihm das Wasser zu kalt.

Als nun endlich der Fluß zugefroren war, gingen die beiden treuen Tiere zwei Monate lang allnächtlich nach dem jenseitigen Ufer und kehrten jeden Morgen erfolglos zu ihres Herrn Haus zurück. Der Alte verließ seine Wohnung nur, um für seine Sparpfennige Lebensmittel einzukaufen. Die Zeit verging, und der alte Mann, der ganz menschenscheu geworden war, glaubte, seine beiden Tiere hätten ihn ebenso verlassen wie seine Kunden, weil sie sich gar nicht vor ihm sehen ließen.

Mittlerweile war der Frühling ins Land gezogen, ohne daß die zwei vierbeinigen Kameraden einen Erfolg mit ihren Nachforschungen erzielt hätten. Eines Tages jedoch, als der Kater wieder auf dem Dache eines Hauses umherjagte, kam ihm ein so bekannter Geruch in die Nase, daß er beinahe vor Überraschung durch die Decke auf den schlafenden Hausbesitzer gefallen wäre, denn er wußte sogleich: dieser Duft konnte nur von dem Steine herrühren. Der Kater spürte ihm nach und fand, daß er einem steinernen Tabakskasten entströmte. Der jetzige Besitzer des Steines mußte ihn also aus seiner Weinflasche genommen und hierher gelegt haben, ohne seinen Wert zu kennen, wenn er ihm auch zu wertvoll erschienen sein mochte, um ihn gleich auf die Straße zu werfen. Der Deckel des Tabakskastens schloß jedoch so fest und genau, daß man denken konnte, er bestände aus einem Stück, und der Kater war nicht imstande ihn zu öffnen. Er ging also zu seinem Freunde, dem Hunde, und erzählte ihm, was er gefunden. Nun überlegten beide, wie sie sich wohl in Besitz des Steines setzen könnten. Der Hund bedauerte es sehr, daß er nicht auch auf das Dach klettern könnte, sonst würde er die Kiste herunterholen. Darauf meinte der Kater, ihm sei sie viel zu schwer, sonst würde er sie umwerfen, damit sie zerbräche. So war denn guter Rat teuer. Nachdem sie noch eine Weile hin und her überlegt hatten, kam dem Hunde folgender Gedanke: „Du gehst nun zum Chef der Rattenkolonie, die in diesem Hause wohnt," sagte er zur Katze, „und machst ihm den Vorschlag, wenn er uns in dieser Angelegenheit beistehen würde, so wollten wir uns verpflichten, während voller zehn Jahre Frieden mit den Ratten zu halten, ja selbst keiner Maus in ebensolanger Zeit etwas zuleide zu tun."

„Wozu sollte das wohl nützen?" fragte die Katze verächtlich.

„Weißt du denn nicht, daß diese Art Stein weicher als Holz ist?" erwiderte der Hund. „Wenn nur der Rattenchef seine Untergebenen abwechselnd unaufhörlich an einer Stelle nagen läßt, so wird bald ein Loch entstehen, und dann können wir ganz leicht zu dem Steine gelangen."

Dies sah der Kater ein, beugte sich vor der Weisheit seines Freundes und machte sich sogleich auf den Weg, um eine Unterredung mit dem Rattenchef einzuleiten.

Während der Dauer derselben ging der Hund mit großen Schritten vor dem Hause auf und nieder, wedelte mit dem Schwanze und versuchte es, einen Beamten nachzuahmen, der oft an der Wohnung seines Herrn vorüberging und der durch seine vornehme Haltung und sein stolzes Benehmen stets besser als andere Leute erscheinen wollte. Als jedoch der Kater von seiner Konferenz zurückkam, war er höchst erstaunt, seinen würdigen Freund im Kampfe mit anderen Kötern zu finden, welche an seinem Eigendünkel und seiner Unverschämtheit Ärgernis genommen hatten. Weil er seinem Kameraden nicht anders zu helfen wußte, sprang er auf eine Mauer und fing so jämmerlich an zu miauen, daß die Einwohner der naheliegenden Häuser, von dem Lärm geweckt, herauskamen und die sich balgenden Hunde verjagten.

Der Hund des alten Schankwirts bedankte sich nicht einmal bei dem klugen Kater für seinen Beistand, ließ sich aber erzählen, wie die Unterredung verlaufen war. Nachdem die Ratte sich davon überzeugt hatte, daß die Katze wirklich nichts Böses im Schilde führte, kam sie mit ihr bis an den Tabakskasten und hörte an Ort und Stelle ihr Anliegen an. Dann wurde der Kontrakt gleich in Ordnung gebracht; der Rattenchef hatte seine Ratten an die Arbeit zu schicken, um sie in den Kasten ein Loch nagen zu lassen, durch welches man an den Wunderstein gelangte; wenn es groß genug geworden, müsse er den Kater davon benachrichtigen.

Unterdessen war das Eis auf dem Flusse aufgetaut, wodurch unserem wackeren Paare der Rückzug abgeschnitten ward, so daß sie ganz und gar an diesem Ufer bleiben mußten und so gut lebten, wie sie es unter den obwaltenden Umständen konnten. Sie schlossen manche Freundschaften, machten sich aber im ganzen doch mehr Feinde als Freunde, weil sie keine Gelegenheit vorübergehen ließen, sich mit ihresgleichen zu raufen.

Eines Tages war schönes, warmes Wetter, und der Kater saß auf dem Dache des Hauses, aus dem ihm der Wunderstein in die Nase duftete, und beobachtete eine dicke Ratte, welche sich bei ihm vorbei zu schleichen schien. Er machte sich schon sprungbereit, als ihm zum Glück noch der Kontrakt einfiel, nach dem er die Ratte verschonen mußte. Und das war nur gut, sonst wäre ihr Plan gleich zu Wasser geworden, denn die dicke Ratte war niemand anders als der Rattenchef, der ihm Botschaft bringen wollte. Das Loch sei nun fertig, sagte die Ratte, aber es sei nach innen so eng geraten, daß man nicht wüßte, wie der Stein herauszubekommen wäre, es sei denn, daß die Katze versuchte, ihn mit der Pfote herauszuholen.

Diese beratschlagte nun mit dem Hunde, den sie sogleich aufgesucht hatte, was zu machen sei, und dann gingen beide hin, sich die Sache anzusehen. Freilich konnte die Katze die Pfote hineinstecken, aber nicht den Stein erreichen, der am anderen Ende des Kastens lag. Darüber waren sie schon ganz entmutigt, als der Hund nach kurzem Nachdenken wiederum den Ausschlag durch einen guten Rat gab: eine Maus müsse hineinkriechen und den Stein herausholen, meinte er.

Hineinkommen ging auch ganz leicht, um so schwerer war das Herauskommen. Nach vielen vergeblichen Versuchen, nach schmerzlichem Quetschen und Drängen gelang es endlich einem schlanken Mäuslein, mit dem Stein aus dem Tabakskasten herauszukommen, und der Hund nahm ihn sogleich in Verwahrung.

Nachdem das Geschäft so weit erledigt war, wurde die Freundschaft noch einmal mit vielem Wedeln von seiten des Hundes und mit lautem Schnurren seitens der Katze erneut und befestigt. Die Ratten gingen dann voll Freude über ihre Sicherheit nach Hause, und die beiden treu Verbündeten machten sich auf den Weg, ihrem Herrn den wiedergefundenen Stein zu bringen.

Nun mußte der Hund wieder mit seiner Klugheit ausfindig machen, wie der Fluß zu passieren sei. Und das war keine Kleinigkeit. Endlich kamen sie dahin überein, daß der Kater den Stein in den Mund nehmen, ihn dort gut festhalten sollte, sich selbst aber an den Hund anklammern, der ihn auf den Rücken nehmen und mit ihm den Fluß durchschwimmen wolle. Nachdem der Hund dem Kater die besten Verhaltungsmaßregeln gegeben und ihn ernstlich zur größten Vorsicht ermahnt hatte, traten sie ihre Reise an.

Alles ging auch vortrefflich vonstatten; als sie aber beinahe das Ufer erreicht hatten, bemerkten einige der dort spielenden Kinder das wunderbare Paar und brachen in ein lautes Gelächter aus; einige wälzten sich vor Lachen auf dem Boden, denn sie fanden das Bild, welches sich ihnen darbot, gar zu komisch.

Der Hund war zu müde und abgespannt, um sich um die lachenden Kinder zu kümmern, die Katze aber lachte selbst so herzlich mit, daß sie bei den dadurch verursachten Bewegungen den Kopf des Hundes unter Wasser tauchte, so daß das arme Tier mehr Wasser schluckte, als ihm lieb war. Dies machte den lustigen Kater nur um so übermütiger, so daß er alle Mühe hatte, sich an den Haaren des Hundes festzuhalten. Endlich aber übertrieb er sein Lachen so sehr, daß er das Maul aufriß und dabei vergaß, daß er den Stein auf der Zunge liegen hatte, der nun

ins Wasser fiel. Kaum hatte der Hund den Unfall bemerkt, als er sofort nach dem Steine tauchte, um ihn zu erfassen, dabei seinerseits vergessend, daß ihm die Katze auf dem Rücken saß. Diese, welche große Angst vor dem Wasser hatte, krallte sich so fest an den Hund an, daß dieser sich vor Schmerz umdrehte und dann den Stein nicht erschnappen konnte, nach welchem er getaucht hatte. Da ließ der Kater los, der allen Halt verloren hatte, und schwamm, vor Angst mutig geworden, allein ans Land.

Sobald der Hund das Ufer erreicht hatte, schüttelte er sich das Wasser aus dem Fell und sprang dann voll Zorn auf den Kater zu, der durch seinen Leichtsinn die Mühe eines halben Jahres in einem Augenblicke zunichte gemacht hatte. Dieser gewann aber noch gerade soviel Zeit, einen Baum zu erklettern, auf dem er bis zum Sonnenuntergang sitzen blieb.

Während ihm nun die liebe Sonne den Pelz trocknete, spuckte er das unfreiwillig genossene Wasser auf den Hund und hielt ihn sich unter fortwährendem Fauchen und Pusten vom Leibe, daß dieser in seinem Zorne nichts anzufangen wußte, als immer um den Baum herumzurennen und zu bellen. Weil der Kater übrigens auch wußte, daß mit dem Hunde nicht gut Kirschenessen sei, wenn er so wütend bellte, so blieb er ganz ruhig sitzen und hatte nur die einzige Sorge, daß unartige Kinder ihn mit Steinen werfen könnten. Nach Sonnenuntergang kam er herunter, nahm sich aber sehr in acht, dem Hunde in den Weg zu kommen, mit dem er sich nie mehr ausgesöhnt hat.

Der Hund tauchte noch oft nach dem Steine, aber stets vergebens. Er schien überhaupt nur noch zwei Wünsche in seinem Leben zu haben: den Wunderstein wieder zu finden und die Katze zu würgen.

So kam der Winter wieder und bedeckte den Fluß mit Eis. Da ging eines Tages ein Mann an das Ufer und hackte ein Loch in die Eisdecke, um Fische zu fangen. Unser Freund sah eifrig zu, und als der erste Fisch gefangen und auf das Eis gelegt worden war, sprang der Hund flink hinzu, nahm den Fisch fort und brachte ihn seinem alten Herrn, der unterdessen so arm geworden war, daß er betteln mußte. Er freute sich daher nicht wenig, daß ihm sein treuer Hund einen so schönen Fisch brachte, und machte sich sogleich daran, ihn für die Mahlzeit zuzubereiten.

Wer beschreibt aber das Erstaunen beider, als der so lang gesuchte Stein herausfiel!

Der Hund wußte sich gar nicht vor Freude zu lassen, sprang an seinem Herrn empor, leckte ihm das Gesicht und die Hände und bellte wie närrisch. Als sich ihre gemeinsame Freude etwas gelegt hatte, ging der Alte an seinen Kleiderschrank, holte seinen besten Anzug hervor, den er am vergangenen Tage bereits dem Trödler zum Kauf angeboten hatte, kleidete sich an und steckte seinen letzten Heller in die Tasche, um sich ein wenig Wein zu kaufen, wohl wissend, daß nun seine Not zu Ende sei. Unterdessen legte er den Fisch auf den Rost, damit er langsam brate, bis er von seinem Gange wieder heimkehrte; dann aßen sie ihn beide auf, und er mundete ihnen vortrefflich.

Als der Alte seinen guten Anzug wieder in den Schrank hängen wollte, sah er zu seinem höchsten Erstaunen gerade einen ebensolchen, wie er herausgenommen hatte, darin hängen und in der Tasche ein ebensolches Geldstück, wie er vorher zu sich gesteckt hatte.

Nun sah er erst ein, welchen wunderbaren Stein er besaß und daß er sich durch dessen Zauberkraft noch ganz andere Sachen, als nur Wein, verschaffen

konnte. Er ward immer reicher und reicher, da er jedwedes Ding, welches er besaß, verdoppeln konnte. Für seinen treuen Hund sorgte er aufs beste, und dieser hat bis an sein Ende nie eine Ratte getötet, aber auch nie eine Gelegenheit vorübergehen lassen, sich an Katzen zu rächen.

Heutigen Tages kann man noch sehen, wie die Katzen den Hunden aus dem Wege gehen, denn schon der Anblick eines Hundes erinnert die Katzen an das Abenteuer ihres Vorfahren — wie er den ganzen Tag auf dem Baume sitzen mußte und an das kalte Bad vorher.

Unwillkürlich fangen sie an zu spucken, gerade als wenn sie mit Flußwasser angefüllt wären, und dabei geht ihnen der Schwanz kerzengerade in die Höhe, eine Stellung, die sie sonst nie einnahmen, bis damals, als der Kater naß und frierend auf dem Baume saß und sich von der Sonne den Pelz trocknen ließ.

H. N. Allen, Korean tales p. 40—55 = Arnous, Korea S. 53—63.

3. Visaya-Sage (Philippinen).

Einst lebte in einem Pueblo ein reicher Mann, der hatte einen Hund und eine Katze. Seine einzige Tochter, die er sehr liebte, lernte in einem Kloster in einer mehrere Meilen entfernten Stadt, und er pflegte ihr durch den Hund und die Katze wöchentlich ein kleines Geschenk zu senden. Der Hund war so alt, daß er alle Zähne verloren hatte und nicht mehr kämpfen konnte, aber die Katze war schlau und kräftig. Der Hund aber kannte den Weg besser, und so konnten sie sich gegenseitig helfen.

Eines Tages wollte der reiche Mann seiner Tochter einen Zauberring senden und rief Katze und Hund zu sich. Zur Katze sagte er: „Du bist schlau und vorsichtig. Du kannst diesen Zauberring zu meiner Tochter tragen, aber nimm ihn sorgfältig in acht.“ Zum Hunde sagte er: „Geh du mit der Katze, um meiner Tochter den Ring zu bringen. Paß auf, daß ihr den Weg nicht verliert und daß niemand die Katze belästigt.“ Beide Tiere versprachen, ihr Bestes zu tun, und begaben sich sogleich auf den Weg.

Unterwegs mußten sie einen breiten, tiefen Fluß durchkreuzen, über den es keine Brücke gab, und da sie kein Boot finden konnten, beschlossen sie hinüberzuschwimmen. Der Hund sagte zur Katze: „Gib mir den Zauberring.“ „Nein,“ sagte die Katze, „hast du nicht gehört, was der Herr jedem von uns befohlen hat?“

„Ja, aber du kannst nicht gut schwimmen und könntest den Ring verlieren, während ich so stark bin und ihn gut tragen kann,“ antwortete der Hund. Die Katze wollte nicht ihrem Herrn ungehorsam sein, aber als der Hund drohte, sie zu töten, mußte sie ihm den Ring in Verwahrung geben.

So schwammen sie über den Fluß, der war so breit, daß es eine Stunde dauerte, bis sie ihn durchkreuzt hatten, und sie wurden beide sehr müde und schwach. Gerade ehe sie das andere Ufer erreichten, ließ der Hund den Ring ins Wasser fallen, und man konnte ihn nicht wieder finden. „Jetzt müssen wir nach Hause gehn,“ sagte die Katze, „und unserm Herrn sagen, daß wir den Ring verloren haben.“ „Ja,“ sagte der Hund, „aber ich fürchte mich sehr.“ Also kehrten sie um, aber als sie in die Nähe des Hauses kamen, überkam den Hund die Angst so sehr, daß er davonlief, und man hat ihn nicht wieder gesehen. Der Herr war sehr erstaunt, als er die Katze so bald wiederkommen sah, und fragte sie: „Wo ist dein Begleiter?“ Die Katze fürchtete sich zuerst zu antworten. „Wo ist der Hund?“ fragte der Herr wieder. „O, er lief fort,“ sagte die Katze. „Lief fort?“ rief der Herr, „was heißt das?“ „Wo ist der Ring?“ „O, Verzeihung, Herr,“ erwiderte die Katze. „Erzürne

dich nicht, und ich will dir sagen, was geschah. Als wir ans Flußufer kamen, sagte der Hund, ich solle ihm den Ring geben. Ich weigerte mich lange, aber als er drohte, mich zu töten, wenn ich es nicht täte, mußte ich ihm den Ring geben. Es war sehr schwer über den Fluß zu kommen, und unterwegs ließ der Hund den Ring ins Wasser fallen, und wir konnten ihn nicht wieder finden. Ich beredete den Hund mit mir umzukehren und es dir zu sagen, aber auf dem Wege fürchtete er sich so, daß er fortlief. — Der Herr gab darauf dem Volk eine Bekanntmachung und setzte eine Belohnung aus für den, der seinen alten Hund finden und ihm bringen würde. Man sollte ihn daran erkennen, daß er alt sei und keine Zähne habe. Der Herr erklärte auch, daß, wenn er den Übeltäter wieder hätte, er ihn bestrafen würde, indem er ihm den Schwanz abschnitte. Er befahl, daß alle Hunde der Welt auf die Suche gehen sollten, und seit der Zeit fragt ein Hund den andern, wenn sie sich begegnen: „Bist du der alte Hund, der den Zauberring verlor? Wenn du es bist, wird dir der Schwanz abgeschnitten.“ Dann zeigen sie sich die Zähne und wedeln mit dem Schwanze, um es zu verneinen. Seit dieser Zeit auch fürchten sich die Katzen vor dem Wasser und schwimmen nicht durch einen Fluß, wenn sie es vermeiden können.

Journal of American Folklore XX, 99.

6. Kapitel.

Königswahl und Krieg der Tiere.

A. Die Königswahl der Vögel.

Eine der ältesten Übertragungen menschlicher Verhältnisse in die Welt der Tiere liegt unzweifelhaft vor in der Wahl eines irgendwie ausgezeichneten Tieres zur Herrschaft über seinesgleichen.

Da schon die Bäume sich einen König erwählten[1]), die doch festwurzelnd an einem Ort gezwungen sind ein passives Dasein zu führen, wieviel mehr bedurften nicht die Tiere eines Leiters und Herrn! Zahlreich und alt sind die Zeugnisse über Tierkönige, und wohl unter allen Völkern der Erde gibt es Geschichten, die von ihnen, den Mächtigen und Gefürchteten, erzählen.

Es soll uns zunächst die Königswahl der Vögel beschäftigen, bei der wir auf den eigentümlichen, schon von Jakob Grimm bemerkten[2]) Zug stoßen, daß die „Königswürde entweder dem größten und mächtigsten oder umgekehrt dem kleinsten und dem zierlichsten Geschöpf einer Gattung“ übertragen wird. So stehen sich der Adler, gewiß der alte, ursprüngliche Herrscher der Vögel, und der winzige Zaunkönig einander gegenüber, und wie in dem Däumlingsmärchen, so ist auch hier das Bild des kleinen schlauen Helden mit starker Anteilnahme, aber nicht ohne Spottlust gezeichnet. Wichtig für den Nachweis der weiten Verbreitung der Zaun-

1) Buch der Richter 9, 8. Vgl. Hervieux, Les Fabulistes 2, 589 (Odo), 761 (Sheppeg), 581 (Marie). 2) Reinhart Fuchs S. XLIV.

königsage[1]) sind die zahlreichen Namen, die dem Zaunkönig beigelegt werden[2]) und in ganz Europa zu finden sind. Im Griechischen heißt er τρόχιλος, βασιλίσκος, im Lateinischen trochilus, regulus, avis regaliolus, italienisch reatino, re di siepe, re di macchia, französisch roitelet, berichot[3]), spanisch reyezuelo, reyecillo; im Althochdeutschen heißt er kunigli, im Mittelhochdeutschen küneclin, und in Geilers von Kaisersperg Postill (fol. 155, Fritsch 2, 466[a]) lesen wir: „regulus heißt ein vöglin, ist vast klain, zunschlipferlin, das sich wider den Adler struesset“[4]); im Holländischen tuinkoningje und viele andere Namen, im Dänischen gjerde konge (Heckenkönig), fugle konge, im Schwedischen kungs-fogel; bei den Kleinrussen koroljok[5]) (kleiner König) und den Großrussen krapivnik (von krapiva Nessel); litauisch nyksztukėlis (nykštùkas Deminut. von nykštỹs der Daumen, vgl. Kurschat, Wörterbuch 2, 275). Alle diese Namen können als Belege für die Zaunkönigssage gewertet werden, wir haben jedoch noch wichtigere Zeugnisse.

So sind allbekannt die Anspielungen auf den Wettstreit zwischen Adler und Zaunkönig bei Aristoteles, Hist. animal. 9, 11, wo es heißt καὶ τρόχιλος ἀετῷ πολέμιος, und bei Plinius, Hist. nat. lib. X, cap. 74: dissident aquila et trochilus, si credimus, quoniam rex appellatur avium.[6])

Wir finden dann bei Alexander Neckam die vollständige Fassung der Sage (de naturis rerum lib. I, cap. 78, ed. Thomas Wright p. 122 f.), die er folgendermaßen erzählt:

Die Vögel machten unter sich aus, daß derjenige die Königswürde erhalten sollte, der durch hohen Flug alle anderen überträfe. Der Zaunkönig verbarg sich unter dem Flügel des Adlers und suchte sich einen günstigen Zeitpunkt. Als nämlich der Adler nahezu am Himmelsgebäude angelangt war und schon die Herrschaft für sich beanspruchte, da erdreistete er sich, auf den Kopf des Adlers zu fliegen, indem er behauptete, Sieger zu sein. Und so erhielt er den Namen regulus. (Sicque nomen reguli obtinuit.)

Hier liegt also wie in zahlreichen jungen mündlichen Varianten die Namensdeutung der Ätiologie zugrunde, ohne daß dem vermeintlichen Sieger nun auch die Königswürde wirklich übertragen wird.

Dieser letztere ätiologische Schluß findet sich jedoch in einer Sammlung hebräischer Tierfabeln, die der Rabbi Baradja Nikdani oder Hannakdan

1) Vgl. Zeitschrift für deutsche Mythologie 1, 2; Grimm, KHM. 171 und Anm.; Pfeiffer, Germania 6, 80; Sloet, De Dieren S. 209; Köhler, Klein. Schr. 1, 70. 136. 197; Wossidlo, Meckl. Volksüberl. 2, 366. — Ferner hat Dähnhardt in seinen Beiträgen zur vergl. Sagen- und Märchenforschung S. 28 ff. u. 42 nachgewiesen, daß eine große weitverbreitete Gruppe von Sagen über den Wettlauf zwischen zwei Tieren unter dem Einfluß des Wettflugs des Zaunkönigs entstanden ist.

2) Wossidlo a. a. O. 2, 366.

3) Vgl. Cotgrave's Dictionary 1650 s. v. Berchot. 4) Uhlands Schriften 3, 83.

5) Dragomanov, Malorussk. nar. pred. S. 386 = Bulašev, Ukrainskij narod S. 474.

6) Uhland, Schriften 3, 164, J. Grimm, Einleitung zum Reinhart Fuchs S. 44 mit weiteren Belegen.

in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts dichtete. Hieraus teilte W. Grimm in Wolfs Zeitschrift für deutsche Mythologie 1, 2 das folgende Stück mit:

Der Zaunschlüpfer war König durch List, nicht durch Tapferkeit, und ward über die andern Vögel gesetzt, obgleich er der kleinste ist.

Als nämlich sich die Vögel versammelt hatten, einen König zu wählen, wurden sie einig, daß derjenige es werden solle, der am höchsten fliegen könne. Der Adler sprach: „Wer unter den Vögeln kann sich mit mir vergleichen und wer ist schneller als ich?“

Der Zaunschlüpfer aber dachte: Ich will mich von ihm in die Höhe tragen lassen; und setzte sich unter die Flügel desselben. Die Vögel flogen auf, und der Adler stieg noch einmal so hoch als die übrigen. Da rief er: „Ich bin der Herr der Vögel!“ Als der Zaunschlüpfer sah, daß der Adler ermüdet war und nicht weiter konnte, nahm er alle seine Kräfte zusammen und flog noch ein Stück weiter in die Höhe. So ward ihm der Preis und er der König der Vögel.

„Einen neuen Beleg für die lebendige Verbreitung dieser Sage in Deutschland noch während des Mittelalters, ein Mittelglied gleichsam zwischen jenem jüdischen Zeugnis des 13. Jahrh. und den Überlieferungen aus der Gegenwart“ gibt Franz Pfeiffer in der Germania 6, 81 „durch Mitteilung eines Gedichtes aus dem 15. Jahrh., das in einer fast dramatischen Gestalt das Märchen vom Zaunkönig erzählt. Es steht in der Handschrift der K. Hof- und Staatsbibliothek zu München Cod. germ. 714 Pap. in Quart. Die rohe Form und Verwilderung in Vers und Reim sind ein Merkmal aller bürgerlichen Dichtung des 15. Jahrh.“ — Der Inhalt dieses Gedichtes ist folgender:

Zu den Zeiten, als das Geflügel noch redete und sprach, versammelten sich die Vögel auf Betrieb des Adlers, und dieser stellte, da alle lebenden Wesen ihr Oberhaupt hätten, den Antrag, daß auch sie sich zur Wahrung ihrer Sicherheit und ihres Ansehens einen König wählten. Dieser Vorschlag fand Beifall, und sie traten zu einer Beratung über die beste Art und Weise der Wahl zusammen. Sie kamen aber zu keiner Einigung, und es erhob sich zum großen Ärger des Adlers ein wüstes Geschrei unter der uneinigen Schar. Da sprach der Falke, es scheine ihm das beste, wenn sie um das Königreich flögen: wer am höchsten auffliegen könne, der solle König sein. Dessen war der Adler zufrieden, vor ihnen allen schlug er sein Gefieder zusammen und rief: „Wohlan, so wollen wir um das Königreich fliegen.“ Das hörte ein kleines Vöglein, wohl das kleinste von allen, und setzte sich unbemerkt auf seinen Rücken. Als der Adler über alle hinauf bis in die Wolken gestiegen war, rief er: „Das Königreich ist mein,“ und alle sprachen: „Ja, es ist dein, denn du bist allen vorausgeflogen.“ Da tat das Vöglein, indem es sich noch höher in die Wolken schwang, einen Ruf: „Nein, das kann nicht sein, von Recht gehört das Königreich mir.“ Darob erschrak der Adler und tat, indem er sich nach dem Vöglein umsah, das selbst König sein wollte, einen Schlag. Da sah er es hoch über sich in den Wolken und klagte unter Drohungen gegen das Vöglein, daß er ihm nicht nachkommen könne. Dieses verkroch sich erschreckt und die Rache des Adlers fürchtend in seine schützende Hecke. Auf die Frage des Falken, wo denn ihr König hingekommen, antwortete der Adler: „Er hat sich

vor meinem Zorn versteckt. Da aber Gott es so gefügt und ich nicht König sein kann, so möge er kommen, damit wir ihn bestätigen." Der Falke schlägt vor, einen Boten an ihn abzusenden, der ihn rasch herbeikommen heiße. Die Schwalbe empfiehlt dazu die Kohlmeise, weil sie des Königs Tagreise kenne. Diese schwingt sich auf ihren Weg und richtet dem Könige die Botschaft aus, indem sie ihn der friedlichen Gesinnung des Adlers und der Bereitwilligkeit aller Vögel, ihn als König zu ehren, versichert. Als die Kohlmeise ihnen das Königlein vorstellte, empfingen sie ihn schön und setzten ihm eine Krone auf und gelobten ihm Gehorsam. (Vers 1—144.)

Auch für das 16. Jahrhundert haben wir ein Zeugnis: ein alter französischer Ornithologe [Livre VII de la Nature des Oyseaux par P. Belon (1555) p. 342] bemerkt, gestützt auf die Autorität des Aristoteles, daß den Adler, ungeachtet der winzigen Größe des Zaunkönigs, der Gedanke quält, wer die Herrschaft über alle Vögel besitze.[1])

Schließlich möge hier noch ein Zeugnis Platz finden, das sich auf die Zeit der Christianisierung Irlands bezieht (5. Jahrhundert).

Vallancey, Collectanea de Rebus Hibernicis Nr. 13, p. 97 (1770—1804 in 7 Bänden), sagt nämlich in bezug auf den Zaunkönig, den Lieblingsvogel der Auguren, daß die Druiden ihn als den König aller Vögel ansehen, und daß der Aberglaube über diesen kleinen Vogel bei den ersten christlichen Missionaren Ärgernis erregte. Unter ihrer Herrschaft wurde der Zaunkönig von den Bauern am Weihnachtstage und an dem folgenden, dem St. Stephanstage[2]), verfolgt und getötet.

I. Die einfachsten Fassungen.

Außerordentlich zahlreich sind die Aufzeichnungen jüngster Zeit. Wir beginnen mit den einfachen Berichten über die Königswahl oder den Wettflug, die keine weitere Entwicklung der schlichten Fabel kennen, oder eine solche höchstens nur andeuten. Fast ausschließlich geht die Ätiologie auf die Beilegung eines Namens, den das bis dahin unbeachtet gebliebene kleine Vögelchen erhielt, oder aber auf die Erringung der Königswürde durch den winzigen Sieger, und nur einmal[3]) wird der Name durch die Erzählung erklärt und etymologisch gedeutet.

1. Aus Sizilien.

Der Zaunkönig (riiddu).

a) Die Vögel mußten sich eines Tages einen König wählen, und der Adler, voll Überhebung es zu werden, flog sehr, sehr hoch mit jener Sicherheit, die niemand hätte überbieten können. Unter seinen Flügeln indessen hatte sich der Zaunkönig verborgen, der, sobald er den Adler müde werden sah, aus seinem Ver-

1) Vgl. Brand, Pop. antiqu. p. 188 ed. by Hazlitt.

2) An diesem Tage wurden, wenigstens noch zu Mitte des vorigen Jahrhunderts, in Südirland Umzüge der Dorfjugend mit Gesängen, die sich auf den Zaunkönig bezogen, veranstaltet, vgl. Uhlands Schriften 3, 83.

3) In der zunächst folgenden Variante 1a. Vgl. in Abschnitt III die Variante aus Oldenburg, unten S. 174.

steck schlüpfte und nun seinerseits selbst den Adler noch überflog. Die Vögel aber riefen bewundernd: Der soll unser König sein! ('U re è iddu! = riiddu.)

b) Andere erzählen so:

Der Zaunkönig ließ sich auf dem Kopfe des Adlers nieder, ohne daß der die Last fühlte. Als dann der Adler mit reißendem Flug sich in schwindelnde Höhen hob und zum König proklamiert war, ließ der Zaunkönig sein Stimmchen ertönen und sagte: er sei der König der Vögel, da er noch höher gestiegen sei.

Pitrè, Usi e costumi 3, 383.

2. Aus Frankreich.

a) Ein weitverbreitetes und sehr altes Märchen erzählt, daß die Vögel sich eines Tages einen König wählen wollten. Die Krone sollte demjenigen bestimmt sein, der sich am höchsten in die Luft erheben würde. Der Adler glaubte, daß er den Preis davontragen würde, doch als er sich ermüdet zum Niederlassen anschickte, schwang sich der Zaunkönig, der sich unter einem der Adlersflügel versteckt hatte, in die Höhe und weit über jenen empor. Er wurde zum König ausgerufen oder vielmehr zum kleinen König der Vögel.

Rolland, Faune popul. 2, 293. Daher rührt auch das Sprichwort aus der Bretagne: der Adler flieht vor dem Zaunkönig.

b) Revue des trad. pop. 12, 549, wo eine Variante aus der Auvergne mitgeteilt ist, die mit der obigen übereinstimmt.

c) In der Zeitschrift Mélusine 1, 193f. ist ein bretonisches Lied[1]) abgedruckt, in dem jeder Vers mit dem Refrain schließt:

Aaux noces du Roitelet,
L'époux est tout petit.

Es werden im Liede die vielen Vögel aufgezählt, die auf des Zaunkönigs Hochzeit kommen wollen und von jedem wird berichtet, womit er den kleinen Gastgeber zu erfreuen gedenkt. Doch im Schlußverse heißt es:

Tous les oiseaup s'y trouvèrent,
Il n'y en eut qu'un seul qui ne vint pas
Aux noces, etc.

Der eine Vogel, der nicht kommen will, ist der Adler, den die Volksüberlieferung als einen Feind des Zaunkönigs betrachtet, weil dieser ihm die Königswürde über die Vögel streitig macht.

d) Eines Tages sprach der Adler zum Zaunkönig: „Armer kleiner Zaunkönig, ich bin groß, stark und kühn. Wenn es mir gefällt, steige ich hinauf in den Himmel, viel höher als die Wolken. Und das ist es, weswegen ich der König der fliegenden Tiere bin. Du jedoch, armer kleiner Zaunkönig, bist nicht größer als eine Bohne und kommst außer Atem, wenn du dich zehn Klafter hoch erhebst. Ich bedaure dich, armer kleiner Zaunkönig." — „Adler, spare dein Mitleid für andere auf als mich. So klein und schwach ich auch sein mag, ich wette, daß ich höher gen Himmel steigen werde als du." Der Adler fing an zu lachen: „Armer kleiner Zaunkönig, wetten wir. Was gibst du mir, wenn ich gewinne." — „Adler, wenn du gewinnst, gebe ich dir mich selbst zum Verspeisen. Verlierst du aber, so schwöre,

1) Eine andere etwas abweichende Fassung ist in den Mém. de la Soc. Archéol. des Côtes-du-Nord 1866 p. 203 mitgeteilt.

niemals mir oder den Meinen etwas Böses anzutun.“ „Armer kleiner Zaunkönig, es sei beschworen. Komm. Wo bist du?“ Der Zaunkönig hatte sich bereits auf den Kopf des Adlers gesetzt. — „Adler, ich bin hier. Los. Hordi! Hoh!“ Der Adler erhob sich zu vollem Fluge ohne zu argwöhnen, daß er den Zaunkönig auf seinem Kopfe mit hinauftrage. Zwanzigmal in der Stunde schrie er, daß ihm das Trommelfell platzen wollte: „Wo bist du, armer kleiner Zaunkönig?“ — „Adler, ich steige gen Himmel, viel höher als du.“ Lange, sehr lange flog der Adler in die Höhe, immer kerzengerade gen Himmel. Zwanzigmal in der Stunde schrie er, daß ihm das Trommelfell platzen wollte: „Wo bist du, armer kleiner Zaunkönig?“ — „Adler, ich steige gen Himmel, viel höher als du.“ Endlich ließ der Adler sich hinab. Ein letztes Mal schrie er, daß ihm das Trommelfell platzen wollte: „Wo bist du, armer kleiner Zaunkönig?“ — „Adler, ich steige gen Himmel, viel höher als du.“ Ganz bestürzt ließ der Adler sich hinunter ohne zu argwöhnen, daß er den Zaunkönig auf seinem Kopfe emporgetragen hatte. — „Adler, wir sind auf der Erde. Bin ich höher zum Himmel aufgestiegen als du?“ „Es ist wahr, armer kleiner Zaunkönig. Du bist höher gen Himmel gestiegen als ich. Fürchte nichts. Was beschworen ist, ist beschworen. Niemals werde ich dir oder den Deinen etwas Böses antun.“

Bladé, Contes popul. de la Gascogne III, 218 ff.

e) Der Zaunkönig ist ebenso wie der Maikäfer der Rivale des Adlers. Er fliegt viel höher als dieser.

In einer Erzählung aus Montferrat wetten der Zaunkönig und der Adler, wer am besten fliegen könne. Alle Vögel sind anwesend. Während der hochmütige Adler, des Zaunkönigs nicht achtend, in die Lüfte steigt und so hoch fliegt, bis er schließlich ermüdet, befindet sich der Zaunkönig unter einem Flügel des Adlers. Doch als er sieht, daß dieser ermüdet, steigt er noch höher und singt triumphierend.

Gubernatis, Mythologie zoologique II, 219 = Mélusine 1, 194 Anm. 1.

3. Aus Jütland.

Die Vögel wollten einst einen König wählen, den, welcher am höchsten fliegen könnte, den Adler. Der Zaunkönig setzte sich auf den Rücken des Adlers. Als der Adler am höchsten war, flog der Zaunkönig noch höher, aber so hoch, daß er seine Flügel verbrannte, sie wurden braun und er wurde deshalb Braunkönig genannt.[1])

Kristensen, Sagn II, 262.

4. Aus der Champagne.

Der Zaunkönig ist hier wohlbekannt, mit seinen rötlichgelben Flügeln und seinem spottenden Ruf.

Einst, vor der Errichtung des Königreiches der Vögel, vereinigten sich alle Bewohner der Luft, um einen König zu wählen. Es wurde beschlossen, daß dem die Krone bestimmt sein solle, der am höchsten fliegen könne. Zuerst meinte man, daß der Adler den Sieg davontragen würde, aber man hatte ohne den kleinen Zaunkönig gerechnet, der sich auch zum Wettbewerb stellte. Auf ein gegebenes Zeichen fingen alle Bewerber an zu fliegen, und wie ein starker Wirbelwind hob es sich gen Himmel. Der Zaunkönig aber war so winzig klein, daß man ihn bald

1) Hier mag die Vorstellung mitgespielt haben, daß der Zaunkönig einst der Feuerholer, die incendaria avis gewesen ist (vgl. Natursagen Bd. 3, 93 ff.). Doch wäre es auch möglich, daß jenes Schlußmotiv eine selbständige Erfindung des dänischen Erzählers ist, und ebenso in der folgenden französischen Fassung, denn die Situation legt es außerordentlich nahe.

nicht mehr sah, und der schlaue Vogel schlug einmal kräftig mit den Flügeln, so daß er bis zum Adler herankam, und setzte sich dann ganz sanft auf dessen Rücken. Er war so leicht, daß der Riese der Lüfte ihn nicht bemerkte. Als sie sehr hoch geflogen waren, fingen die ermüdeten Vögel an, sich wieder herabzulassen. Bald war der Adler allein in den Lüften, oder glaubte es wenigstens zu sein. Nachdem er noch einen Augenblick in der Luft geschwebt hatte, wollte er sich nun auch herablassen. Doch da fing der Zaunkönig an zu fliegen. „Was," rief er dem bestürzten Adler zu, „was, du gibst den Kampf schon auf? sieh mich an, ich bin noch nicht mit meiner Kraft zu Ende, und ich werde noch viel höher fliegen." Und er flog noch so hoch, daß der Adler sich besiegt erklären mußte, aber ehe sie ganz unten waren, sagte der Große zu dem Kleinen: „Laß uns ein Abkommen treffen, du kannst doch nicht König der Vögel sein, ich kann besser herrschen als du. Wenn du einwilligst, so werde ich der König sein, du aber der Zaunkönig" (je serais le roi et toi, tu seras le roitelet).

Der Vorschlag wurde angenommen, und seitdem heißt der kleine Vogel Zaunkönig (roitelet), seitdem hat auch der Zaunkönig den rotgelben Flügel, denn als er so nahe an die Sonne herankam, rötete sich sein Flügel.

Revue des trad. pop. 1, 389.

5. Aus Schottland.

a) Adler und Zaunkönig stritten eines Tages darüber, wer am höchsten fliegen könnte. Zum Lohne sollte der Sieger König der Vögel im laufenden Jahre sein. Der Zaunkönig erhob sich geradeswegs in die Luft, der Adler aber flog auf und bewegte sich in großen Zirkeln. Sowie der Zaunkönig müde wurde, setzte er sich auf den Rücken des Adlers. Und als dieser vor Müdigkeit genötigt war, im Fluge innezuhalten, rief er: „Nun Zaunkönig, wo bist du geblieben?" — „Ich bin über dir," antwortete der Zaunkönig." Und so gewann er die Wette.

Brueyre, Contes populaires de la Grande Bretagne p. 371 Nr. 98 (aus Campbell, Pop. Tales of the West-Highlands I, 277 = Douglas, Scottish Fairy and Folk-Tales p. 28).

b. Eine zweite schottische Variante hat einen eigenartigen Schluß.

Die Vögel begannen einmal einen Wettstreit, welcher von ihnen am höchsten fliegen könne. Der Zaunkönig aber hüpfte auf den Rücken des Adlers. Als nun der Adler so hoch geflogen war, wie er konnte, fragte er: „Wo bist du jetzt, brauner Zaunkönig?" Der Zaunkönig flog noch ein Stück höher und sagte: „Weit, weit über dir." Und weil ihm dies verwegene Schelmenstück so gut gelungen ist, darf er seitdem zwölf Eier legen, aber der Adler nur zwei.

Campbell, Clan Traditions and Popul. Tales of the West-Highlands p. 120, London 1895.

6. Vlämische Variante.

Menschen und Tiere hatten ein Oberhaupt, 'nen König; die Vögel allein genossen dieses Vorrecht noch nicht. Schließlich gingen sie, sich darüber bei ihrem Herrn zu beklagen, und dieser rief alle Vögel zusammen. Eilig kamen da ganze Schwärme angeflogen, und es war ein Singen, Quirilieren und Zwitschern, ein Schmettern und ein Schnalzen, daß Sehen und Hören dabei verging. Als nun alle Vögel vom größten bis zum kleinsten anwesend waren, gebot der Herr Stille und erklärte, daß derjenige unter ihnen zum Könige ausgerufen werden sollte, der im Fluge der Sonne am nächsten kommen würde.

Auf ein verabredetes Zeichen breiteten sie alle auf einmal ihre Flügel aus und stiegen in die Höhe. Doch schon nach kurzer Zeit gaben sich die meisten verloren und ließen sich wieder hinunter; nur der Adler flog immer höher und höher bis

er bemerkte, daß alle Vögel den Wettstreit aufgegeben hatten. Überzeugt davon, daß er der Sieger sei, sank er nun auch hinab. Aber unverhofft hörte er über sich ein fröhliches wit! wit! wit! von einem feinen Vogelstimmchen. Er schaute in die Höhe und sah ein klein buntfarbig Vögelchen zu den Wolken aufsteigen. Der Adler wußte nicht, daß das schlaue Tierchen sich beim Auffliegen ganz sacht auf seinen Rücken gesetzt und diesen Platz erst verlassen hatte, als der Adler bereits im Niedersteigen war. Glücklicherweise hatte der Herr den Betrug entdeckt und rief den Adler zum Sieger aus. Doch weil das lose Vögelchen nun einmal am nächsten bis zur Sonne geflogen war und dadurch einen Teil der gestellten Bedingung erfüllt hatte, kriegte er den Titel „Koninksken". Und diesen Namen hat er seither behalten. (Rupelmonde.)

Mont en Cock S. 98f. In einer westvlämischen Variante findet der Wettflug auf den Vorschlag des Adlers hin statt, und der Hahn gibt das Zeichen (Rond den Heerd V, 61).

7. Aus Deutschland.

a) De nettelkönig is jo könig worden, as de vagels in de wedd flagen hebben; dorvon röppt he ümmer: Idelidelitt, könig bün ik; so didelt he ümmer noch, he is jo de öbberst.

Wossidlo, Mecklenb. Volksüberlief. 2, 1, 53 Nr. 314.

b) Die Vögel beschließen einen König zu wählen. Nach drei Tagen kommt man zum Beschluß, derjenige soll zum König erhoben werden, der das schönste Kleid habe. Alle Vögel suchen sich herauszuputzen und waschen sich im nahen Flusse. Am ersten Tage meinte man der Pfau, am zweiten — der indianische Rabe müsse den Preis davontragen; am dritten jedoch geht die Elster zum Fluß und läßt sich vom Gleiwitz (Kibitz) mit den schönsten von den andern Vögeln abgelegten Federn schmücken. Schon will man sie zum König wählen, da erhebt der Papagei Einsprache und macht sich anheischig, den von ihm vermuteten Betrug der Elster aufzudecken. Am nächsten Tage hält der Papagei eine lange Rede, die Sonnenhitze bewirkt, daß die angeklebten Federn vom Körper der Elster abfallen und sie wird verurteilt, keine Stadt mehr betreten zu dürfen und für ewige Zeit in schwarz-weißem Trauerkleide auf dem Lande umherzufliegen. Der mitschuldige Kibitz wird auf das nasse Ried verwiesen und soll in Trauerkleidern auf ewig seine Schuld beweinen und Tag und Nacht mit kläglicher Stimme seufzen: Wehe mir! wehe mir!

Nun wird vorgeschlagen, man solle denjenigen krönen, der alle im Singen überträfe. Es kommt zu einem furchtbaren Durcheinander; alles singt sich heiser und verstummt; nur der Gimpel und das Spötterlein, das ihn ausspottete, lassen ihre Stimmen hören, doch keiner will sie zu Königen. — Zuletzt faßt man den Entschluß, der Wettflug zu höchst gegen die Sonne solle entscheiden.

Das kleine und verachtete Zaunschlüpferlein muß sich vor den größeren Vögel ducken, um nicht zertreten zu werden und nimmt seine Zuflucht auf den Rücken des Adlers. Die Vögel erheben sich. Adler und Falke steigen am höchsten; schließlich blieb aber allein der Adler übrig. Doch als er sich hinunterläßt, nimmt das Zaunschlüpferlein alle Kräfte zusammen und schwingt sich weit über den Adler hinaus gegen die Sonne zu. Das hat allein der Falke bemerkt; er erzählt den seltsamen Hergang, und die Vögel bestimmen, daß dem Adler zwar die Krone gebühre, weil er den gewaltigsten Flug habe, daß aber das Zaunhüpferlein den Titel führen und von nun an Zaunköniglein heißen solle.

Ludwig Auerbacher, Ein Büchlein für die Jugend S. 242—248 (1834).

8. In einer Variante aus Rumänien, die im übrigen die gewöhnlichen Züge aufweist, fliegt jedoch der Zaunkönig ohne Trug höher als der Adler und wird daher König der Vögel.

Revue des trad. pop. 8, 595 (Aus Marianu, Ornitologia).

9. Aus Kleinrußland.

Einst sagte Gott zu den Vögeln, denn er wollte ihnen einen König geben: „Wer von euch am höchsten hinauffliegt, den mache ich zum König.“ Die Vögel schwangen sich so hoch, wie ein jeder es nur konnte. Es war da aber ein so kleiner Vogel, wie es keinen kleineren auf der Welt gibt. Der setzte sich leise dem Adler auf den Schwanz, aber der Adler merkte davon nichts. Und als er nun so hoch über alle Vögel geflogen war, daß er nicht mehr sichtbar war, erhob sich das Vöglein vom Schwanz und flog noch höher. Aber der Gott Herr lachte, als er dieses sah und meinte: „Auf dem Schwanze des Königs ist ein Königlein hergeflogen.“

Dragomanov, Malorusskija narod. pred. S. 386 = Bulašev, Ukrainskij narod S. 474, vgl. Etnograf. Zbirnik XII, 28 Nr. 29.

In den folgenden Varianten ist der Zaunkönig durch einen anderen kleinen Vogel ersetzt und zwar in zwei Fällen durch das Rotkehlchen, das auch in den Sagen vom Feuerholen in enge Beziehung zum Zaunkönig gebracht wird.[1])

10. Aus der Bretagne.

Christus versammelte alle Vögel und sagte ihnen, wer am höchsten flöge, solle König sein. Der Adler flog am höchsten, aber auf ihm saß das kleine Rotkehlchen, das dann noch höher flog. (Côtes-du-Nord.)

Sébillot, Folklore III, 167 und Traditions et superstitions etc. II, 215.

11. Neugriechisch aus Agrinion in Trichonia.

König der Vögel ist das Rotkehlchen; denn einmal verlangten die Vögel nach einem König, und Gott sagte ihnen, der solle es werden, der am höchsten fliegen werde. Die Vögel wollten nicht, denn sie wußten, daß es der Adler werden würde. Nur das Rotkehlchen bestand darauf. Die Vögel gingen also darauf ein, der Adler flog, und sobald er alle Vögel hinter sich gelassen und soweit gelangt war, daß er nicht höher fliegen konnte, rief er: „Wer kann höher fliegen als ich?“ — Das Rotkehlchen, das sich auf dem Rücken des Adlers versteckt hatte, schnellte etwas empor und rief: „Ich!“ und so wurde es König.

Politis Nr. 331.

12. In einer rumänischen Variante versteckt sich die Nachtigall unter den Flügeln des Adlers.

Revue des trad. pop. 8, 595 Anm. 1 (Aus Marianu, Ornitologia).

13. Die folgende Variante der Ojibway in Nordamerika dürfte wohl auf europäischem Import beruhen.

Die Vögel veranstalten ein Wettfliegen. Der Adler fliegt am höchsten. Der Hänfling aber hat unbemerkt auf des Adlers Rücken gesessen und fliegt nun höher. Den Preis bekommt jedoch der Adler, weil er nicht nur am höchsten geflogen ist, sondern auch noch den Hänfling getragen hat.

Swainson, Folklore of British birds p. 65, vgl. Algic Researches II, 216.

---

1) Vgl. Natursagen 3, 94f.

14. Varianten mongolischer Völker in Zentralasien.

a) [Chan Garide[1]) war früher noch nicht König der Vögel; derjenige soll es werden, der am höchsten fliegt und am raschesten sich wieder hinunterläßt.]

Sarisyn-Bakbagaj (Fledermaus) setzte sich dem Chan Garide auf den Rücken und nahm einen Stein mit sich. Chan Garide merkte das nicht und flog auf; er stieg höher als alle anderen, sah, daß alle Vögel unter ihm blieben und rief ihnen zu: „Wer ist höher als ich?“ Und er hörte über sich eine Stimme: „Ich, Sarisyn-Bakbagaj! Jetzt muß man sich hinunterlassen.“

Sarisyn-Bakbagaj drückte den Stein an die Brust, sprang vom Chan Garide hinunter und langte schnell auf der Erde an. Zum Könige wurde er nicht gemacht, aber man befreite ihn von jeder Abgabe und bestimmte, daß die Vögel ihm sein Nest bauen sollten. (Erzählt von einem Djurbjuten.)

Potanin, Očerki 4, 173, g.

b) Vermischung mit der Fledermausfabel (s. unten S. 197) zeigt die folgende Wettflugvariante aus Zentralasien.

[Die Fledermaus gehört zu den Tieren die Zähne, zu solchen, die Krallen und zu denen, die Flügel haben. Dem König der Tiere zahlt sie keine Abgaben.]

Chan-churmusten-chan, der im Himmel lebt, hatte eine Tochter. Er machte bekannt: welcher Vogel sich höher als alle emporschwingen und wessen Lied er zuerst hören würde, dem werde er seine Tochter geben. Die Fledermaus setzte sich auf die Schultern des Geiers; der Geier erhob sich höher als alle. Chan-churmusten-chan fragt: „Wer ist mir am nächsten von allen?“ Die Fledermaus antwortet: „Mein mageres Körperchen.“ Der Geier, der nicht wußte, daß auf ihm die Fledermaus saß, hörte ihre Stimme, rüttelte mit den Schultern und warf die Fledermaus ab. Während sie auf die Erde fiel, schrie sie: „Weiche Erde! weiche Erde!“ (Erzählt von einem Chalchaser.)

Potanin, Okraina II, 343 Nr. 2.

II. Wiederholung des Wettflugs und Verfolgung des Zaunkönigs.

Weit zahlreicher als die wenigen einfachen, der vorauszusetzenden Urform am nächsten stehenden Varianten sind jene, die mannigfache Erweiterungen und Fortbildungen der alten Fabel aufzuweisen haben und damit von der nie rastenden Phantasie der Märchenerzähler in allen Ländern Zeugnis ablegen. Öfter begegnet natürlich die einfache Wiederholung, die Verdopplung, ja sogar gelegentlich die Verdreifachung des Wettflugmotivs und zwar mehrfach mit der naiven Umkehrung: Wer beim zweiten Male am tiefsten in die Erde hineinstoßen werde, solle König sein. Reicher ausgestaltet und häufiger noch verwertet ist jedoch der Zug, daß die Vögel, insbesondere der Adler, den Zaunkönig um seines Betruges willen verfolgen und ihn strafen wollen.

1. Aus Maasland (Südholland).

a) Storch und Baumschlüpfer (boomsluipertje, boomkruipertje) wetten, wer in einer bestimmten Zeit am weitesten fliegen kann. Der Storch denkt, daß er mit seinen langen Flügeln in aller Gemütlichkeit gewinnen werde, und beeilt sich nicht.

1) Indisch Garuda.

Der Baumschlüpfer setzt sich ihm unbemerkt auf den Rücken. Als der Storch müde wird, fliegt er plötzlich auf und gewinnt die Wette. Der Storch wurde wütend und wollte ihn aufessen; er aber schlüpfte in einen Kuh- (oder Pferde-) schenkel, der da lag, und lachte ihn aus.

Mont en Cock Nr. 51.

b) Aus Gelderland.

Wettflug der Vögel. Wer am höchsten fliegt, soll König werden. Der Adler steigt am höchsten. Der Zaunkönig hat sich unter dessen Federn verborgen. Wie er merkt, daß der Adler müde ist, fliegt er hervor und über ihn und ruft:

Rikketikketik, rikketikketik,
Wie vliegt er hooger als ik?
(Wer fliegt höher als ich?)

Alle Vögel sind böse und sagen, daß der Zaunkönig den Preis nicht ehrlich verdient habe.

Ein neuer Wettstreit im Tiefffliegen (laagvliegen). Alle Vögel, besonders die Hennen und Schwalben tun wieder mit. Der Zaunkönig kriecht in ein Mauseloch und ist der tiefste von allen.

Rikketikketik, rikketikketik,
Wie vliegt er lager als ik?

Keiner kann ihm in das kleine Loch nachkriechen, und sie können den Betrüger nicht strafen. Die Eule erhält den Auftrag, ihn zu bewachen. So kann der Zaunkönig nicht heraus. Er sieht dann und wann nach, ob die Eule noch wacht; sobald sie eingeschlafen ist, kriecht er vorsichtig heraus und macht, daß er fortkommt.

Mont en Cock Nr. 50.

2. Aus Deutschland.

a) Aus Ostpreußen.

Die Tiere kamen überein, sich einen König zu wählen, und da ihre Auszeichnung, welche sie von allen Tieren unterscheidet, in den Flügeln besteht, so beschlossen sie, daß der König sein sollte, wer am schnellsten fliegen könne. Zum Ziele nahmen sie einen Zaun und flogen alle zu gleicher Zeit von weit her nach ihm aus. Der Adler dehnte seine weiten Sehwingen und flog majestätisch voran, niemand konnte ihn überfliegen und er wäre auch gewiß am Ziele zuerst angelangt, wenn sich nicht der Zaunkönig ihm ins Ohr gesetzt hätte, und als der Adler fast am Ziele, aber von dem weiten Fluge schon ermüdet war, mit frischen Kräften hervorgeflogen wäre und sich zuerst auf den Zaun gesetzt hätte. Die Tiere waren ergrimmt, daß sie einen so kleinen König haben sollten, schalten ihn einen Betrüger und beschlossen, einen zweiten Wettflug anzustellen; [der Zaunkönig wird in einen hohlen Baum gesperrt, die Eule bewacht ihn]. Als nun die Vögel wieder wettflogen und der Adler dem Ziele wieder nahe war, paßte der Zaunkönig den Augenblick ab, in welchem die Eule ihre Augen geschlossen hatte, flog aus dem hohlen Baume und war wieder der Erste auf dem Zaune. „Nun gut," sagten die Tiere, „weil du zweimal der erste auf dem Zaun gewesen bist, so sollst du Zaunkönig, der Adler aber unser König sein!" Davon hat der Zaunkönig seinen Namen.

Reusch, Sagen des Preußischen Samlandes[2] S. 39 Nr. 34.

b) Aus dem Spreewald.

Nach Erschaffung der Welt wollten die Vögel einen König haben; die großen wählten sich den Storch, die kleinen den Zaunkönig. Nun konnten sie aber

nicht einig werden und sagten: Wer höher in die Luft fliegen würde, der sollte König werden. Dann flog der Storch in die Höhe, und der Zaunkönig setzte sich ihm hinten auf den Schwanz. Wie sich der Storch müde geflogen hatte, war der Zaunkönig noch ein Stück höher geflogen. Da sagten die großen Vögel wieder: wer tiefer in die Erde hineinschlagen würde, der sollte König werden. So flogen beide herunter. Der Storch schlug sich tief in den Moder hinein, so daß er fortblieb; der Zaunkönig fuhr in ein Mauseloch hinein, da war er noch viel tiefer. Dann sollte die Eule, die nur nachts sieht, ihn bewachen, daß er nicht König würde. Aber sie schlief ein, und der Zaunkönig kroch heraus. Von der Zeit an darf sich die Eule nicht mehr am Tage sehen lassen. Kommt sie mal vor, so fliegen gleich alle Vögel ihr nach.

W. v. Schulenburg, Wendische Volkssagen u. Gebr. aus d. Spreewald S. 81.

c) und d) Die Varianten von Simrock (Das deutsche Kinderbuch S. 142f. Frankfurt a. M. 1848) und Ch. Gilow (De Diéré S. 668f. Anclam 1871) gehen auf die unten S. 177ff. abgedruckte Fassung der Brüder Grimm zurück.

3. Aus Rumänien.

Als die Vögel sich versammelt hatten, um einen König zu wählen, stand der Adler auf und beanspruchte diese Würde, da er der stärkste sei. Keiner wagte zu widersprechen, obwohl die meisten dagegen waren. Nur der Zaunkönig begann mit dem Adler zu streiten. Sogleich sprang dieser herzu, um den kleinen Vogel zu strafen; der aber entfloh in einen Dornenbusch und verspottete dort den Adler, der ihm nicht folgen konnte. Da riefen auch die andern Vögel, der Zaunkönig soll König sein; dann entflohen sie schnell und ließen den Adler mit Schande allein zurück. Seitdem führt der Zaunkönig seinen jetzigen Namen.

Papahagi, Din literatura poporană a Aromînilor S. 795.

4. Aus Polen.

a) Als die Vögel einen König wählten, drängte sich zuerst der Zaunkönig auf, indem er sprach: „Ich bin König! Ich bin König!“ Als die Vögel dies hörten, fingen sie an ihn zu verfolgen, und als der Zaunkönig sich nirgends mehr flüchten konnte, bat er eine Maus, ihm in ihrer Höhle Zuflucht zu gewähren. Die Maus tat dies, und die Vögel wollten dem Adler, der gerade zum König erwählt werden sollte, keine Schande antun, und erklärten, daß der Zaunkönig nicht der König der Vögel, sondern der Mäuse sei.

B. Gustawicz in Zbiór wiadomósci do antropologii V, 166 Nr. 75.

b) Als die Vögel die Königswahl vornehmen sollten, bestimmten sie auf Antrag der Elster, daß derjenige König sein solle, der am höchsten fliegen könnte. Der Adler flog am höchsten, aber der Zaunkönig verbarg sich unter den Flügeln des Adlers, und als jener nicht mehr höher fliegen konnte, erhob er sich noch mehr, denn er war gar nicht ermüdet. Als sie zum drittenmal sich in die Luft erhoben, kam die List des Zaunkönigs an den Tag. Von den Vögeln verfolgt, versteckte er sich unter einem Zaun, weshalb man ihn auch Zaunkönig nennt.

Gustawicz in Zbiór wiadomósci do antropologii V, S. 166 Nr. 75.

5. Aus Irland.

a) Eine Variante, die in der Hauptsache mit den übrigen zusammenstimmt, hat folgenden abweichenden Schluß: der Adler gibt dem Zaunkönige aus Wut einen so heftigen Schlag mit seinen Flügeln, daß seitdem der Zaunkönig beim Fliegen keine größere Höhe als die eines Hagedorns erreicht.

Kelly, Curiosities of Indo-European Folklore p. 78.

b) Nachdem der Zaunkönig sich als König ausgerufen hatte, erkannten ihn auch die andern Vögel an und er wurde feierlich erwählt. Der Adler aber war so außer sich über diese Entscheidung, daß er mit dem Zaunkönig in seinen Krallen hoch in die Luft flog und ihn dann fallen ließ. Der Zaunkönig war mehr erschrocken als verletzt, aber er hatte doch einen Teil seines Schwanzes verloren und seitdem geht er immer nur mit der Hälfte dieses notwendigen Anhängsels umher.

Eine Variante läßt den Adler dem Zaunkönige beim Herunterfliegen einen solchen Flügelschlag geben, daß der Zaunkönig seitdem nicht höher als ein hawthorn (Hagedorn) oder alder tree (Erle) fliegen kann.

Thompson, Birds of Ireland II. 350.

III. Die Eule als Wächterin.

Eine zahlreiche Gruppe der Wettflugvarianten erweitert die Handlung der alten Fabel dadurch, daß in die Verfolgung des Zaunkönigs durch die übrigen Vögel die Eule mit hineingezogen wird. Sie soll vor dem Mausloch wachen, in das sich der Zaunkönig geflüchtet hat, allein sie schläft ermüdet ein und läßt ihn entwischen. Seither wird sie von den Vögeln gehaßt und verfolgt und darf sich bei Tage nicht blicken lassen.

Diese Ätiologie ist natürlich als die am nächsten liegende zugleich auch die typische für alle Eulensagen und wird daher auch mit solchen verbunden, die inhaltlich mit unserer Sage nichts zu tun haben.[1])

Während diese Geschichten aber bei zahlreichen Völkern und in verschiedenen Erdteilen vorkommen, ist die Verbindung der Eule mit dem Wettflug des Zaunkönigs im wesentlichen auf Mitteleuropa, vornehmlich auf Deutschland beschränkt; und wo sie außerhalb Deutschlands vorkommt (in Holland, Dänemark, bei den Westslawen u. a.), dürfte sie wohl von dort her eingedrungen sein.

1. Vlämische Varianten.

a) Die Vögel kamen einst zusammen, um 'nen König zu wählen. Sie hatten gar lange geplappert und gestritten, aber das Ende vom Liede war, daß sie nichts beschlossen und niemand gewählt hatten. Die Eule, die gut Freund mit dem Zaunkönige war und all des Geschreis und Geschnatters müde wurde, nahm schließlich das Wort und sprach: „Laßt uns denjenigen zum König ernennen, der am höchsten fliegen wird.“ Während die andern Vögel sich über diesen Vorschlag berieten, rief die Eule den Zaunkönig beiseite und sagte zu ihm: „Hör' mal zu, Freundchen, du mußt König werden.“ — „Aber ich kann nicht hoch genug fliegen,“ antwortete das

1) Vgl. Natursagen 3, S. 94f. 269ff. 523. Kirchhoff, Wendunmuth 1, 63 vgl. 7, 146. — Eine euphemistischere Auffassung von dem Verhalten der Vögel zur Eule, als man ihr sonst begegnet, findet sich bei Waldis 2, 27 (vgl. Aesopus Halmii 105. 106 Kor. 330. 331. Fur. 385). Hier tritt die Eule als die kluge Ratgeberin auf und seitdem

da fliegen jr all Vögel nach,
Thun sie mit hauffen umbringen,
Wölln sich all nahend zu jr dringen,
Auff das sie mögen etwas hörn
Vnd von der Ewlen weisheit lern.

kleine Ding. „Das macht nichts," sagte die Eule, „ich kann wohl am höchsten fliegen, aber ich will kein König sein. Versteck du dich unter einem meiner Flügel; ich werde so hoch fliegen wie der Beste, und dann kommst du gut ausgeruht zum Vorschein und fliegst uns allemal noch über den Kopf." So geschah es auch, und der Zaunkönig wurde natürlich zum König ausgerufen. Darum heißt er auch Königsvögelchen (Koningsvogeltje). Aber die anderen Vögel hatten die List der Eule erkannt und, neidisch wie sie waren, kriegten sie alle einen so heftigen Haß auf die Eule, daß sie auf sie zuflogen und einhackten, um ihr auf jede Weise die Augen zu zerstören. Ja, sie hätten die Augen schon aus dem Eulenkopf herausgeholt, wenn sie bloß gekonnt hätten. Um nun aber in Ruhe gelassen zu werden und allem Unglück vorzubeugen, ist die Eule gehalten, in der Nacht auszufliegen.

Cornelissen en Vervliet, Vlaamsche Volksvertelsels S. 222 Nr. 63.

b) De vogelen besloten eens om prijs te vliegen: die hoogst in de lucht geraakte, zou hun koning zijn.

Der Zaunkönig birgt sich unter den Flügeln des Adlers und als dieser fragt: Wer fliegt höher als ich? antwortet er: ich! ich! ich! Die Vögel beschließen ihn zu töten, weil sie keinen so kleinen Vogel anerkennen wollen, und fliegen hinter ihm her.

Maar het klein vogelken vloog in een zeer klein holleken van 'nen ouden tronk, waar niet een van de vervolgers in kruipen kost.

Es wird Nacht, und der Adler beauftragt die Eule, da sie allein im Dunkeln sehen könne, das Loch zu bewachen, damit der Vogel nicht entweiche. Aber die Eule schläft ein und der Vogel entweicht. Am folgenden Tage verfolgten die Vögel die Eule:

„en nu nog kunnen zij hem niet zien of zij zitten er achter en verwijten hem al wat leelijk is."

Ioos, Vertelsels I S. 26 Nr. 5.

c) Eens hadden de vogels eene prijsvlucht ingericht: wie hoogst vloog, zou koning zijn. — [Der Zaunkönig hat sich zwischen den Federn des Adlers versteckt, fliegt höher als dieser, wird als Sieger anerkannt, und trägt seit der Zeit den Namen Zaunkönig. Die anderen Vögel schämen sich des winzigen Königs und verfolgen ihn, der sich in eine Baumspalte rettet. Die Eule wird als Wächter davorgesetzt. Ihr fallen in der Nacht vor Müdigkeit die Augen zu, und der Zaunkönig entwischt.] Als die Vögel am andern Tage hörten, daß die Eule in Schlaf gefallen war und den Zaunkönig hatte wegfliegen lassen, waren sie rasend vor Wut und verfolgten die Eule überall, wo sie sie erblickten. Und noch heute sind sie auf das dumme Tier sehr erzürnt, so daß es nur des Nachts ausfliegen darf.

Mont en Cock, Vlaamsche Vertelsels S. 100ff.

2. Aus der Provinz Groningen.[1])

[Die Vögel beschließen in einer Versammlung, nach dem Beispiel der Vierfüßler, einen König zu wählen. Wer am höchsten fliegen könne, solle König werden. Tags darauf beginnt der Wettflug. Alle werden vom „gansarend" (aquila albicilla) überholt. Hier bin ich! ruft er aus der Höhe. Da ruft der Zaunkönig über ihm: Und hier bin ich! Er hatte so lange auf dem Rücken des Adlers gesessen. Der Adler ist wütend, kann aber vor Ermattung nicht weiterfliegen. Die Vögel erkennen

1) Vgl. auch die Variante aus Gelderland, oben S. 170.

aber den Adler und nicht den Zaunkönig an, wiewohl dieser sich auf den Beschluß des vorigen Tages beruft. Von allen verfolgt, flüchtet er in das Loch eines hohlen Baumes. Der Adler beauftragt die Eule, ihn zu bewachen, daß er nicht entschlüpfe.]

So stand nun die Eule auf Schildwacht und schaute mit ihren großen runden Augen nach dem Loch, und jedesmal, wenn der Zaunkönig seinen Kopf herausteckte, schlug ihn die Eule mit dem Fuß, aber wipps! war dann der Kopf wieder verschwunden. Das dauerte so eine ganze Zeit, und die Eule, die auch mit geflogen war, fing an schläfrig zu werden. So machte sie das eine Auge zu und und guckte allein mit dem andern; endlich aber konnte sie auch das nicht mehr offenhalten und schlief ganz ein. Sobald der Zaunkönig das merkte, flog er weg. Als die Eule ihre Augen wieder auftat, war der Gefangene fort, und darum klagt die Eule noch jetzt unaufhörlich: Er-oet, er-oet! (= er uit! er ist draußen!) Aber der Zaunkönig ruft: Koning, koning ben ik-kik-kik-kik-kik! (König bin ich!). Doch hat er noch immer Angst vor den andern Vögeln und ruft dies nur, wenn er allein ist und sicher weiß, daß kein andrer Vogel in der Nähe weilt.

Volkskunde 15, 72.

3. Aus Dänemark.

a) Der Adler flog am höchsten, der Zaunkönig, auf seinem Rücken verborgen, noch höher. Der Adler wurde bös, warf den Zaunkönig ins Gefängnis und setzte die Schwalbe zum Schließer. Der Zaunkönig aber entdeckte ein kleines Loch, schlüpfte aus und verbarg sich in einem Zaune. Die Schwalbe wagte darnach nicht vor dem Adler zu erscheinen, sie streicht überall umher, den Zaunkönig suchend und rufend: „vi du hit!“ (willst du hier), dieser aber verbirgt sich in Zäunen und Büschen, wo die Schwalbe keine Zeit hat zu suchen.

Skattegraveren II, 31. 232.

b) Aus Jütland.

Da der Zaunkönig durch seine List König der Vögel geworden, wurde er von den neidischen Vögeln verfolgt und verbarg sich in ein Mauseloch. Die Eule sollte aufpassen, und sie sandten nach dem Storche, um ihn herauszuziehen. Die Eule aber schlief ein und der Zaunkönig schlüpfte aus. Seit der Zeit hassen die Vögel die Eule.

Kristensen, Sagn II, 261. 46.

4. Aus Deutschland.

a) Aus Oldenburg.

Die Vögel wollten einen König haben und machten aus, wer am höchsten fliegen könne, solle König sein. Bei dem Wettfluge stieg der Storch am höchsten, so hoch, daß man ihn kaum noch sehen konnte, und schon glaubte er gewonnen zu haben, da schlüpfte der kleine Zaunkönig, der sich unter des Storches Flügeln verborgen gehalten, aus seinem Versteck hervor und flog noch höher als der Storch und rief:

„kikerikik.
wel is höger as ick!“

So war denn der Zaunkönig König der Vögel. Aber die Vögel wollten ihn nicht anerkennen und verfolgten ihn, daß er sich in ein Mauseloch verkriechen mußte, und stellten die Eule als Wache an das Mauseloch, damit er nicht wieder herauskomme. Aber die Eule schlief ein und der Zaunkönig schlüpfte hervor, stieß die Eule um und neddelte (neddje, nidje = stoßen) sie ordentlich durch, daß sie ganz plusterig wurde. Seitdem heißt der Zaunkönig Neddel- oder Nettel-

könig.[1]) Die Eule aber ward den anderen Vögeln verhaßt, weil sie nicht aufgepaßt hatte, und fliegt nun aus Scheu vor den übrigen Vögeln immer nur des Nachts aus (Saterland).

— Der Zaunkönig ruft: Schier lier lumm,
wat is de Ule dumm,
se leggt un Ei as'n Trumm.

Strackerjahn, Aberglaube und Sagen etc. II, 106 (1867).

b) Die Vögel wollten einen König haben und beschlossen denjenigen Vogel zum König zu wählen, der am höchsten fliegen würde. Als der Wettflug begann, setzte sich der Zaunkönig dem Adler auf den Schwanz, und als dieser nun am höchsten geflogen war, erhob er sich vom Schwanze desselben und flog noch eine Strecke höher. Doch die Vögel wollten einem so kleinen Vogel nicht huldigen und schwuren ihm, ergrimmt über den Betrug, den Tod. Da kroch der Zaunkönig in ein Mauseloch, und die Vögel stellten die Eule als Wache davor. Doch diese schlief ein und der Zaunkönig entschlüpfte in einen Zaun. Daher rührt der Name Zaunkönig und die Feindschaft der Vögel gegen die Eule, welche so schlecht Wache gehalten hatte.

Schambach und Müller, Niedersächs. Sagen und Märchen S. 319 Nr. 29.

c) Die Vögel wurden auch einmal ehrgeizig und dachten auch: „Högger rup, Junge!" Sie machten also eine Wette, wer am höchsten fliegen könnte, und bestimmten, daß der Sieger in dieser Wette ihr König sein sollte. Da erhoben sich die Vögel alle mit ihren Flügeln von der Erde, und alsbald kribbelte und wibbelte es in der Luft von Vögeln, um die Köpfe der Menschen flogen die Enten, Hühner und Gänse, denn sie dachten auch: „Högger rup, Junge!" und hatten sich auch zum Fliegen aufgehoben. Aber selbst neben den Dächern und neben den Baumspitzen und viel, viel höher hinauf, soweit das Auge sah, war alles voll Vögel. Über allen schwebte die Hühnerwieke[2]), auf ihren Schwanz aber hatte sich der Zaunkönig gesetzt, der dachte erst recht: „Högger rup, högger rup!" und als die Hühnerwieke hoch oben in der Luft war, da flog er von ihrem Schwanze auf und erhob sich noch höher. Weil er nun so klein war, wollten ihn die Vögel nicht zu ihrem König; sie sperrten ihn in ein Mauseloch und stellten die Eule als Wache neben ihn. In dem Mauseloch brüstete sich der kleine Vogel noch und rief immerfort: „Ower de Heuhnerwieke! Ower de Heuhnerwieke!"

Die Eule aber war ein schlechter Wächter und nickte mit ihrem dicken Kopfe ein. Das benutzte der Zaunkönig sogleich, schlüpfte aus dem Loche hervor und fuhr in einen Zaun. Seitdem hat er den Spottnamen Zaunkönig erhalten. Nach einem frischen Regen da geh einmal so an einer nassen grünen Hecke vorbei, und wenn das Wasser dann in den Schlehdornen tropft, da kannst du den kleinen Vogel sich noch immer berühmen hören: „Ower de Heuhnerwieke! Ower de Heuhnerwieke!" Die Eule aber darf sich seit der Zeit vor den Vögeln nicht mehr sehen lassen und fliegt nur des Nachts aus. Dann fliegt sie vor die Häuser, wo ein Mensch sterben will; da setzt sie sich aufs Dach oder gegenüber und ruft: „Klewitt, klewitt!" Oder sie sagt: „Geh mit, geh mit!" Wenn sie das lange genug gerufen hat und es ist ein schöner Buchenwald in der Nähe, so verschwindet sie in den Buchen; sonst versteckt sie sich auf dem Kirchturme.

Die Hühnerwieke aber ist ein Dieb und stiehlt sich manchen Braten von der

1) Er wird auch noch Kort-Jan, Kortjan-innen-Tun, Kortjan-innen-Tünken genannt.
2) Hühnerweihe.

Weide. Hast du nicht auch schon mitgerufen: „Wie-, Wie-Wittche!“ wenn sie hinter dem Dorfe über den jungen Gänsen schwebte? Dann schlägt ihr das böse Gewissen wegen des Diebstahls, den sie im Sinne hat, und sie hebt sich hoch in die Luft auf wie damals, wo der Zaunkönig von ihrem Schwanze aufflog, und fliegt davon.

Pröhle, Kinder- und Volksmärchen S. 210 Nr. 64 (Lpz. 1853).

d) Aus dem ehemaligen Fürstentum Kalenberg.[1])

De vogels keimen maidag tohope un wollen sik en könig wählen; wer am högsten fleegen könne, dei schöllet wesen. Do keimen tohope de adler un de baukfinke, uule un kraie, leerike un sparling, de kukuk un sin köster[2]), un saun ganzen lütjen vogel, dei harre keinen namen. Do flaugen se up von en felle, fräu an en dage, dat keiner seggen könne, ik herre wol noch fleigen könt, averst et is nu abend eworen, un darum woll ik nich meer. Sau harren se alle tiet tau fleigen sau hoch, ans se man können; dat gaf'n gefluster af up den rume, dat de stof flaag, un in der luft, dat et susen dë. De lütjen vogels bleiwen bale trügge un können nich meer. Dei am högsten flaug dat was de adler, dai kam sau hoch, dat e herre der sunne de ogen uthacken könnt; averst ans he sach, dat hei de öpperste was, dachte, wat wut du höger fleigen, du bist ja doch de könig. Mit der vile fung e an to sinken un de annern vogels reipen: du most use könig wesen, keiner is höger ekomen ans du. „Utgenommen ik!“ reip de lütje vogel ohne namen, dei sik in den adler sine feddern verkropen harre, un nu, ans de adler mäue was, upsteg in de luft sau hoch, dat e Gott uppen himmelsstaule konne sitten seien. Do nam he sine flünke tohope un leit sik daalfallen, bet e an de ere kam. De vogels mossten nu zwarst seggen, dat he am högsten ekomen wärre, avers tom könjen wollen se ön nich hebben. Se wollen ön im gegendeile fangen un recht over ön spreken wegen siner ränke und listen. Do wort den lütjen vogel bange um sin lütjet harte un he krop vor angst in'n muselok. Do stellen se de uule vor dat lok taun wachen, un sëen ör, se schölle den schelm nich herut laten, so leif ör dat leben wörre. De uule stund un wake den ganzen namiddag un dë kein oge tau. De annern vogels wörren mäue von den fleigen un gingen mit wif un kinnern to bedde, ans et abend wort. De uule averst stund un wake. Mäue was se ok un se së bie sik: ein oge kanste wol tau daun, du wakst jo mit den annern noch, un de lütje deif sall er nich herutkreipen ut sinen loke. Sau dë se dat eine oge tau un keif[3]) mit den annern up dat muselok. De lütje deif kam mit'n koppe herut kiken un woll wegwitschen, averst de uule trat davor un de gaudeif trok de kopp trügge. Do dë de uule dat eine oge weer up un make dat annere tau, un sau wolle se wesseln de ganze nacht. Averst ans se dat annere mal dat eine oge tau dë, make se dat annere nich weer up, de lütje vogel keik ut sinen loke vor, sach sinen wächter slapen, flaug up un davon. Ans de vogels den annern dach recht spreken wollen, was de schelm wege. Sit der tiet darf sik de uule nich meer bie dage seien laten, sons sint er de annern vogels hinner un wilt er an't fell, weil se den lütjen schelm hat wegwitschen laten; un ok de lütje schelm mag sik nich seien laten, weil öm bange is, dat se öm an en kragen gaat. Hei krupt[4]) nu in tünen un hagen herumme un de vogels nennt öne mit spit[5]) tuunkönjen.

Firmenich, Germaniens Völkerstimmen 1, 186. Wieweit diese Fassung auch originale Züge besitzt, ist bei der Ähnlichkeit aller Varianten nicht ohne weiteres zu bestimmen; benutzt ist Grimm KHM Nr. 171 oder deren Quelle.

1) Es umfaßte die Kreise Hannover, Linden, Springe, Hameln etc.
2) d. i. der Wiedehopf. 3) guckte. 4) kriecht. 5) Spott.

e) Einst kamen die Vögel zusammen, um einen unter sich zum Könige zu wählen. Es schien allen am besten zu sein, wenn sie alle einen Flug in die Höhe machten, und wer hierbei am höchsten käme, solle gekrönt werden. Ein Zeichen wurde gegeben, und sie hoben sich in die Höhe. Doch bald kam einer nach dem andern wieder herunter. Der Adler allein blieb noch im Steigen. Zuletzt konnte er auch nicht mehr und ließ sich wieder herunter. Da sah er auf einmal ein Vögelchen, das flog noch höher, als er gekommen war. Aber daß es nichts als Betrug gewesen war und das Vögelchen dem Adler auf dem Schwanze gesessen und sich bis dahin ausgeruht hatte, das war den Vögeln klipp und klar. Sie setzten den Schelm in ein Mauseloch und stellten die Eule als Wächter davor, bis sie entschieden hätten, was mit ihm geschehen sollte. Doch die Eule schlief ein, und der Gefangene flüchtete und verkroch sich zwischen die Nesseln. Darum heißt er Nesselkönig. Als darnach die Vögel ihn abholen wollten, war er fort. Seit der Zeit schämt sich die Eule so, daß sie sich nie mehr am Tage sehen läßt; auch sagt man gewöhnlich, wenn man nicht findet, was man erhofft hatte: Da hiät 'ne ule siäten.

Woeste, Volksüberlieferungen in der Grafschaft Mark S. 39; Wolf, Beiträge zur deutschen Mythol. 2, 438; Firmenich, German. Völkerst. 3, 189.

f) Die Vögel wollten mal einen König wählen, und es wurde beschlossen, daß derjenige es sein sollte, der am höchsten fliegen könnte. Da versteckte sich der Zaunkönig unter die Flügel des Reihers, und als dieser, der noch höher als der Storch geflogen war, ermüdet war, da flog der Zaunkönig unter den Flügeln hervor und noch über den Reiher hinaus und rief: „König bün ik! König bün ik!“ Darüber waren aber die anderen Vögel sehr böse und setzten ihm arg zu; der Zaunkönig aber flüchtete sich in ein Mauseloch, und aus dem schrie er immer: „König bün ik! König bün ik!“ Da ärgerten sich die andern Vögel wieder und beschlossen, ihn auszuhungern; die Eule wurde als Wache vor das Loch gesetzt, weil sie so große Augen hat und bei Nacht wacht. Als es aber Mittag wurde, da schien die Sonne so hell, daß sie die Augen schloß und einschlief. Da entschlüpfte der Zaunkönig in einen nahen Zaun und rief wieder: „König bün ik! König bün ik!“ Als die andern Vögel das erfuhren, verfolgten sie die Eule, wo sie am Tage sich sehen ließ. Die Eule aber wurde den Mäusen feind, die die bösen Löcher machen.

Bartsch 1, 518 = Mecklenburg. Jahrbücher 5, 74ff.

g) In den alten Zeiten da hatte jeder Klang noch Sinn und Bedeutung. Wenn der Hammer des Schmiedes ertönte, so rief er: „Smiet mi to! Smiet mi to!“ Wenn der Hobel des Tischlers schnarrte, so sprach er: „Dor häst! Dor, dor häst!“ Fing das Räderwerk der Mühle an zu klappern, so sprach es: „Help, Herr Gott! Help, Herr Gott!“ Und war der Müller ein Betrüger und ließ die Mühle an, so sprach sie hochdeutsch und fragte erst langsam: „Wer ist da? Wer ist da?“ dann antwortete sie schnell: „Der Müller! Der Müller!“ und endlich ganz geschwind: „Stiehlt tapfer, stiehlt tapfer, vom Achtel drei Sechter.“

Zu dieser Zeit hatten auch die Vögel ihre eigene Sprache, die jedermann verstand; jetzt lautet es nur wie ein Zwitschern, Kreischen und Pfeifen, und bei einigen wie Musik ohne Worte. Es kam aber den Vögeln in den Sinn, sie wollten nicht länger ohne Herrn sein und einen unter sich zu ihrem König wählen. Nur einer von ihnen, der Kiebitz, war dagegen: frei hatte er gelebt und frei wollte er sterben, und angstvoll hin- und herfliegend rief er: „Wo bliew ick?“ Wo bliew ick?“ Er zog sich zurück in einsame und unbesuchte Sümpfe und zeigte sich nicht wieder unter seinesgleichen.

Die Vögel wollten sich nun über die Sache besprechen, und an einem schönen Maimorgen kamen sie alle aus Wäldern und Feldern zusammen, Adler und Buchfinke, Eule und Krähe, Lerche und Sperling, was soll ich sie alle nennen? Selbst der Kuckuck kam und der Wiedehopf, sein Küster, der so heißt, weil er sich immer ein paar Tage früher hören läßt. Auch ein ganz kleiner Vogel, der noch keinen Namen hatte, mischte sich unter die Schar. Das Huhn, das zufällig von der ganzen Sache nichts gehört hatte, verwunderte sich über die große Versammlung. „Wat, wat, wat is denn dar to don?“ gackerte es, aber der Hahn beruhigte seine liebe Henne und sagte: „Luter riek Lüd,“ erzählte ihr auch, was sie vorhätten. Es ward aber beschlossen, daß der König sein sollte, der am höchsten fliegen könnte. Ein Laubfrosch, der im Gebüsche saß, rief, als er das hörte, warnend: „Natt, natt, natt! Natt, natt, natt!“ weil er meinte, es würden deshalb viel Tränen vergossen werden. Die Krähe aber sagte: „Quark ok!“ es sollte alles friedlich abgehen.

Es ward nun beschlossen, sie wollten gleich an diesem schönen Morgen aufsteigen, damit niemand hinterher sagen könnte: „Ich wäre wohl noch höher geflogen, aber der Abend kam, da konnte ich nicht mehr.“ Auf ein gegebenes Zeichen erhob sich also die ganze Schar in die Lüfte. Der Staub stieg da von dem Felde auf, es war ein gewaltiges Sausen und Brausen und Fittichschlagen, und es sah aus, als wenn eine schwarze Wolke dahin zöge. Die kleinern Vögel aber blieben bald zurück, konnten nicht weiter und fielen wieder auf die Erde. Die größern hieltens länger aus, aber keiner konnte es dem Adler gleich tun, der stieg so hoch, daß er der Sonne hätte die Augen aushacken können. Und als er sah, daß die andern nicht zu ihm herauf konnten, so dachte er: „Was willst du noch höher fliegen, du bist doch der König,“ und fing an sich wieder herabzulassen. Die Vögel unter ihm riefen ihm alle gleich zu: „Du mußt unser König sein, keiner ist höher geflogen als du.“ „Ausgenommen ich!“ schrie der kleine Kerl ohne Namen, der sich in den Brustfedern des Adlers verkrochen hatte. Und da er nicht müde war, so stieg er auf und stieg so hoch, daß er Gott auf seinem Stuhle konnte sitzen sehen. Als er aber so weit gekommen war, legte er seine Flügel zusammen, sank herab und rief unten mit feiner, durchdringender Stimme: „König bün ick! König bün ick!“

„Du unser König?“ schrien die Vögel zornig, „durch Ränke und List hast du es dahingebracht.“ Sie machten eine andere Bedingung, der sollte ihr König sein, der am tiefsten in die Erde fallen könnte. Wie klatschte da die Gans mit ihrer breiten Brust wieder auf das Land! Wie scharrte der Hahn schnell ein Loch! Die Ente kam am schlimmsten weg, sie sprang in einen Graben, verrenkte sich aber die Beine und watschelte fort zum nahen Teiche mit dem Ausruf: „Pracherwerk! Pracherwerk!“ Der Kleine ohne Namen aber suchte ein Mäuseloch, schlüpfte hinab und rief mit seiner feinen Stimme hinaus: „König bün ick! König bün ick!“

„Du unser König?“ riefen die Vögel noch zorniger, „meinst du, deine Listen sollten gelten?“ Sie beschlossen, ihn in seinem Loche gefangen zu halten und auszuhungern. Die Eule ward als Wache davorgestellt: sie sollte den Schelm nicht herauslassen, so lieb ihr das Leben wäre. Als es aber Abend geworden war und die Vögel von der Anstrengung beim Fliegen große Müdigkeit empfanden, so gingen sie mit Weib und Kind zu Bett. Die Eule allein blieb bei dem Mäuseloch stehen und blickte mit ihren großen Augen unverwandt hinein. Indessen war sie auch müde geworden und dachte: „Ein Auge kannst du wohl zutun, du wachst ja noch mit dem andern, und der kleine Bösewicht soll nicht aus seinem Loch heraus.“

Also tat sie das eine Auge zu und schaute mit dem andern steif auf das Mäuseloch. Der kleine Kerl guckte mit dem Kopfe heraus und wollte wegwitschen, aber die Eule trat gleich davor, und er zog den Kopf wieder zurück. Dann tat die Eule das eine Auge wieder auf und das andere wieder zu und wollte so die ganze Nacht abwechseln. Aber als sie das eine Auge wieder zumachte, vergaß sie das andere aufzutun. Und sobald die beiden Augen zu waren, schlief sie ein. Der Kleine merkte das bald und schlüpfte weg.

Von der Zeit an darf sich die Eule nicht mehr am Tage sehen lassen, sonst sind die andern Vögel hinter ihr her und zerzausen ihr das Fell. Sie fliegt nur zur Nachtzeit aus, haßt aber und verfolgt die Mäuse, weil sie solche böse Löcher machen. Auch der kleine Vogel läßt sich nicht gerne sehen, weil er fürchtet, es ginge ihm an den Kragen, wenn er erwischt würde. Er schlüpft in den Zäunen herum, und wenn er ganz sicher ist, ruft er wohl zuweilen: „König bün ick!“ und deshalb nennen ihn die andern Vögel aus Spott Zaunkönig.

Niemand aber war froher als die Lerche, daß sie dem Zaunkönig nicht zu gehorchen brauchte. Wenn sich die Sonne blicken läßt, steigt sie in die Lüfte und ruft: „Ach, wo is dat schön! schön is dat! schön! schön! ach, wo is dat schön!“

Grimm, Kinder- und Hausmärchen Nr. 171 = Dähnhardt, Naturgeschichtl. Volksmärchen[3] Nr. 1.

h) Eines Tages beschlossen alle Vögel einen Wettflug zu veranstalten und denjenigen zum König zu wählen, der am höchsten fliegen könnte. Der Wettflug ging vonstatten. So sehr sich aber auch alle anstrengten, möglichst hoch zu fliegen, der Storch[1]) besiegte doch alle anderen, und schon wollte die ganze Vogelwelt ihm als ihrem König huldigen, da schwang sich plötzlich der kleine Zaunkönig, der sich bis dahin unter den Schwanzfedern des Storches versteckt gehalten hatte, über den Storch in die Lüfte und rief: „König ick! König ick!“

Erbittert über diesen Betrug verurteilte die ganze Vogelwelt den Zaunkönig zum Tode; diesem aber gelang es, sich auf die Erde und in ein Mauseloch zu flüchten. Nun wurde der Vogel, der die größten Augen hat, nämlich die Eule, als Wächter vor das Mauseloch gestellt, um das Urteil an dem kleinen Missetäter zu vollstrecken.

[Die Eule schläft ein, der Zaunkönig entflieht durch Nesseln und Zäune hindurch.] Seit der Zeit führt er den Namen Zaunkönig oder Nesselkönig. Beide Vögel, der Zaunkönig und die Eule, wurden darauf von dem König auf ewig in die Acht erklärt.

Haas, Rügensche Sagen und Märchen[2] S. 153 Nr. 155.

Sehr wahrscheinlich, meint Haas a. a. O. S. 153, hat diese Geschichte Veranlassung gegeben zu dem Sprichwort: Doe het 'ne Uhl säten[2]), d. h. die Sache ist schon vorbei, du kommst zu spät, das glückt nicht. Ebenso sagt man sprichwörtlich von demjenigen, der vergeblich auf etwas wartet: He luert dorup, as de Uhl up 'n Nettelkönig.

i) Die Vögel wollten einmal einen König wählen, konnten sich aber lange über die Wahl nicht einigen Da beschlossen sie ein Wettfliegen zu veranstalten; wer

1) Daß der Storch an die Stelle des Adlers getreten ist, kann nicht wundernehmen, denn der Adler kommt auf Rügen fast gar nicht vor (Haas S. 154). Vgl. oben S. 170 die Variante Schulenburgs aus dem Spreewalde, unten S. 181 aus Brandenburg, mitgeteilt von Mone, und die zunächst folgenden.

2) Vgl. die Variante aus der Grafschaft Mark von Woeste, oben S. 177.

am höchsten fliege, der solle König sein. Alle erhoben sich. Am höchsten flog aber der Storch. Schon glaubte er seines Sieges gewiß zu sein, da er alle Vögel unter sich erblickte, aber plötzlich schwebte über ihm ein kleiner Vogel, der sich unbemerkt unter seinen Flügeln verborgen und von ihm hatte hochtragen lassen. Der Storch konnte nicht mehr höher fliegen, doch der Kleine stieg noch eine Strecke empor, hatte somit gewonnen und die Königswürde erlangt.

Die Vögel aber wollten ihn nicht als König anerkennen, sondern verfolgten ihn wütend und wollten ihn töten. Schnell schlüpfte er in ein Mauseloch. Man stellte nun einen Wächter dabei, um den Zaunkönig — denn der war der Sieger gewesen — nicht entschlüpfen zu lassen. Den Wächterdienst mußte die Eule verrichten, weil sie die größten Augen hatte. Sie schlief aber bald ein, und der Zaunkönig entfloh. Zornig verfolgen seitdem die Vögel die Eule, um sie für ihre Nachlässigkeit zu bestrafen, und auch der Kleine muß sich in Hecken und Zäunen herumdrücken, weil er fast überall verfolgt wird. Daher hat er auch den Namen Zaunkönig erhalten. (Mündlich aus Zwilipp.)

Asmus und Knoop, Sagen u. Erzählungen a. d. Kreise Kolberg-Köslin S. 70.

k) Als die Menschen sich einen König gewählt hatten, wollten ihnen die Vögel nicht nachstehen und beschlossen, sich ebenfalls einen Herrscher zu küren. Es ward eine große Ratsversammlung berufen, und man kam nach langem Hin- und Herreden überein, derjenige solle von allen unweigerlich als Vogelkönig anerkannt werden, der am höchsten fliegen könne.

An einem vorher festgesetzten Tage erschienen alle Vögel auf einer herrlichen Wiese, die mitten im Walde lag. Ein Zeichen wurde gegeben, und lustig erhob sich die ganze Gesellschaft in die Lüfte; aber nicht lange währte es, so erlahmten einem nach dem andern die Kräfte. So gerne sie König geworden wären, sie mußten umkehren und die ersehnte Würde Besseren überlassen. Keiner tat es jedoch dem Adebor gleich. Weit, weit unter ihm befand sich der, der der Zweite nach ihm war.

So zog er, nachdem es offenbar geworden, daß er unbestritten der Sieger sei, stolze Kreise in der Luft und ließ sich dann ebenfalls nieder, da auch seine Kraft zu erlahmen begann. In diesem Augenblicke schlüpfte unter seinen Flügeln ein winziges Vögelchen heraus, so klein, daß es noch gar keinen Namen erhalten hatte, obgleich es an Klugheit alle andern Vögel übertraf, stieg in die Lüfte und schrie, so sehr es nur konnte:

„Ek ben Koenich!
Ek ben Koenich!“

Der Adebor wurde zornig, denn er durchschaute den Betrug und erkannte, daß ihm, ohne daß er's bemerkt hatte, das Tierchen auf der Wiese unter die Flügel gekrochen war. Aber was konnte all sein Zürnen helfen; was geschehen war, war geschehen. Den kleinen Schelm im Fliegen zu überholen, dazu reichten auch beim besten Willen des Adebor Kräfte nicht mehr aus. Er ließ sich darum zur Erde herab und rief mit dem übrigen gefiederten Heer den kleinsten Vogel als König aus. Kaum war dies geschehen, so machte er jedoch die Versammlung auf den Betrug aufmerksam und gab den Rat, den winzigen Herrscher umzubringen und dann zur neuen Königswahl zu schreiten.

Sobald der Vogelkönig auf dem Erdboden angelangt war, fiel deshalb alles über ihn her und suchte ihm das Leben zu nehmen. Der kleine König aber war flinker als alle seine Untertanen zusammengenommen. Hast du nicht gesehen? war er in ein Mauseloch geschlüpft und dort vor jeder Nachstellung sicher.

Die Vögel wurmte es, daß der Schalk so seiner gerechten Strafe entgehen sollte, und sie stellten die Eule als Wächter bei dem Loche auf, damit sie das Vögelchen, wenn es entwischen wollte, sogleich packte und fresse. Die Eule gehorchte und versprach, genau Obacht zu geben. Aber wie es so zu gehen pflegt, das lange Stehen und Aufpassen macht müde. Ehe sie's sich versah, war sie eingeschlafen und als sie wieder erwachte, war von dem kleinen Gefangenen nichts mehr zu sehen.

Wie ärgerte sich die Eule da über sich selbst! Aber es sollte noch schlimmer kommen; denn kaum hatten die andern Vögel von ihrer Nachlässigkeit erfahren, so flogen sie heran, zerzausten ihr die Federn, verhöhnten und verspotteten sie dermaßen, daß sie in den dunkeln Wald fliegen und sich im schwarzen Dickicht verstecken mußte, um nur wieder Ruhe zu bekommen. Nachdem die Eule bestraft war, faßten die Vögel den Beschluß, ein jeder solle den König umbringen, wo er ihn auch fände.

Um nun dem Tode zu entgehen, ist der Vogelkönig gezwungen, sich in Hecken und Zäunen und niedrigem dichten Strauchwerk aufzuhalten, wo kein anderer Vogel leben kann. Und das hat ihm den Spottnamen Zaunkönig oder Nesselkönig eingetragen, den er auch noch führt bis auf diesen Tag. Ebenso wagt auch die Eule bis heute noch nicht, sich bei Tage unter den Vögeln sehen zu lassen, und geht deshalb immer nur des Nachts auf ihre Nahrung aus. (Mündlich aus Reckow, Kreis Lauenburg, und Kratzig, Kreis Fürstentum.)

M. Jahn, Volkssagen aus Pommern und Rügen S. 477 Nr. 595 (1886).

l) Bei der Königswahl fliegt der Adler am höchsten, als er aber nicht mehr höher kann, erhebt sich von seinem Rücken der allerkleinste Vogel und ruft:

„Ziekzeriekziek! där König bin ick."

Der Adler schlägt eine zweite Probe vor: „Wär van uns bein am diëpsten in de Ärе kömmt, sall König sind." Der Adler plustert sich darauf ganz in den Sand, das kleine Vögelchen aber kriecht in ein Mauseloch. Nun soll die Eule wachen, sie schläft jedoch müde vom Wettflug ein, und der Kleine entwischt. Seit der Zeit heißt er „Tuunkönig, weil hä sich wie männiger eene as en Tuunschlieker erschleäken het," und die Eule — „Schnobbeuule (Schlafeule), äwer där Oadler is van Rechten König in Ehren." (Aus der Mittelmark.)

Firmenich, Germaniens Völkerst. 3, 119.

m) Aus der Mark Brandenburg.

Die Vögel konnten nicht einig werden, wer ihr König sein sollte. Nach langem Streit kamen sie überein, daß der ihr König werde, welcher am höchsten fliegen könne. Die Vögel versammelten sich, den Wettstreit zu entscheiden, und als sie den Wettflug begannen, schlüpfte der Zaunkönig, von allen ungesehen, in die Federn des Storchs und versteckte sich. Alle steigen höher und höher, der eine ermüdet, der andere ermüdet und sinkt; nur der Adler und der Storch halten noch aus. Beide streiten lange um die Ehre miteinander, beide werden ebenfalls ermüdet: endlich sinkt der Storch. [Da verläßt der Zaunkönig sein Versteck und besiegt den Adler.] „Aber die Vögel, entrüstet über den gespielten Betrug [wie er entdeckt wird, ist nicht erzählt], eilen sich seines Königtumes zu entledigen und ihn zu töten. Der Zaunkönig flieht, und versteckt sich in ein Mauseloch. Jetzt glauben die Vögel ihn gefangen, sobald er wieder zum Vorschein komme; und um seiner desto sicherer habhaft zu werden, soll eines ihrer Glieder den Versteck bewachen. Sie wählten die Eule, weil sie die größten Augen hat. Aber sie ver-

schläft ihren Posten, und der Gefangene entschlüpft. Seitdem mußten die Vögel den Zaunkönig zum König behalten, aber sie sind gegen ihn und die Eule so erbittert, daß jener sich fortwährend in Hecken und Dornen und Löchern verkriechen muß, um ihrer Rache zu entgehen, und diese nur des Nachts, wenn alle Vögel schlafen, aus ihrem Versteck sich hervorwagen darf.

Mone's Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters 3 (1834), S. 312 = Nork, Mythologie S. 952.

n) [Der Zaunkönig hat sich beim Wettflug um die Königswürde unter dem Flügelgelenk des Adlers versteckt usw. Die Eule wird als Wächter vor das Mausloch gesetzt.] Die saß auch die ganze Nacht davor und schaute mit ihren großen Augen hinein, welche so feurig waren, daß es dem Zaunkönig ordentlich grausig wurde; als aber der Tag kam, ward sie von dem Licht geblendet und die Augen sanken ihr zu. Das erschaute sogleich der Zaunkönig und flog eilends davon, und sie haben ihn nimmermehr wieder gefangen. Die Eule hat aber das Bad austragen müssen, denn die Vögel können's ihr bis auf den heutigen Tag noch nicht vergessen, daß sie den gefangenen König hat entfliehen lassen, und darum hacken sie auf sie los mit ihren Schnäbeln, wo sie sich nur blicken läßt. (Mündlich aus Berlin.)

Kuhn, Märkische Sagen und Märchen S. 293f. (1843).

5. Westslawen, Wenden.

Einst beschlossen die Vögel, es solle derjenige von ihnen König sein, welcher am höchsten fliegen könnte. Deshalb stellten sie eines Tages ein Wettfliegen an. Es schien, als ob der Storch die Vögel besiegen werde. Er war nämlich so hoch geflogen, daß ihm kein Vogel hatte folgen können. Schon glaubte der Storch, er habe gewonnen, aber er sollte bald bitter enttäuscht werden. Der Zaunkönig hatte sich nämlich dem Storch auf den Schwanz gesetzt, ohne daß dieser etwas davon gemerkt hatte. Als nun der Storch nicht mehr höher fliegen konnte, verließ jener plötzlich seinen Zufluchtsort und flog mit frischen Kräften in die Höhe. Darauf schrie er: „Ich bin der höchste!"

Die Vögel wurden sehr böse, daß der kleine Vogel ihr König sein sollte. Deshalb sagten sie: „Der soll unser König sein, welcher den niedrigsten Ort einnehmen kann." Der Zaunkönig schlüpfte flugs in ein Mauseloch und rief: „Ich bin der niedrigste!" So hatte er wieder den Sieg davongetragen. Die Vögel waren nun so böse auf ihn, daß sie beschlossen, sie wollten ihn aus dem Loch nicht mehr herauslassen. Deshalb stellten sie als Wächter die Eule auf, die dem Zaunkönig den Ausgang wehren sollte. Allein die Eule schlief zuletzt ein und der Zaunkönig schlüpfte aus dem Loche hervor. Fortan war er König. Von der Zeit an wandte sich der Haß der Vögel auf die Eule. (Aus Sylow.)

Veckenstedt, Wendische Sagen etc. S. 424 Nr. 4.

6. Littauer.

Als die Vögel um die Wette geflogen waren, glaubten alle, daß der Adler am höchsten hinaufgezwungen hätte, er ließ sich als Letzter aus der Höhe herab. Aber siehe! Mit ihm kam auch der Zaunkönig angeschwirrt, in stolzer Haltung. Als kaum der Adler traurig gesagt hatte: Der hat alle, auch mich, im Fluge überholt, fielen sogleich alle Vögel über den Zaunkönig her und schrien, jeder in seiner Sprache: Das ist nicht wahr! das kann nicht sein! Sie umschwärmten den Daumesdick und fragten immerzu, was er gemacht habe, wie er habe gewinnen können. Der bekam Angst vor den (über ihn) herfallenden Scharen und zog sich auf die

Seite zurück. Jene kamen immer näher, stießen ihn und traten ihm auch schon auf die Füße. Dieser, immer rückwärts rückend, wußte nicht wo er bleiben sollte. Er sah sich um, — auf der ganzen Wiese auch nicht ein Sträuchlein. Wohin springst jetzt? Auf dem Rückzuge fiel er unversehens in ein Mauseloch und wupps! kroch er plötzlich unter die Erde. Die Vögel sahen sich um, warteten auf sein Herauskommen, konnten's aber nicht erwarten. Da es zu lange dauerte, stellten sie die Eule, weil sie die größten Augen hatte, als Wächter ans Mauseloch. Die setzte sich hin, blinzelte und schlief ein, und Daumesdick entschlüpfte von keinem gesehen an ihr vorbei und versteckt sich noch heute im Gebüsch. Die Vögel kamen zeitweise, sahen der Eule Augen groß offen, wußten aber nicht, daß sie mit offenen Augen zu schlafen gewohnt ist, wie der Hase. Als sie es erst merkten, daß sie schlief, kamen sie in Scharen geflogen, um zu schelten wegen der Unachtsamkeit. Damals entkam sie, darf aber auch heute sich noch nicht am Tage sehen lassen, alle jagen sie dann wie auf Verabredung, weil sie als Wächter damals eingeschlafen ist. Aber des Zaunkönigs List ist noch immer nicht ans Tageslicht gekommen.

Jurkschat S. 41 Nr. 11.

7. Kleinrussen.

Einstmals gab es bei den Vögeln keinen Kaiser, und da faßten sie den Beschluß: wer höher als alle andern fliegt, solle Kaiser werden. Der Falke flog höher als alle, aber ein kleines Vöglein hatte sich auf ihn gesetzt, und als er sich höher befand als alle andern, flatterte es auf und flog noch höher; da jagte der Falke nach dem Vöglein, es versteckte sich aber in einen hohlen Baum. Der Falke flog aus, einen andern kleinen Vogel zu holen, welcher den Flüchtling herausscheuchen sollte aus dem Versteck, zum Wächter aber setzte er die Eule; in seiner Abwesenheit rief die Elster die Eule aus irgendeinem Grunde, und das Vögelchen entwischte; die Eule kehrte zurück und setzte nichtsahnend die Wache fort; es kam der Falke an, schickte den Vogel, den er mitgenommen, ins Astloch herein, der besah alles und meldete, daß nichts darin wäre. Da hackte der Falke der Eule die Augen aus: daher kann die Eule am Tage nichts sehen.

W. N. Jastrebow: Materialy po ethnografii novoross. kraja S. 19.

8. Aus Rumänien.

a) Die Vögel wollen den zum König wählen, der am höchsten fliegen kann. Der Zaunkönig versteckt sich im Gefieder des Adlers und als dieser ermüdet, aber am höchsten von allen Vögeln ist, beginnt der Zaunkönig noch höher zu fliegen und wird so König. Viele Vögel aber beneiden ihn und suchen ihn zu töten. Deshalb lebt der Zaunkönig in dichtem Gebüsch und Dornen, wo er einigermaßen Ruhe hat. Von seiner Königswürde hat er aber — nichts.

b) Für den Betrug soll der Zaunkönig bestraft werden. Er verkriecht sich aber in eine Baumhöhlung, in die kein andrer Vogel, wegen seiner Größe hineinkann. Deshalb beschließen die Vögel, ihn durch Hunger zum Herauskommen zu zwingen. Jeden Tag bekommt ein bestimmter Vogel die Wache. Als nun der Uhu vor dem Eingange wachen sollte, schlief er ein, und alsbald war der Zaunkönig entflohen. Nun verfolgen die Vögel sowohl den Zaunkönig, der sich unter Baumwurzeln und in Dornsträuchern verbirgt, als auch den unachtsamen Wächter, den Uhu (oder Nachteule).

c) In der Bukovina erzählt man dieselbe Legende, und tritt hier der Adler für den Geier ein.

Marianu, Ornitologia 1, 306—311.

9. In Ungarn erzählt man, die Nachtigall habe sich im Gefieder des Geiers versteckt, sei am höchsten geflogen und deshalb König geworden. Die Vögel freuten sich, daß ihr vorzüglichster Sänger König wurde; nur der Geier ärgerte sich und verfolgt bis heute die Nachtigall.

Marianu, Ornitologia 1, 314.

Anhang.

Interessant ist die folgende Fassung aus Brasilien, die so wesentliche Übereinstimmungen mit den oben mitgeteilten europäischen Varianten zeigt, daß man sich die Abweichungen nicht anders als durch eine sehr freie Umformung der importierten Fassung wird erklären können. Die angedeutete Ätiologie bezieht sich darauf, daß die Eule am Tage bei hellem Licht schlecht sieht!

. . . Eine Cotia (Dasyprocta, sp. var.) hat sich in ein Loch geflüchtet. Der Jaguar bewachte das Loch eine ganze Weile lang, aber schließlich wurde er müde und hungrig, darum sagte er zu einer Eule: „O Eule! willst du dieses Loch für mich bewachen, während ich mir etwas Wasser hole?“ Die Eule willigte ein. Da schaute die Cotia heraus und sah die beiden großen Augen, die sie anstarrten, warf eine Hand voll Sand in das Gesicht der Eule, was sie blind machte, und entkam, während sich die Eule die Augen rieb.

Herbert Smith, Brazil, The Amazons and the Coast p. 549.

Noch weiter entfernt sich vom mutmaßlichen Original die folgende Erzählung, die mit der obigen immerhin noch einige gemeinsame Züge hat.

. . . Der Jaguar ließ eine Kröte das Loch der Höhle der Schildkröte bewachen. Als die Schildkröte sie erblickte, fragte sie sie, warum ihre Augen so rot und geschwollen seien und beredete sie, die Augen mit einer Pflanze einzureiben, wovon die Kröte blind wurde.

Herbert Smith, Brazil p. 543.

Zum Schluß möge hier noch eine vermutlich aus Pommern stammende Erzählung Platz finden, deren Inhalt jedoch (Anspielungen auf die Konferenzzeit?) vielleicht ebensowenig volkstümlich ist, wie ihr Stil.

Die Konferenz unter den Vögeln.

Vom hohen Rat der Vögel war unter den Auspizien des königlichen Adlers dekretiert, daß künftig, wo es auf gemeinsamen Nießbrauch ankäme, von allen beteiligten Vögeln eines Reviers Konferenzen gehalten würden, damit durch Stimmenmehrheit eine Administration eingesetzt und instruiert werde, welche das Interesse jedes einzelnen gehörig wahrnehme.

Bei der nächsten vorkommenden Gelegenheit nun ward zu einem bestimmten Tage eine Konferenz angesetzt und publiziert. Es erschienen demnächst zur festgesetzten Zeit alle Vögel des Reviers: die Nachtigall, die Lerche, der Hänfling, die Grasmücke, die Eule usw. Zuletzt kamen in Scharen die Krähen und die Karaken.[1]) Auf den Einwand, daß von beiden bei einer gemeinsamen Beratung zu viele wären, erwiderten sie, ihre alten Privilegien gestatteten ihnen, scharenweise

1) Saatkrähen, vgl. Grimm, Wörterbuch 5, 222.

aufzutreten. Leicht geschah es nun, daß eine Krähe den Vorsitz und somit den Vortrag hatte und ein Karak die Führung des Protokolls erhielt. Sowie nun eine Proposition gemacht ward, pflichteten ihr alle Krähen und Karaken unisono mit lautem Quak! Quak! Quak! Beifall. Wiewohl verletzt durch das herrische übertönende, einförmige Geschrei, versuchten doch anfangs mehrere Vögel, und unter diesen die Königin des Gesanges, die Nachtigall, die Lerche, der Hänfling und die Grasmücke Erörterungen und Einwendungen. Da sie aber nicht das volltönende Quak! Quak! hervorbringen konnten, welches von der Mehrzahl als alleinige Konferenzsprache anerkannt ward, so wurden sie wegen des Mangels an Harmonie von dieser Mehrzahl verspottet und mußten froh sein, als sich einige bereitwillige Krähen fanden, die der Gekränkten Vertretung übernehmen wollten, worauf letztere sofort schnell das Feld räumten. Ihrem Beispiele folgten bald alle übrigen Vögel; nur die Eule blieb mit den Krähen und Karaken zurück, indem sie voll Vertrauen auf ihre durchdringende Stimme und ansehnliche Größe, auf ihren gebogenen Schnabel und auf ihre scharfen Klauen beschloß, ritterlich den Streit auszufechten. Kaum aber hatte sie ihr einleitendes Kuwitt! Kuwitt! hervorgebracht und mit ihrem schauerlichen, volltönenden Uhuhu! angefangen, als die gesamte Schar der Krähen und Karaken auf sie losstürzte. Da sie nun mit großer Übermacht von allen Seiten angegriffen ward, sie auch, als am Tage, die Angreifenden nicht einmal gut sehen konnte: so vermochte sie sich, nachdem sie stark gerupft war, nur mit Mühe in einen hohlen Baum fliehend zu verbergen, und getraute sich späterhin nie wieder einer Konferenz beizuwohnen. Von dieser Begebenheit stammt die Redensart her: Er ist wie die Eule unter den Krähen. Auch wagen es seitdem nicht leicht andere Vögel zu erscheinen oder gar sich hören zu lassen, wo Krähen und Karaken konferieren und wo das mächtig gebietende Quak! Quak! vortönt. Seit der Zeit herrscht jedoch in den meisten stattfindenden Konferenzen der Krähen und Karaken, worin über Nutznießung verhandelt werden soll, eine so vollkommene Harmonie, daß es zum Sprichwort geworden ist: Eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus. Wenn etwa in einem Reviere ein Wild, ein Hase, ein wildes Schwein oder ein Hirsch, vom Geschosse des Jägers verwundet, sich verblutet hat und gefallen ist, beschließt gleich der ganze Schwarm unter lautem Quak! Quak! daß die Beute solange von den Krähen fürs gemeine Beste administriert werden soll, bis ein einstimmiges Quak! Quak! der Abziehenden bezeuge, daß nur noch Knochen und etliche Fetzen von Haut zurückbleiben. Oder wenn's je der achtbaren Versammlung kund wird, daß ein benachbartes Weizenland von aufgerichteten reifen Garben bedeckt ist, so sind Entschluß und Ausführung fast eins, hinzufliegen und so viele der besten Körner gemütlich zu verzehren, bis alle, völlig gesättigt, im harmonischen Chor triumphierend miteinander schreien: Quak! Quak! Quak!

Bl. f. pomm. Volksk. VI, 78. Aus Sundine 1828 S. 265 f.

IV. Die Wahl des Pfaus zum König.[1])

Eine nur in literarischer Überlieferung lebende Fabel ist die von der beabsichtigten Wahl des Pfaus zum König der Vögel. Da sie sehr arm an Handlung ist und lediglich in einer Meinungsäußerung gipfelt, darf es

1) Vgl. Benfey, Pantsch. 1, 347. Kurz zu Waldis 1, 71 (wo zu verbessern ist: Pantsch. 2, 223 für 2, 322). Warnke, Die Quellen usw. S. 196. Hertel, Tantrākhyāyika 1, 137.

nicht wundernehmen, daß sie in lebender Volkstradition nicht zu finden ist. Eher fast mag man staunen, daß die Fabel seit dem äsopischen Zeitalter bis zu Rollenhagen und Caron (17. Jahrhundert) immer wieder auftaucht, freilich nicht ohne Spuren der langen Tradition, ehrenvollen Narben vergleichbar, aufzuweisen.

Die vermutlich älteste Fassung von allen vorliegenden dürfte die äsopische[1]) sein; in der Übersetzung von Binder[2]) lautet sie folgendermaßen:

Als die Vögel einen König wählen wollten, machte der Pfau wegen seiner Schönheit Anspruch darauf, daß man ihn wähle. Als nun die Wahl allgemein auf ihn fiel, nahm eine Dohle das Wort und sagte: „Wenn nun aber du König bist und den Adler die Lust ankommt uns zu verfolgen, wie wirst du uns da helfen?“

Auch diese Fabel ist ein gutes Beispiel dafür, ‘wie der griechische Erzähler die Geschichte auf ihren knappsten und spitzesten Ausdruck, sozusagen auf ihre mathematische Formel bringt.’[3]) Jeder Zug, jedes Wort ‘sitzt’ und ist bedeutsam, und nur zu berechtigt ist der Vorhalt der Dohle, die Pointe der Fabel.

Es dürfte nicht unwichtig für die Beurteilung der übrigen Fassungen sein, daß gerade dieser letzte, wichtige Zug in den indischen Versionen verändert und z. T. stark abgeschwächt erscheint. So z. B. schon im Tantrākhyāyika, wo man eigentlich eine gutmotivierte, kräftige Pointe zu erwarten geneigt wäre. Wir finden aber statt dessen hier wie im Jātaka vor allem die eine Begründung: die Eule hat ein unfreundlich blickendes Gesicht, wenn sie nicht böse ist, wie wird sie aber erst aussehen, wenn sie in Zorn gerät?[4]) Erst später heißt es auch im Tantrākhyāyika: „diese Eule ist böse, nicht fähig die Untertanen zu schützen.“[5])

Diese Abschwächung der Pointe ist zugleich die wichtigste Änderung gegenüber der griechischen Fassung, denn es wiegt weniger schwer, daß Eule und Rabe an die Stelle von Pfau und Dohle getreten sind[6]) und daß die wortreiche indische Erzählung so manches neue Detail aufweist. Alles in allem genommen verbürgen die Übereinstimmungen zwischen der griechischen und sämtlichen orientalischen Versionen die Verwandtschaft, und zwar sind es die folgenden vier Motive die für den Beweis in Frage kommen:

1. Die Vögel sind versammelt zum Zweck der Königswahl.
2. Die Wahl fällt zunächst einstimmig[7]) auf einen Vogel, allein der

1) Halm 398. Fur. 183. Kor. 53.
2) W. Binder, Die äsop. Fabeln S. 33 Nr. 53 (2. Aufl.).
3) Oldenberg, Die Literatur des alten Indien S. 126.
4) Hertel 2, 110.
5) Hertel 2, 114. In der jüngeren Überlieferung findet sich jedoch der gutmotivierte Zug: die Vögel sind blind in der Nacht, darum taugt die [tagblinde] Eule nicht als König und oberster Richter, vgl. Benfey, Pantsch. 2, 236.
6) Was nach Benfey (Pantsch. 1, 347) vermutlich geschehen ist, um die Rahmenerzählung weiter auszuspinnen.
7) Nur bei Bidpai und in den Avadānas ist bloß die Mehrzahl dafür.

Grund dafür ist wenig stichhaltig; öfter wird das gefällige Äußere des betreffenden Vogels zum Vorwand genommen.[1])

3. Ein abratender Vogel macht auf die mangelhaften Eigenschaften des Thronkandidaten aufmerksam.
4. Die Vögel stehen von der früheren Wahl ab.[2])

Wie wir gesehen haben, muß die äsopische Fabel als die ursprünglichste gelten, demnach ist es erst ein sekundärer, durch den Rahmen veranlaßter, Zusatz, wenn in den weitauspinnenden indischen Fassungen ein ätiologischer Schluß angehängt ist.

Im Tantrākhyāyika wird er folgendermaßen herbeigeführt:

Als unter den Vögeln Anarchie herrschte, da kamen sie alle auf den Gedanken: „Wen von uns salben wir zum König der Vögel?“ Da kamen sie zu dem Beschluß: „Wir wollen die Eule salben.“ So begannen sie denn die Salbungsfeierlichkeit, nachdem sie, wie es die Satzung erheischt, alle zur Salbung nötigen Gegenstände zusammengebracht hatten, ... da sahen sie in der Luft einen Vogel dahinziehen, dessen Namen sie nicht kannten. Als sie ihn sahen, unterbrachen sie die Salbung: „Dieser muß unbedingt auch zu unserer Versammlung zugezogen werden, denn etwas Großes ist diese königliche, für die ganze Erde wichtige Angelegenheit.“ Und als er gekommen war, wurde er gefragt: „Lieber, bist auch du damit einverstanden, daß dieser Tagblinde [= Eule] uns als Untertanen schirme?“ Jener sagte: „Sind denn alle andern Vögel ausgestorben, ... der Pfau, der Kuckuck, ... daß ihr diese Eule mit ihrem ungnädigen Blick für die Königswürde salben wollt? Und ferner:

48. Schon wenn sie nicht zornig ist, ist ihr krummnasiges, ganz schieläugiges, grausames, unfreundlich blickendes Gesicht böse; was wird sie erst tun, wenn sie zornig ist!
49. Salbt die von Natur furchtbare, allzugrausige, niedriggesinnte, unfreundlich redende Eule: es wird euch kein Heil daraus entstehen.

Aber vergeblich versengt sie mit ihrem Blick die Welt und ist für Vorwände empfänglich .... Diese Gemeine [Eule] ist böse, nicht fähig die Untertanen zu schützen ... Darum besitzt diese Eule jedenfalls nicht die Tugenden eines Mannes, dessen Dienste man suchen soll. Was sollen wir also mit ihr?“

Die Vögel billigten diese Rede [des Raben], dachten: „Er hat gut gesprochen“ und sagten: „Wir wollen später wieder einmal zusammenkommen und über das große Königsgeschäft beraten.“

Nach diesen Worten flogen alle Vögel auseinander, wie sie gekommen. Nur die Eule war zurückgeblieben und saß auf dem Königssitz, der Salbung harrend: „Und wer hat dies zu meinem Schaden gesagt?“ Als sie nun den Hergang erfuhr, daß der Rabe es gewesen, da sagte die Eule, indem ihr Herz durch die Worte des Raben entflammt war, zu ihm: „Was habe ich dir zuleide getan, daß du mir die Salbung verdorben hast? ... Wozu also viele Worte? Vom heutigen Tage an wird Feindschaft sein zwischen uns und euch.“ Und als die Eule so gesprochen, gab sie die Hoffnung auf die Salbung auf und ging davon, wie sie gekommen.

---

1) Das Tahtrākh. hat den Zug nicht, wegen der (häßlichen) Eule! Im Jāt. und im Pañc. fehlt er trotzdem nicht.

2) Aus Gründen des inneren Stils, glaube ich, wird dieser Zug in der äsopischen Fassung nicht ausgeführt, allein hinzugedacht muß er auch dort werden.

... „So also, Majestät [sagte der Minister Cirajīvin zu Mēghavarṇa, dem Rabenkönige], besteht infolge der Wirkung der Rede zwischen uns und den Eulen Feindschaft.“[1])

Ähnlich wird im Jātaka Nr. 270 (Dutoit 2, 399) erzählt, daß wie die Menschen einen sehr schönen Mann, die Vierfüßler den Löwen und die Fische den Ananda-Fisch zum Könige wählten, so auch die Vögel sich einen Gebieter suchen wollten.

[Die Eule erregt Gefallen und wird vorgeschlagen, allein die Krähe warnt vor ihr und spricht die Strophe:]

„Heil sei euch allen! Nicht gefällt mir,
daß ihr die Eule macht zum König.
Seht ihr Gesicht, wenn sie vergnügt!
Wie wird es erst sein, wenn sie zürnt?“

[Nach diesen Worten fliegt die Krähe davon, die Eule erhebt sich ebenfalls und verfolgt sie.] Von da an hatten sie Feindschaft miteinander. Die Vögel aber machten den Goldschwan zu ihrem Könige und entfernten sich wieder.

Auch in den Avadānas, den indischen, in China aufgezeichneten Fabeln findet sich eine Fassung unserer Erzählung, der allerdings die Feindschaftsätiologie fehlt.

Die Vögel versammeln sich zur Königswahl. Es werden verschiedene Vorschläge gemacht und die Eigenschaften derer, die sich zum König eignen, geschildert. Zuletzt nennt ein Vogel die Eule, denn sie wache in der Nacht und könne daher die Vögel beschützen. Die Mehrzahl ist mit diesem Vorschlag einverstanden, nur der Papagei widerspricht und sagt, wenn alle Vögel der Eule dienen würden, so müßten sie Tag und Nacht auf der Wacht sein, und das wäre ein elendes Schicksal. Gerate sie aber in Wut, so würde sie den Vögeln die Federn ausrupfen. Er schließt mit den Worten: „Zieht ihr es vor, eurer Federn beraubt zu werden, als um ein Weniges die Gesetze der Vernunft zu übertreten?“ Die Vögel bewundern die Klugheit des Papageis, und nachdem dieser nochmals vor der Eule gewarnt hat, wird er selbst zum König der Vögel gewählt.

St. Julien. Les Avadânas 1, 41 ff.

Als letzte der orientalischen Fassungen möge hier die armenische des Wardan stehn. Sie stimmt fast wortgetreu mit der äsopischen überein (nur daß die Dohle durch die Taube ersetzt ist) und hat wie diese keine Ätiologie.

Les oiseaux s'étant réunis, ils élurent le Paon, à cause de sa beauté, et le sacrèrent roi. La Colombe vint alors vers lui, et lui dit: O excellent roi, si les Aigles nous tourmentent, comment pourras-tu nous secourir?

Choix de Fables de Vartan en Arménien et en Français p. 15, fab. VII. Paris 1825.

In der mittelalterlichen abendländischen Überlieferung, besonders in der Romulustradition ist die Fabel weit verbreitet.[2]) Mit mehr oder weniger

1) Nach der Übersetzung und den Textergänzungen von Joh. Hertel, Tantrākhyāyika Bd. 2, 110—117; mit unwesentlichen Abweichungen im Pantschatantra bei Benfey 2, 223—238 und bei Bidpai, s. Le Cabinet des fées 1, 17 (Genf 1786).

2) Vgl. Warnke, Die Quellen usw. S. 196. Kurz zu Waldis 1, 71.

starken Abweichungen steht sie bei Odo (Hervieux 2, 599), Sheppey (Hervieux 2, 423) und Marie de France (Hervieux 2, 487). Für Maries Variante ist vielleicht auf vermittelnder Stufe zwischen ihr und der letzten Quelle[1]: Aesop Halmii Nr. 398 eine Fassung vorauszusetzen, in der wie bei Wardan fab. 2[2]) die stärkste Stimme den Ausschlag für die Wahl zum Könige gegeben hat. Weiterhin finden wir die Fabel im Anhang zu der ca. 1522 gedruckten Ausgabe des Anonymus Neveletii[3]), bei Waldis[4]), im Froschmäuseler Rollenhagens[5]) und schließlich bei Caron.[6]) Da jedoch alle diese Fassungen nichts wesentliches Neues bieten und sämtlich einer Ätiologie ermangeln, beschränken wir uns an dieser Stelle auf ihre Aufzählung ohne auf die Texte näher einzugehen.

Eine gewisse Ähnlichkeit mit den obigen Varianten der Wahl des Pfaus zeigen die beiden folgenden Sagen aus Sibirien. Auch hier soll ein Ungeeigneter auf eine leitende Stellung im Vogelreiche berufen werden[7]), doch widerspricht die erfahrene Wachtel dieser Wahl und begründet die Untauglichkeit des Kandidaten. Das Folgende freilich dürfte auf selbständiger Erweiterung bestehen, aber gerade in diesem Teile finden sich einige interessante Ätiologien.

1. Die wilden Tiere und die Vögel versammelten sich um Könige zu wählen. Zum König der Vögel wählten sie den Adler, der kan-kerede heißt, und zum König der wilden Tiere den Löwen, Arslan. Auf dieser Versammlung gab man auch dem Kranich die Stelle irgend eines Befehlshabers; die Schnarrwachtel, die zur Seite stand, sagte: Warum gab man diesen Posten so einem Langbeinigen und Langnäsigen?“ Der Kranich war beleidigt, hackte die Schnarrwachtel und zerbrach ihr das Rückgrat; daher kann die Schnarrwachtel sich nicht mit einem Mal in die Luft erheben, sondern muß zuerst über die Erde hinlaufen. Die Schnarrwachtel riß ihrerseits vom Kopfe des Kranichs den Schopf ab, von dem nur die Reste an den Ohren übrig geblieben sind. (Erzählung eines Teleuten.)
Potanin, Očerki 4, 185 Nr. 20b.

2. [Als die Vögel sich einen König wählten und irgend jemand den Kranich vorschlug, sagte die Wachtel, daß sie Tag und Nacht keine Ruhe geben, sondern beständig schreien würde.] Der Kranich erboste sich, trat die Wachtel mit Füßen und brach ihr das Rückgrat, weswegen sie nicht weit fliegen kann. Dafür verurteilten die Vögel den Kranich, die Wachtel auf seinem Rücken in warme Länder zu tragen.[8]) [Und jetzt, wenn die Kraniche ziehen, unterscheiden die Burjaten vom Schrei der Kraniche das Piepen der Wachtel. Zum Könige wurde der Adler gewählt.] Die Fledermaus verweigerte ihre Unterwerfung, und sagte, sie sei kein Vogel, denn obschon sie Flügel habe, besitze sie auch Zähne. Als aber die

1) Vgl. Grimm, Reinh. Fuchs, Einl. 44f. 2) Choix de Fables de Vartan p. 5.
3) Hervieux 2, 421 vgl. 1, 574. 4) 1, 71.
5) ‘Pfau der Vogel König’. Magdeburg 1618.
6) Exilium Melancholiae p. 327, ‘Obrigkeit’. Straßburg 1655.
7) In der zweiten Fassung handelt es sich auch um eine Wahl zum König.
8) Vgl. Potanin 4, 763: Nach dem Glauben der Bulgaren tragen die Störche die Schwalben übers Meer (Karavelov, Pam. nar. byta bolgarsk. 1, 260). Vgl. auch das jakut. Märchen Očerki 4, 627—629.

Mäuse sich einen König wählten, ... sagte die Fledermaus, sie sei keine Maus, denn sie habe Flügel. Dafür verurteilten sie die Vögel und Mäuse nur Nachts zu fliegen und nicht des Tages. Alle Vögel, die ihrem König untertan sind, haben durchbohrte Schnäbel. (Erzählung eines Burjaten.)

Potanin, Očerki 4, 174 Nr. 2d.

Zum Schluß möge hier eine grusinische Legende Platz finden, die im Anfang zur Zaunkönigsage stimmt, dann aber mit der Wahl des Pfaus schließt.

[Salomo gelangt in den Besitz eines Wunderringes, den Gott einst Moses zugedacht hatte, und gewinnt dadurch die Kenntnis der Vogelsprache.] Einst versammelten sich die Vögel und wandten sich an Salomo mit der Bitte, ihnen aus ihrer Mitte einen Zaren zu wählen. Salomo war einverstanden und befahl frühmorgens zu erscheinen; wer dann am ehesten käme, solle der Zar werden. Die Vögel flogen davon. Am Morgen erhob sich Salomo, sieht — irgend ein winziges Vögelchen erscheint. Ihm schien es unmöglich, dieses winzige Vögelchen zum Zaren über alle Vögel zu machen und sagte daher zu ihm: „Geh und bring mir einen solchen Stock, der nicht gerade und nicht krumm ist.“ Das Vögelchen machte sich auf die Suche und sucht bis auf den heutigen Tag. Darum nennt man es „Gobe-Mdzvrala“. Zum Zaren aber machte Salomo den Pfau.

Etnograf. Obozr. 11, 4, 116f.

V. Vereinzeltes zur Königswahl der Vögel und Vierfüßler.

1. Bei Nicolaus Pergamenus[1]) (14./15. Jahrh.) findet sich die folgende eigentümliche Erzählung, über deren Quelle und sonstige Verbreitung nichts bekannt zu sein scheint.

De bubone qui voluit habere dominium alitum. Cum aves omnes conventum celebrarent et post coenam omnes pacifice conquiescerent, nihil titubantes, ecce bubo se exaltavit dicens: sum ego quamplurimum inter volucres suppeditatus nec magnificatus, ut nobilitas mea requirit, sed me volo nunc sublimare, volo enim cum amicis consanguineis inter aves salire omnesque magnas trucidare, ut post princeps et dux alitum existum. Quapropter ad se clamavit porphirionem et nycticoracem, vespertilionem et zuetam nec non et omnes nocturnales aves et cum ipsis inter alites armata manu aggreditur, volens magnas perimere et dominium civitatis usurpare. Aves autem, ex somno excitatae, intuentes proditores ad arma concurrerunt eosque ceperunt et ad aquilam vinctos perduxerunt, ut iudicium de ipsis propalaret. Aquila vero hoc audiens sententiam contra proditores protulit, quod statim per civitatem traherentur et in patibulo post suspenderentur, necnon et omne genus bubonis sic in perpetuum persecutioni datum et infestum et ab avibus est devitatum. Haec est enim causa secundum fabulas, pro qua bubonem aves persequuntur et sibilant, unde in die non audet inter volucres apparere, sed de nocte volans cibum sibi quaerit dicens: male levat se, qui cadit, perit et qui false tradit.

2. Eine auf die Lebensweise der Raubvögel sich beziehende Ätiologie findet sich in der folgenden Fassung aus Rumänien:

Nachdem sich die Vögel einen Kaiser gewählt hatten, kamen die Raubvögel zusammen, um die Rangordnung aufzustellen. Obenan sollte der Adler stehen,

1) ed. Graesse p. 228.

dann der Falke, der Mönchsgeier (Vultur monachus), der Gänsegeier (V. fulvus), der Lämmergeier (Gypaëtus barbatus), der Königsweih (Milvus regulis), der Habicht (Astur palumbarius), der Sperber und zuletzt der Baumfalk (Falco subbuteo). Dieser letztere nun war mit seiner Unterordnung nicht zufrieden. Darum sprach er zu den Vögeln, sie sollten sich nicht einem Herrscher unterordnen, sondern sich vor den Jägern fürchten, die, gerade wenn sich so viele Vögel versammelten, leichtes Spiel hätten. Diesem Rate folgten die Vögel — und seitdem findet man nie mehrere Raubvögel zusammen; der kleine Baumfalke aber war so von seiner untergeordneten Stellung befreit.

Marianu, Ornitologia 1, 134.

3. Auch die folgende Erzählung von der Eule, dem Falken und dem Würger gehört hierher.

Einstmals kamen alle Vögel der Welt überein, sich einen König und Führer zu wählen. Nur die Eule erschien dazu nicht, da das Eulenweibchen gerade brütete. Da beschlossen die Vögel alle, daß derjenige, der die Eule sähe und sie nicht schlüge, ausgewiesen und als Feind behandelt werden sollte. Darum läßt sich die Eule nicht bei Tage sehen, sondern bei Nacht, denn sobald die Vögel sie sehen, wollen sie sie schlagen.

Der große Falke (hawk) wollte auch König sein und ernannte sich selber dazu, aber den andern war es nicht recht, deshalb flog er in Feindschaft von allen fort. Und sobald der Falke irgend einen Vogel erblickt, stürzt er sich auf ihn, denn er ist ihr Feind. — Die übrigen aber wählten unter sich einen König. Sie wählten den gabelschwänzigen Würger (Dicrurus forficatus, shrike) wegen seiner angesehenen Stellung, seines langen Federschopfs und wechselreichen Gesanges. Darum sehen die Leute den Würger als König der Vögel an.

Folklore 3, 342 = Folklore Journal 1, 311, Sibree, Folklore of the Malagasy.

4. In einer wenig interessanten Erzählung aus Süd-Nigeria wird der Fischadler König der Vögel, Dayrell p. 156 Nr. 40.

Nicht selten beginnen die Fabeln von der Königswahl der Vögel mit der Begründung, daß diese dem Beispiel der Tiere, d. h. der Vierfüßler folgen wollten, indem sie sich ein Oberhaupt erwählten. Auffallend ist es nun, daß wir fast gar keine Sagen und Fabeln besitzen, die sich an jene Wahl der Vierfüßler knüpfen, trotzdem die Vorstellung von einem Königtum bei den Tieren sich im Abendlande immerhin bis ins zweite vorchristliche Jahrhundert verfolgen läßt, während die im Orient noch viel älter ist.[1]) Ganz allgemein ist es aber der Löwe, den die Vierfüßler zum König erwählen, und diese Vorstellung ist bis auf den heutigen Tag auch bei uns noch lebendig.

5. Eine Fabel der Lur, afrikanischer Neger in Wadelai, am Flusse Aja knüpft an die Königswahl des Löwen an.

Die Tiere, zu einer Versammlung einberufen, beschlossen einen König zu wählen. Nachdem sie über die Vorzüge der Thronerhebung des Elefanten gestritten hatten, fiel die Wahl auf den Löwen. Nachdem dieser König geworden war, lebte er kurze Zeit mit allen in guter Eintracht; bald aber wurde er müde, sich nur von

1) Vgl. Grimm, Reinh. Fuchs, Einl. S. 45.

Pflanzenkost zu nähren, wie seine Untertanen. „Warum," sagten seine Räte, „kostest du nicht das Fleisch der kleinen Tiere? Sie haben ein zartes und wohlschmeckendes Fleisch." [Ein kranker Eber, der dem König nicht selbst huldigen kann, sendet einen Sohn zu ihm, der nicht zurückkehrt, und danach einen zweiten, der gleichfalls nicht wiederkommt; er forscht der Sache nach und verkündet dann laut die Wildheit des Königs, der sich von den Söhnen seiner Untertanen nähre.] Von diesem Tage an entfernten sich die Tiere von dem Löwen, und dieser fing einen offenen Krieg mit allen an.

Casati 1, 309.

6. Eine lose sekundäre Anknüpfung an die Königswahl der Vierfüßler findet sich auch in einer Fabel des Schwaben Marner (ed. Strauch S. 111, Anm. S. 167. Quellen und Forschungen Bd. 14). Bei dieser Gelegenheit macht nämlich die Kröte Ansprüche auf das Königreich, denn 'sie habe [ebenfalls] vier Beine'. Der Löwe weist sie mit ihren Ansprüchen kurz und entschieden ab: 'du bist tieren[1]) nicht gelich'. Da bläht sich die Kröte so stark auf, daß sie platzt.

Die letzte Quelle für diese kleine Geschichte aus der Mitte des 13. Jahrh. ist sicher die bekannte äsopische Fabel vom Frosch und dem Ochsen.[2]) Ob diese aber vom Marner selbständig umgeformt und der Königswahl angepaßt worden ist, entzieht sich meiner Beurteilung.

B. Die Königswahl der Fische.

In seinen Beiträgen zur vergleichenden Sagen- und Märchenforschung S. 43f. (oben S. 91—93) hat Dähnhardt einige nordeuropäische Sagen von Fischen zusammengestellt, die ein Wettschwimmen veranstalten. Hierbei siegt der Schlauere von den beiden Fischen, der sich an den Schwanz des schnelleren hängt und von ihm bis ans Ziel schleppen läßt, genau wie in einer Gruppe der bekannteren Wettlaufsagen der Vierfüßler der Langsame, aber Listige den einfältigen Gegner betrügt und die Wette gewinnt. Dähnhardt macht a. a. O. S. 42 mit Recht darauf aufmerksam, daß die Fabel vom Wettflug des Zaunkönigs die erwähnte Gruppe von Wettlaufsagen stark beeinflußt und weiter durch diese auch auf die nordeuropäischen Sagen vom Wettschwimmen eingewirkt hat.

Außer diesen Sagen schließen sich an die Erzählung vom Wettflug des Zaunkönigs auch die folgenden Fassungen an, die ein Wettschwimmen um die Königswürde bewahrt haben, sonst jedoch abweichend verlaufen, da sie fast ausnahmslos mit der Ätiologie des schiefen Maules der Scholle, Flunder oder Butte endigen.

Bezeichnenderweise ist das Verbreitungsgebiet dieser meist sehr kurzen, oft wortkargen kleinen Sage auf Pommern und die Küstenländer der Nordsee beschränkt. Wir haben somit keinen Anlaß, daran zu zweifeln, daß dort

1) D. h. den meisten Säugetieren. 2) Vgl. Kurz zu Waldis 1, 31.

auch das Ursprungsgebiet zu suchen ist, allerdings ohne es näher begrenzen zu können wegen der geringen Zahl der uns bekannt gewordenen Varianten.

Sagen vom schiefen Maule der Flunder und Butte haben uns schon mehrfach beschäftigt[1]), allein die Einkleidung war stets eine andere, nicht mehr die alte ursprüngliche des Wettschwimmens um die Herrscherwürde, wie sie in den folgenden Fassungen vorliegt.

1. Aus Deutschland.

a) Die Fische waren schon lange unzufrieden, daß keine Ordnung in ihrem Reich herrschte. Keiner kehrte sich an den andern, schwamm rechts und links, wie es ihm einfiel, fuhr zwischen denen durch, die zusammenbleiben wollten, oder sperrte ihnen den Weg, und der Stärkere gab dem Schwächeren einen Schlag mit dem Schwanz, daß er weit weg fuhr, oder er verschlang ihn ohne weiteres. „Wie schön wäre es, wenn wir einen König hätten, der Recht und Gerechtigkeit bei uns übte!“ sagten sie und vereinigten sich, den zu ihrem Herrn zu wählen, der am schnellsten die Fluten durchstreichen und dem Schwachen Hilfe bringen könnte. Sie stellten sich also am Ufer in Reihe und Glied auf, und der Hecht gab mit dem Schwanz ein Zeichen, worauf sie alle zusammen aufbrachen. Wie ein Pfeil schoß der Hecht dahin und mit ihm der Hering, der Gründling, der Barsch, die Karpfe, und wie sie alle heißen. Auch die Scholle schwamm mit und hoffte das Ziel zu erreichen. Auf einmal ertönte der Ruf: „Der Häring ist vor! Der Häring ist vor!“ „Wen is vör?“ schrie verdrießlich die platte, mißgünstige Scholle, die weit zurückgeblieben war, „wen is vör?“ „Der Häring, der Häring!“ war die Antwort. „De nackte Hiering?“ rief die Neidische, „de nackte Hiering?“

Seit der Zeit steht der Scholle zur Strafe das Maul schief.

Grimm, Kinder- und Hausmärchen Nr. 172 = Dähnhardt, Naturgesch. Volksmärchen[3] Nr. 19.

b) Die Fische wollten einen König wählen und beschlossen, der sollte es sein, der am schnellsten schwimmen könne. Die Scholle schwamm auch mit. Bald hieß es: Der Häring ist vor! „Wen is vör?“ fragte ärgerlich die Scholle, die noch weit zurück war. „Der Häring“ war die Antwort. „De nackte Hiring?“ rief die neidische Scholle. Da stieß in dem nächsten Kirchdorf die Betglocke. Seit der Zeit steht der Scholle das Maul schief.

Bartsch 1, 518 = Mecklenburg. Jahrbücher 5, 77 = Sloet, De Dieren S. 374. Vgl. Reuter, Läuschen 2, 59.

c) De Fisch kregen ok mal den Infall un wullen sick einen König wählen. Da wir gar kein Ornung, särен sei: alle schwemmen, as sei willen, und dei groten schlagen na dei lütten mit dei Schwäns, dat sei wit wegfahren orer schluken de lütten gar äwer. König süll sien, dei am schnellsten schwemmen und dei Schwachen Hülp bringen künn. Dei Hękt, de giern König warden wull, stellt sei nu all in Reih un Glied und gew dat Teiken mit den Schwans un dunn güng dei Post af. As nu dei meisten all mäud würren, schrît dat mit'n Mal: „Dei Hîring is vör! Dei Hîring is vör!“ — „Węn is vör?“ rep dei oll platt Schull, dei ok dacht, dat sei'n gauden König afgew, „węn is vör?“ „Dei Hîring, dei Hîring!“ repen die annern.

1) Natursagen 3, 24f., 189. Vgl. auch Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde 16, 391f. — Das Stehenbleiben eines schiefen Mundes in dieser Lage kommt in norwegischem Glauben vor. Es heißt hier: „macht man einen schiefen Mund und der Wind schlägt inzwischen um, so bleibt der Mund schief.“ (Liebrecht, zur Volkskunde S. 337 Nr. 194.)

— „Dei nâkte Hîring?“ schrît dei Schull un dat Mûl stunn er dabi ganz scheif vör luter Wut un Arger, „dei nâkte Hîring?!“ Sid dei Tid is dei Schull tau'r Straf dat Mûl scheif stahn bleben.

Karl Schiller, Zum Thier- und Kräuterbuche des mecklenburgischen Volkes III, 21. Vgl. Mussaeus in d. Meckl. Jahrb. V, 77 und Töppen in d. Preuß. Prov. Bl. 1846 I, 447.

d) Die Fische wollen sich einen König wählen und meinen, „de verdeent wol de Kroon am iersten, de am flinksten schwemmen kann und den Lütten bistaan, wenn em de Groot wat doon will.“ Der Hecht gibt das Zeichen und alles schwimmt los. „De Hiring is vör! De Hiring is vör!“ reepen se ball. — „Wen is vör?“ frög verdreetlich de platt Schull, de wiet torüggblëwen was: „Wen is vör?“ „De Hiring, de Hiring!“ was de Antwuurt. — „De naakte Hiring?“ reep vull Affgunst de Schull: „De naakte Hiring?“ — Sietdem steit de Schull dat Muul scheef. So bestraft sick Affgunst! (Aus Mecklenburg-Schwerin.)

Firmenich, Germaniens Völkerstimmen I, 71.

e) Die Fische wollten einen König wählen und stellten deshalb ein Wettschwimmen an. Es wurde eine bestimmte Strecke abgemessen, und nun tat jeder Fisch seine Schuldigkeit. Der Hering kam zuerst an das Ziel. Nach drei Tagen kam auch die Flunder und fragte: „Wer ist König geworden?“ Man antwortete ihr: „Der Hering!“ Das hatte sie nicht erwartet. Voll Neid und Mißgunst sagte sie spöttisch: „He — — ring?“ Dabei drehte sich das Maul auf eine Seite. Zur Strafe blieb ihr dasselbe so schief stehen. [Lustebuhr.]

Blätter f. pomm. Volksk. II, 151 = V, 139f. Nr. 6 = Asmus und Knoop, Sagen aus dem Kreise Kolberg-Köslin S. 70f.

f) Die Fische wollten einen König haben, und alle versammelten sich, bloß die Flunder fehlte. Einige gingen hin und wollten sie rufen. Sie stand vorm Spiegel und schielte hinein und schrob den Mund, wie sie sich bei der Königswahl wollt' präsentieren. „Mach rasch,“ sagten die andern, „sonst kommen wir zu spät!“ „Ick mutt mi noch de witte Schört verbinde,“ antwortete sie. Zur Strafe für ihre Eitelkeit blieb ihr der Mund so schief und die Augen so schielend; und so schief, wie sie vor dem Spiegel stand, schwimmt sie heute noch mit der weißen Schürze und dem grauen Mantel.

Bl. f. pomm. Volksk. IX, S. 41.

g) Die Flunder und der Hecht sind einmal um die Wette geschwommen. Der Hecht ist der Flunder vorbeigeschwommen, hat sich dann aber nach einer Weile umgedreht und gesagt: „Flunner, kümmst du?“ Da hat die Flunder dem Hecht ein schiefes Maul gemacht, und zur Strafe ist es so stehen geblieben.

h) Dei Fisch wulla eis eina König wähla. Sei ginga tom Laß o wulla em wähla. Åwer wäl Fisch wulla em nich, wiel hei tu wenig Lür ernährt. De meesta ginga doarüm tum Hering, wiel hei de Lür von de ganze Welt erhulla müßd. Hei word uk tum König wählt. Nåm Åmbrod wür uk danzt. De Knurrhåhns måkta Musik, o de Fisch poarte sich, um tu danzen. Dei Hering ging nu nanna Flunna o fohret's up. Dunn toog de Flunna dat Mul scheif o sär: „Hm, mit süm nåkta Hering schü 'k danza?“ Vo dä Tiet a hewwa all Flunnra eie scheif Mul, wiel ehr dat dunn so ståhn bleef. (Mundart von Alt-Tessin, Kr. Kammin.)

i) Als die Fische einen König wählen wollten, veranstalteten sie ein Wettschwimmen. Der Kaulbarsch trug den Sieg davon und wurde sogleich zum König gewählt. Die Flunder war darüber neidisch, verzog höhnisch das Maul und sagte: „Jå, de Kulboarsch!“ Zur Strafe für ihren Neid blieb ihr das Maul schief stehen.

g)—i) aus Blätter f. pomm. Volksk. 5, 139f.

k) Die Vögel hatten sich einen König gewählt. Da wurden die Fische neidisch und wollten es ihnen gleich tun. Sie kamen darum überein, daß sich alle Fische in dem großen Wasser versammeln und darauf an einem Wettschwimmen beteiligen sollten. Wer am längsten das Schwimmen aushielte, der sollte König werden. Wie es ausgemacht war, so geschah es auch. Die Fische kamen im Meer zusammen und schwammen um die Wette; doch die meisten wurden nach kurzer Zeit schon müde und blieben infolgedessen zurück. Aber auch die Wenigen, welche ihre Kräfte nicht so bald verlassen hatten, mußten schließlich einem weichen, der an Ausdauer allen voranstand, nämlich dem Hering, welcher auf diese Weise König der Fische wurde. Unter den Zurückgebliebenen befand sich auch der Flunder. Der war, als die andern den Wettkampf beginnen wollten, noch schnell einmal nach Hause geschwommen, um sich von dort eine Schürze zu holen. „Denn," sagte er, „wenn ich meine Schürze habe, werde ich um so schneller schwimmen können." Als er jedoch mit seiner Schürze am Versammlungsplatz ankam, waren mit Ausnahme des Herings die übrigen Fische schon längst wieder zurückgekehrt. Nichtsdestoweniger gab der Flunder seine Sache durchaus nicht verloren. Er band seine Schürze um, schrie vor Freude: „Jetzt hab ich meine Schürze und werde König" und begann darauf das Wasser mit seinen Flossen zu teilen. Doch, o weh, über dem vielen Reden und der Schürze hatte er ganz das Schwimmen verlernt und fiel auf eine Seite. Aber auch das kümmerte ihn wenig, so gut oder schlecht es ging, er schwamm weiter und rief dabei mit seinem durch das schiefe Schwimmen verzerrten Maule: „Ek war Koenich! Ek war Koenich!" Seit dieser Zeit muß der Flunder immer auf einer Seite schwimmen und hat stets ein schiefes Maul.

Jahn, Volkssagen aus Pommern und Rügen S. 483 = Blätter f. pomm. Volkskunde 5, 140 Nr. 8.

l) Die Fische wollten sich einst einen König wählen und veranstalteten zu diesem Zwecke ein Wettschwimmen; wer am schnellsten schwimmen könne, der sollte die Krone haben. Als alle Fische versammelt waren, sprach die Steinbutte: „Ik will irst noch hengahn un mi 'ne witte Schört vörbinn'n." Als die Steinbutte zurückkehrte, war der Wettkampf bereits beendigt, und der Barsch sagte zu ihr: „De Hiring is König." Da sprach die Steinbutte, indem sie den Mund schief zog: „Is de Hiring ook 'n Fisch?" Während dessen krähte gerade der Hahn, und deshalb blieb der Steinbutt der Mund schief stehn. So ist es gekommen, daß die Steinbutte wie alle andern Flundern ein schiefes Maul hat.

Blätter f. pomm. Volksk. 8, 42 f. = Haas, Rügensche Sagen S. 150 f.; vgl. Gilow, De Diere S. 538.

2. Aus Holland.

Die Fische waren im Streit miteinander um festzustellen, wer unter ihnen der Schönste wäre. Um über diesen wichtigen Punkt zu beschließen, kamen sie alle in einem großen Teiche zusammen. Aber da war keine Einigung möglich: ein jeder wollte es am besten wissen, und so wurde gestritten und krakehlt — stundenlang. Endlich gelang es der Butte, als das Gekampel sie zu verdrießen begann, auch ein Wörtchen zwischen all das Geschrei und Gelärm einzuwerfen, und sie rief: „Kameraden, ich habe euch etwas zu sagen, und ihr werdet alle mit mir übereinstimmen; der Schönste unter uns ist der Hering." Aber sie konnte das letzte Wort nicht aussprechen, ohne ihr Maul schief zu verziehen. Und, oh Wunder! sogleich blieb seit der Stunde ihr Maul so stehen.

Joos, Vertelsels I, Nr. 7.

3. Vlämische Varianten.

a) Als der Herr noch auf Erden wandelte, kam er an die See und fing an mit den Fischen zu sprechen. „Welcher von euch," sagte er, „kann am schnellsten schwimmen?" Die Butte — ein Plattfisch, der, wie man weiß, ein schwacher Schwimmer ist — konnte ihre Eifersucht auf die Gewandtheit der anderen Fische nicht verbergen. „Der Häring," antwortete sie und verzog ihr Maul zu einem neidischen Lachen. Aber sieh! Ihr Maul blieb so stehen und ist seit der Zeit schief geblieben. Und alle ihre Nachkommen haben diesen Körperfehler weitervererbt. [Rumpelmonde und Steendorp.]

Mont en Cock S. 97f.

b) Eines Tages als die Scholle (pladijs) und der Brathering (panharing) viel Zeit hatten, wurden sie eins, um die Wette zu schwimmen. Die Scholle, die ihr ganzes Leben lang herrschsüchtig gewesen war, wollte durchaus gewinnen. Kaum standen die beiden auf dem festgesetzten Punkte bereit, so schoß die Scholle voraus und ließ den Brathering ein ganzes Ende hinter sich. Aber der kleine Hering war schlau genug um sich nicht zu ermüden, er schwamm wohl schnell, aber doch in aller Gemächlichkeit weiter, während die Scholle bald am Ende ihrer Kräfte war und ihren Vorteil rasch eingebüßt hatte. Als nun der Brathering an ihr vorbeischwamm, meinte die Scholle zu bersten vor Ärger und Neid. Sie wollte aber noch versuchen, durch eine List zu gewinnen, denn sie waren nicht mehr weit vom Ziel. Die Scholle begann daher plötzlich zu rufen: „Brathering! Brathering!" und schrie so grell und so lange, bis ihr Maul krummgezogen war, bevor sie noch ihre Schwimmtour vollendet hatte. Endlich gelangte sie aber doch bis zum Hering, der sie ruhig erwartete und herzlich auslachte. Nun hatte die Scholle ein krummes Maul, und es ist ihr allezeit so geblieben.

Cornelissen en Vervliet, Vlaamsche Volksvertelsels S. 224 Nr. 64.

4. Von der Rivalität der Flunder und des Herings als Thronprätendenten weiß auch der folgende, in Schottland aufgezeichnete Vers zu berichten.

The herrin' said she wiz the king o' the sea, but the flenk turnt her moo, an' said she wis 't.

She trawd her moo, says she,
Faht (what) am I tee,
Fin (when) the herrin's the king o' the sea?

(Aus Portessie.)

Folklore Journal IV, 16, vgl. Natursagen 3, 25.

5. Mit dem Motiv der Feindschaft zwischen Vögeln und Fischen, das uns bisher noch an keiner Stelle begegnet ist, beginnt die folgende Sage, läßt es jedoch alsbald fallen.[1]) Die schiefen Mäuler der Flunder und Butte samt der Königswahl des Herings sind die eigentlichen Motive der Erzählung.

Aus Emma Phipson, Animal lore of Shakespeare's time. p. 372:

Nashe (siehe Harleian Miscellany vol. VI, p. 170) schreibt, daß ein Falke, der auf der Überfahrt von Irland der Gefangenschaft entflohen war und nun seine ge-

1) Über den Beistand, den die Fische den Vierfüßlern im Kampfe gegen die Vögel leisten, siehe unten S. 202.

gewohnte Beute nicht fand, auf einen Fisch zuschoß, und in die Nähe eines Haifisches kam, der ihn mit samt seinen Glöckchen ganz verschlang. Alle Geschlechter der Vögel, die von diesem Morde eines ihrer Vornehmsten hörten, beschlossen, die Beleidigung zu rächen und vereinigten sich, um die Fische zu strafen. Als ein Vogel, der Papageitaucher den Fischen die Botschaft brachte, bereiteten sie sich auf die Gefahr vor und versammelten sich, um einen König zu wählen. Die stärkeren Fische, z. B. der Walfisch und der Delphin, lachten verächtlich darüber, daß Gefahr im Anzuge sein solle, so kamen nur die Schwächeren bei der Wahl in Betracht. Nach langem Überlegen fiel die Wahl auf den Hering, und die ganze Versammlung rief ihm zu: „Es lebe der König!", nur die Scholle und der Butt taten es nicht, sondern rümpften die Nase über den neuerwählten König, und haben zur Strafe für ihr Spotten die schiefen Mäuler für immer behalten. Zur Erinnerung an diese Ehrung aber trägt der Hering seitdem eine kleine Krone auf dem Kopf. Und seitdem zieht er mit einem Heer umher und fährt nie allein aus, und wenn er mit ihm fortzieht, so sendet er seine Kundschafter und Wachen vorher aus, die oft gefangen werden und durch ihren bunten Rock entdeckt werden. Die Seeleute, die sie fangen, tun folgendes: sie schwingen sie acht- oder neunmal um den Hauptmast und befehlen ihnen, so viele last (ein last = 14400 Stück) Heringe zu bringen, wie viele Male sie geschwungen haben. Das soll ihr Lösegeld sein, und dann werfen sie sie wieder in die See.

C. Der Krieg der Vögel gegen die Vierfüßler (und Fische).

I. Die Doppelnatur der Fledermaus.

Schon mehrfach ist in dieser Sammlung naturdeutender Sagen von der Fledermaus, ihrem wunderlichen Aussehn und ihrer merkwürdigen Lebensweise die Rede gewesen.[1]) Wie ein Mittelding zwischen Vogel und Maus ist sie schon in frühen Zeiten dem Betrachter erschienen[2]), und als ein solch wundersames Tier steht sie auch im Vordergrund der folgenden Fabeln und Sagen.

In naiver Auffassung ist nichts natürlicher, als daß jene Doppelnatur, die sich im Äußern der Fledermaus so stark ausprägt, auch in ihrem innern Wesen, so vor allem im Benehmen andern Tieren gegenüber an den Tag tritt. In den Sagen nun zeigt sich dieser zwiespältige und zweideutige Charakter darin, daß die Fledermaus im Kriege der Vögel gegen die Vierfüßler es mit derjenigen Partei hält, von der sie glaubt, daß sie die stärkere sei. Im Augenblick der Gefahr des Unterliegens verläßt sie daher treulos die Scharen der Vögel und geht zu den Feinden über.

Die äsopische Fabel (Halm 307) von der Fledermaus und der Katze dürfte auf die Fledermausfabeln in der Phädrus- und Romulustradition einen entscheidenden Einfluß gehabt haben.

Dort bittet die von der Katze ergriffene Fledermaus um ihr Leben. Auf die Erklärung der Katze, sie könne es ihr nicht schenken, denn sie führe

1) Vgl. Bde. I—III, Register unter Fledermaus, bes. III, 266.

2) Zu den Vögeln rechnet sie Plinius, hist. natur. 10, 61: vespertilio sola volucrum lacte nutrit ubera admovens. Vgl. R. Köhler, Kl. Schriften 3, 519.

kraft ihrer Natur Krieg mit den Vögeln, erwiderte jene, sie sei ja kein Vogel, sondern eine Maus, und so wurde sie denn losgelassen. Als sie später einmal von einer andern Katze ergriffen wurde, bat sie abermals darum, nicht gefressen zu werden, und als jene bemerkte, sie sei die Widersacherin aller Mäuse, entgegnete sie, sie sei keine Maus, sondern ein Nachtvogel, und wurde abermals freigegeben.[1])

Die Doppelnatur der Fledermaus ist auch hier schon das eigentliche Thema, aber die Abweichungen der jüngeren Fabeln sind doch so große, daß wir für sie eine vermittelnde Fassung voraussetzen müssen. Das Kriegsmotiv ist jedoch in der äsopischen Fassung schon deutlich vorgebildet durch die Motivierung der Katze, 'sie führe Krieg mit den Vögeln'.

Die lateinischen Fassungen beginnen mit dem unbekannten Nachdichter des Phaedrus, der die Fabel wie folgt erzählt:

Bellum gerebant Volucres cum Quadrupedibus, et modo vincentes iterum vincebantur. Vespertilio, dubios eventus timens, superiorem quem [quam] primo vidisset ad eam [aciem] se conferebat. In pacem cum redissent pristinam, utroque generi fraus decepta apparuit. Damnatus ergo tam pudendo crimine lucem refugiens atris se condidit tenebris noctis.[2])

Hier kommt eine Ätiologie noch nicht recht heraus, sie ist aber am Schluß doch bereits angedeutet. Im Romulus-Corpus dagegen wird mit aller Bestimmtheit ausgesprochen, warum eigentlich die Fledermaus federlos ist, das Licht scheut und nur des Nachts umherfliegt:

. . . Vespertilio vero sententia avium damnatur eo quod suos reliquerat, ut lucem fugiat semper, expoliatusque est plumis, ut noctibus volet nudus.[3])

Mit wenig Abweichungen im Gesamtverlauf der Handlung finden wir die Fabel mit der ständig gleichen Ätiologie bei all den mittelalterlichen Autoren, die den Romulus benutzten.[4]) Die Reihe der deutschen Dichter eröffnet Boner, der die Fabel im Edelstein unter Nr. 44 erzählt:

. . . . .

die vogel vuoren balde dar,	Dar zuo wart ir ze buoz gegeben,
und machten bloz die vledermus	daz si des nachts sol ir leben
und stiezen sie vil schalklich uz.	spisen, und ouch vliegen soll.

Steinhöwel bringt sie in der Übersetzung[5]) nach Romulus 3, 4 und Erasmus Alberus in erweiterter Gestalt[6]), wo Uhu, Eule und Käuzchen

1) Nach der Übersetzung von Binder, Äsop. Fabeln[2] Nr. 109.

2) Hervieux[2] 2, 144. Georg Thiele, Der Latein. Aesop S. 173 [Ph. sol. (= Ad.)], vgl. Einleitung S. XXVII f. 3) Thiele a. a. O. S. 174.

4) Vgl. Kurz zu Waldis 1, 34; Oesterley zu Romulus 3, 4; Neckam bei Hervieux 2, 788; Jacques de Vitry, The Exempla p. 67 und Anm. p. 197; Etienne de Bourbon ed. Lecoy de la Marche p. 250; Sheppey bei Hervieux 2, 771; Marie de France, Hervieux 2, 518 (dazu Warnke, Die Quellen S. 181); Lafontaine 2, 5 ed. Régnier. — Auch vom Greif wird gelegentlich dasselbe erzählt wie von der Fledermaus (vgl. Nicolaus Pergamenus ed. Graesse p. 231 f.). Er tritt im Kriege der Tiere als Friedensstifter auf, da er sowohl Vogel als vierfüßiges Tier ist und von beiden Parteien ohne Mißtrauen anerkannt wird. 5) Oesterley S. 145 f. 6) Ausgabe von W. Braune S. 146.

zusammen mit der Fledermaus auf die Seite des Löwen übertreten und ebenso verurteilt werden, nur des Nachts auszufliegen. Bei Waldis schließt die Fabel mit den Versen:

Als sie [die Vögel] das Veldt erobert hetten, Vnder ein auffricht Fendlin dar;
Die Fledermauß in die Acht theten | In den Steinritzen muß liegen,
Vnd hielten sie gar vntüchtig, | Bei liechtem tag darff sie nicht fliegen,
Das sie war worden Veldtflüchtig; | Wie man noch auf heutigen tag
Ir lebenlang nicht kommen thar | An Fledermeusen sehen mag.[1])

Im Froschmäuseler von Rollenhagen[2]) wird die Fledermaus 'zum Schelm gemacht' und Eyring[3]) illustriert mit der Fabel die Sentenz: „der arges thut, der hast das Liecht".

Auffallend selten scheint die Geschichte von der Fledermaus in der lebenden Volksüberlieferung vorzukommen. Wir finden sie nur in einer litauischen Fassung (unten S. 202 f.) und in der folgenden aus Ostpreußen:

Die Vögel führten einst mit den vierfüßigen Tieren Krieg. Die Fledermaus, die jedenfalls der siegenden Partei angehören wollte, hielt sich immer zu derjenigen, die sie im Vorteile sah. Unter den Vögeln gab sie sich für einen Vogel aus, unter den vierfüßigen Tieren für eine Maus. Nachdem aber der Friede geschlossen war, wurde man des Betrugs inne. Von beiden Parteien verurteilt,, scheut sie es seitdem, sich bei Tage sehen zu lassen, und das ist der Grund, weshalb sie erst in der Dunkelheit ausfliegt.

Reusch, Sagen des preuß. Samlandes S. 40 f. (2. Aufl. 1863).

II. Die Feldschlacht.

Aus den meisten der oben besprochenen Fabeln, die sich an den Krieg der Vögel mit den Vierfüßlern knüpfen, erfährt man nichts über den Anlaß und nur wenig Einzelheiten über den Verlauf jenes Zusammentreffens der feindlichen Parteien. Im Romulus-Corpus[4]) wird lediglich erzählt, daß die Vierfüßler anfänglich die Oberhand gewinnen, dann aber, als der Adler in die Schlacht eingreift, den Sieg den Vögeln überlassen müssen.

Diese Lücken sucht nun ein deutsches, ursprünglich vielleicht niederdeutsches Tiermärchen auszufüllen, das in der Fassung der Brüder Grimm[5]) wohl am bekanntesten sein dürfte. Mit großer Ausführlichkeit wird hier geschildert, wie es zu dem Kriege kam, wer alles daran teilnahm und wie die Feldschlacht ausging. Der Zaunkönig gegen Bär und Fuchs als Verbündete ist der Träger der Handlung, die, wie schon bei Grimm bemerkt[6]), in den Kreis der Reinhart Fuchs Überlieferung führt. Naturdeutungen enthalten die folgenden vier Märchen:

1) Kurz 1, 67. 2) Ausgabe Magdeburg 1618 Ppva.
3) Proverbiorum copia 1, 429 (Eißleben 1601), vgl. 2, 709.
4) Thiele, Der Latein. Aesop S. 173.
5) Kinder- und Hausmärchen Nr. 102, vgl. die folgenden, nichtätiologischen Varianten: Veckenstedt, Wendische Sagen S. 425 Nr. 5; Curtze, Volksüberlieferungen a. d. Fürstentum Waldeck S. 172 Nr. 31; Haas, Rügensche Sagen² Nr. 143.
6) KHM. Bd. 3, Anm. zu Nr. 102.

1. Aus Pommern.

Es war in der schönsten Frühlingszeit. Die Vögel hatten ihre Nester fertiggestellt, die Eier ausgebrütet und waren jetzt eifrig beschäftigt, die hungrige Brut mit Nahrung zu versorgen. Das prächtige Wetter hatte auch dem Bären keine Ruhe in seiner dumpfen Höhle gelassen und schwerfällig tappte er an den Buchenhecken entlang, ob er nicht irgendwo etwas für seinen Magen fände. Bei dieser Wanderung stieß er auf das Nest des Nesselkönigs, der jedoch mit seiner Gemahlin, der Nesselkönigin, zurzeit gerade auf Fliegenfangen ausgeflogen war. Als er die nackten Jungen in dem Neste erblickte, lachte der grobe Gesell laut auf. „Na, ihr Kahlducken“ (so nannte er sie, weil sie noch ganz kahl waren und keine einzige Feder an ihrem Leibe trugen), sagte er, „was macht ihr denn da?“ Dann wandte er geringschätzig sein Gesicht von ihnen ab und trottete gemächlich weiter. Dieser Schimpf fuhr des Nesselkönigs Kindern gewaltig in die Krone. Sie hielten sich für Königskinder, nannten sich Prinzen und sollten sich nun von dem garstigen Bären ungestraft Kahlducken schelten lassen? Nein, das ging nicht an. Als die beiden Alten zurückkehrten, erklärten sie darum rundweg, sie würden keine Nahrung mehr annehmen, wenn nicht zuvor der Bär wegen seines Übermuts bestraft sei. Die Eltern suchten die Kleinen zu beruhigen, aber all ihr Reden half nichts, sie mußten wohl oder übel das ganze Vogelheer zusammenrufen und dem Bären den Krieg erklären. Aber der Bär war auch nicht allein; ihm standen alle vierfüßigen Tiere bei, und so schien es zu einer großen Feldschlacht kommen zu sollen. Bannerträger und oberster Feldherr war bei den Vierfüßlern der Fuchs, denn der trug dazumal den Schwanz höher als alle übrigen Tiere und war deshalb leicht kenntlich, auch im dichtesten Kampfgewühl. „So lange ich meinen Busch hochhalte,“ hatte er den andern gesagt, „so lange geht es uns gut; laß ich ihn aber sinken, dann ist alles verloren.“

Wie die Entscheidungsschlacht geschlagen werden sollte und die beiden Heere einander schon gegenüberstanden, schickte der Nesselkönig Spione aus, um die Stellung des Feindes zu erkunden. Der erste Kundschafter war die Mücke. Sie flog auf den Fuchs zu, summte ihm um Augen und Ohren herum und schrie dabei, wie sie zu tun pflegt: „Frinnd! Frinnd!“ Weiter konnte sie aber auch nichts ausrichten und mußte, ohne besonderen Nutzen gewirkt zu haben, wieder zurückkehren. Da sandte der Nesselkönig die Biene. Die flog auf den Fuchs zu, kroch ihm unter den Schweif und stach ihn ins Fleisch. Aber Reinharts Fell war zu dick, der Stachel der Biene brach ab, und der ganze Erfolg war, daß der Fuchs ein wenig mit dem Schwanze zuckte. Die Vierfüßler glaubten, es wäre eine üble Vorbedeutung, aber ihr Bannerträger rief ihnen zu: „Fürchtet euch nicht, ich stolperte nur ein wenig.“ Als auch die Biene unverrichteter Dinge heimkehrte, schickte der Nesselkönig die Wespe. Fort brummte sie dieselbe Straße, welche die Biene genommen hatte, aber ihr Stich saß besser, der scharfe Wespenstachel bohrte sich tief in Reinharts Fleisch hinein. Hui, wie kniff da der Fuchs seinen Schwanz zwischen die Beine. Und da er sich vor weiteren Stichen fürchtete, nahm er Reißaus, so schnell seine Füße ihn zu tragen vermochten. Als der Führer floh, hielten auch die andern Vierfüßler nicht länger stand, sondern alle eilten in wilder Flucht ihren Höhlen zu und verschwuren sich hoch und teuer, nie wieder mit dem Vögelvolk einen Krieg anzufangen. Der Zaunkönig aber entließ freudig sein siegreiches Heer und verkündete stolz seinen Kindern, daß der Frevel des Bären an der ganzen vierfüßigen Tierwelt gerächt sei. Da hatten auch die Kleinen keinen Grund mehr, zu hungern und ließen sich willig, wie zuvor, mit Fliegen und anderen leckeren Speisen ätzen. Daß es jedoch

mit dieser Geschichte seine Richtigkeit haben muß, erkennst du leicht daraus, daß du niemals den Fuchs mit erhobener Rute wirst über das Feld schleichen sehen. Noch immer fürchtet er, der Nesselkönig möchte wiederum eine Wespe gegen ihn senden und noch immer nicht hat er es vergessen, wie weh ein Wespenstich tut, zumal wenn er gerade unter dem Schweif in den Körper hineindringt. [Mündlich aus Zabelsdorf, Kreis Randow.]

N. Jahn, Volkssagen aus Pommern und Rügen S. 458 ff. = Dähnhardt, Naturgeschichtliche Volksmärchen I Nr. 34 (3. Aufl. 1909).

2. Aus Mecklenburg.

Der Bär hat die Zaunkönigskinder beleidigt, während deren Eltern ausgeflogen waren. Als diese heimkommen, erzählen ihnen die Kinder den Vorfall, und der Zaunkönig kündigt dem Bären Krieg an. Der Bär holt sich den Fuchs, Wolf, Eber und Löwen, der Zaunkönig die Gans, den Ziegenbock, den Hahn, die Katze, den „Schütreiher" und eine Anzahl Hummeln. Der Ort wird bestimmt. Dort setzt sich der Bär auf einen Baum, der Eber birgt sich im Laub. Als der Zaunkönig ankommt, ist niemand zu sehen. Die Gans kommt über den Berg: Tantaratan, tantaratan! Da kriegt's der Bär mit der Angst, daß sie mit Pauken und Trompeten herannahen! Als er den Ziegenbock sieht, schreit er: „Der hat zwei große Heugabeln auf'm Nacken! Zum Hahn sagt er: „Der hat zwei große Sensen ('Seissen') auf'm Nacken!" Zur Katze: „Der hat'n großen Spieß (Speet) auf 'm Nacken." Der Schütreiher ruft: scheit! scheit! (schießt!) Da will der Bär ausreißen, aber der Eber sagt: Wir werden sie wohl zwingen. Als nun aber die Hummeln anfangen zu summen, weiß er sich vor Angst nicht zu lassen: „Hör, wie die Kugeln schon schwirren!" Nun sieht die Katze die Ohren des Ebers und springt in der Hoffnung, daß sie da eine Maus fangen kann, darauf zu. Da schreit der Eber auf, die Katze springt erschrocken auf den Baum. Der Bär springt herunter und läuft zu seiner Höhle. Da ruft der Schütreiher wieder: schet! schet! und die Hummeln summen; der Hahn stellt sich auf den Berg und ruft: „Bring den Schelm mi her!" Der Zaunkönig fliegt mit den Hummeln vor des Bären Höhle und fordert ihn zum Kampf heraus, wobei er droht, ihm die Rippen zu zerbrechen. Der Bär aber erwidert: „Ich werde mich hüten, herauszukommen; ich höre ja noch immer die Kugeln schwirren!"

Nach dem Plattdeutschen bei Bartsch 1, 516. Die Handlung lehnt sich stark an jene Märchen an, die von dem Kampf der Haus- und Waldtiere berichten, vgl. unten Abschnitt D.

3. Vlämische Varianten.

a) [Braun, der Bär und Isegrim, der Wolf, kamen einst an einer geborstenen Weide vorbei, in der ein Zaunkönig sich sein armseliges Nest gebaut hat. Der Wolf fängt an, über den Königspalast zu spotten; der Bär stimmt lachend bei: mit einem Schlage seiner Tatze liege der ganze Bau in Stücken. Der Wolf reizt nun den Bären, dem Zaunkönig den Krieg zu erklären, und jener tut es.] Als es Frühling wurde, sollten die Heere einander die Schlacht liefern. Der Zaunkönig rief eiligst alles, was Flügel hat, zu den Waffen, die Mücken sogut als die Sperlinge, die Pferdefliege wie die Bachstelze, die Hornisse wie den Adler. Der Bär stand an der Spitze eines furchtbaren Heeres von Elefanten, Rhinozerossen, Kamelen, Löwen, Tigern, Wölfen, Ochsen und Pferden. Der Zaunkönig aber war ein vorsichtiger Feldherr. Bevor er sich auf ein Wagnis einließ, sandte er einen Spion aus, um zu erlauschen, was der Bär und seine Hauptleute im Schilde führten.

Der Spion, eine einfältige Mücke, kam bald wieder zurück. „Herr König," erzählte sie, „der Fuchs hat gesagt: «In meinem Schwanz sitzt Zaubermacht. Solange ich den aufrecht trage, werden wir die Übermacht haben»." Da rief der Zaunkönig die Wespe zu sich und sprach mit ihr eine ganze Weile. Und als die Feldschlacht begonnen hatte, hielt Reinhart in der Tat seinen Schwanz in die Höhe, und das Heer des fliegenden Getiers mußte bald zurückweichen. Aber sieh! Plötzlich ließ der Fuchs einen lauten Schrei hören, und sein schöner Federbuschschwanz fiel schlapp herunter. Heulend vor Schmerz lief er davon, so schnell die Beine ihn trugen, gefolgt vom ganzen Heer der Vierfüßler. Die Wespe hatte Reineke gerade unter seinen Schwanz mit ihrem Stachel gestochen . . . Der grobe, übermütige Bär mußte also vor dem Zaunkönig die Flagge streichen und das kleine, kleine Vögelchen als seinen Meister anerkennen. (Aus der Umgegend von Jeper.)

Mont en Cock, Vlaamsche Vertelsels S. 103.

b) Es geschah einmal, daß der Löwe, der König ist von dem laufenden Getier, die Jungen des Zaunkönigs, der über das fliegende Getier König ist, in ihrem armseligen Neste liegen sah. „Oho!" rief der Löwe mit Verachtung, „sind die kleinen Dingerchen die Nachkommen vom König der Vögel? Sie gleichen mehr Bettlerskindern denn Königskindern." Als der Zaunkönig vernahm, was der Löwe sich unterstanden hatte, zu sagen, ärgerte er sich so sehr, daß er ihm sofort den Krieg erklärte. [Der Löwe ruft sein ganzes Volk zum Streit, das Gleiche tut der Zaunkönig, und alle geflügelten Tiere kommen, um die Ehre ihres Königs zu verteidigen. Die Mücke soll die Stärke des Feindes auskundschaften: sie hört den Fuchs sagen: sein schöner Schwanz solle als Fahne dienen, und solange er ihn hochaufgerichtet halte, gehe alles gut, lasse er ihn aber hinunter, so sei alles verloren. Die Mücke berichtet das dem Zaunkönig. Darauf beginnt die Schlacht. Der Zaunkönig schickt die Wespe aus, sie solle den Fuchs in den Schwanz stechen. Sie tut es und Reinharts Schwanz beginnt zu schwanken, aber noch steht er aufrecht.] Da sandte der Zaunkönig noch drei andere Wespen aus, und die flogen ebenfalls auf den Fuchs los und stachen ihn ganz fürchterlich. Nun konnte er's nicht länger mehr aushalten: er winselte vor Schmerz, nahm den Schwanz zwischen die Beine und lief zurück, so schnell er nur konnte. Als die Vierfüßler sahen, daß der Fuchs die Fahne hatte fallen lassen, waren sie überzeugt davon, daß die Schlacht verloren sei, und begannen in größter Unordnung den Rückzug. So endigte der Krieg zwischen dem fliegenden und dem laufenden Getier mit dem Siege des Zaunkönigs.

Cornelissen en Vervliet, Vlaamsche Volksvertelsels S. 229 Nr. 69.

Eine weitere Reihe von Schlachtberichten steht mit der Reinhart Fuchs Überlieferung in keinem Zusammenhang, und in den Einzelzügen gehen hier die Märchen vielfach stark auseinander.

Besonderes Interesse erregt die folgende litauische Fassung. Sie enthält nämlich den Zug von der Bitte um Beistand, die von den Vierfüßlern an die Fische gerichtet wird. Dieses Motiv finden wir zu einer Fabel ausgestaltet schon bei Äsop, ferner in den lateinischen Sammlungen des Mittelalters und schließlich bei Waldis.[1])

4. Als die Tiere geschaffen waren, bat die Maus um Flügel, damit sie auch wie ein Vogel fliegen könnte. Kaum war ihr der Wunsch gewährt, so entbrannte

1) Vgl. Aesop. ed. Halm 251. Kurz zu Waldis 2, 52.

um ihretwillen ein heftiger Streit. Der Löwe, der König der Vierfüßler, wollte sie zu seinen Untertanen zählen, während der Adler sie als seine Untergebene betrachtete. Der Streit führte dahin, daß der Löwe mitsamt den Vierfüßlern und der Adler mitsamt den Vögeln sich den Krieg erklärten.

Vor der Schlacht sandten die Vierfüßler den Frosch zu den Fischen, daß er sie um ihren Beistand bitten möchte. Vergebens suchte ihn der Krebs, der ein Verräter war, von seinem Vorhaben abzubringen. Er erfüllte seinen Auftrag, und die Fische schickten die Krokodile, dem Löwen und seinen Streitern beizustehen. Aber auch die Vögel sahen sich nach Hilfe um. Sie entsandten die Biene, die sie für eine gute Rednerin hielten, mit einem Hilfegesuch zu den Insekten. Die wollten freilich lange Zeit hindurch von dem Kampfe nichts wissen, endlich aber machten sie sich doch fertig, daran teilzunehmen.

Unterdessen war die Schlacht längst entbrannt. Die Fledermaus hielt es stets mit der siegenden Partei: bald stand sie auf der Seite der Vierfüßler, bald war sie bei den Vögeln. Endlich aber siegte der Löwe mit seinen Tieren. Seit der Zeit darf sich die Fledermaus weder bei den Vierfüßlern noch bei den Vögeln sehen lassen: war doch um sie der Kampf geführt worden, und doch hatte sie es mit keiner Partei treu gehalten.[1]) Die Vögel aber waren auf die Insekten erzürnt, denn diese waren erst auf dem Kampfplatz erschienen, als die Schlacht bereits verloren war. Seitdem verfolgen die Vögel die Insekten wegen ihrer Saumseligkeit. Aber auch die Biene wird von den Vögeln verfolgt, denn sie meinen, daß jene ihre Pflicht nicht in der rechten Weise getan hat. Da aber die Biene an der Lässigkeit der Insekten doch gar keine Schuld trägt, so gab ihr der Teufel auf ihre Bitte eine Waffe, um sich gegen die Vögel verteidigen zu können, das ist der Stachel. Auch die Fische werden von den Vögeln verfolgt, denn sie hatten deren Feinden Hilfe gebracht.

Da der Krebs den Frosch zur Untreue hatte verleiten wollen, so ward er von diesem angeklagt. Der Löwe, der König der Tiere, und seine ersten Räte, der Wolf, Tiger und Bär, wohnten dem Gerichte bei. Das Amt des Häschers hatte der Hund. Richter war der Fuchs. Dieser war von dem Krebs bestochen worden, daß er ihn freisprechen solle, aber der Frosch führte seine Anklage so nachdrücklich und stand überdies wegen seiner so gut ausgerichteten Botschaft in einem solchen Ansehen, daß der Fuchs aus Furcht vor dem Löwen und seinen Räten nicht wagte, den Krebs freizusprechen. Aber seine Schlauheit fand einen Ausweg. Er verurteilte nämlich den Krebs zum Tode im Wasser. Der Spruch wurde vollzogen. Man warf den Verbrecher in den Fluß, und da schwamm er lustig davon. Als der Löwe das sah, wurde er zornig und wollte den falschen Richter mit dem Tode bestrafen. Der Fuchs aber hatte sich aus dem Staube gemacht, denn er witterte Unheil. Da schickte der Löwe den Hund nach dem Fuchs aus, daß er ihn suchen und herbeischaffen sollte. Seit dieser Zeit wird der Fuchs von dem Hunde verfolgt.

Veckenstedt, Mythen, Sagen und Legenden der Zamaiten (Litauer) 2, 159 f. = Dähnhardt, Naturgesch. Volksmärchen Nr. 117 (1. Aufl.).

Zum Ertränken des Krebses vgl. Veckenstedt, Mythen 2, 178 Nr. 41[2]):

Einst hatte sich der Hecht eines schweren Vergehens schuldig gamacht. Er

1) Vgl. oben S. 199.

2) Vgl. ferner Köhler, Kl. Schriften 1, 266 zu Campbell, Pop. tales of the West Highlands 2, 377 Nr. 48 und oben S. 44.

wurde deshalb vor das Gericht gefordert, welches aus Tieren und Vögeln bestand. Bei den Vögeln stand die Eule in großem Ansehen; da der Hecht das wußte, so hatte er die Eule bestochen. Diese stellte sich, als ob sie auf den Hecht des Vergehens wegen sehr zornig sei und wußte ihre Ansicht bei dem Gericht durchzusetzen, daß der Hecht für seine Schuld den Tod erleiden müsse und zwar durch Ertränken. Die Tiere warfen demnach den Hecht in einen tiefen Fluß; der Hecht aber ertrank nicht, sondern schwamm lustig von dannen. Kaum hatten die Tiere das gesehen, so wurden sie auf die Eule, welche sie hintergangen hatte, zornig und wollten sie dafür bestrafen. Die Eule aber hatte Unrat gemerkt, war davongeflogen und hatte sich versteckt. Die Tiere suchten dieselbe den ganzen Tag, konnten sie aber nicht finden. Als die Nacht herangebrochen war, und die Tiere und Vögel sich zur Ruhe begeben hatten, kam die Eule aus ihrem Versteck zum Vorschein, und auch heute noch versteckt sie sich bei Tage, um vor den Vögeln sicher zu sein, des Nachts aber fliegt sie herum.

Auch der Schluß einer Kameruner Sage gehört hierher:

Alle Tiere litten große Not, denn es war viele Monate Dürre. Und die Tiere kamen alle zusammen und überlegten: Was ist zu machen? Da sagte der Löwe: „Wollen wir einen Brunnen graben, bis wir Wasser sehen, daß wir keine Not leiden?“ — Da sprach das Kaninchen: „Ich bin ein König, ich werde nicht den Brunnen graben!“ — Und es ging seiner Wege. Die Tiere begannen zu graben, bis sie Wasser sahen, und sie tranken dasselbe. Und des Nachts bewachte die Gazelle den Brunnen. Das Kaninchen kam und sagte zur Gazelle: „Geh' mir aus dem Wege!“ Die Gazelle fragte: „Was hast du da?“ — Das Kaninchen sagte: „Ein Tellerchen mit Honig.“ Die Gazelle sprach: „Gib mir doch ein wenig!“ — Das Kaninchen sagte: „Lege deinen Arm auf den Rücken“ und gab ihr ein wenig. Die Gazelle schmeckte und sagte: „Das ist mal fein! Bitte, noch ein wenig.“ — Das Kaninchen sagte: „Lege beide Arme auf deinen Rücken.“ Und sie tat so. Da band das Kaninchen die Hände zusammen und trank Wasser. So ging's alle Tage. Alle Tiere wurden so von dem Kaninchen betrogen. Da hütete der Löwe den Brunnen und ergriff das Kaninchen. Der Löwe sagte: „Was soll ich dir tun?“ — Das Kaninchen sagte: „Lege mich auf den Rücken und schüttle mich tüchtig, indem du mich auf die Erde wirfst; wenn du es so machst, dann werde ich sterben.“ — Der Löwe tat es und warf es auf die Erde. — Da sprang das Kaninchen auf, kletterte auf einen Baum und lachte alle Tiere aus.

Mitget. von Miss. Brutzer bei A. v. Lewinski, Acht Kamba-Märchen Nr. 3.

5. Aus Frankreich.

a) Das Heimchen erklärt dem Löwen den Krieg. Dieser nimmt den Elefanten, das Heimchen die Hornissen und Wespen mit in den Kampf. Zum Anführer ernennt der Löwe den Raben, das Heimchen die Wachtel. Der Kampf beginnt. Als der Rabe sieht, daß sich Tausende von Wespen und Hornissen, angefeuert von der Wachtel mit Stichen auf die Seinigen stürzen, ruft er: „Zum Bach! zum Bach!“ [Stimmnachahmung, im Original: à l'aigue = à l'eau].

La Tradit. 19, 330 vgl. 18; 79, wo der Fuchs der Armee des Wolfes zuruft: à l'aigo! und die Wölfe ertrinken.

b) Eine Variante ohne Ätiologie bei Luzel, Contes pop. de la Basse Bretagne 3, 133 = Archives des missions scientifiques et littéraires, 3me série, I 24f. Zum Eingang: Streit des Winters mit dem Zaunkönige, vgl. La Tradition 5, 287.

6. Eine Variante aus Flandern ist abgedruckt in den Natursagen Bd. 3, 226 = Dähnhardt, Naturgesch. Volksmärchen[3] Nr. 57, aus Revue des trad. pop. 10, 302 = Mont en Cock, Vlaamsche Vertelsels S. 58.

7. Aus Mecklenburg.

Im Kriege der Vögel mit den andern Tieren sollte der Fischreiher den Befehl zum Kampfe geben. Daher ruft er noch jetzt: Scheet, scheet (Schießt)!

Wossidlo 2, Nr. 312.

An diesen Ruf knüpft sich folgender hübscher Schwank:

Johann ritt up'n Brunen dörch'n Busch na de Stadt. Unnerwäg's röppt de Reiher: Scheet, scheet! Johann denkt, dor sünd Räubers! un jammert: Ach, scheet't doch nich. Dor flücht em'n Busskäwer (Mistkäfer) an'n Kopp. He denkt, dat is'n Schuß un föllt vör Schreck unner't Pierd. Dat fängt grad' an to strullen, un Johann gerad' na'n Mund rin. Ach, jammert he dor, mööt ik in mien eegen Bloot sticken.

Wossidlo 2, Nr. 313.

8. Aus Rußland.

a) Märchen der Kosaken.

Es war einmal eine Lerche, die war der Kaiser der Vögel und sie nahm als Kaiserin eine kleine Maus zu sich. Das ganze Feld gehörte ihnen, und sie säten Weizen und als der Weizen wuchs, teilten sie ihn unter sich. Dabei fanden sie aber, daß ein Korn übrig war. Die Maus sagte: „Laß mich es haben!", aber die Lerche sagte: „Nein, ich möchte es haben." Was nun? dachten sie. Sie würden sich gerne von irgend jemand haben beraten lassen, aber sie hatten keine Verwandten, niemanden, zu dem sie hätten gehen können und in dieser Sache um Rat fragen. Zuletzt sagte die Maus: „Laß mich wenigstens zuerst daran knabbern!" Kaiser Lerche war das recht, aber die kleine Maus biß ihre Zähne hinein, lief damit in ihr Loch und aß es auf. Darüber wurde Kaiser Lerche sehr zornig und versammelte alle Vögel der Luft, um die Kaiserin Maus zu bekriegen, die Kaiserin aber rief alle Tiere an, sie zu verteidigen und so begann der Krieg. Sobald aber die Tiere aus dem Walde stürzten, um die Vögel zu zerreißen, flogen die Vögel auf die Bäume, und sie konnten im Fliegen die Tiere fortwährend hacken und picken. So kämpften sie den ganzen Tag und am Abend legten sie sich zur Ruhe. Als nun die Kaiserin auf ihre Streitkräfte blickte, sah sie, daß die Ameise nicht am Kriege teilnahm. Sie ging sofort und befahl der Ameise, daß sie noch am selben Abend zur Stelle sein solle und als sie kam, befahl sie ihr mit all ihren Leuten die Bäume zu erklettern und die Federn an den Flügeln der Vögel abzubeißen. Als der nächste Tag angebrochen war, rief die Kaiserin Maus: „Auf, auf, meine Krieger!" Darauf erhoben sich auch die Vögel, fielen aber sogleich zur Erde, wo die Tiere sie zerrissen. So siegte die Kaiserin über den Kaiser.

Bains, Cossack Fairy Tales p. 232.

Es folgt ein Märchen von einem Adler, dem Zauberei, und anderen bekannten Motiven; der Krieg der Tiere wird nicht weiter erwähnt. Er findet sich ferner in den Eingängen der folgenden Märchen: Rudčenko 1 Nr. 52, Dobrovol'skij Nr. 28, Afanasjev Nr. 125 b. c. f, Zapiski krasnojarskago podotděla 1, 2, 159 Nr. 38 u. Anm., Berntsen 1 Nr. 25, Maspons 1 Nr. 9 u. 19; vgl. Köhler, Kl. Schr. 1, 161. 164, Vladimirov, Vvedenije s. 162.

b) Aus Südrußland. Zu Anfang einer Erzählung über das erste Zeitalter der Schöpfung ist von einem Kriege der Vögel und Vierfüßler die Rede, der wegen eines Streites zwischen Sperling und Bär um gemeinsam ausgesäte Hirse entbrannt ist und in dem die Vögel siegen (Kuliš, Zapiski o južnoj Rusi 2. 31).

9. Aus Kamerun.

Eines Tages besuchte die Antilope den Adler. Sie sprach zu ihm: „Wer ist stärker, ihr Vögel oder wir vierfüßigen Tiere?“ Der Adler antwortete: „Vielleicht werdet ihr vierfüßigen Tiere stärker sein als wir; denn ihr habt viele große unter euch. Doch wenn ihr die wenigen kleineren Tiere wie Leguan, Maus und ähnliche Arten mit auf unserer Seite kämpfen laßt, so werden wir euch besiegen.“ Die Antilope sprach: „Gut, wenn die anderen vierfüßigen Tiere einverstanden sind, so wollen wir in zwei Tagen zu einem Ringkampf zusammenkommen.“ (Der Ringkampf ist in Kamerun sehr beliebt.)

Nach zwei Tagen gingen alle vierfüßigen Tiere zum Ringkampf in die Stadt der Vögel. Nun begann der Kampf. Der Elefant trat auf den Kampfplatz und forderte den Adler. Der Adler nahm die Forderung an und der Kampf begann. Doch der Adler wurde besiegt und wich zurück. Ein anderer Vogel erschien auf dem Kampfplatz, um mit dem Flußpferd zu kämpfen. Allein das Flußpferd besiegte ihn.

Da sagten die anderen Vögel: „Wir Vögel allein können nicht mit euch kämpfen, gebt uns aber die kleineren vierfüßigen Tiere, dann wollen wir noch einmal den Kampf mit euch wagen. Nun versuchten sie wieder zu kämpfen. Die Maus trat auf den Kampfplatz. Der Elefant begann mit ihr zu kämpfen und besiegte sie. — Der Leguan trat hervor und kämpfte mit dem Flußpferd. Er sprang dem Flußpferd auf den Rücken und wollte es niederwerfen. Da griff der Elefant nach ihm. Der Leguan wich zurück. Nun begann der Kampf wieder von neuem. Der Leguan sprang wieder dem Flußpferd auf den Rücken und warf es zu Boden. Jetzt griffen alle kleinen vierfüßigen Tiere und alle Vögel zu. Sie verhinderten das Flußpferd am Aufstehen. Vor Scham ließ sich das Flußpferd ins Wasser fallen. Alle Tiere und Vögel aber sagten: „Das Flußpferd geht wegen seiner Schande ins Wasser.“ Darum haßt das Flußpferd den Leguan und die anderen sehr, weil es durch sie so beschämt wurde.

Lederbogen, Kameruner Märchen S. 49f.

10. Ein Cherokesenmärchen.

Eines Tages forderten die Vierfüßler die Vögel zu einem großen Wettballspiele auf, und die Vögel nahmen die Einladung an. Die Führer trafen ihre Anordnungen und bestimmten den Tag, und als der Tag herankam, trafen sich beide Parteien auf dem Tanzplatze, die Tiere auf einer weichen Rasenniederung am Flusse und die Vögel in den Kronen der Bäume am Bergrücken. Der Anführer der Vierfüßler war der Bär, der so stark und kräftig war, daß er jeden niederreißen konnte, der ihm in den Weg kam. Den ganzen Weg entlang bis zum Ballplatze hob er große Stämme auf, um seine Kräfte zu zeigen und sich zu rühmen, was er mit den Vögeln tun würde, sobald das Wettspiel beginne. Auch die Schildkröte war bei den vierfüßigen Tieren. Ihre Schale war so hart, daß die schwersten Schläge sie nicht verletzten, und fortgesetzt erhob sie sich auf ihre Hinterfüße, ließ sich wieder heftig auf den Boden fallen und prahlte, daß dies die Art sei, wie sie jeden Vogel zer-

schmettern würde, der es versuchte, den Ball vor ihr zu nehmen. Dann war noch der Hirsch da, welcher schneller laufen konnte als jedes andere Tier. Überhaupt war es eine vornehme Gesellschaft.

Die Anführer der Vögel waren der Adler, der Habicht und der große Tlănuwă, alle schnell und kräftig im Fluge, aber dennoch etwas ängstlich vor den vierfüßigen Tieren. Der Tanz war vorüber, und sie waren alle dabei, sich auf den Bäumen ihre Federn zu putzen, und warteten, daß der Anführer das Zeichen gäbe; da kletterten plötzlich zwei kleine Dinger, kaum größer als Feldmäuse, auf den Baum, auf dem der Vogelanführer saß. Endlich erreichten sie die Spitze und krochen am Rande entlang bis zu dem Anführer, dem Adler, und fragten, ob sie an dem Wettspiel teilnehmen dürften. Der Anführer betrachtete sie, und als er sah, daß sie vier Füße hatten, fragte er, warum sie nicht zu den Vierfüßlern gingen, wo sie hingehörten. Die kleinen Dinger sagten, das hätten sie getan, aber die Tiere hätten sich über sie lustig gemacht und sie davongejagt, weil sie so klein wären. Dem Vogelanführer taten sie leid, und er wollte sie mitnehmen. Aber wie konnten sie sich den Vögeln zugesellen, da sie keine Flügel hatten? Der Adler, der Habicht und die übrigen beratschlagten, und es wurde zuletzt beschlossen, für die kleinen Burschen ein paar Flügel zu machen. Lange Zeit versuchten sie etwas auszudenken, was gehen würde, bis sich eins von ihnen der Trommel erinnerte, die sie beim Tanze gebraucht hatten. Der obere Teil war von der Haut des Murmeltieres: daher könnten sie eine Ecke davon abschneiden, um Flügel daraus zu machen. So nahmen sie zwei Stück Leder von der Trommel, schnitten sie in der Form von Flügeln und dehnten sie durch Rohrsplitter aus. Dann befestigten sie sie an den Vorderfüßen des einen dieser kleinen Tiere, und auf diese Weise entstand die Fledermaus. Sie warfen ihr den Ball zu und riefen, sie solle ihn auffangen, und sie spielte so geschickt, daß die Vögel sahen, sie würde einer der besten Spieler sein.

Nun wollten sie auch das andere kleine Tier herrichten, aber sie hatten all ihr Leder verbraucht, um für die Fledermaus Flügel zu machen, und jetzt war keine Zeit, um nach mehr zu schicken. Da sagte einer, es würde gehen, wenn sie des Tierchens Haut ausdehnten, und zwei große Vögel packten es von zwei Seiten mit ihren starken Schnäbeln an und zerrten eine Zeitlang am Fell, bis es ihnen gelang, die Haut an jeder Seite zwischen den Vorder- und Hinterfüßen auszudehnen. Auf diese Weise entstand das fliegende Eichhörnchen. Um es zu prüfen, warf der Vogelanführer den Ball fort, das fliegende Eichhörnchen sprang vom Zweige danach, fing ihn mit den Zähnen auf und trug ihn durch die Luft zu einem andern Baum, der beinahe jenseits des Talgrundes stand.

Als alle fertig waren, wurde das Signal gegeben, und das Spiel begann. Aber schon beim ersten Stoß fing das fliegende Eichhörnchen den Ball auf und trug ihn auf einen Baum. Dann warf es ihn den Vögeln zu, die ihn einige Zeit in der Luft hielten, bis er herunterfiel. Der Bär sprang herbei um ihn zu fangen, aber die Schwalbe stürzte darauf los und warf ihn der Fledermaus zu, welche dicht über den Erdboden flog. Diese verstand es durch Drehen und Wenden, ihn sogar aus dem Bereich des Hirsches zu halten, bis sie ihn schließlich über die Pfähle warf und so das Spiel der Vögel gewann. — Der Bär und die Schildkröte, welche schon mit dem geprahlt hatten, was sie tun wollten, kamen nicht einmal dazu, den Ball zu berühren. Weil aber die Schwalbe den Ball vor dem Fallen bewahrt hatte, gaben die Vögel ihr späterhin eine Kürbisflasche, um ihr Nest da hinein zu bauen, und die besitzt sie noch heute.

Dähnhardt, Naturgesch. Volksmärchen[3] Nr. 44.

11. Ein unätiologisches Märchen aus dem Sudan teilt Monteil, Contes soudanais p. 42 (Collection de contes et Chansons popul. t. 28 Paris 1905) mit. Es beruht auf europäischem Import, da es in allen Hauptpunkten der Handlung zu den oben mitgeteilten Fassungen stimmt.

Die Vögel und die Vierfüßler bekriegten sich eines Tages. Der Strauß war der Anführer der Vögel, der Elefant, der Löwe und der Panther waren die Ersten der Vierfüßler. — „Freunde," sagte der Strauß zu seinen Kriegern, „ich kann euch zwar nicht gut nachfliegen, aber ich werde euch wenigstens sagen, wie ihr siegen könnt. — Hier sind drei meiner Eier, der Adler nehme eins und zerbreche es am Kopf des Elefanten, der Falke nehme ein zweites und zerbreche es am Kopf des Löwen, der Marabu nehme das dritte und zerbreche es am Kopf des Panthers. Wenn unsere Feinde ihre Führer in so jämmerlichem Zustande sehen, werden sie sie zum mindesten für tötlich verwundet halten und werden sich zur Flucht bereit machen. Dann sollen die Bienen sich auf den Elefanten, den Löwen und Panther stürzen und der Sieg wird unser sein." — Die Hyäne, die ausgeschickt worden war, um die Bewegungen des Feindes zu beobachten, kam wieder und sagte: „Da kommt der Adler!" Der erschien auch und ließ sein Straußenei auf den Kopf des Elefanten fallen. Als die Hyäne das Ungeheuer so zugerichtet sah, rettete sie sich und rief: „Der Elefant ist tot!" Die Verwirrung war da groß. — Als darauf der Löwe und der Panther das Geschick des Elefanten teilten, lief die Hyäne überall herum und schrie: „Alles ist verloren, unsere Anführer sind getötet," was große Bestürzung hervorrief. Da griffen plötzlich die Bienen den Elefanten, den Löwen und den Panther an, die sich wütend auf ihre Freunde stürzten und eine vollständig planlose Flucht veranlaßten.

Es folgt ein Schluß, der nicht hierher gehört.

III. Krieg der Vögel und Fische.

Auf Samoa kennt man auch einen Krieg der Vögel gegen die Fische, der mit wechselndem Glück geführt wird. Besonderes Interesse hat für uns die nächstfolgende Variante, denn hier spielt die Seegurke die gleiche Rolle wie die Fledermaus im Kriege der Vögel und Vierfüßler. Daß hier eine Wanderung aus Europa mit nachfolgender Umbildung der Fabel vorliegt, scheint recht unwahrscheinlich zu sein, denn wie wir oben sahen, ist die Fledermausfabel in der europäischen Volksüberlieferung außerordentlich selten. Man wird eher annehmen dürfen, daß die Einführung der Seegurke in die Kriegsfabel auf Samoa selbständig erfolgt ist.

1. Aus Samoa.

a) Die Fische und die Vögel führten Krieg. Der Tag wurde bestimmt, an welchem der Krieg beginnen sollte. Als nun der Morgen herankam, ging die Kriegspartei der Fische auf das Riffflach, während die Kriegspartei der Vögel herunterkam. Sie trafen sich auf dem Riffflach. An jenem Orte war der Kampfplatz des Krieges; sie trafen aufeinander in dem Kriege gerade auf diesem Platze. Sie kämpften nun, und die Fische wurden ins Meer geworfen. Da rief die **Seegurke** (Holothurie; sie kommt in verschiedenen Arten in den Rifflagunen vor): „Bravo, Vögel, bravo, Vögel!" Da begannen die Fische wieder heraufzusteigen, und die Vögel wurden ans Land geworfen. Da rief wieder die Seegurke: „Bravo, Fische, bravo, Fische!"

Aber keine von den beiden Kriegsparteien wußte, welcher die feige Seegurke zugehöre. Deshalb hat die Seegurke zwei Mäuler (in Wahrheit einen Mund und einen After).

Krämer, Die Samoainseln 1, 358.

b) Fische und Vögel besuchten einander freundschaftlich in alten Zeiten. Die Inanga (eine kleine Art Süßwasserfische) aber wurden am Ufer bei den Vögeln nicht gastlich aufgenommen, und das beleidigte sie. Die Vögel aber verachteten die Inanga, weil sie so klein waren. Es entstand ein Kampf, und die Fische siegten. Es endete damit, daß alle Fische Vögel wurden und alle Vögel Fische, und es heißt, daß daher das Rückgrat der Inanga so sehr vorsteht [?]. — Später aber gab es einen zweiten Krieg, in dem wurden die Fische geschlagen und die Vögel siegten, und seitdem haben die Vögel Flügel, und haben die Herrschaft, und dürfen über der See und dem Flusse fliegen und sich nach Belieben die Fische holen, die sie erreichen können.

Turner, Samoa 215. London 1884.

D. Der Krieg zwischen Haustieren und Waldtieren.

Außer den Kriegen der Vögel gegen die Vierfüßler und Fische gibt es in literarischer und mündlicher Überlieferung auch einen Kampf zwischen den Haustieren und den Waldtieren.[1])

Bereits im Ysengrimus, der von einem flandrischen Dichter etwa um 1148 verfaßt ist, erscheint dieses Märchen als Bertilianas, der Rehgeiß Betfahrt.[2]) Die wichtigsten Züge der Handlung sind hier folgende:

1. Der Fuchs veranlaßt die Haustiere (Ziegenbock, Widder, Esel, Gänserich, Hahn), die zu einer Hochzeit geschlachtet werden sollen, mit ihm eine Wallfahrt nach Rom zu unternehmen. Hirsch und Rehgeiß schließen sich den Haustieren erst später an.[3])

2. Die Tiere kehren in einer Waldherberge ein, um zu übernachten. Der Wolf folgt ihnen, und gibt sich als frommen Einsiedler aus.

3. Beim Mahle wird er gewaltig erschreckt durch das Vorlegen angeblich mehrerer Wolfsköpfe, — die bekannte, vom Fuchs erdachte List, um den Wolf glauben zu machen, er habe es mit kühnen Jägern zu tun.

4. Der Wolf entflieht und wird von seinen Gegnern durch Stöße und Bisse übel zugerichtet.

5. Er kehrt mit anderen Wölfen zurück, um Rache zu nehmen. Beim Versuche sich auf den Heuboden zu retten, stürzt der Esel ab und erschlägt zwei Wölfe. Hierdurch und infolge des Geschreies der Tiere entfliehen die Wölfe.

---

1) Die eingehende von Johannes Bolte begonnene Untersuchung über dieses Thema soll, wie ich höre, nicht erscheinen. Statt dessen ist demnächst eine Arbeit von Kaarle Krohn zu erwarten, die dem gleichen Stoff gewidmet sein wird. — Für die gütige Erlaubnis zur Benutzung seines Manuskriptes spreche ich Prof. Bolte auch an dieser Stelle meinen herzlichen Dank aus. Einige Angaben und weiter unten erwähnte Hinweise sind diesen Aufzeichnungen entnommen. — Vorläufig vergleiche man zum Thema: Voigt, Ysengrimus S. LXXX, Haltrich-Wolf, Zur Volkskunde etc. S. 494. 519, Sudre, Les sources p. 205—225, Grimm, KHM. Anmerkung zu Nr. 27, Köhler, Kl. Schriften 1, 58. 187. 424, Cosquin, Contes pop. Nr. 45, Kolmačevskij, Životn. epos S. 123 ff.

2) Voigt, Ysengrimus S. 194. — Im Ysengrimus abbreviatus um 1300 erscheint die gleiche Erzählung mit einigen Abänderungen, vgl. Grimm, Reinhart Fuchs S. LXII und 19.

3) Vgl. v. 825.

Dieses Tiermärchen (A), das sich im 12. Jahrhundert in der 8. branche des Roman de Renart wiederfindet[1]) und wahrscheinlich auch im Reinhart Fuchs Heinrichs des Glichezare seinen Platz gehabt hat[2]), begegnet uns im 16. Jahrhundert in einem Meisterliede des Hans Sachs[3]) und im Froschmeuseler Rollenhagens.[4])

Außerordentlich stark verbreitet ist es auch in der mündlichen Tradition, und zwar, wie ich aus den Aufzeichnungen Boltes ersehe, besonders in den romanischen Ländern, aber auch in Deutschland und auf den britischen Inseln. Nicht selten tritt es ferner in den slawischen Gebieten auf, wo es in einer ganzen Anzahl von Varianten aufgezeichnet worden ist.[5]).

Auf eine genaue Betrachtung der Herkunft und Wanderungen dieses Märchens kann an dieser Stelle nicht eingegangen werden[6]), sondern hier soll nur darauf hingewiesen werden, daß es einen anderen Stoffkreis stark beeinflußt zu haben scheint, der in seiner Haltung die jüngere Erfindung verrät, in dessen Mittelpunkt jedoch ebenfalls ein Kampf von Haustieren gegen die Waldtiere steht. Diese in der Fassung des 48. Märchens der Brüder Grimm — „der alte Sultan" — am meisten bekannte und nur in mündlicher Tradition lebende Erzählung[7]) (B) weicht in manchen wesentlichen Punkten

1) Edit. Martin 1, 265–278.

2) Vgl. die Anspielung v. 551ff. bis zur Lücke; dafür erklärten sich J. Grimm, Reinhart Fuchs, Einl. S. 103, Martin, Observations p. 52, Kolmačevskij S. 132 und Sudre, Les sources p. 209, dagegen Voretzsch, Zeitschr. f. roman. Phil. 15, 177.

3) Schwänke hrsg. von Goetze und Drescher 5, 211 Nr. 735.

4) Buch 3, Teil 1, Kap. 9 = 2, 154 ed. Goedeke (1876), abgedruckt auch bei Grimm, KHM. 3[3], 48.

5) Vgl. Kolmačevskij S. 123, Ončukov Nr. 149 dazu Archiv f. slaw. Phil. 31, 279, Sadovnikov Nr. 51, Zapiski krasnojarsk. podotděla I, 1, 37 Nr. 15, Grinčenko 2 Nr. 181, Wisła 1889 S. 777, Strohal, Hrvatsk. nar. prip. 3, 169 Nr. 17, Sbornik otděl. russk. jaz. 73, Nr. 5, S. 9; 78 (Baudouin) S. 29, Romanov S. 21 Nr. 15 u. fünf Varr., Vladimirov, Vvedenije S. 161. Vgl. außerdem Mordovskij etnograf. sbornik S. 315ff. ed. Šachmatov (1910), Variante der Mordvinen.

6) Über diese Fragen wird K. Krohns Abhandlung Aufschluß geben. Hier sei nur bemerkt, daß die von Voigt, Ysengrimus S. LXXX versuchte Ableitung aus einer äsopischen Fabel (Halm Nr. 323—323b) kaum zu halten sein dürfte; Bolte weist sie in seiner begonnenen Untersuchung mit guten Gründen zurück.

7) Vgl. Willibald Müller, Beiträge zur Volkskunde der Deutschen in Mähren S. 44—48 (Wien und Olmütz 1893), Blätter f. pomm. Volkskunde 1899 Bd. 7, 14, Zeitschrift d. Ver. f. Volkskunde 15, 346, Vernaleken KHM. Nr. 9, s. a. Bartsch 1, 516 (oben S. 201), Haupt und Schmaler, Volkslieder der Wenden II, 167 Nr. 8 = Haupt, Sagenbuch der Lausitz II, 209 Nr. 313, Veckenstedt, Wendische Sagen S. 423 Nr. 3, Zbiór wiadom. do antrop. Krajowej 5, 214 Nr. 21, Wisła 1889 S. 776—777, Valjavec, Narodne pripoviedke S. 269—272 = Afanasjev, Nar. russk. skazki[3] 1, 31, B. Niemcova, Slovenské pohádky a povésti S. 582—585 (1856), Karadschitsch, Volksmärchen Nr. 49 = Krauss, Sagen u. Märchen der Südslawen 1 Nr. 5, Erlenvejn, Nar. russk. skazki Nr. 32. 39 (Moskau 1863), ders. in der 2. Aufl. Moskau 1883 S. 9—11, Afanasjev[3] Nr. 18 = Nar. dětskija skazki Nr. 2 (1870), (vgl. La Tradition I, 1887, p. 184ff., Leger, Recueil de contes popul. slaves p. 223ff.), Šejn, Materialy 2, 257 Nr. 120, ebenda 2, 259 Nr. 122, Sadovnikov, Skazki Nr. 52, Verchratskij, Pro govor galick. lemk. S. 169f., Kallas, Achtzig Märchen Nr. 74, Rußwurm, Sagen aus Hapsal Nr. 172 aus Rosenplänters Beiträgen VIII, 123f. = Grimm, Reinh. Fuchs, Einleit. S. 285f., Schreck, Finn. Märchen S. 195. 239, eine Variante aus dem hdschr. Nachlaß von Hurt, aus Hulgas in Estland, sign. H. I, 4. pag. 107 Nr. 18, Buch,

von A ab und beweist dadurch ihre ursprüngliche Selbständigkeit, zeigt aber in andern Übereinstimmungen, die nicht zufällige sein können. Abweichend sind gegenüber A die folgenden der wichtigeren Züge:

1. Die Vorgeschichte in zahlreichen Varianten: Der altersschwache Hund sucht seine Brauchbarkeit zu erweisen; der Kater wird von den Waldtieren zu Gast geladen usw. Doch findet sich das Motiv einer den Haustieren drohenden Gefahr in zahlreichen Varianten, so auch bei Grimm.

2. Der Kampf findet meist auf Verabredung statt oder wird vorher angedroht. (Der wichtigste Unterschied!) Öfter ist er auch ersetzt durch die Flucht der Waldtiere vor dem Kater.

3. Angreifer sind die Haustiere.

4. Der Kater (die Katze) ist die Hauptperson in der Partei der Haustiere, nicht der Fuchs.

5. Die Waldtiere sind nicht nur Wölfe, wie meist in den Varianten von A, sondern gewöhnlich Bär, Eber und Wolf.

6. Die Szene spielt sich unter Bäumen, nicht in einem Hause ab.

Zieht man dagegen die übereinstimmenden Züge in Betracht, so ergibt sich folgendes:

1. Die Grundidee und das Hauptmotiv der Handlung sind die gleichen: der Sieg der Schwachen über die Starken, der Haustiere über die Waldtiere.

2. Das Personal der Haustiere, denen sich der Fuchs stets beigesellt, ist im allgemeinen dasselbe wie in den ältesten literarischen Fassungen von A.[1])

3. In beiden Märchengruppen versteckt sich einer der Verteidiger (Haustiere in A, Waldtiere in B) auf erhöhtem Punkte und fällt auf seine Gegner herab.

Summiert man die Übereinstimmung im ganzen mit den identischen Einzelzügen, so wird man eine Beeinflussung von B durch A nicht in Abrede stellen können.[2]) Allein nur durch genaueste Untersuchungen ließe sich feststellen, ob diese Einwirkung erst durch die literarischen Fassungen von A erfolgt ist, was uns an sich wahrscheinlicher dünkt, oder ob schon vor der Abfassungszeit des Isengrimus die Gruppe B von A beeinflußt worden ist.

Die Wotjäken S. 115 Nr. 5, Journal de la Soc. Finno-Ougr. 12, 152 Nr. 18 (mordvinisch) Potanin, Očerki 4, 178 Nr. 5 (Erzählung eines Teleuten), Rob. Felkin, Fabeln und Sagen aus dem Innern Afrikas in der Zeitschr. f. vgl. Lit.-Gesch. 1, 308f., Journal of Americ. Folklore 6, 180, Strohal 1, 248 Nr. 88, Zapiski krasnojarsk. podotd. I, 1, Nr. 15, Sbornik mater. po etnogr. izdav. pri Daškovsk. Etnograf. Muzeě 2 Nr. 31—33, FFCommunications Nr. 5. 6 = Märchenkataloge von Aarne und Hackmann, Nr. 103. 104.

1) Daß die Katze in B eine so wichtige Rolle spielt, ist nicht überraschend, denn auch in den mündlichen Varianten von A fehlt sie fast keinmal, während die anderen Tiere häufig wechseln.

2) Daß B außerdem auch mit dem Krieg der Vögel gegen die Vierfüßler Berührungen zeigt, ist schon von den Brüdern Grimm bemerkt worden, vgl. die Anm. zu KHM. Nr. 48.

Immerhin dürfte die Berührung schon relativ alt sein, denn B hat sich ein weites Verbreitungsgebiet besonders nach Nordosten über Rußland bis nach Finnland und Sibirien errungen. Hier trifft man auch Fassungen an, die interessante Mischformen zwischen A und B darstellen. So beginnt bei Afanasjev Nr. 19a die Handlung mit dem Renkontre des Katers und Hammels mit den Wölfen, und es fehlt hier auch die köstliche, aus dem Isengrimus bekannte Düpierungsszene nicht, bei der ein Wolfskopf zwölfmal vorgezeigt wird. Dann aber schwenkt die Handlung nach B ein und der Fuchs erhält den Auftrag, Kater und Hammel zum Mittagessen einzuladen. Es spielt sich alsbald die übliche Szene unter den Bäumen ab, alle Tiere des Waldes entfliehen und überlassen dem Kater reichen Fraß. Auch die hervorragende Rolle, die der Kater in einer Variante zu A bei Afanasjev Nr. 19b spielt, dürfte sich aus der zweiten Märchengruppe erklären lassen.

Aus dem Kreise von A ist mir nur eine ätiologische Fassung bekannt geworden. Sie ist zudem stark verderbt, läßt aber im Verhalten des Wolfes zu den Haustieren den alten Hergang noch durchschimmern. Die Anpassung an die Ätiologie hat die Umformung des Stoffes gewiß erheblich beeinflußt und vor allem die Einführung des Nordwindes veranlaßt. Daß die Haustiere ein eigenes Wohnhaus im Walde besitzen (ursprünglich nur zum Überwintern?) kommt öfter vor.[1]) Die Variante ist eine lettische aus der Sammlung von Brihwsemneek Muhsu Tautas pasakas I Nr. 3, übersetzt ins Russische Živaja Starina 5, 442.

In den ältesten Zeiten lebten die Haustiere beieinander in Freundschaft. Im Walde hatten sie ein Haus aus Moos. Doch nicht lange sollten sie sich des Friedens erfreuen, der Wolf brach einstmals ein und raubte ein Ferkel. Als dieses sich aber vom ersten Schreck erholt hatte, rief es: „Wo sind die Männer, wo sind die Männer!?“ („kur vīri, kur vīri!“) Sogleich kamen der Stier und der Ziegenbock und befreiten das Ferkel. Der Wolf wollte sich rächen und schickte nun eine Menge wilder Tiere den Friedfertigen auf den Hals. Doch die Haustiere gingen stets einmütig vor und konnten jeden Überfall abschlagen. Da wandte sich der Wolf an den Nordwind, den furchtbarsten Sohn der Mutter aller Winde, mit der Bitte, ihm beim Verjagen der Haustiere zu helfen. Der Nordwind, der solche Sachen liebt, fing an so furchtbar zu blasen, daß das Wasser gefror und der Himmel in Massen Schnee herunterschüttete. Da konnte es auch der Stier vor Kälte nicht mehr aushalten, er kroch in die Hütte, verhakte sich aber im Versehen mit den Hörnern und das Häuschen stürzte ein. Da sahen die Haustiere, daß sie sich nicht anders retten könnten und gingen zu den Menschen und blieben bei ihnen bis auf den heutigen Tag.

(Wenn Kinder fragen, woher die jungen Haustiere gekommen sind, antwortet die Mutter: „Aus dem Walde sind sie hergelaufen.“)

In der Märchengruppe B ist die Zahl der ätiologischen Fassungen eine größere. Sie sind sämtlich jenseits der russischen Grenzpfähle und in

1) Vgl. Kolmačevskij S. 134f.

Finnland aufgezeichnet, allein in Anbetracht ihrer geringen Zahl wird man in diesem Umstande nicht mehr als einen Zufall erblicken dürfen, der dadurch veranlaßt sein mag, daß sich das Märchen überhaupt unter den Slawen einer großen Beliebtheit erfreut. Die Naturdeutungen sind stets willkürlich angehängt; zumeist sind es die billigen Feindschaftsätiologien, die sich ja so leicht an alle möglichen Stoffe heften. Zu beachten sind auch die humorvollen Beschreibungen der anrückenden feindlichen Tiere, sowie die Stimmdeutungen und gelegentlichen -nachahmungen.

1. Im Gouvernement Minsk ist die folgende weißrussische Variante aufgezeichnet; zum Eingang mit dem singenden Wolf vgl. unten S. 233.

[Der Hund eines reichen Herrn, in dessen Hause ein Fest gefeiert wird, hat sich sattgefressen, geht abends aufs Feld hinaus und begegnet dort dem Wolf. Dieser fragt ihn, woher er so satt sei. Da erzählt ihm der Hund vom Fest und fordert ihn auf, sich's ebenfalls bei seinem Herrn gütlich zu tun, denn es sei ja schon finster und im Hause alles betrunken. Der Wolf fürchtet sich zwar vor den Menschen, willigt aber schließlich ein, geht mit dem Hunde und frißt sich voll. Und als er hört, wie nebenan Lieder gesungen werden, schlägt er die Warnungen des Hundes in den Wind und fängt an mitzuheulen. Das hören die Leute, kommen hinzu und verprügeln den Wolf, der nur mit Mühe zu entweichen vermag.

Später kehrt er ins Dorf zurück, ruft den Hund und erklärt ihm wegen des angeblichen Verrats den Krieg: der Sieger solle den Unterlegenen fressen dürfen. Am andern Morgen zieht der Hund in Begleitung des Hammels, des Hahns und der Gans hinaus. Beim Wolf befinden sich Wildschwein, Hase und Luchs. Der Hase wird als Späher ausgesandt, kehrt zurück und erzählt:] „Brüder! durch jenes Heer werden wir zugrunde gehn: der Hund allein ist schon so groß und kräftig; dann ist da noch ein anderer[1]) mit roter Kupfermütze, riesigem Besen hinten und scharfem Messer im Munde, der geht so daher und sagt zum Hunde: 'Wohin, wohin gehst du? ich werd allein alle besiegen.' Ein anderer ist riesen-, riesengroß, zottig behaart und mit ungeheuren Gabeln auf dem Kopf, der geht und sagt: 'Bäh! ich werde sie alle auf die Gabeln nehmen!' Der Dritte trägt eine gebogene Stange, deren Ende ein scharfer Haken ist und sagt: 'Wo sind sie, wo sind sie? ich werde sie alle zertreten.' Da erschrak das Heer des Wolfes und versteckte sich: das Wildschwein wühlt sich unter Blättern ein und liegt, kaum daß es atmet; der Luchs springt auf einen Baum und hält den Atem an, der Wolf aber sieht, daß er sich nicht mehr retten kann, erhebt sich auf den Hinterbeinen zum Heer des Hundes und steht. „Sie werden glauben, ich sei ein Baumstamm und mich nicht erkennen," meint er bei sich; der Hase aber versteckt sich hinter ihm und steht dort. Unterdessen nähert sich der Hund mit den Seinen. Der Hammel kam zum Wolf heran, wollte ein wenig spielen, aber der Baumstamm bog sich zusammen, und der Hammel stieß mit der Stirn auf den Wolf, doch so stark, daß diesem das Hirn heraussprang. Der Hase erschrak, wollte entfliehen, aber der Hund war hinter ihm, schnapp! und er hatte ihn gefangen. Der Hahn aber stieg auf das Wildschwein und fing an die Blätter auseinanderzuscharren und zu picken, dabei traf er gerade auf die Haut des Wildschweines und pickte ein Loch hinein. Das Wildschwein hielt lange aus, aber als es merkte, daß es schmerze, glaubte es mit Messern ge-

1) Im Text 'moskal'', Schimpfname für den Großrussen.

schnitten zu werden, raffte sich auf und lief davon. Der Luchs sieht, es steht schlimm, — er sitzt still auf seinem Baum und keiner achtet auf ihn. Das Heer des Hundes aber schaute umher, — da war niemand mehr zu sehen — und so gingen sie denn nach Hause.

Sowie aber seit der Zeit der Wolf merkt, daß irgendwo ein Fest gefeiert wird, läuft er was er kann.

Šejn, Materialy 2, Nr. 11, S. 20—22.

2. Polnische Variante.

Es war einmal ein Wolf und ein Hund. Der Hund war groß, und zu ihm ging der Wolf. Einmal spricht er zu diesem Hund, daß er ihn auffressen werde. Und der Hund antwortet ihm: „Mein Schöner, friß mich nicht auf, ich werde dir Stiefel machen.“ „Gut, mach' mir welche!“

Eines Tages kam auch der Wolf zum Hund, und der Hund sagte: „Ich werde gleich fertig sein. Ich werde dir Stiefel machen, aber daß du mir in diesen Stiefeln weder im Tau noch im Wasser gehst!“

Da nahm der Hund den Wolf, befahl ihm in einen Dreckhaufen zu treten und da ging der Wolf in diesen Dreckhaufen und besudelte sich die Beine bis zu den Knien. Dann befahl er ihm aus dem Dreckhaufen herauszugehen und sagte zu ihm: „Jetzt hast du Stiefel. Wenn du nicht glauben magst, so sieh dir einen Bauer an, der in solchen Stiefeln geht.“ Und dann sagte er zu ihm: „Nun hast du fertige Stiefel, aber bedenke, was ich dir sagte, daß du weder im Tau noch im Wasser gehst. Denn andere werde ich dir nicht machen. Gehst du dennoch ins Wasser, so wird dir das Wasser die Stiefel nehmen.“ Der Wolf gehorchte, legte sich ruhig hin und ging weder am ersten Tag, noch am zweiten Tag, noch am dritten Tag, bis ihn zu essen verlangte. Und da ging der Wolf Nahrung suchen, um sich zu kräftigen. Nach einem Jahre ging er in den Wald ins Wasser, schritt hinüber zum andern Ufer, besieht sich seine Beine: die Stiefel sind nicht da, denn sie sind vom Wasser abgewaschen. Ging zurück zum Hund und fragte ihn: „Was hast du mir für Stiefel gemacht, die ich jetzt schon nicht mehr habe, jetzt werde ich dich fressen.“ Der Hund antwortete: „Ich sagte dir ja, daß du nicht in Tau noch in Wasser gehen solltest, so würdest du deine Stiefel behalten. Hast doch gehört, daß ich dir sagte, daß ich dir zum zweitenmal keine Stiefel machen will. Jetzt kannst du mit mir machen, was du willst, ich werde dir keine andern Stiefel machen. Wir wollen uns wegen dieser Stiefel gerichtlich auseinandersetzen.“ „So gehen wir zum Gericht,“ sagte der Wolf, und sie gingen. Der Wolf nahm als Zeugen zu Hilfe einen Bär und das Wildschwein, der Hund nahm die Katze und den Kapaun, und sie gingen zum Gericht. Und als sie dorthin kamen, ging der Wolf zuerst, dann der Bär und das Wildschwein vorwärts. Da sagte der Wolf zum Bären: „Geh du hinauf auf die Kiefer.“ Und dem Wildschwein sagte er: „Du vergrabe dich in Laub und sitze dort. Wenn wir zurückkommen, so werden wir uns hier selbst unser Recht verschaffen. Wenn ihr sehen werdet, daß ich den Hund packe, so wird den Hund niemand weiter bemerken. Wenn ich mit ihm nicht fertig werde, so kommt mir zu Hilfe, wir werden den Hund alle zusammen packen und ihn zerreißen.“ Da ging denn der Hund und wußte nicht, welche Tücken ihn erwarteten, er wußte nicht, daß der Wolf ihm ans Leben wolle. Dem Hund folgten der Kapaun und die Katze; sie gehen zusammen zum Gericht, zuerst der Hund, hinter ihm der Kapaun, zuletzt die Katze. Da geht der Kapaun und sagt zu sich: Tak, tak, tak, tak![1]) Der Bär hört es

1) Tak heißt poln. ja!

in der Kiefer und denkt, daß man ihm zuruft: ja! ja! nämlich, daß der Wolf umgebracht werden solle. Die Katze ging hinter ihnen zuletzt hinauf und richtete den Schwanz hoch auf, und der Bär sagt zum Wolf: „Weißt du was, es steht schlecht mit uns! Siehst du, wie der diese Lanze hoch trägt. Uns wird er mit der Lanze durchbohren.“ Der Wolf entgegnet dem Bären: „Was meinst du? Wir werden mit ihnen fertig werden, wir sind ihnen über! Für uns ist das alles noch zu wenig. Gibt es doch keine stärkeren Tiere als wir drei! Ich allein bin ja fast imstande jene drei zu verschlingen.“ Antwortet der Bär: „Freilich, wenn ich sie anpacke, so mucksen sie nicht mehr. In Fetzen zerreiß ich sie.“ Das Wildschwein sagte nichts, bewegte bloß den Schwanz im Laube. Die Katze sieht das, springt zu und faßt es beim Schwanz, denn sie dachte, daß es eine Maus sei, die dort raschele. Das Wildschwein, hast du nicht gesehen! springt aus dem Laube auf. Die Katze erschrickt, sie dachte, daß es der Hund sei. Husch! war sie oben auf der Kiefer, wo der Bär in den Zweigen saß. Der Bär dachte, daß sie das Wildschwein bereits durchbohrt habe und nun auch ihn durchbohren wolle. Holla! Der Bär noch oben auf der Kiefer flieht vor der Katze aus Furcht, daß sie ihn durchbohren würde. Die Katze auf der Kiefer aber immer hinter ihm her. Der Bär konnte nicht weiter fliehen, denn „es fehlte an Kiefer“ (der Baum war zu Ende). Er sprang auf den Gipfel, fiel vor Angst hinab und blieb tot. Die Katze blieb auf der Kiefer, das Wildschwein floh in den Wald, aber der Wolf und der Hund blieben auf dem Platze. Der Wolf ging auf den Hund los, denn er wußte nicht, was mit seinen Helfern geschehen war.

Der Wolf war hungrig, denn er hatte drei Tage nichts gegessen, und der Hund war groß und stark. Der Wolf dachte, daß er die Hilfe hinter sich hatte, doch war es nichts damit! Er packte den Hund und wollte ihn fressen. Der Hund sprang auf den Wolf und beide packten sich. Aber der Wolf war schwach, und der Hund war stark und fraß den Wolf.

So hatte der Wolf verloren, der Hund blieb auf dem Platz und versteckte sein Recht unter ein Strohdach, aber die Mäuse aßen ihm das Schriftstück auf. Seit jener Zeit ist der Hund böse auf die Katze! Wo immer er sie sieht, verfolgt er sie. Warum ließ sie zu, daß die Mäuse sein Recht auffraßen? Die Katze ‘hatte schon keine andre Art’. Seit jener Zeit erst frißt die Katze Mäuse. Wo sie diese antrifft, werden sie von ihr gefressen. Seit dieser Zeit kommt es, daß der Hund böse auf die Katze ist, die Katze auf die Maus, der Wolf auf den Hund.

Zbiór wiadom. do antrop. Krajowej 15, 42. — Zum Schluß vgl. oben S. 119.

3. Lettische Varianten.

a) Der Kampf der Waldtiere mit den Haustieren ist in lettischen Märchen in zahlreichen Varianten vertreten, die zum Schluß meist eine ätiologische Anwendung haben. So hat z. B. der Wolf den Bären und den Fuchs, der Hund die Katze und den Hahn zu Helfern gewählt. In Erwartung des Feindes klettert der Bär auf einen Baum, während der Fuchs in einen Reisighaufen schlüpft. Unterdessen kommt die Katze mit einem großen Hebebaum auf den Schultern und der Hahn mit einem Rutenbund bewaffnet. Die Katze hascht den Fuchsschwanz, der Fuchs rennt gegen den Hahn, dieser fliegt auf den Baum und bewirkt, daß der verschlafene Bär hinabstürzt. Dabei quetschte er sich seinen langen dünnen Hals, so daß er seitdem kurz und dick wurde. Auch waren von nun an Hund und Wolf Todfeinde. Der Hahn muß seitdem, ebenso wie damals, einen Rutenbund tragen und die Katze einen Hebebaum. Dem Fuchs aber sind am Schwanzende lange Haare

gewachsen, so daß sein Schwanz jetzt eher einer Handvoll Reisig gleicht, wovor der Katze die Hosen zittern, wie einer Maus. Und seit der Zeit hat auch die Katze niemals einen Fuchsschwanz statt einer Maus erhascht.

Mitgeteilt von M. Boehm = Magazin der lett. literar. Gesellsch. 19, 162ff. Nr. 24.

b) In alten Zeiten, als die Wölfe und Hunde noch gute Freunde waren, klagt der Hund dem Wolf seine Not, und der Wolf gibt ihm den Rat, wie er durch eine verabredete Rettung des Kindes die Dankbarkeit der Bäuerin erwerben könne. Das geschieht, doch der Hund hat in der Hitze den Wolf gebissen. Dafür grollt ihm dieser, und es kommt zum Kriege zwischen den Wald- und Haustieren unter den bekannten Umständen. Die Erzählung bedient sich der Deutung des Hahnen-, Gänse- und Katerrufs.

Die Waldtiere unterliegen und seit der Zeit herrscht dauernde Feindschaft zwischen allen Hunden und Wölfen.

Lerchis-Puschkaitis IV, 40, Auszug von M. Boehm.

4. Aus Estland.

a) Der Fuchs fragte einst die Katze: „Willst du meine Frau werden?“ — „Kurrnaun! Jawohl!“ war die Antwort. Sie vermählten sich. Der Fuchs ging der jungen Gattin Essen suchen. Ihm begegnete der Wolf, welcher ihn fragt, wohin er gehe. Der Fuchs erzählt. Der Wolf will seine junge Frau sehen. Der Fuchs stellt eine Bedingung, unter welcher er seine Frau sehen könne: er müsse ein Lamm vor das Haus des Fuchses tragen.

Der Fuchs geht weiter. Ein Bär kommt. Ihm erzählt er dasselbe und verlangt von dem Bär, er solle eine Kuh seiner Frau als Geschenk bringen, dann könne er sie sehen.

Der Fuchs streicht durch den Wald. Als er nach Hause kommt, sind Wolf und Bär mit dem Schaf und der Kuh schon da. Der Wolf versteckt sich unter einem Busch und der Bär kriecht auf eine Fichte, um von dort aus die Gattin des Fuchses zu sehen. Die Katze kam auch und fing an die Kuh zu fressen, wobei sie immer schnurrte: „Närrnärr, närrnärr, weidu-weidu, weidu-weidu!“ („weidu“ heißt „zuwider“). Der Fuchs aß ruhig sein Lamm. Wolf und Bär wunderten sich über die Katze, daß sie mit der großen Kuh unzufrieden war, wie sie glaubten. Zuweilen blickte die Katze auf und blickte zum Busch, worunter der Wolf lag, welcher jedesmal dann freudig mit dem Schwanz wedelte. Die Katze aber glaubte, daß da eine Maus sei und sprang auf den Schwanz des Wolfes. Dieser lief vor Schreck in den Wald. Die Katze erschrak auch und kletterte auf die Fichte und sprang dem Bär ins Gesicht. Dieser lief auch was er konnte davon.

Am anderen Tage, als Wolf und Bär den Fuchs trafen, sagten sie, er habe eine böse Frau. Er aber lobte seine Frau und war stolz auf sie. Als der Fuchs aber nach Hause kam, fand er seine Frau nicht mehr vor. Der Katze wurde es dort unheimlich und sie lief fort. Das verzieh der Fuchs ihr nie, daß sie ihm untreu geworden, und deswegen ist er ihr bis heute Feind.

b) Früher waren der Bär, der Wolf und der Fuchs große Freunde gewesen und hatten einander alles gesagt. Eines Tages fanden sie sich wieder im Walde zusammen, der Wolf und der Bär begrüßten sich freundlich, aber der Fuchs stand von ferne und tat fremd. Die beiden anderen fragen: „Was ist denn mit dir heute, Gevatterchen?“ Der Fuchs sagt, er sei nicht mehr Junggeselle, er habe geheiratet, es habe keinen Sinn mehr, ihre Freundschaft zu suchen. Interessiert fragen die anderen nach dem Namen der jungen Frau. „Miili Massinge“ sagte der Fuchs. Der

Bär und der Wolf möchten gern die junge Frau sehen. Sie veranstalteten ein großes Festessen und laden den Fuchs mit seiner Frau ein. Alles ist bereit, eine Menge Wild ist zum Essen besorgt, die beiden Gastgeber warten und warten, das junge Paar kommt nicht. Der Wolf spricht zum Bären: „Du hast, Brüderchen, starke Tatzen, klettre mal auf die hohe Tanne und lug aus, ob sie nicht kommen sollten.“ Der Bär tut es. Ruft dann von oben: „Sie kommen schon über den Morast, der Fuchs pantscht durchs Wasser, aber die junge Frau will sich wohl die Füße nicht naß machen, sie hüpft von Rasenhügel zu Rasenhügel.“ Bald aber sagt er: „Ich fürchte, es ist ein Jäger, er hat so etwas wie eine Flinte über der Schulter!“ (Gemeint der Schwanz der Katze.) Der Wolf gerät in große Angst, weiß nicht, wie sich verstecken. Der Bär macht ihn auf einen großen Haufen Reisig und dürres Laub aufmerksam. Der Wolf verkriecht sich darin. — Der Fuchs und seine Frau, die Katze, kommen an, wundern sich, daß die Gastgeber fehlen, machen sich aber an den schönen Braten. Die Katze springt hinauf auf das Fleisch und sucht sich die besten Stücke, die sie knurrend verzehrt. Der Wolf und der Bär wundern sich: so viel gutes Essen haben sie vorgesetzt bekommen und doch knurrt die junge Frau! Der Bär kann von der Tanne aus die Gäste gut beobachten, der Wolf aber sieht nicht gut, er versucht leise den Kopf etwas zu heben. Dabei knackt das Reisig, — die Katze denkt, es sei eine Maus und springt hin, schlägt ihre Krallen in das Gesicht des Wolfes und zerkratzt es stark. Der Wolf springt heraus und läuft davon, aber seit der Zeit hat er das zerschrammte bunte Gesicht und heißt Buntgesicht (estn. Kriimhilm). Als der Wolf heraussprang, erschrak die Katze sehr. Sie fürchtete verfolgt zu werden und lief auf die Tanne, auf welcher der Bär saß. Der Bär kletterte in seiner Angst höher hinauf, — da brach der Wipfel und der Bär fiel schwer zu Boden und unglücklicherweise gerade auf den Hals. Seitdem hat der Bär den kurzen plumpen Hals.

Aus dem hdschr. Nachlaß von Hurt.

5. Eine finnische Variante mit der beliebten Ätiologie zur Hasenscharte ist oben Bd. 3, 23 mitgeteilt.

7. Kapitel.

Die Fuchsmärchen.

Einer der zahlreichen, 'unerfundenen und unerfindbaren Stoffe' alter Volkstradition über Tiere liegt auch dem Kreise der Fuchsmärchen zugrunde. Der im Kerne uralte Stoff hat sich in mündlicher und literarischer Überlieferung bis auf die Gegenwart fortgepflanzt, erweitert, umgeformt und im Laufe der Zeit den verschiedenartigsten Bedürfnissen anpassen müssen. In den Formen der Fabel, der epischen Verserzählung, des Schwankes und des Märchens[1]) tritt er uns hauptsächlich entgegen. Doch während

1) Die reiche Literatur über die gegenseitigen Beziehungen und die Entstehung dieser Gattungen ist übersichtlich zusammengestellt und kritisch behandelt von Prof. Daškevič in den Universit. Izvestija Bd. 44 Nr. 12, Kijev. Dez. 1904; eine brauchbare Übersicht über die gesamte Forschung gibt auch Silcher, Tierfabel, Tiermärchen und Tierepos, Programm Reutlingen 1905, vgl. Voretzsch, Preuß. Jahrbücher 80, 417. — In dem vorliegenden Kapitel wird der Terminus 'Tiermärchen' in der allgemein üblichen Geltung verwendet, vgl. Dähnhardt, Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 17 S. 2. Wenn

die ersteren Gattungen im Mittelalter ihre höchste Blütezeit hatten und am weitesten verbreitet waren, dann aber langsam abstarben, haben sich die Fuchsmärchen- und -sagen von den ältesten Zeiten her bis in unsere Tage hinein erhalten und sind vor allem aus Aufzeichnungen nord- und mitteleuropäischer Herkunft wohlbekannt. Abgesehen von dieser Lebenszähigkeit sind die Sagen dieses Stoffkreises noch dadurch besonders interessant, daß bei ihnen allein naturdeutende Schlüsse zu finden sind. So verständlich zwar das Fehlen einer unepisch-lehrhaften Ätiologie in den längeren Verserzählungen des Mittelalters ist, so auffallend ist es für die Fabel, die sich sonst keineswegs ablehnend gegen naturdeutende Schlüsse verhält.[1]) Der Grund für die Erscheinung scheint nicht recht klar zu sein; man darf aber vielleicht vermuten, daß den gelehrten Fabeldichtern und -abschreibern die in Frage kommenden Ätiologien vom Stummelschwanz des Bären, vom Aussehen des Fuchsschwanzes, von der Hasenscharte usw., wenn sie ihnen überhaupt bekannt waren, so doch nicht recht glaubhaft erschienen sind.

Als Träger der Handlung steht der Fuchs, wie schon in der griechischen Überlieferung so auch in der Mehrzahl aller Märchen und Sagen weitaus im Vordergrunde. Seine Listen und Streiche, seine Bosheit und Niedertracht sind ein unerschöpfliches Thema für die volkstümliche Erzählung. Stets ist er der schlaue, skrupellose Widerspieler, auf den sich das Interesse des Erzählers konzentriert, und meist wird er Bär oder Wolf gegenübergestellt, die seiner Tücke und Verstellung zum Opfer fallen.

Die Menge aller hierher gehörenden Sagen läßt sich in zwei Hälften zerlegen, von denen die eine in keinem nachweisbaren Zusammenhange weder mit der griechischen Fabel, noch mit der Dichtung des Mittelalters, den Fabeln und epischen Erzählungen steht. Diesem Kreise gehören nicht nur mitteleuropäische, sondern, wie K. Krohn in grundlegender Untersuchung gezeigt hat[2]), vor allem nordische volkstümliche Überlieferungen an. In denjenigen ätiologischen Fassungen, die nicht nur vereinzelt, sondern häufiger vorkommen, sind folgende Motive behandelt:

1. Bärenfell bemalen (unten S. 239). 2. Halbaus-Ganzaus (unten S. 241).

---

dagegen Wundt, Völkerpsychologie II, 3, 123 und III², 464 den Ausdruck 'Tierfabel' dafür einführt, so bedeutet das eine wenig glückliche Erweiterung des Begriffs der Fabel, und die herrschende Unsicherheit im Gebrauch der Definitionen von Sage, Märchen, Fabel, Legende etc., über die jüngst wieder von Günter (Die christliche Legende des Abendlandes S. 199 Anm. 35) mit Recht Klage geführt wird, dürfte dadurch noch erhöht werden. Als 'Tiersage' dagegen ist jede ursprünglich vielleicht als Märchen, Legende oder Schwank auftretende Erzählung anzusehen, die auf eine Ätiologie hin komponiert ist und damit das wichtigste Merkmal der Sage — die explikative Tendenz — aufweist (vgl. hierzu Folkers, Zur Stilkritik der deutschen Volkssage S. 31, Diss. Kiel 1910. Dähnhardt a. a. O. S. 2f.).

1) Vgl. die Fabeln von der Eule, der Fledermaus, dem Hasen u. a.

2) Bär (Wolf) und Fuchs. Eine nordische Tiermärchenkette. Aus dem Finnischen übersetzt von Oskar Hackmann. (Journal de la Société Finno-Ougrienne VI. Helsingfors 1889.) Cit. Krohn.

3. Warum der Fuchs eine weiße Schwanzspitze hat (unten S. 243). 4. Der Fuchs als Klageweib (unten S. 247). 5. Fuchs und Bär bei gemeinsamer Arbeit (unten S. 249).[1])

Es sei hier gleich angemerkt, daß von allen Motiven nur das zweite mit Bestimmtheit dem internationalen Erzählgute zugewiesen werden kann, die übrigen sind vorzugsweise in nordischer, d. h. skandinavischer, finnischer oder russischer Überlieferung verbreitet.

Der andere Teil der Sagen läßt sich griechischen und mittelalterlichen lateinischen, äsopischen Fabeln und ihren späteren Bearbeitungen, sowie einzelnen Episoden aus den epischen Dichtungen zur Seite stellen. Es sind dies:

1. Der Fischang (siehe unten). 2. Der Fuchs wirft Fische vom Wagen (unten S. 225). 3. Der Mondkäse (unten S. 230). 4. Der Bär auf der Honigsuche (unten S. 231). 5. Steckenbleiben im engen Loch (unten S. 232). 6. Pferd und Wolf (unten S. 235). 7. Der Listensack (unten S. 258f.). 8. Der Wolf und die Widder (unten S. 256f.).

Eine vorzugsweise Beschränkung auf nordische Länder fehlt hier, allein es darf nicht übersehen werden, daß so mancher ursprüngliche Zug sich im Norden allein treu erhalten hat.[2])

I. Der Fischfang.

Eine der beliebtesten und schon im Mittelalter weit verbreiteten Erzählungen handelt von dem Fischfang auf dem Eise.[3]) Sie enthält wohl die lebendigste und am meisten plastisch herausgearbeitete Episode des gesamten Sagenkreises, und ihr merkt man es so recht deutlich an, daß sie der Wirkung einer langen, feilenden Tradition unterworfen gewesen ist.

1) Vereinzelt kommen vor: a. Schuldigbleiben der Zeche (unten S. 259).
b. Beißen der Baumwurzel (unten S. 245).

2) Vgl. Krohn passim.

3) Vgl. Krohn S. 26, Bolte in der Zeitschrift des Vereins f. Volkskde. 15, 345 Anm. 1, Voretzsch, Zeitschrift für roman. Phil. 15, 348, Sudre, Les sources p. 159, Köhler, Kleinere Schriften 1, 70. 197, Cosquin, Contes populaires 2, 157. 160, Sébillot, Folklore de France 3, 64. 66, Romulus Monacensis fab. 35 (Hervieux, Les fabulistes[2] 2, 282), Odo fab. 74 (Hervieux 4, 245), Kurz zu Waldis 3, 91, H. Sachs, Fabeln und Schwänke 5, Nr. 789, vgl. 4, S. 470 Nr. 559, Bechsteins Märchenbuch S. 93 (6. Aufl.), Fischer, E. L., Grammatik und Wortschatz der plattdeutschen Mundart S. 249—251, Wisser, Wat Grotmoder vertellt 2, 37f., Firmenich, Germaniens Völkerstimmen 3, 172, Birlinger, Nimm mich mit S. 55, Lehemrbe, Volksvertelsels S. 51, J. Jacobs, More Celtic Tales p. 129. 230, dieselbe Version bei Douglas, Scottish Fairy and Folk Tales p. 26, Jacobs, J., The Jews of Angevin England p. 170—172 (Berachyah Nakdan, Fox Fables Nr. 100), Papahagi, Din literat. popor. a Aromînilor p. 814, Léger, Recueil de contes popul. slaves p. 220f. (aus Afanas'jev, Russkija dětskija skazki 2 Bde. Moskau 1870), Sejn, Materialy 2 Nr. 10, Archiv f. slaw. Phil. 17, 582 (zu Ciszewski, Krakowiacy 1 Nr. 267). 19, 249, Szym. Gonet, Opowiad. Ludowe S. 272 Nr. 38 (Materyały Antrop.-Archeol. i Etnogr. Akad. Um. w. Krakowie IV, 2 Abt. 1900), Zbiór Wiadom. 16, 61 Nr. 4, Gliński, Bajarz polski 2 Nr. 9 S. 114, Dowojna-Sylwestrovicz, Podania źmujdzkie 1, 224f. (Bibl. Wisły XII), Poestion, Lappländ. Märchen S. 7f., 17f. und im folgenden mitgeteilten Fassungen (s. a. 'Ketten', unten S. 252ff.), Sbornik v čest' semidesjatilětija Potanina S. 34, Jefimenko, Materialy 2, 233. Bronisch, Kaschubische Dialektstudien 2, 47 Nr. 5.

Die Handlung spielt ursprünglich, wie Kolmačevskij[1]) nachgewiesen hat, zwischen Bär und Fuchs, nicht wie in den meisten westeuropäischen und russischen Varianten berichtet wird, zwischen Wolf und Fuchs. Die Situation ist bekanntlich folgende: Der Bär wird von seinem heimtückischen und schlauen Widersacher, dem Fuchs, dazu verleitet, seinen Schwanz bei starkem Frost durch ein Eisloch ins Wasser zu stecken, um Fische zu fangen; das Wasser gefriert, und der Bär muß sich mit Gewalt losreißen und seinen Schwanz opfern, um freizukommen. — Hier setzt nun in einer Reihe von Varianten die Ätiologie ein, die in der Regel so lautet: 'Seither hat der Bär nur noch einen Stummelschwanz.'

Es wird die Frage auftauchen und zu beantworten sein: ist dieser Schluß untrennbar mit dem Gefüge der kleinen Erzählung verbunden, d. h. ist er ursprünglich? oder mit anderen Worten: ist die Erzählung dazu erfunden, um die Kurzschwänzigkeit des Bären in volkstümlicher, anschaulicher Weise zu erklären, oder könnte der ätiologische Schluß erst später angehängt worden sein, weil die Situation ihn nahelegte? Daß die Mehrzahl der bisher aufgezeichneten mündlichen und sämtliche literarische Varianten ihn nicht haben, kann allein noch nichts beweisen, denn die Ätiologie mag in den mündlichen Fassungen vergessen und in den schriftlich überlieferten von den Bearbeitern absichtlich fortgelassen worden sein. Es scheint mir, daß wir ausschlaggebende Gründe, um die eine Frage mit Sicherheit zu bejahen, die andere unbedingt verneinen zu dürfen, nicht haben, sondern nur auf Vermutungen angewiesen sind. Einerseits darf nicht übersehen werden, daß eine Ätiologie als ein Element mit betont lehrhaftem Zweck nicht recht passen will zu jenen alten Tiergeschichten, die man sich doch nur mit feinem Anflug von Humor vorgetragen denken kann. Eine Zugabe ist sie hier auf jeden Fall, denn die Handlung ist nicht derartig auf sie zugeschnitten, daß sie unentbehrlich wäre, sondern ruht durchaus in sich und ist vielleicht besser pointiert und abgerundet, als sonst die Handlung in den ad hoc erfundenen ätiologischen Sagen zu sein pflegt.[2])

Dagegen sprechen andere Gründe doch dafür, daß die Erzählung von vornherein zum Zweck der Naturdeutung erdacht worden ist.[3]) Das Motiv des Abreißens des Schwanzes ist nämlich auch in zahlreichen andern, unabhängig voneinander entstandenen und inhaltlich sonst ganz abweichenden Sagen unmittelbar dazu benutzt, um die Kurzschwänzigkeit eines Tieres zu erklären.[4]) Das Motiv ist demnach als ein typisch ätiologisches anzusehen und fordert scheinbar den naturdeutenden Schluß von allen Fassungen, in

1) Kolmačevskij, Životnyj epos S. 89, vgl. Krohn S. 34, 38.
2) Vgl. die Tiergeschichten in Band III.
3) Dieser Meinung sind Krohn S. 29, Sudre p. 167.
4) Vgl. Krohn S. 42, Kolmačevskij a. a. O. S. 82, Tylor, Forschungen S. 459, Natursagen Bd. III, 54. 103.

denen es vorkommt. Bezeichnenderweise haftet dieser gelegentlich so fest im Gedächtnis des volkstümlichen Erzählers, daß er nicht einmal dort verschwunden ist, wo der Wolf an die Stelle des Bären getreten ist, und die Pointe nun infolgedessen gar nicht mehr paßt.[1]) Eine keltische Variante lautet nämlich folgendermaßen:

1. Eines Tages gingen der Wolf und der Fuchs zusammen aus und stahlen eine Schüssel mit Mehlbrei. Der Wolf aber war das größere Tier von beiden und hatte einen langen Schwanz, wie ein Windhund und große Zähne. Der Fuchs fürchtete sich vor ihm und wagte kein Wort zu sagen, als der Wolf fast den ganzen Mehlbrei aß und ihm nur ein ganz kleines Bißchen auf dem Teller ließ, aber er beschloß bei sich, ihn dafür zu strafen, darum sagte er, als sie die nächste Nacht wieder zusammen ausgingen: „Ich rieche einen guten Käse," und — damit zeigte er auf den Mondschein auf dem Eis — „da ist er ja auch." „Und wie willst du ihn bekommen?" fragte der Wolf. „Du mußt hierbleiben, bis ich nachgesehen habe, ob der Pächter schläft, und wenn du deinen Schwanz auf den Käse hältst, wird niemand dich sehen oder wissen, daß der Käse da ist. Halte ihn ruhig darauf, es kann einige Zeit dauern, bis ich wiederkomme." So legte sich nun der Wolf hin und hielt seinen Schwanz auf den Mondschein auf dem Eis und hielt ihn eine Stunde darauf, bis er angefroren war. Dann lief der Fuchs, der ihn beobachtet hatte, zum Bauern hinein und rief: „Der Wolf ist da, der wird alle deine Kinder fressen, der Wolf, der Wolf." — Da kamen der Bauer und seine Frau mit Knüppeln heraus, um den Wolf zu töten, aber der Wolf lief davon und ließ seinen Schwanz zurück. Darum hat der Wolf bis auf den heutigen Tag einen Stumpfschwanz, während der Fuchs einen langen, buschigen hat.

Campbell, Popular Tales of the West Highlands 1, 272 = Folklore Journal VI, 249.

Die vorliegende Fassung, die übrigens eine Motivmischung zeigt, von der weiter unten[2]) noch die Rede sein wird, zeigt sehr deutlich, wie stark der Erzähler von dem rein ätiologischen Charakter der Sage durchdrungen ist, da er vollständig vergißt, wie schlecht sein Schlußsatz auf den Wolf zutrifft.

Einen ganz vereinzelt dastehenden Eingang hat die folgende vlämische Variante:

2. Es war im Winter. Der Kanal war zugefroren, aber der Fuchs, der dort gerade hungrig vorbeikam, hätte sich gar zu gern Fische gefangen, um seinen Hunger zu stillen. Er machte eine Öffnung in das Eis, legte sich dicht heran, ließ die Fische gerade nur bis zum Rand kommen um Luft zu schnappen und fing sie dann mit seinen Vorderklauen. Als er genug hatte, zog er weiter. Unterwegs kam ihm der Bär entgegen. „Fuchs," sagt der Bär, „wo und wie habt ihr die delikaten Fische gefangen?" — „Ha, Vetter," sagt Reinecke, „kommt einmal mit mir, ich werde es euch zeigen." [Nun führt der Fuchs den Bären zu der Stelle, wo er so viele Fische gefangen hat und rät ihm den Schwanz ins Wasser zu stecken: die Fische würden dann anbeißen. Als der Bär lange genug gesessen ist und der Fuchs glaubt, der Schwanz sei inzwischen angefroren, sagt er: 'Nun zieh ihn heraus,

1) Vgl. Kolmačevskij S. 89 Anm., Krohn S. 30. 38. 2) Vgl. S. 230.

er hängt schon voller Fische.' Der Bär tut es, aber der Schwanz bricht ab und bleibt im Eise stecken. Daher haben die Bären keinen Schwanz.]

Mont en Cock, Vlaamsche Vertelsels S. 89 = Volkskunde 2, 65. Aus der Antwerpener Gegend.

3. Keine besonderen Züge enthält eine Variante aus Zaanstreck in Holland, wo es zum Schluß heißt: „Soviel der Bär auch zog, es half ihm nichts. Endlich tat er einen so starken Ruck, daß sein Schwanz abriß, und seit der Zeit hat der Bär nur einen Stumpfschwanz."

4. O. Dähnhardt wurde die Sage auch im Oberengadin von Chr. Cavegn, Bevers, erzählt.

Fuchs und Bär wandern zusammen, wobei der Fuchs dem Bären stets Nahrung verschaffen muß. Als jener sich aber nicht mehr zu helfen weiß, sagt er dem Bären, er solle mit dem Schwanz fischen. Dieser tut es, und der Schwanz friert fest. Der Fuchs gibt ihm den Rat: „Bleib recht lange drin." Als der Bär den Schwanz herausziehen will, reißt er ab; daher haben die Bären einen Stummelschwanz. Der Bär sucht darauf den Fuchs, allein, der ist verschwunden.

Aus dem skandinavischen Norden, der vielleicht als die Urheimat unserer Tiersage zu gelten hat[1]), sind uns zwei ätiologische Fassungen bekannt.

5. Aus Norwegen.

Dem Bären begegnete einmal der Fuchs, der mit einem Bündel Fische angeschlichen kam. Die hatte er gestohlen. „Wo hast du die her?" fragte der Meister Petz. „Ich habe sie mir geangelt," antwortete der Fuchs. Da bekam der Bär auch Lust, das Angeln zu lernen, und bat den Fuchs, ihm doch zu sagen, wie er es machen müßte. „Das ist eine leichte Kunst und sehr bald gelernt," erwiderte der Fuchs. „Du mußt nur aufs Eis gehen, dir ein Loch hauen und den Schwanz hineinstecken, und dann mußt du ihn recht lange drein halten und dich nicht darum kümmern, wenn's ein bißchen weh tut. Denn das ist ein Zeichen, daß Fische dran beißen. Und je länger du's aushalten kannst, desto mehr Fische kriegst du. Aber wenn's zuletzt recht tüchtig kneift, dann mußt du hochziehen."

Der Bär tat, wie der Fuchs ihm geraten, und hielt den Schwanz solange ins Loch, bis er darin festgefroren war. Da zog er hoch — und der Schwanz blieb im Eise stecken. Und nun geht er noch heutigen Tages mit einem Stumpfschwanz.

Asbjörnsen, Norweg. Volksmärchen, übers. von Bresemann = Dähnhardt, Naturgesch. Volksmärchen Nr. 93 (1. Aufl.).

6. Aus Frostviken, nördliches Jämtland, Schweden.

[Der Fuchs hat Fische gefangen und frißt sie; der Bär kommt hinzu und fragt, wie er zu den Fischen gelangt sei. Der Fuchs erklärt es ihm auf seine Weise und will ihn fischen lehren:] „Du mußt deinen Schwanz durch das Loch [ins Wasser] hineinstecken und ganz still bis zum Morgen sitzen, und dann mußt du ihn herausziehen und losreißen." [Der Bär gehorcht, sein Schwanz friert ein und reißt beim Herausziehen ab.] Darum hat der Bär seither keinen Schwanz mehr.

[Darauf verfolgt der Bär den Fuchs, der sich unter einer Fichtenwurzel versteckt, und beißt ihn in eine Pfote.] Da sagte der Fuchs: „Ho, ho, nu bet han uti

1) Vgl. Krohn S. 40.

roten, ock mente, det vär foten.“ Nun ließ der Bär die Pfote los und biß in die Wurzel. Da lief der Fuchs seiner Wege.[1])

Waltman, Lidmål S. 48—50.

7. Aus Estland.

a) Der Buschwächter[2]) Mihkel fängt im Winter aus dem Fluß Fische. Der Fuchs sieht es. Er hätte große Lust, beim Herausholen der Fische mit dabei zu sein, aber er wagt es nicht; er hat das blanke Instrument gesehen, womit der Mann das Loch in das Eis hieb. Aber er sitzt Tag für Tag hinter dem Busch und beobachtet den Vorgang. Ein Bär kommt an dem Busch vorbei und sieht den Fuchs. Es kommt zu Frage und Antwort. Der Fuchs erzählt, er sei der Gehilfe des Buschwächters und stehe nun auf der Wache, damit die Fische nicht aus dem Loch herauskämen, während der Buschwächter die erste Beute nach Hause bringe. Der Bär hat Hunger und möchte gern ein Fischlein fangen. Der Fuchs lehrt es ihn. Der Bär steckt seinen Schwanz ins Loch und wartet, bis sich die Fische daranhängen würden. Der Fuchs steht unterdes auf der Lauer, um zu melden, wenn der Buschwächter mit seinem Hunde in Sicht kommt. Dem Bär befiehlt er, sich ganz still zu verhalten. Der Bär zittert vor Kälte, wagt aber nicht, den Schwanz zu heben. Der Schwanz friert ein. Der Fuchs ruft: „Der Buschwächter kommt!“ Der Bär reißt mit Anstrengung aller Kräfte, bis der Schwanz im Eise stecken bleibt, und er blutend davonläuft. Seitdem ist der Bär ohne Schwanz und geht nicht mehr aufs Eis.

Aus dem hdschr. Nachlaß von Hurt.

Die folgende, ebenfalls aus Hurts Nachlaß stammende Variante führt an Stelle des Bären den Wolf ein und verzichtet daher folgerichtig auf eine Ätiologie.

Der Wolf fragt den Fuchs, wie er seinen Fischvorrat für den Winter gesammelt habe. Der Fuchs erklärt: „Ich fange die Fische im Winter mit meinem Schwanz. Ich stecke meinen Schwanz in ein Fischloch und warte, bis er mir ganz schwer wird. Ein paar Mal brauche ich nur so zu fischen, so habe ich genug. Nur muß es bereits strenger Winter sein.“ Kaum war die erste Kälte eingetreten, so ging der Wolf zum Fuchs fragen, ob man jetzt fischen könne. „Wenn das Meer fest gefroren ist und die Menschen darauf fahren können, dann ist es Zeit. Ich werde dich alsdann schon abholen,“ war des Fuchses Antwort. Er wartete nun die Zeit ab, wo der Frost am stärksten war, dann ging er zum Wolf. Es war früh am Morgen, als sie sich beide auf den Weg machten. Der Fuchs heißt ihn den Schwanz in ein Loch stecken und ja den Schwanz ruhig halten, sonst bissen die Fische nicht an. Der Wolf tut es. Der Fuchs aber geht hin und her, weil ihm die Kälte nicht erlaubt, auf einem Fleck zu stehen. Nach geraumer Zeit fragt er den Wolf, ob der Schwanz schwer sei. „Ja, so schwer, daß ich ihn mit eigener Kraft nicht herausziehen kann.“ — „Ich werde dir vom Dorf Hilfe holen,“ sagt der Fuchs, „es müssen sehr viel Fische dran sein.“ Der Wolf ist es zufrieden. Der Fuchs holt die Katze und den Hund zu Hilfe. Die Katze hat einen Stock und der Hund pflückt Steine. Das ist dem Wolf verdächtig. Er fürchtet sich vor ihnen und versucht, seinen Schwanz allein herauszuziehen. Es geht nicht. Immer näher kommen Hund und Katze. Da zieht er noch einmal mit aller Kraft und reißt sich den Schwanz ab, der festgefroren war. So betrog der schlaue Fuchs den dummen Wolf.

1) Zum Beißen in die Wurzel vgl. unten S. 245. 2) Forstgehilfe.

In dieser Variante ist der Zug auffallend, daß der Fuchs angeblich zur Hilfe Hund und Katze herbeiholt. Hier liegt wiederum Motivmischung vor. Ursprünglich wurde, und zwar vermutlich zum Zweck der Verknüpfung unserer Sage mit einer anderen, die Hausfrau in die Handlung eingeführt. Diese stürzt sich, vom Fuchse gerufen, auf den Bären und veranlaßt ihn dadurch, sich gewaltsam zu befreien.[1]) An die Stelle der Hausfrau traten gelegentlich männliche Hausbewohner und schließlich auch Hunde[2]), nachdem der ursprüngliche Zweck der Einführung neuer Personen vergessen war. Aus den Hunden konnten aber leicht Katze und Hund werden unter dem Einfluß derjenigen Märchen, die von den 'Haustieren im Walde' erzählen.[3]) Auch dort erschrickt nämlich der Wolf vor den Heranziehenden, und hält den hochaufgerichteten Katzenschwanz für einen Stock oder ein Schwert und sucht sich in Sicherheit zu bringen.[4])

8. In einem längeren kirgisischen Daumerlingsmärchen findet sich folgende, augenscheinlich vom 'Schwanzfischer' beeinflußte, aber stark verderbte Episode:

Der Wolf hat Eingeweide eines geschlachteten Kamels mitsamt dem Daumerling verschluckt, hört seitdem eine Stimme in seinem Bauch und klagt dem Fuchs sein Leid. Dieser gibt ihm den Rat, zuerst tüchtig zu laufen und sich dann aufs Eis zu setzen. Der Wolf gehorcht, setzt sich schweißtriefend auf das Eis, verbringt so die ganze Nacht und friert mit Schwanz und Hinterbeinen an. Er wird von einem vorübergehenden Menschen erschlagen.

Etnograf. Obozrĕnije 21, 4, 93 (1909); aufgezeichnet in dem Gebiete Syr-darja.

9. Eine aus Amerika stammende, aber zweifellos von den Europäern entlehnte Fassung des Schwanzfischers findet sich bei Harris, Uncle Remus p. 57 (= Sudre, Les sources p. 168).[5]) Sie bietet nur in einem Punkte etwas Besonderes: Hier tritt nämlich das Kaninchen an die Stelle des Bären und läßt sich vom Fuchs verleiten, seinen Schwanz während einer Frostnacht ins Wasser hängen zu lassen. Schließlich reißt sich das Kaninchen los, sein Schwanz aber bleibt im Eise stecken. Darum haben alle Kaninchen einen so kurzen Schwanz oder keinen buschigen mehr, wie es in einer Variante[6]) heißt.

Wie auch in anderen afrikanischen, aber nicht ätiologischen Fassungen tritt die Hyäne an die Stelle des Bären in dem folgenden Märchen, das außerdem den Fuchs durch das Wiesel ersetzt und aus dem Fischen das Herausholen eines Stückes Fleisch gemacht hat.

10. Aus Bournou in Afrika.

Das Wiesel sagt zur Hyäne: „Ich habe in der und der Grube ein Stück Fleisch

1) Vgl. Krohn S. 31. 2) Vgl. Krohn S. 32. 3) Vgl. oben S. 210ff.
4) Vgl. oben S. 215. — Der Eindruck, daß der Hund 'Steine pflückt' oder aufliest, wird vermutlich dadurch erweckt, daß er mit tiefer Nase der Spur des Fuchses folgend angelaufen kommt, oder aber er hinkt, und es scheint dem Wolf, als beuge er sich oft zur Erde. 5) Krohn S. 38 Anm. 2. 6) Harris a. a. O. p. 92.

gesehen. Es ist zu schwer für mich, aber du kannst deinen Schwanz hineintauchen, und ich will das Fleisch daran befestigen." — „Gut," sagte die Hyäne. Als der Schwanz sich senkte, befestigte das Wiesel einen starken Kreuzstock daran und gab das Zeichen zum Hinaufziehen. Zuerst glückte es nicht, da rief das Wiesel: „Das Fleisch ist schwer, zieh mit aller Kraft!" Beim zweiten Anziehen blieb der Schwanz zurück, und seitdem haben die Hyänen Schwänze, die kaum der Rede wert sind.

Kennedy, Legendary Fictions of the Irish Celts p. 16.

Dem Anbinden des Stockes, der das Herausziehen des Schwanzes verhindert, lassen sich Motive aus europäischen Fassungen zur Seite stellen.[1]) So wird z. B. im Roman de Renart (br. III, 377—510 in der Ausgabe von Martin) und im Reinhart Fuchs v. 736 ein Eimer angebunden, in der 9. Extravagante (Oesterley S. 208) ein Brotkorb, in einigen aus mündlicher Überlieferung aufgezeichneten Varianten[2]) ein Eimer, Topf, Korb etc. und im Romulus Monacensis (Hervieux[2] 2, 282) schließlich ein Netz.

In diesen Zusammenhang gehört schließlich auch die folgende Variante aus Frankreich, wo allerdings das Fischen mit dem Schwanz verschwunden ist und dem einfachen Anbinden an einen Glockenklöppel[3]) Platz gemacht hat.

11. [Der magere Wolf fragt den wohlgenährten Fuchs, wie er zu diesem Aussehen gekommen sei und erhält zur Antwort: „Ich habe an meinen Schwanz mit einem Knoten den Glockenklöppel befestigt und diesen darauf gezogen, bis ich so fleischig geworden bin." Der Wolf versucht es mit dem gleichen Mittel, aber der Schwanz reißt ab, darum ist der Wolf gestutzt wie der Hase.

Der Wolf macht darauf dem Fuchs Vorwürfe; dieser meint aber, daß das Unglück nicht so groß sei und rät ihm, den Schwanz in einen Ameisenhaufen zu stecken. Der Bär geht abermals auf den Leim und muß fürchterliche Schmerzen ausstehen.]

Mélusine X, col. 211.

II. 'Der Fuchs wirft Fische vom Wagen' in Verbindung mit dem 'Schwanzfischer'.

Eng verbunden mit der Erzählung vom Schwanzfischer erscheint sowohl in vielen mündlichen Fassungen[4]), als auch im mittelalterlichen Tierepos[5]) und zwar hier besonders im Reinhart Fuchs[6]), das Märchen von dem sich tot stellenden Fuchs, der vom Wagen des Bauern eine Ladung Fische hinabwirft.[7])

1) Vgl. Krohn S. 35, Voretzsch, Zeitschr. f. rom. Phil. 15, 349.
2) Krohn S. 29. 35.
3) Das Motiv des Glockenläutens könnte aus den Epen stammen, wo es aber im Rahmen des Abenteuers 'der singende Wolf in der Kirche' erscheint, vgl. Sudre p. 240ff.
4) Krohn S. 47f. 5) Krohn S. 52.
6) Büttner, Studien zum Roman de Renart 2, 55.
7) Literatur bei Krohn S. 47, s. die Anm. 3 oben S. 219; vgl. ferner Pitré, Saggio di Fiabe e Novelle pop. Sicil. p. 11 und Favolette popol. Sicil. p. 7.

Krohn hat fußend auf der Mehrzahl der ihm vorliegenden Varianten nachzuweisen gesucht[1]), daß diese Episode bereits in Verbindung mit dem Schwanzfischer im Norden Europas erfunden worden sei um zu erklären, auf welche Weise der Fuchs in Wirklichkeit zu den Fischen gelangt, die er geangelt zu haben vorgibt. Als ein ursprünglich selbständiges Fuchsabenteuer soll also das Märchen nie gelebt haben, trotzdem es eine, wenn auch nicht sonderlich reiche, so doch vollkommen abgerundete und gut pointierte Handlung enthält. Ich kann mich dieser Ansicht, die auch von Sudre[2]) geteilt wird, nicht anschließen, denn Krohn bemerkt selbst[3]), daß sich die Erzählung am besten dort erhalten hat, wo sie allein auftritt und sich dann öfter auch selbständig weiterentwickelt, d. h. verdoppelt hat, indem der Wolf oder die Hyäne die List des Fuchses, nur mit verhängnisvollem Resultat, zu wiederholen suchen. Krohn nimmt bei diesen meist westeuropäischen Varianten Abtrennung vom Schwanzfischerabenteuer an. Mit besserem Recht darf man aber, wie mir scheint, vermuten, daß sie in der ursprünglichsten Form, als Einzelepisoden aus dem Norden nach Mittel- und Westeuropa gewandert sind[4]), während sich erst später in der Heimat dieser Tiermärchen die Verbindung mit dem fischenden Bären vollzogen hat.

Mit einer Ätiologie, die aber stets nur an den 'Schwanzfischer' anknüpft, schließen die folgenden Fassungen, in denen die beiden Abenteuer verbunden erscheinen.

1. Aus Angermanland, Schweden.

Es war einmal ein Mann, der eines Winters im Lande umherreiste und Fische verkaufte. Eines Tages fuhr er durch einen großen Wald und traf einen Fuchs, der sich Beute suchte. Gleich witterte der Fuchs die Fische, und da er schon lange kein frisches Essen gehabt hatte, lief ihm das Wasser im Munde zusammen. Mäuschenstill sprang er auf den Schlitten und tat sich gütlich an den Fischen, Lachsforellen und all den anderen schönen Sachen. Der Händler saß vorn auf dem Schlitten und ahnte nichts Böses. Der Fuchs tat alles so leise, wie er nur konnte, aber als er den Kopf eines Fisches zerkauen wollte, knackte und knirschte es ein wenig. Das hörte auch der Händler. Er wandte sich um, und da sah er, wer sich ihm zugesellt hatte. Gleich faßte er die Zügelschlinge und gab dem Fuchse einen Schlag, daß er vom Schlitten herunterfiel und der Länge nach auf dem Wege lag. — Ob es damals Schußgeld gab, ist schwer zu sagen, aber auf jeden Fall war ein Fuchspelz etwas wert. Das meinte der Mann auch. Er sprang ab und warf den Fuchs auf den Schlitten, und dann fuhr er weiter. — Aber als der Fuchs eine Weile stillgelegen hatte, fing er wieder an, sich zu rühren. Ein Jammerkerl, wer sich gleich ergibt, dachte er, und so warf er einen Fisch nach dem anderen vom Schlitten herunter. Aber der Händler merkte nichts und dachte bloß darüber nach, wie der Verkauf am besten zu machen wäre, und

1) a. a. O. S. 49 ff. 2) Les sources p. 169. 3) a. a. O. S. 50.
4) Auch die Übertragung nach außereuropäischen Ländern kann schon früher erfolgt sein.

dergleichen. Schließlich waren nur noch einige Fische übrig, und nun fand es der Fuchs an der Zeit abzuspringen. So tat er auch, aber der Händler fuhr weiter und ahnte nichts. — Jetzt hatte der Fuchs genug zu tun, um alle die fetten Fische aufzusammeln, die hier und da auf dem Wege lagen; als er aber so weit war, ließ er sich bei dem Haufen nieder und hielt eine reichliche Mahlzeit. [Der Bär kommt hinzu und fragt, wo er die Fische her habe.] „Ja," sagte der Fuchs, „ich habe sie mit dem Schwanz gefischt." „Das werde ich auch so machen," meinte der Bär. „Da hast du ganz recht," erwiderte der Fuchs, und dann erzählte er genau, wie er es angefangen habe: Er sei weithinaus aufs Eis gegangen und habe seinen Schwanz in eine Wuhne gesteckt und wenn die Fische angebissen hätten, habe er sie mit dem Schwanze heraufgezogen. Der Bär freute sich, daß die Sache nicht schwieriger wäre und wollte gleich zum See. „Halt, warte noch ein bißchen," rief der Fuchs, „du hast noch nicht alles gehört. Wenn die Fische anbeißen, darfst du sie nicht gleich heraufziehn, denn dann lassen sie gleich wieder los, sondern du mußt ihnen Zeit lassen, sich ordentlich festzubeißen, und dann erst heraufziehn, so rasch du kannst." — Der Bär dankte für den guten Rat und tappte zum See und tat ganz wie es ihm der Fuchs gesagt hatte. Und als er den Schwanz geraume Zeit ins Wasser gehalten hatte, merkte er, daß ein Fisch anbiß, und freute sich. Aber da ihm der Fuchs gesagt hatte, er solle ja nicht zu früh hinaufziehen, so blieb er eine gute Weile sitzen. Aber schließlich meinte er, daß der Fisch fest genug säße, und nun riß er sich empor aus Leibeskräften. Schrecklich, wie weh das tat. Aber als der Bär sich nach dem Fische umsah, da steckte ein Teil des Schwanzes im Eise, und seitdem hat der Bär einen Stummelschwanz.

R. Bergström und J. Nordlander, Sagor, sägner och visor 1885 (Aus der Zeitschrift Nyare bidrag till kännedom af de svenska landsmälen och svenskt folklif), Nr. 6.

2. Aus Estland.

Ein Fuchs sah einst im strengen Winter einen Bauern mit Fischen des Weges fahren. Schnell eilte er voraus, legte sich wie tot quer über den Weg, und als der Bauer ihn mit der Peitsche schlug, rührte er kein Glied, so daß dieser ihn für tot hielt und auf seinen Schlitten warf. Der Fuchs machte sich nun über die Fische her, warf einen nach dem anderen hinunter und sprang selbst hinterdrein. Nachdem er sich sattgefressen, versteckte er die übrigen im Walde. Da begegnete ihm der Bär und fragte, woher er die Fische habe. „Komm mit, ich will es dir zeigen!" antwortete der Fuchs, führte ihn aufs Eis, hieß ihn durch ein frisch gehauenes Loch den Schwanz stecken und ermahnte ihn, ruhig zu warten, bis der Schwanz schwer werde von Fischen. Bald war bei der scharfen Kälte der Schwanz eingefroren, der Bär wollte ihn herausziehen, konnte aber nicht. Da rief der Fuchs: „Ich werde dir Hilfe holen, denn es haben sich soviel Fische in deinen Schwanz fest eingebissen, daß du sie gar nicht allein ziehen kannst." Schnell lief er ins nahe Dorf, pfiff auf der Straße, und bald war ein Dutzend Hunde hinter ihm her. Sie verfolgten ihn bis zu dem Bären, der, als er das Gebell vernahm, voller Angst den Schwanz mit Gewalt herausriß, aber die Hälfte im Eise lassen mußte. Seitdem haben die Bären einen kurzen Stumpfschwanz.

Rußwurm, Sagen aus Hapsal Nr. 169 S. 158.

3. Eine finnische Variante bei Krohn, Suomalaisia Kansansatuja Nr. 19, p. 34 ist mir leider nicht zugänglich.

In der folgenden Fassung treffen wir zum erstenmal eine Ätiologie an, die sich nicht auf das Aussehen oder Fehlen des Schwanzes beim fischen-

den Tiere bezieht. Es ist vielmehr eine Verlegenheitsätiologie, die sichtlich bemüht ist, dem Wolfe, der hier an die Stelle des Bären getreten ist, gerecht zu werden.

4. Variante der Lausitzer Wenden.

Der Wolf wirft Heringe vom Wagen, frißt alle bis auf einen. Da kommt der Wolf und erhält einen halben Hering. Der Wolf will mehr Fische und angelt, auf den Rat des Fuchses hin, mit dem Schwanz. Als dieser fest eingefroren ist, sagt der Fuchs: „Ziehe!“ Aber er konnte ziehen, so sehr als er nur wollte, er zog ihn doch nicht heraus. Und der Fuchs sprach: „Stemm dich, ja stemme dich, ich habe mich auch stemmen müssen, wenn ich nicht im Graben liegen bleiben wollte.“ Und er ging seines Weges. Und der Wolf zog und zog, und riß und riß, bis er sich immer mehr den Schwanz abriß. Das ärgerte ihn aber doch verflucht und er war von derselbigen Zeit an der beständige Feind des Fuchses.

Haupt, Sagenbuch der Lausitz 2, 208f. (Aus Haupt u. Schmaler, Volkslieder der Wenden, Anhang 2.)

5. Aus Niederdeutschland stammt die folgende Bearbeitung in Versen.

[Der Fuchs auf dem Wagen mit Fischen. Der Bär als Schwanzfischer. Der Fuchs lockt die Hunde hinter sich her und ruft:]

„Tuck, tuck Varré Wulf, tuck!
Trecken süll he mit'n Ruck.“
De Wulf de tuckte los, un baff
Reet em de halwe Schwanz so af.

Da ging em äwert Lîf so hârt;
Nu geit é rüm as Stümmelstârt,
Un wenn é hilting sich noch het,
As Stümmelhurtig em dat lett.

Gilow, De Diéré S. 705f. (Anklam 1871.)

6. Auf europäischem Import beruht unzweifelhaft das folgende bei den Onondaga in Nordamerika aufgezeichnete Märchen.

Der Fuchs sah, wie einige Männer eine Wagenladung Fische heimfuhren, und beschloß, sich welche zu verschaffen. Bei passender Gelegenheit warf er gemächlich einen Fisch nach dem anderen hinunter, bis er genug hatte. [Der Fuchs verspeist nun die Fische, der Bär kommt hinzu und will ebenfalls welche. Der Fuchs lehrt ihn den Schwanz durch ein Eisloch ins Wasser zu stecken, damit die Fische anbeißen können. Als sich der Bär bewegt, weil der Schwanz anzufrieren beginnt, warnt ihn der Fuchs: er solle ganz stillhalten, dann werde er einen reichen Fang tun.] Aber als es Morgen wurde, lief der Fuchs auf die Terrasse eines Hauses, da begann der Hund wütend zu bellen. Das erschreckte den Bär, so daß er mit aller seiner Kraft zog, da blieb sein Schwanz festgefroren im Eise sitzen. Auf diese Weise kam er los; aber die Bären haben seither kurze Schwänze.

Journal of American Folklore 6, 179f.

Jedes der beiden Abenteuer — 'der Fuchs und die Fische auf dem Wagen' und 'der Bär als Schwanzfischer' — kommt aber auch in Verbindung mit anderen noch nicht besprochenen vor.[1]) Zwei von diesen Fassungen mögen um einiger besonderer Züge und z. T. ihrer Unbekanntheit willen hier aufgenommen werden, obwohl sie keine ausdrücklich betonte Ätiologie haben.

1. Vlämische Variante.

Der Fuchs leert heimlich einen großen Topf Fett, den er mit dem Wolf ge-

1) Vgl. Krohn S. 50 und unten den Abschnitt 'Ketten'.

meinsam besitzt, während er angeblich zur Kindtaufe geht, um Gevatter zu stehen. Die Namen des Kindes sind: Begonnen, Half uitgeëten, Uitgelekt. Vom Wolfe beschuldigt, behauptet er, dieser habe das Fett gefressen. Auf Vorschlag des Wolfs setzen sie sich ans Feuer, um die Probe zu machen, aus wem das meiste Fett laufen werde. Der Fuchs wird dadurch überführt. Zur Strafe mußte er „in een hol van den muur gaan zitten om visschen te vangen.“ „Wolf,“ riep hij, „na daar wat gezeten te hebben, helpt mij, er zitten veel vischkens aan mijnen steert.“ De wolf kuam asgeloopen, maar hij kwam te lat: de vos zat vastgevrozen.

Amaat Joos, Vertelsels van het vlaamsche volk 2 Nr. 7.

Zum Eingang dieser Variante (‘Halbaus-Ganzaus’) vergleiche man die Ausführungen unten S. 241. Ganz isoliert dastehend ist die Wendung, daß der Fuchs zur Strafe Fische fangen muß, während es häufiger vorkommt, daß er die Rolle des Schwanzfischers übernimmt[1]), hierzu dann aber stets von einem schlaueren Widerspieler veranlaßt wird. Dieser Zug fehlt jedoch in der vlämischen Variante.

2. Aus Estland.[2])

Ein Hauswirt machte sich mitten im Walde ein Feld und bebaute es. Da kam der Bär und bot seine Hilfe an. Als Lohn wollte er von der Ernte dasjenige, was über der Erde wächst, während der Bauer bekommen sollte, was in der Erde wächst. Da der Bauer Rüben säte, da bekam er alle Rüben für sich. Der Bär aber schleppte die Blätter in seine Höhle und machte sich ein weiches Lager aus ihnen. Aber der Bär konnte sich nicht einmal sattessen an seiner Ernte, obwohl er den ganzen Sommer fleißig gearbeitet hatte. Und wieder mußte er den Winter die Pfote lutschen. Nach ein paar Wochen fuhr der Bauer in den Wald Holz holen. Der Bär begegnete ihm. Da der Bauer Rüben schälte und aß, fragte ihn der Bär, was er esse. Der Bauer sagte: „Das ist ja unsere gemeinsame Feldfrucht, die wir im Sommer säten.“ Der Bär sagte: „Ich habe meine Blätter wohl versucht zu essen, aber sie schmeckten nicht; auch vertrockneten und verfaulten sie, so daß sie zum Lager auch nicht taugten. Wenn wir im nächsten Jahr wieder das Feld bebauen, so werde ich die Früchte in der Erde für mich nehmen und du das, was oberhalb der Erde ist.“ Der Bauer war zufrieden. Den folgenden Sommer half der Bär wieder dem Bauer pflügen, eggen und säen. Diesmal säte er aber Weizen. Wiederum war der arme Bär betrogen. Während die Bauern im Herbst den Weizen schnitten, mußte der Bär mit den Wurzeln und Stoppeln zufrieden sein. Er hatte wieder nur ein weiches Lager, aber die Pfoten mußte er auch diesen Winter lutschen. Als es Winter geworden war, so spannte der Bauer sein Pferd an, um sich mit Holz zu versorgen. Er nahm auch seine Flinte mit, um vielleicht einen Hasen zum Mittagessen zu erlegen. Sein Weib legte ihm auch ein frisch gebackenes Weizenbrot in den Schlitten. Als er ein paar Werst gefahren war, spürte er Hunger und fing an, vom mitgenommenen Weißbrot zu essen. Da begegnete ihm der Fuchs. Der Bauer griff nach seiner Flinte, aber er hatte sie nicht geladen. Der Fuchs sprang nahe an den Schlitten heran und rief: „Es nützt nichts, daß du mich schießt. Du würdest doch nur meinem einen Ohre etwas schaden, aber mich doch nicht er-

1) Vgl. Krohn S. 30f.

2) Zu der Teilung der Ernte im 1. Teile des Märchens vergleiche man die Ausführungen und die Literatur bei Krohn S. 104ff., Köhler, Kleinere Schriften I, 60. 77. 349, Wünsche, Der Sagenkreis vom geprellten Teufel S. 70ff.

legen. Aber du selbst wirst heute dein Leben lassen müssen, denn der Bär ist voller Wut, daß er wiederum betrogen ist, und sinnt auf Rache.“ Der Bauer erschrak. „Hast du eine Glocke bei dir, so gebe ich dir einen Rat,“ fuhr der Fuchs fort, „binde die Glocke mir um den Hals und sage dem Bär, wenn er dir begegnet und ihr meine Glocke hört, daß viele Bärenjäger hier im Walde sind und ihre Hunde Glocken um den Hals tragen, damit sie hören, wo sie sind.“ Bald begegnet dem Bauer auch der Bär, der wütend brummt. Da hören sie die Glocke, und der Bauer erklärt ihre Bedeutung. Der Bär ist entsetzt und will flüchten, doch schnell zieht der Bauer seine Flinte, die schon geladen war, hervor und erschießt den Bären. Der Fuchs kam nun auch herbei und sie freuten sich, daß ihre List gelungen war. Zum Abschied versprach der Bauer dem Fuchs, ein anderes Mal für seinen Dienst zu danken.

Über ein halbes Jahr war schon vergangen und noch immer hatte der Bauer sein Versprechen dem Fuchs gegenüber nicht ausgeführt. Als nun eines Tages der Bauer mit einem Fischfuder vom Strande heimkehrte, da gedachte der Fuchs selbst seinen Lohn für den lange schon vollbrachten Dienst zu holen. Er stellte sich am Wege tot. Der Bauer freute sich, so leichten Kaufs einen Fuchspelz zu bekommen, hob ihn auf und steckte ihn in einen leeren Fischsack. Der Bauer hatte einen langen Weg, wurde müde und schlief im Wagen ein. Jetzt beginnt die Arbeit des Fuchses. Er zerbeißt den Sack, so daß er herausschlüpfen kann, und in den Sack, wo die Fische drin sind, beißt er auch ein gründliches Loch. Die Fische fallen heraus. Als der Sack leer ist, springt der Fuchs selbst nach. „Nun habe ich mir meinen Lohn zweifach genommen!“ ruft er dem schlafenden Manne noch nach. Der Fuchs hatte den Winter über genug an den Fischen zu essen.

Aus dem hdschr. Nachlaß von Hurt.

III. Der Mondkäse.

In einer bereits mitgeteilten Sage[1]) fand sich der Zug, daß der Wolf nicht um Fische zu angeln, sondern um eines ‘Käse’ willen, wie der Fuchs ihm den Widerschein des Mondes auf dem Eise erklärt, in die bekannte prekäre Situation gerät, aus der er sich nur unter Verlust seines Schwanzs befreien kann. Die Motivmischung, auf die wir damals aufmerksam machten, besteht in folgendem:

1. die oben mitgeteilte keltische Sage will die Schwanzfischerepisode erzählen, hat aber den wichtigen Umstand, die Wuhne im Eise, vergessen,

2. und sucht sich nun dadurch zu helfen, daß es aus einem anderen Abenteuer den Mond(-Käse) einführt und recht eigenartig verwertet.[2])

Das Motiv der Spiegelung hat eine weite Verbreitung sowohl im Orient wie im Okzident gefunden und beruht, wie schon Benfey erkannte[3]), auf einer allgemein menschlichen Erfahrung, aus der sich an verschiedenen Orten selbständige Fabeln entwickeln konnten. Die verschiedenen Typen der Spiegelungserzählungen sind, soweit sie in der Form von Tiersagen

1) Oben S. 221.

2) Der Wolf muß seinen Schwanz auf das Spiegelbild des Mondes halten, damit es niemand erblicke.

3) Benfey, Pantschatantra 1, 181.

auftreten, in übersichtlicher Weise von Voretzsch gruppiert und ausführlich besprochen worden.[1])

Hieraus ist zu ersehen, daß das Mondkäsemotiv, wie es in der keltischen Fassung vorliegt, auf eine abendländische Tiersage zurückgeht, die vermutlich auch den Stoff für die beiden ältesten literarischen Fassungen bei Raschi († 1040) und Petrus Alfonsi (Disciplina clericalis Nr. 24) geliefert hat.[2]) Freilich ist das Milieu hier ein ganz anderes, und es ist vor allem der Brunnen als Schauplatz, der unserer Variante fehlt. Allein es darf nicht vergessen werden, daß die keltische Version die Vorspiegelung des Käse nur als ein Verlegenheitsmotiv benutzt, das ursprünglich in die Erzählung gar nicht hineingehörte.

Von den übrigen mündlichen Fassungen hat keine, so weit sie uns vorliegen, einen naturdeutenden Schluß.

IV. Der Bär auf der Honigsuche.

Die aus der mittelalterlichen epischen Überlieferung bekannte Geschichte, wie der Fuchs den Bären, um Honig zu erlangen, dazu verleitet, den Kopf in den Spalt eines Baumstammes zu stecken[3]), scheint in der mündlichen Tradition keine feste Wurzel gefaßt zu haben. Zu einer Naturdeutung bot sie in ihrer ursprünglichen Gestalt auch keinen Anlaß, daher mußte die einzige uns bekannte ätiologische Fassung aus Schweden eine sachlich recht unglückliche Änderung vornehmen, um eine der Ätiologie günstige Situation zu schaffen. Es heißt an dieser Stelle[4]): der Fuchs verlockte den Bären dazu, seinen Schwanz in die Kluft eines gespaltenen Stammes zu stecken, um Honig zu erhalten. Dann zog der Fuchs den Keil aus dem Stamm, der Bär saß festgeklemmt und konnte sich nur unter Preisgabe des Schwanzes befreien. Seitdem sind alle Bären schwanzlos.

Es liegt auf der Hand, daß man hier um des beliebten deutenden Schlusses willen und unter dem Einfluß des Abenteuers vom Fischfang[5]) den Kopf[6]) durch den Schwanz ersetzte, ohne zu beachten, daß die Handlung dadurch vollkommen sinnlos wurde. Vielleicht ist jener Gliedmaßen-

1) Zeitschrift f. rom. Phil. 15, 352ff. Vgl. Grimm, Reinhart Fuchs, Einleit. S. 277f. Benfey, Pantsch. 1, 182. 348f. Hertel, Tantrâkhyâyika 1, 131. 137. Krohn S. 41f. Warnke, Die Quellen etc. S. 204 (wo zu lesen ist: Lafontaine XI, 6 und nicht IX, 4). Sudre p. 226ff. Köhler, Klein. Schr. 1, 107.

2) Zeitschr. f. rom. Phil. 15, 353. Warnke a. a. O. S. 205. Sudre p. 232ff. Krohn S. 41. — Vgl. noch Revue des trad. popul. 1, 363. Gittée et Lemoine, Contes popul. du pays wallon p. 168. Arnaudin, Contes pop. de la Grande Lande p. 117. Sz. Gonet, Opowiad. Ludowe S. 272 Nr. 38 (= Mater. Antr., Arch. i Etnogr. Akad. Um. w Krak. IV, 2. Abt. 1900). Jolowicz, Polyglotte der oriental. Poesie S. 307 Nr. 3 (2. Aufl.). Strohal 1, 249.

3) Vgl. Krohn S. 45. Voretzsch, Zeitschr. f. rom. Phil. 16, 14. Sudre p. 180. Grimm, KHM. Nr. 48 Anm. Lehemrbe, Volksvertelsels S. 52 Nr. 32.

4) Cavallius, Wårend II, XXVI—XXVII.

5) Vgl. Sudre p. 184.

6) Reinhart Fuchs v. 1550: „daz houbet er in daz bloch stiez."

austausch durch die Vorgeschichte zum obigen Abenteuer beeinflußt worden. Hier heißt es nämlich:

Der Fuchs entdeckte ein Hummelnest und möchte gerne den Honig haben, er fand auch Rat, steckte seinen Schwanz zu ihnen hin, und da er sie alle dort hatte, lief er mit ihnen weg, später kehrte er zurück und aß den Honig auf.

Cavallius, Wårend II, XXVI.

V. Steckenbleiben im engen Loch.[1])

Die Neigung volkstümlicher Erzähler zu ätiologischen Schlüssen ist gelegentlich so stark, daß sie zur Umbildung des ursprünglich zugrunde liegenden Stoffes führt. In einer Erzählung der Siebenbürger Sachsen heißt es:

Der Fuchs und der Bär hatten einmal großen Durst. Da sprach der Fuchs: „Ich weiß in einem Keller guten Wein. Willst du, so gehen wir in der Abenddämmerung hin und holen ihn.“ Dem Bären war das ganz recht, und als es Abend wurde, gingen sie hin. Damals aber hatte der Bär auch einen so langen, ja noch längeren Schwanz als der Fuchs — und warum sollte er ihn auch nicht gehabt haben, er ist ja größer und stärker? — „Gevatter, ihr seid stark!“ sprach der Fuchs, „lasset euren Schwanz zum Kellerfenster hinein, dann keule ich die Spitze fest ins Faßloch ein, und ihr zieht das Faß hinaus!“ So geschah es; als aber der Fuchs fertig war, rief er: „Nun wartet, bis ich hinauskomme, daß ich auch ziehen helfe“ und sprang hinaus. „Nun drauf los, Gevatter!“ Der Bär zog, daß er kein Leben hatte, doch das Kellerfenster war zu klein, und das Faß ging nicht hinaus, aber bei seiner gewaltigen Kraft brach der Bär die Mauer mit dem Fasse durch. Das gab ein fürchterliches Gerumpel. Der Wirt im Hause erwachte, sah hinaus und rief seine Leute gleich zusammen. Sie eilten mit Stangen und Stöcken hinaus, dem Bären und Fuchse nach. Diese waren schon im Feld, der Fuchs voran, der Bär mit dem Faß Wein am Schwanze hinterher. Als er aber über einen Graben sprang, fiel das schwere Faß hinunter und nahm ihm ein Stück vom Schwanz mit. Doch war er froh, daß er vor den Verfolgern in den nahen Wald entkommen konnte. Seit der Zeit hat der Bär einen Stumpfschwanz.

Jos. Haltrich, Deutsche Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen. 4. Aufl. 1885, S. 276 = Dähnhardt, Naturgesch. Volksmärchen Nr. 93, 2 (1. Aufl.).

Die Kellerszene, bekannt aus dem Reinhart Fuchs (Vers 499—560), ist hier nur in ihrem äußeren Rahmen gegeben, wird aber in den wichtigsten Motiven durch schlechtgelungene Neubildungen ersetzt, die eine der Ätiologie günstige Situation herbeiführen.

Zugrunde liegt ein Abenteuer, das seiner Idee nach ein Seitenstück zum Schwanzfischer bildet[2]), denn hier wie dort spielt der Fuchs die Rolle des hinterlistigen Ratgebers, der den dummen, gierigen Wolf in unheilvolle Lagen bringt. Es sind hierbei in der gesamten Überlieferung zwei Variantengruppen zu unterscheiden, die das Hauptmotiv folgendermaßen variieren:

1. Der Wolf frißt sich dermaßen voll, daß er in dem engen (Keller-)

1) Vgl. Sudre p. 240—249. Voretzsch, Zeitschr. f. rom. Phil. 15, 172—177.

2) Vgl. auch Sudre p. 247 f.

Loch, durch das er entfliehen will, steckenbleibt und jämmerlich verprügelt wird. Seine Verfolger sind vom Fuchs herbeigelockt worden.

2. Der Wolf betrinkt sich im Keller und ruft, trotz Abratens des Fuchses, durch sein Singen die Verfolger herbei.

Die älteste und zugleich einfachste Fassung aus der Überlieferung der ersten Gruppe findet sich bei Odo[1]):

Reynardus semel duxit Lupum ad locum multarum carnium. Qui cum tenuis per foramen ar[c]t(i)um intrasset, inflatus nimia com(m)estione exire non potuit. Vigiles vero, excitati per clamorem Reynardi, Lupum usque ad evacuationem lustigaverunt.

Man wird diese Fabel nicht unmittelbar, wie J. Wolff es will[2]), auf Aesops 'Dickgefressenen Fuchs'[3]) zurückführen dürfen, denn es fehlen die Mittelglieder zum Beweise dieses Zusammenhanges. Das gleiche Grundmotiv wird zwar auch dort variiert, aber die Abweichungen sind trotzdem recht wesentliche. Während bei Odo der Wolf und als Gegenspieler der Fuchs auftreten, bleibt bei Äesop der Fuchs in der engen Öffnung stecken und erhält von einem anderen seines eigenen Geschlechts den Rat, so lange zu warten, bis er wieder so dünn sei, wie er vordem gewesen.[4]) Diese Fabel hat eine Sonderentwicklung gehabt, wie ihr ausschließlich didaktischer Charakter beweist[5]), und es kann daher nur von einer sehr entfernten Verwandtschaft zwischen Aesop und Odo gesprochen werden, keinesfalls aber von einer nachweisbaren Abhängigkeit der jüngeren Erzählung.

In etwas erweiterter Form, aber in den Hauptzügen übereinstimmend, finden wir Odos Fabel auch bei Sheppey[6]), dann bei Kirchhoff[7]) und schließlich in mehr oder weniger veränderten Gestalt in einer Reihe von mündlich überlieferten Tiersagen[8]) wieder.

Es liegt kein Anlaß vor, den volkstümlichen Ursprung dieser besonders in West- und Mitteleuropa bekannten Fassung zu bezweifeln.[9])

Anders verhält es sich jedoch mit der zweiten Gruppe, die vor allem in den mittelalterlichen epischen Tierdichtungen, dann aber auch in mündlicher Tradition überliefert ist.

---

1) Hervieux² 4, 407. 2) Haltrich-Wolff S. 500 zu Nr. 10.
3) Cor. 158. Fur. 12. Halm Nr. 31. Sudre p. 246f.
4) Dieser Zug findet sich auch bei Haltrich-Wolff Nr. 3.
5) Der auch von Sudre p. 247 betont wird. 6) Hervieux 2, 774 (1. Aufl.)
7) Wendunmut 7, 44.
8) Vgl. Grimm KHM. Nr. 73. Heimat 7, 17. Haltrich-Wolf Nr. 3. Jahn, Volkssagen Nr. 557. Blätter f. pomm. Volkskunde 8, 147. Lüder Woort, Plattdeutsche Gedichte S. 6. Curtze, Volksüberlieferungen aus Waldeck S. 173 Nr. 32. Kuhn, Märkische Sagen S. 296 (gehört auch der zweiten Gruppe an). Wisser, Wat Grotmoder vertellt 2, 32 bis 34. Jurkschat, Litauische Märchen S. 38 Nr. 9. Sébillot, Contes des provinces p. 320 und Contes pop. de la Hte. Bret. 3, 365. Cosquin, Contes popul. Nr. 54. Eberts Jahrbuch 9, 399. Bladé, Contes agenais p. 126 und Contes gascons III, 159 oben 3, 495.
9) Auch Sudre p. 270 spricht sich dafür aus.

Die hierher gehörenden Fassungen[1]) haben nämlich in den alten Rahmen des Kellerbesuchs als Hauptmotiv den Zug vom singenden und sich dadurch verratenden Wolf aufgenommen und dafür das Motiv des Steckenbleibens hingegeben.[2])

Entgegen Voretzsch[3]) und Gerber[4]) müssen wir für den 'singenden Wolf' eine orientalische Quelle annehmen, denn dieses ursprünglich nicht hierher gehörende Motiv finden wir bereits in der jüngeren Überlieferung des Pañcatantra[5]) und im Tuti-Nameh.[6]) Die einzige wesentliche Abweichung, die sich hierbei die europäische volkstümliche Tradition und die Epen gestatten, ist die, daß sie den singenden Esel durch den Wolf und dementsprechend auch den Schakal (im Pañcatantra) oder den Ochsen, resp. den Damhirsch in den beiden Überlieferungen des Tuti-Nameh durch den Fuchs ersetzen, während die Handlung in allen wesentlichen Zügen unverändert übernommen wird. Dieser Personentausch war aber ein unmittelbares Erfordernis für die Aufnahme der Fabel in die europäische Fuchs-Wolf-Tradition und kann deswegen nicht überraschen. Um so interessanter aber ist darum die Tatsache, daß in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts (als die Tierepen also schon längst vorlagen) die Fabel auch noch in ihrer ursprünglicheren Gestalt — mit dem singenden Esel nämlich — bekannt gewesen ist, denn gegen Mitte des Jahrhunderts hat sie der Marner benutzt.[7]) Wichtig ist dabei der Umstand, daß hier bereits Reinhart und Ysengrim auftreten, also mit anderen Worten die Aufnahme der Fabel in die Tradition der Fuchsabenteuer vollzogen ist, der Esel aber trotzdem seine Rolle noch behalten hat. Dieses ist nämlich nicht mehr der Fall in der ältesten Anspielung auf europäische Tiersagen überhaupt und unsere 'Kellerszene' im besonderen.[8]) Hier wird auf ein Ereignis des Jahres 1112 Bezug genommen, das sich in Frankreich abgespielt hat und dessen schriftliche

1) Reinhart Fuchs v. 499—560. Roman de Renart br. VI, 704—730 (längere Anspielung), XIV, 202—538 (kirchliches Milieu). Reinaert l. 1510 (hrsg. v. Martin). Reineke I, 17. Extravag. fab. XII. Waldis 3, 93. Haltrich-Wolff Nr. 10. Kuhn, Märkische Sagen S. 296f. Lemke, Volkstümliches 2, 219. Jahn, Volkssagen Nr. 558. Fischer, Grammatik und Wortschatz S. 251 Nr. 2. Revue des trad. pop. 8, 30. 321. Teza, Reinardo e Lesengrino p. 71. Rosenpländer, Beiträge etc. 8, vgl. Grimm, Reinhart Fuchs, Einl. S. 284. Rußwurm, Sagen aus Hapsal Nr. 173. Schreck, Finnische Märchen S. 199. Šejn, Materialy 2, 20 Nr. 11, 259 Nr. 122. Dobrovol'skij, Smol. etnogr. sborn. S. 655 Nr. 2 (Schluß). Romanov Nr. 10. Bl. f. pom. Volksk. 9, 36.

2) In einzelnen der obigen Fassungen erscheint das Singen geändert in Herumspringen und -toben, durch das die Leute herbeigerufen werden.

3) Zeitschr. f. rom. Phil. 15, 172.

4) Great Russian Animal Tales p. 66 (Public. of the modern Language Association t. VI, Baltimore 1891).

5) Benfey 1 § 207. 2, 339. Die Fabel fehlt aber noch im Tantrākhyāyika, vgl. die Übersetzung von Joh. Hertel.

6) Rosen 2, 218. Iken Nr. 34 S. 138.

7) Ausgabe von Strauch S. 118f., XV, 7. Grimm. Reinhart Fuchs, Einleitung S. 209f.

8) Vgl. Grimm, Reinh. Fuchs, Einleitung S. 196f. Voretzsch, Zeitschr. f. rom. Phil. 15, 172.

Fixierung nur wenige Jahre jünger ist. Wohl wird der Ysengrimus erwähnt, allein da bereits die Kenntnis der Kellerszene vorausgesetzt wird, war damit auch die Möglichkeit abgeschnitten, den Esel für diese Handlung zu retten. Ebenso ist er aus den Tierepen vollständig verschwunden, und auch in der zwölften Extravagante[1]) betrinkt sich der Wolf und fängt an zu singen, denn „wann die dorfflüwt vol und trunken sint, so singent sie ire dorffliedlin; warumb wolt ich dann nit myn gesang ouch singen, so ich vol bin?“

VI. Pferd und Wolf (Bär). Die Entstehung der Hasenscharte.

Ein kleiner Kreis von Fuchsmärchen, der in Nordeuropa, vor allem in Finnland besonders fest zu wurzeln scheint, dreht das sonst zwischen Bär und Fuchs herrschende Verhältnis in recht eigentümlicher Weise um und berichtet von einem kecken und wohlgelungenen Anschlag des Bären, dem der tölpelhaft dumme Fuchs zum Opfer fällt. Die Urform sieht Krohn (S. 70) in folgenden Zügen:

Der Bär frißt ein Pferd, das er getötet hat. Der Fuchs kommt und fragt den Bären, wie er es angefangen habe. Der Bär sagt, er habe sich mit den Zähnen an den Schweif des sich sonnenden Pferdes angeklammert und daran gezerrt, so daß das Pferd zu laufen anfing und lief, bis es platzte. Der Fuchs will nun dasselbe Mittel versuchen. Das Pferd setzt sich, den Fuchs am Schweif, in Galopp. Der Hase fragt im Vorbeigehn: Wo will denn Michel hin? — Der Fuchs nennt in seiner Erwiderung den Hasen Hans. Der Hase lacht sich die Lippen entzwei.

Krohn bespricht fünfzehn nordische Varianten dieses Tierschwankes und gibt an (S. 71), daß der weitaus größte Teil den Fuchs als Fortgeschleppten hat, in einigen nicht genau bezeichneten Fassungen[2]) sei jedoch der Fuchs der Ratgeber und der Bär der Fortgeschleppte. Diese Vertauschung, meint Krohn, sei unter dem Einfluß der übrigen, von Bär und Fuchs handelnden Märchen erfolgt, wo eben der Bär stets als der vom Fuchs Angeführte erscheint.

Zweifel an dieser Auffassung hat bereits Johannes Bolte geäußert[3]) und in der Abweichung von dem sonst üblichen Verhältnis zwischen Bär und Fuchs eine Entstellung der Urform gesehen.

In der Tat scheint es bedenklich, den Rollentausch der beiden Tiere lediglich auf Grund der Mehrzahl einer insgesamt doch nur geringen Zahl von Varianten als ursprünglich hinzustellen. Sicher ist jedoch, daß es sich hier um eine selbständige nordische Umformung handelt, denn dafür spricht das Verbreitungsgebiet der Abweichung. Allein es scheint mir eine Überschätzung der Ursprünglichkeit der skandinavischen und finnischen

1) Steinhöwel, Esopus hrsg. von Oesterley S. 220.
2) Von dem meist hdschr. Material ist mir nur ein Teil zugänglich.
3) Zeitschrift d. Vereins f. Volkskunde 15, 345 Anm.

Varianten zu sein, wenn man, wie Krohn im Gegensatz zu den Forderungen des inneren Stils auch hier dem Norden die Priorität zuspricht.

Zu beachten ist, daß vielleicht mit einer Ausnahme sämtliche mittel- und westeuropäischen Varianten, die Krohn teils noch nicht zugänglich waren, teils von ihm nicht herangezogen wurden, auf eine Urform zurückgehen, die den Fuchs als den Betrogenen entschieden nicht kannte.

So schleppt in der siebenten Extravagante der Esel den Wolf fort, nachdem er ihm den Hals zugeschnürt hat; ähnlich verläuft die Szene in den jüngeren Aufzeichnungen[1]), nur daß der Fuchs als böser Ratgeber hinzukommt. Auch hier ist wiederum der Wolf der Fortgeschleppte, und lediglich in der Variante bei Grimm wird er durch den Löwen[2]) ersetzt.

Zweifel an der Ursprünglichkeit des Wolfs in unserer Erzählung könnte nur die Fassung im Roman de Renart (Martin br. IX v. 1640ff.) erwecken. Hier streckt sich Tymer, der Esel, scheintot vor Malpertuis, der Burg Renarts, zu Boden. Hermeline, Renarts Gemahlin, öffnet die Tür, erblickt die willkommene Speise und ruft Renart, der anfangs mißtraut und den Toten durch Bisse prüft. Tymer rührt sich nicht. Nun binden sich beide mit dem Riemen an den Esel fest und ziehen ihn fast bis zur Schwelle, da gewahrt Renart seitwärts, wie der Tote ein Auge aufschlägt; schnell läßt Renart sich losbinden. Die Füchsin spottet des Furchtsamen und knüpft sich noch fester. Jetzt erhebt sich plötzlich Tymer und schleift die jammernde Hermeline mit sich fort in das Bauernhaus.[3])

Gegen diese Fassung ist vor allem einzuwenden, daß sie einer schlecht erzählten Branche angehört und außerdem sehr deutliche Spuren junger literarischer Bearbeitung zeigt. Sie sollte als Fortsetzung einer anderen Erzählung dienen und hat sich daher starke Veränderungen gefallen lassen müssen. Unursprünglich und nur der epischen Erzählung zugehörig sind zunächst das sich Totstellen des Esels und die Verdoppelung der den Esel ziehenden Füchse.[4]) Wir werden kaum fehlgehen, wenn wir dem Dichter der Branche diese Abweichungen und die Einführung der Hermeline zuschreiben. Dieser Umstand erklärt dann aber auch die weiteren neuen Züge, wie z. B. das Mißtrauen Renarts und das Prüfen durch Bisse, das Heimziehen bis zur Burg, Renarts Entdeckung, sein Losbinden usw. als Zutaten und

1) Grimm, KHM. Nr. 132 (Aus Münster). Jahn, Volkssagen Nr. 559 (Pommern). E. L. Fischer, Grammatik etc. S. 254f. Nr. 3 (Aus dem Plattdeutschen). Zeitschr. d. Ver. f. Volksk. 15, 346 (Ostpreußen). Šejn 2, 265. Kolmačevskij S. 236ff.

2) Vgl. auch das entfernt verwandte weißrussische Märchen oben S. 84f. Nr. 66 (S. 85 Zeile 24 v. o. lies: Lud bialoruski II, 1, S. 31f. Krakau 1902).

3) So die Wiedergabe bei Grimm, RF. Einl. S. 131.

4) Wahrscheinlich gibt eine Anspielung in der Branche 18 das Ursprünglichere, wenn sie berichtet, daß die Wölfin Hersent, Ysengrims Gemahlin, von Tymer fortgeschleppt wird, vgl. Méon 2, 132, Grimm, Reinhart Fuchs, Einl. S. 128. Bei diesem Hergang würde Renart auch die seinem Charakter besser entsprechende Rolle des hinterlistigen Verräters erhalten.

Abänderungen, die der Dichter für notwendig hielt, um die Erzählung in den größeren epischen Rahmen einzufügen.

Es ist somit kein Verlaß auf diese entstellte Wiedergabe unserer kleinen Geschichte, und zum Zweck einer Beweisführung wird man sie nicht heranziehen dürfen.

In den nordischen Fassungen, aber auch nur in diesen, tritt zum Schluß noch der Hase auf, der aber nur eine passive Rolle spielt, die sich deutlich als sekundäre Zutat ausweist.[1]) An das Lachen des Hasen knüpft sich die Ätiologie, die wir in folgenden Varianten antreffen.

1. a) Der Bär lehrt den Fuchs Pferde zu töten: „Wenn das Pferd schläft, binde ihm die Schwanzhaare zwischen die Zahnlücken und gib ihm einen plötzlichen Stoß.“ Der Fuchs tut so. Das Pferd galoppiert davon. Der Hase sieht es und lacht, daß ihm das Mäulchen kreuzweise platzt. Der Fuchs: „Voi, voi, lieber Hans, so betrügt man den Michel!“

b) Der Fuchs hängt sich an den Schwanz des Pferdes. Der Hase sitzt am Wege. Der Fuchs: „Sieh doch, Hans, was ich für ein Rad mir erwischt habe.“ Der Hans lacht, daß ihm das Maul schief wird.

Von Prof. K. Krohn freundlichst mitgeteilt.

Aus einer längeren Kette von Fuchsabenteuern, die unten S. 254f. mitgeteilt sind, möge hier der Schluß Platz finden:

c) Ein Rabe hatte das mitangesehen und sich gut gemerkt, auch er machte sich ans Stehlen und entführte der Bäuerin einen Käse, mit dem er in die Lüfte flog. Der Fuchs bemerkte ihn und sagte: „Gib mir den Käse!“ Doch der Rabe gab ihn nicht her. Da sprang der Fuchs ihm fortwährend nach und sagte zuletzt: „Wenn du mir den Käse gibst, so will ich dich als Kantor anstellen lassen; doch laß mich erst hören, ob du eine gute Stimme hast.“ Der Rabe krächzte: „Rab! Rab!“ und der Käse fiel dem Fuchs ins Maul.

Bald darauf begegnete der Fuchs wieder dem Bären, der ein großes Pferdeaas bei sich hatte. Der Fuchs fragte: „Wie hast du dir das verschafft?“ Der Bär dachte bei sich: „Na, ich will dich auch einmal anführen!“ und sagte: „Das verschafft man sich leicht. Wenn ein Pferd auf der Wiese ruht, dann schleicht man sich heran und beißt die Zähne fest in dessen Schwanz ein und brüllt dabei so gewaltig, daß das Pferd erschrickt; dann läuft es davon und stürzt.“ Der Fuchs ging hin und tat also und brüllte fürchterlich dazu. Das Pferd erschrak, sprang in die Höhe und lief wie ein Wirbelwind nach Hause. Der arme Fuchs hing ihm am Schweif und wurde über Stock und Stein geschleift. Der Hase kam des Weges daher und fragte: „Michel, Michel, wohin wirst du gezerrt?“ „Das weiß Gott, mein liebes Hänschen, wohin der Michel gebracht wird, und ob mir's den Hals oder den Zahn bricht!“ Als der Hase den Fuchs so am Pferdeschwanz hängen sah, fing er

1) Krohn (S. 73) ist der Meinung, daß die Episode mit dem Hasen „doch ohne Zweifel schon von Anfang an zu der Grundhandlung des Märchens gehörte, da das ganze Märchen gerade zur Erklärung der gespaltenen Lippe des Hasen erfunden zu sein scheint.“ Aus den in Bd. 3 S. 22. 23. 492 und oben S. 98ff. mitgeteilten Fassungen geht jedoch hervor, daß die Entstehung der Hasenscharte ein internationales (auch bereits bei Aesop vorkommendes) Wandermotiv ist, das allen möglichen Märchen und Fabeln anhaften kann, wenn nur die Haupthandlung eine der Anknüpfung günstige Situation darbietet.

gewaltig an zu lachen und lachte so über die Maßen, daß ihm die Lippe kreuzweise entzweiriß, wie man noch heute sehen kann.

K. Krohn, Kansansatuja I, 41 Nr. 25.

2. Aus Norwegen.

Sehr bezeichnend ist der Schluß, wo der Erzähler selbst meint, daß es eigentlich wohl nicht der Natur des Bären entspräche, so schlecht und heimtückisch zu handeln, wie hier von ihm berichtet wird.

[Der Bär will den Fuchs Pferde fangen lehren, und Mikkel geht gern darauf ein. Der Bär sagt ihm, wenn er ein Pferd sehe, das in der Sonne liegt und schläft, so solle er sich fest an dessen Schwanz anbinden und seine Zähne in den Schenkel des Pferdes schlagen. Der Fuchs findet bald ein Roß, tut wie ihm geraten und bindet sich fest an den Pferdeschwanz. Der Gaul springt aber auf, rennt davon und schleppt Mikkel über Stock und Stein, so daß er zuschanden geschlagen und mürbe geklopft wird.] Gerade gings vorbei an einem Hasen. „Wohin willst du fortfahren, Mikkel?“ fragte der Hase. „Ich fahre mit der Post, mein lieber Jens!“ sagte der Fuchs. Da setzte sich der Hase auf die Hinterbeine und lachte so sehr, daß ihm das Maul gleich bis zu den Ohren riß, weil Mikkel so eilig mit der Post fuhr. Aber seit dieser Postfahrt hat der Fuchs nicht mehr daran gedacht, Pferde zu fangen.

Diesmal war es der Bär, der schlecht war; andere aber sagen, daß er gutgläubig ist wie ein Troll.

Asbjörnsen, Norske Folke-Eventyr S. 62 Nr. 74, 4 Schluß.

Da die nordischen Fassungen in den vorliegenden Aufzeichnungen, wie wir annehmen müssen, nicht das Ursprüngliche bieten, wenn sie das gewöhnliche Verhältnis zwischen Fuchs und Bär umkehren[1]), so entsteht die Frage, woher denn eigentlich die Erzählung stammt. Eine positive Antwort hierauf zu geben ist in Anbetracht des dürftigen Materials nicht möglich.

Mit allem Vorbehalt mag aber die Vermutung ausgesprochen werden, daß die Beziehungen zu Aesops Fabel ‘der Esel und der Wolf’[2]) (Kor. 259, Fur. 134. 140. Halm 334) vielleicht eine Spur abgeben, die in die Nähe der Quelle führt. Bei Aesop und ebenso bei Babrios tritt sich der Esel einen Dorn in den Fuß, und bittet vor dem Gefressenwerden den Wolf, ihm den Stachel herauszuziehen. Der Wolf tut es, erhält aber vom Esel in dem gleichen Augenblick einen furchtbaren Hufschlag auf den Kopf. Hier treten sich, wie in der siebenten Extravagante, Wolf und Esel gegenüber, und wenn auch im sachlichen Detail manche Abweichung zu verzeichnen ist, so wird doch beide Male der Wolf vom Esel angeführt. — Die späteren

1) Mir scheint es nicht unmöglich, daß sich der Realismus der Nordländer an der Situation gestoßen und darum zum Rollentausch Anlaß gegeben hat. Es wäre nämlich ein etwas groteskes Bild: der Bär vom Pferde im Galopp davongeschleppt. Der nordische kleine Bauernklepper, an den wir doch zu denken haben, ist zwar ein leistungsfähiges Tier und für landwirtschaftliche Arbeiten sehr geeignet, ob aber das hier von ihm Verlangte in seinen Kräften stünde, erscheint mir immerhin zweifelhaft.

2) Vgl. Haltrich-Wolff S. 502 Anm. zu Nr. 12. Sudre p. 332ff. 338. Thiele, Der lateinische Aesop, Einl. S. 58.

Fassungen[1]) entfernen sich z. T. weiter von diesem Vorgang durch Einfügung neuer Einzelzüge (Pferd oder Maulesel; Alter, Preis, Namen vom Huf ablesen usw. Haltrich-Wolff Nr. 17, I und Roman de Renart [Méon br. 13] haben jedoch ebenfalls das 'Dornausziehen').

Interessant ist die Tatsache, daß es anscheinend Mischformen gibt, denen sowohl das Fortschleppen des Wolfes wie das Hufschlagmotiv zugrunde liegen, darauf deutet wenigstens folgende schwedische Variante:

Die Stute säugte ihr Füllen, das der Fuchs erhaschen wollte; er verpaßte aber den rechten Griff und biß in den Schwanz der Stute, die ihn mit einem Hufschlag weit von sich schleuderte. Der Hase rief: „Wohin, Bruder Mikkel?" Der Fuchs wollte gute Miene zum bösen Spiel machen und antwortete: „Ich reise im Postwagen, es geht ums Leben!" [I skjuts, i skjuts, för brinnan de lifvet!]

Cavallius, Wärend II, XXXVI.

Auch das Vorkommen einer solchen Mischform scheint mir ein Argument mehr dafür zu sein, daß die Herleitung der Geschichte vom Fortgeschlepptwerden aus der griechischen Überlieferung nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen ist.

Es würde sich daraus zwanglos die Bestätigung dafür ergeben, daß ursprünglich weder der Fuchs noch der Bär vom Pferde fortgeschleppt werden, sondern der Wolf auch hier wieder die Rolle des leidenden Helden spielt.

VII. 'Bärenfell bemalen'.

Eine fast nur in Nordeuropa vertretene Sage erzählt, wie der Fuchs den Bären einst bemalen wollte.[2]) Die Urform ist nach Krohn folgende:

Der Fuchs und der Bär sehen einen Specht auf dem Baume. Der Fuchs erklärt, schon einmal einen Specht bemalt zu haben. Der Bär fragt, ob er auch so bemalt werden könnte, was der Fuchs bejaht. Der Bär bittet den Fuchs darum. Der Fuchs führt den Bären an einen Heuschober und befiehlt ihm hinaufzusteigen. [Er beginnt Feuer anzuzünden. Beruhigt den fragenden Bären.] Er steckt den Heuschober in Brand. Wie der Bär das Feuer wahrnimmt, will er hinuntereilen. Der Fuchs heißt ihn noch ein wenig warten, damit die Farben stärker würden. Dem Bären werden vom Feuer die Haare versengt. Und seitdem sehen seine Haare noch jetzt versengt aus.

Die obige, ursprüngliche Ätiologie zu dieser Erzählung scheint nur in Finnland verbreitet zu sein[3]), wir finden aber auch noch andere deutende Schlüsse. So z. B. in einer Variante aus Estland:

1. Die Hirtenkinder hatten an einem kalten Herbstabend ein Feuer gemacht, um sich zu wärmen. Hatten es aber, als sie fortgingen, vergessen zu löschen. Der Wind führte einige Funken in einen nahen Heuschober, welcher in Flammen aufging. Ein Fuchs kam und wärmte sich beim Feuer. Auch ein Wolf (susi) kam und fragte, was der Fuchs mache. Der Fuchs erwiderte schlau: Ich will meinem Pelz

1) Vgl. Haltrich-Wolff S. 502. 509. Thiele a. a. O. S. 58.

2) Krohn, S. 67. Über 'Bemalen' im allgemeinen vgl. Natursagen Bd. 3, Register s. v. Bemalen.

3) In Varianten, deren Text mir nicht zugänglich ist. Vgl. Krohn S. 69.

eine andere Farbe geben, damit mich die Jäger, welche mich verfolgen, und die Hühner, welche mich fliehen, nicht erkennen. Deswegen habe ich dieses Feuer gemacht. „O," sagte der Wolf, „lehre mich auch, ehe das Feuer verlöscht, die Pelzfarbe ändern. Die Hirten erkennen mich gar zu leicht und ich kann kein Schaf stehlen." Der Fuchs sagte: „Drück deine Augen zu und spring durchs Feuer, so wird dein Pelz eine andere Farbe erhalten." Der Wolf schloß die Augen und lief in die Richtung des Feuers. Aber er hatte sich etwas in der Richtung geirrt und lief scharf am Feuer vorbei, so daß nur einzelne Haare seines Pelzes versengt wurden. Seitdem hat der Wolf immer den Geruch von Versengtem an sich. Der Fuchs hatte natürlich das Weite gesucht.

Aus dem hdschr. Nachlaß von Hurt.

Entsprechend ihrem veränderten Personal hat eine Fassung der afrikanischen Neger einen ebenfalls abweichenden ätiologischen Schluß. Hier handelt es sich um die Hyäne und deren buntgezeichnetes Fell.

2. Der Schakal stand einst am Wasser und fing sich Fische; bald hatte er eine beträchtliche Anzahl gefangen, zog sie heraus und aß davon. Als er gesättigt war, da dachte er: „Wer soll nun die übrigen Fische verzehren, die ich gefangen habe?" Während er das noch bei sich überlegte, kam die Hyäne des Weges. Sobald der Schakal ihrer ansichtig wurde, rief er sie heran und sagte: „Siehst du all diese Fische hier, Hyäne? Iß davon, wenn du magst." Die Hyäne fraß gierig den ganzen Vorrat auf; das verdroß indessen den Schakal. — Inzwischen kam ein Perlhuhn herbei, ließ sich auf einem Baume nieder und sang: „Kilkal, Kilkal!" Als die Hyäne das schön gesprenkelte Gefieder des Perlhuhns bemerkte, rief sie: „Ach hätte ich doch auch ein so herrlich geflecktes Fell!" „Weißt du, wer diese bunten Sprenkel macht?" entgegnete der Schakal, „das tue ich!" „Ach," rief die Hyäne, „wolltest du mein Fell doch auch mit diesen schönen Flecken schmücken!" „Warum denn nicht," meinte der Schakal scheinbar gutmütig; „wenn du so gern ein derartig gesprenkeltes Fell haben willst, so hole mir nur ein scharfes Messer und etwas weiße Erde." Die Hyäne, die in ihrer Dummheit nicht ahnte, daß der Schakal über ihr gieriges Fressen ärgerlich sei, lief davon und kehrte bald mit ein wenig weißer Erde zurück, auch ein scharfes Messer brachte sie mit sich. Der Schakal gebot ihr nun, sich niederzusetzen, hielt sie mit der einen Hand beim Kopfe fest, während er mit der anderen lustig hier und dort Einschnitte in ihren Rücken machte, dabei sang er fröhlich:

„Du aßest meine Fische
Ich rudre nun auf deinem Rücken."

Endlich riß sich die Hyäne los und humpelte voller Schmerz mit ihrem schöngezeichneten Körper davon. Der Schakal aber lachte ganz unbändig, daß er den Rücken der Hyäne so schön hatte zurichten können.

Bleek, Reineke Fuchs in Afrika, S. 83f., Märchen der Haussa.

Hierher gehört auch eine Sage der Maliseet, die zwar keine Ätiologie besitzt, aber doch dadurch interessant ist, daß sie den aus Europa importierten Stoff mit eigenartigen Arabesken versehen hat.

3. Lox [1]) begegnete dem Bären am See, und die beiden setzten sich zusammen und unterhielten sich. Als sie nun so am Seeufer saßen, sagte Lox, als eine große weiße

1) Lox ist sehr schlau im Verkehr mit anderen Tieren und hat sie zum besten.

Möwe vorbeiflog: „Sieh diesen Vogel. Wie stolz er ist! Er wäre nicht so weiß, wenn ich ihn nicht so gemacht hätte.“ Der Bär meinte, er möchte wohl auch so weiß sein, und fragte Lox danach, der ihm sagte, er könne ihn weiß machen. „Wenn du tust, was ich sage, wirst du so weiß wie Schnee werden.“ „So möchte ich werden,“ sagte der Bär. Lox ging an die Arbeit und machte eine starke Hütte. In der Mitte grub er ein Loch, nahm Felsenstücke und tat sie hinein. Danach machte er ein Feuer darüber an. Als das Holz zweimal niedergebrannt und die Steine glühend heiß waren, machte er ein festes Dach auf die Hütte mit einem Loch in der Mitte, durch das er auf die heißen Steine Wasser gießen konnte. Er ließ den Bären hineingehen und schloß die Tür. Lox goß nun Wasser auf die Steine, daß es dem Bären glühheiß wurde. Er konnte es nicht mehr aushalten, und bat, herausgelassen zu werden. [Als er das zweite Mal hineingeht, läßt ihn Lox darin, bis er tot ist.]

Journ. of Am. Folkl. VIII, 198.

VIII. 'Halbaus-Ganzaus'.

Ein weitverbreiteter Fuchsschwank erzählt, wie der schlaue Rotpelz es einzurichten weiß, um die Speisevorräte des Bären heimlich zu verzehren.[1]) Da die Handlung ursprünglich nur zwischen Bär und Fuchs spielt und keine Situation herbeiführt, die einer Ätiologie günstig ist, treffen wir diese sehr selten und auch nur in solchen Varianten an, die den Kreis der auftretenden Tiere erweitert haben. Eine estnische Variante (s. unten) nimmt den Wolf mit auf und bringt eine Feindschaftsätiologie, während die ebenfalls unten mitgeteilte kroatische Version den Hasen einführt und die Entstehung seines Stummelschwanzes zu erklären sucht. Willkürlich angehängt sind die Deutungen in beiden Fällen.

1. Aus Estland.

Der Bär, der Wolf und der Fuchs, die früher noch miteinander befreundet waren, kauften sich zu Ostern jeder eine Bütte Butter. Eines Sonntags kommt der Fuchs zum Wolf und bittet ihn um ein Paar Stiefel, er gehe zur Taufe. Während der Wolf seine neuen Stiefel aus dem anderen Zimmer holen geht, springt der Fuchs zur Butterbütte und ißt davon. Dann springt er wieder schnell zurück. Als der Fuchs die Taufe gefeiert hat, geht er wieder die Stiefel abgeben. Der Wolf schläft. Der Fuchs ißt die Hälfte der Butter auf und ruft: „Du, Willem, schläfst, während die Heuschrecken deine Butter verzehren. Der Wolf fragt, wie das Kind getauft wurde. „Wenig!“ war des Fuchses Antwort. — An einem zweiten Sonntag will der Fuchs wieder zur Taufe. Der Wolf gibt seine Stiefel nicht mehr. Der Fuchs bittet den Bär. Der Bär holt die Stiefel und der Fuchs ißt unterdessen die Hälfte der Butter auf. Am anderen Tage holt er die Stiefel zurück. Der Bär stellt sie

1) Vgl. Krohn S. 74f. Vgl. auch unten S. 246 und 248, oben S. 34. Kallas, Achtzig Märchen Nr. 72 (unten S. 248f.). Schreck, Finn. Märchen S. 185. Čudinskij, Russkija nar. skazki Nr. 12. Jefimenko, Materialy 2, 233. Wossidlo, Aus dem Lande Fr. Reuters S. 157. Wisser, Wat Grotmoder vertellt 2, 34. Volkskunde 2, 110 (vlämisch). Gittée et Lemoine, Contes pop. du pays Wallon p. 159 (1891). Harou, Folklore de Godarville p. 128. Natursagen 3, 339 Nr. 26. Sbornik v čest' Potanina S. 38f. Mordovskij Sbornik S. 255 ff. Dragomanov Nr. 36. Preindlsberger-Mrazović S. 51. Kristensen, Danske Dyrefabler S. 37.

wieder fort. Der Fuchs ißt alle Butter auf. Der Bär fragt, wie das Kind getauft wurde. „Leer," antwortet der Fuchs. Der Bär will seinen Gast mit der Butter traktieren, findet die Bütte leer und beschuldigt den Fuchs im Aufessen. Der Fuchs glaubt nicht, sieht selbst nach und sammelt noch einige Butterreste auf. Der Fuchs sagt: „Wer in der Sonne liegend zuerst schwitzen wird, der hat die Butter aufgegessen." Während sie hinausgehen, um sich in die Sonne zu stellen, bestreicht der Fuchs den Bär von hinten mit den Butterresten. Nach einer halben Stunde springt der Fuchs auf und ruft: „Alter Päts (Bär) hat seine und des Wolfes Butter verzehrt, er glänzt hinten von Schweiß." Der Wolf, welcher auch dabei war, sprang auf den Bär los und biß ihn so schmerzhaft, daß er laut aufschrie. — Seit der Zeit hassen sich der Bär und der Wolf.

Einst trafen sie sich in einem großen Walde, wo mehrere Faden Holz herumlagen. Der Bär hat dem Wolf alle 50 Faden Holz nachgeworfen, während der Wolf schon viele Werst weit gelaufen war.

Aus dem hdschr. Nachlaß von Hurt.

2. Kroatische Variante.

Ysegrim, der Wolf, Reineke, der Fuchs und Lampe, der Hase vereinbarten mit einem Bauer, ihm ein Stück Feld urbar zu machen, wofür er sich verpflichtete, ihnen ein Topf Honig zu geben. Der Bauer gab ihnen den Honig und die drei Genossen nahmen das Werk sofort in Angriff. Ysegrim setzte fest, keiner von ihnen dürfe von dem Honig essen, bevor die bestimmte Strecke ausgerodet sei. Reineke bekam indessen gar bald die schwere Arbeit satt und fing an nachzusinnen, auf welche Art und Weise er zum Honig gelangen könnte. Auf einmal ließ er den Ruf „ckci, ckci!" ertönen. Ysegrim schaut ihn verwundert an und fragt: „Was fehlt dir denn, lieber Meister, daß du so unruhig bist?" — „Ach," antwortete Reineke, „man lädt mich ein, eine Gevatterschaft zu übernehmen." — „So geh, sei aber bald wieder da," versetzte der Wolf. Reineke schlich sich von den zweien unbemerkt zu dem Topf mit Honig hin und aß wohl ein Dritteil davon weg. Nachdem er seinen Hunger vor der Hand gestillt hatte, kehrte er zu seinen Genossen zurück, und sie fragten ihn, wie sein Täufling heiße, und er antwortete: „Anfangsstück." Und so arbeiteten sie rüstig weiter, bis Reineke wieder hungrig und müde wurde und wiederum jenen Laut „ckci, ckci" ausstieß. Wiederum fragt Ysegrim, was Reineke fehle, und der Meister erwiderte: „Man ruft mich wiederum eine Gevatterschaft zu übernehmen." — „So geh, sei aber bald wieder da," sagte Ysegrim. — Reineke schlich sich wieder zum Topf hin, putzte den Honig bis zur Hälfte weg und kehrte zu den Genossen zurück. „Wie heißt dein Täufling?" fragte ihn der Wolf, und Reineke entgegnete: „Mittelstück." — Bald fühlte sich Reineke wieder bei Appetit, ging wiederum Honig essen und sagte, als er zurückkam, sein Täufling heiße „Endstück." Ysegrim und Lampe wurden indessen auch hungrig und müde, doch gönnten sie sich, trotz aller Erschöpfung, keine Ruhe, bevor sie die Arbeit zustande gebracht. Dann brachen sie gemeinsam auf, um Honig zu essen, fanden aber den Topf leer. Zornig rief Ysegrim aus: „Wahrhaftig, Reineke, du mußt mit dem Honig aufgeräumt haben!" — „Bei Leibe nein," beteuerte Reineke seine Unschuld, „hab den Honig gar nicht gesehen. Es kann nicht anders sein, du, Lampe, hast ihn aufgegessen!" — „Sei doch gescheit," wehrte sich Lampe, „ich hab mich ja nicht von der Stelle gerührt, weiß ja gar nicht, wie der Honig ausgeschaut." — „Und doch behaupte ich, daß du ihn gemaust hast." — „Bei meiner Seligkeit, nein, doch weißt du was? Wir legen uns schlafen, und wem der Honig aus dem Leibe rinnen

wird, der hat ihn wohl gegessen." — „Einverstanden," versetzte Ysegrim. „Weißt du was, Lampe, geh jetzt ins Kleefeld und stille deinen Hunger, du aber, Reineke, schleiche dich ins Dorf und schaue dich um, ob du dir etwas Eßbares beibiegen kannst, ich will indessen so schlecht und recht es geht, den knurrenden Magen bekämpfen." — Doch Reineke meinte, auch er wolle sich gedulden, nur müsse Lampe vor Sonnenaufgang auf den Hügel kommen, wo sie von der Sonne abgewandt liegen werden. Lampe war indessen schon vor Mitternacht zur Stelle und so lagen die drei bis zum Morgengrauen. Da fing Reineken an der Honig aus dem Leibe zu rinnen und sachte, damit es Ysegrim nicht merke, schlich er zu dem Hasen hin, entleerte sich dort von der drückenden Bürde und schlich ebenso leise zu Ysegrim zurück, den er mit den Worten aufweckte: „Auf, auf, Ohm, aus Lampe rinnt der Honig heraus!" — Lampe hörte, wie Reineke den Ysegrim aufweckte und rannte schleunigst den Berg hinab. Ysegrim dachte nun wirklich, Lampe habe den Honig aufgegessen und jagte ihm nach, um ihn einzufangen und gebührend zu züchtigen. Blindlings lief Lampe durch Dorn und Strauch, über Stock und Stein, bis ihn Ysegrim, eben als Lampe durch einen Zaun durchschlüpfte, beim Schwanze erwischte und ihm denselben abriß. Seit der Zeit hat Gevatter Lampe nur mehr einen Stummelschwanz und heißt kurzweg Stummel. Reineke log auch nachdem wie vordem und wird immer lügen, solange die Welt besteht.

Krauß, Sagen und Märchen 1, 39 Nr. 11, aus d. Samml. von Matija Valjavec Kračmanov, Narodne pripoviedke etc. S. 281f. (Varaždin 1858), vgl. Afanasjev[3] I, 18.

IX. Warum der Fuchs eine weiße Schwanzspitze hat.

Die bisher besprochenen Naturdeutungen bezogen sich meist auf das Äußere des Bären, oder es waren Feindschaftsätiologien. Im folgenden haben wir es nun mit einem Sagenmotiv zu tun, in dem erklärt wird, warum der Rotfuchs eine weiße Schwanzspitze hat.[1]) Diese im Norden besonders häufig lokalisierte Sage folgt nicht selten gleich auf die Schwanzfischerepisode und ist daher, wie Krohn (S. 58) meint, möglicherweise von Anfang an, jedenfalls aber schon sehr früh in diesen Zusammenhang eingefügt worden. Die Urform rekonstruiert Krohn (S. 54) wie folgt:

Der Fuchs steckt sogleich seinen Kopf in das Butterfaß der Hausfrau. Die Hausfrau trifft bei ihrer Rückkehr von der Wuhne den Fuchs, wie er den Rahm verzehrt. Sie schlägt den mit besudeltem Kopfe Fliehenden mit der Butterwelle auf das Schwanzende, welches seitdem weiß ist. Als der Fuchs nachher mit dem Bären zusammentrifft und dieser sich über die erlittenen Prügel und besonders über das Abreißen des Schwanzes beklagt, sagt er, daß die Hausfrau ihn noch viel schlechter behandelt habe, so daß das Gehirn ihm aus dem Kopfe rinne.

Wir haben es hier zunächst nur mit dem Motiv zu tun, wie durch einen Schlag auf den Körperteil eines Tieres die getroffene Stelle in ihrer Farbe verändert wird. Dieser Zug ist in ätiologischen Sagen nicht selten anzutreffen[2]), und man darf ihn zu den typischen rechnen. Dann ist unsere Sage eine primär-ätiologische, erfunden zum Zweck der Erklärung des weißen

1) Literatur bei Krohn S. 55, vgl. auch unten S. 248.

2) Vgl. Natursagen 3, 56f. 74. 90 Nr. 21. 129. Äußere Körperform (Schwanz) durch einen Schlag verändert: ebenda S. 54.

Endes vom Fuchsschwanz, und als solche sieht auch Krohn sie an. Allein zugleich ist dann alles nicht unmittelbar in das einfache Schema der Naturdeutung Passende spätere Zutat, die nur dem sekundären Zweck der Angliederung an eine Tiermärchenkette dient. Die Aufteilung Krohns auf einzelne Sagen ist daher an diesem Punkt etwas willkürlich durchgeführt, denn er nimmt keine Rücksicht auf dasjenige Maß an Handlung, das notwendig und auch genügend ist um einen Sageninhalt zu bilden. Das Zusammentreffen mit dem Bären und die Erklärung des Fuchses, ihm sei es noch schlechter ergangen als dem Bären, dienen lediglich als Überleitung zu einer neuen Erzählung, denn der nun folgende Zug: 'der Geschlagene trägt den Ungeschlagenen'[1]) wird dort ja schon vorbereitet. Krohns Urform werden wir somit auf die erste Hälfte beschränken und aus dem Zusammenhang der Kette herauslösen müssen, um zu dem einfachen Kern der kleinen Natursage zu gelangen.

Den ätiologischen Schluß haben eine Reihe von finnischen Varianten[2]), eine lappische[3]) und zwei norwegische[4]), die wir aber z. T. des abweichenden Hauptmotivs wegen an anderer Stelle zu besprechen haben. Erwähnt sei hier, das die Szene im lappländischen Märchen (Poestion S. 13 = Natursagen 3, 74), wo der Hermelin einen Schlag auf den Schwanz erhält, weshalb nur dieser schwarz wird, die Maus aber derart getroffen ist, daß sie am ganzen Körper schwarz wird, wohl sicher in Anlehnung an den Schluß derjenigen Sage entstanden ist, die unsere Fuchsschwanzätiologie enthält.

1. Aus Norwegen stammt die folgende Variante.

[Eines Tages lag der Bär und fraß von einem Pferde, das er gerissen hatte. Mikkel, der Fuchs, kam herangeschlichen und wünschte sich einen guten Bissen vom Pferdefleisch.] Er machte Wendungen und Fuchshaken bis er dem Bären in den Rücken kam, dann war er mit einem Satz auf der andern Seite der Pferdekruppe, erschnappte sich ein Stück und rannte damit fort. Der Bär war nicht weniger langsam, schlug nach Mikkel und traf ihn mit seiner Tatze auf die Spitze des roten Schwanzes; seit der Zeit hat der Fuchs eine weiße Schwanzspitze.

Asbjörnsen, Norske Folke-Eventyr S. 62, Nr. 74, 4 (Ny Samling, Christiania 1871).

2. Aus Finnland.

a) Der Fuchs zur butternden Ilmola-Bäuerin: „Der Bär beschmutzt deine

1) Vgl. Krohn S. 59. Heimat 7, 17 (aus Schleswig-Holstein). Wisser, Wat Grotmoder vertellt 2, 32. Lemke, Volkstümliches 2, 219 Nr. 44. Hahn, Griech. und alban. Märchen 2, 93 Nr. 86. Zeitschrift d. Ver. f. Volksk. 15, 345. Jahn, Volksmärchen Nr. 556. 558. Haltrich-Wolff S. 42 Nr. 10. Cosquin Nr. 54. Haupt, Sagenbuch der Lausitz 2, 207f (aus Haupt-Schmaler, Volkslieder Anhang 2). Ciszewski, Krakowiacy 1, 308 Nr. 256. Journal of American Folklore IX, 127. 195. Strohal 1, 1, 249f. Etnograf. Zbirnik 4, 170. Blätter f. pomm. Volksk. 9, 36. Zeitschr. d. Ver. f. Volksk. 10, 107. 21, 194.

2) Vgl. Krohn S. 56, unten S. 248, Schreck, Finn. Märchen S. 191ff. (mitgeteilt unten S. 247f.) und 231f. (mitgeteilt unten S. 259).

3) Poestion, Lappl. Märchen S. 15 (= Natursagen 3, 129).

4) Asbjörnsen-Moe Norweg. Volksm. übers. v. Bresemann I, 146f. (mitget. unten S. 249) und die hier folgende Variante.

Quelle!“ Die Bäuerin eilt hinaus den Bären fortzujagen. Der Fuchs ans Butterfaß. Die Bäuerin schlägt den Fuchs mit der Butterschwinge auf die Schwanzspitze; seitdem ist sie weiß.

Aus Perniö.

b) Der Mann befreit den Bären aus der Falle. Der Bär droht ihn zu töten. Als Richter kommen die Stute, der Hund und der Fuchs, welcher den Bären wieder in die Falle lockt. Der Mann verspricht dem Fuchs Hühner zum Lohne. Die Bäuerin schlägt mit dem Breiquirl den Fuchs auf die Schwanzspitze, daß diese weiß wird.

Aus Rantasalmi. Von Prof. Krohn freundlichst mitgeteilt.

Die gleiche Naturbeobachtung hat möglicherweise auch im Orient den Anlaß zur Entstehung einer der unsern ähnlichen Erzählung gegeben, darauf deutet wenigstens eine Anspielung im Pañcatantra, wo ein Schakal[1]) den Namen Dadhipucćha trägt, was Benfey (Bd. 2, 269 Anm.) mit „Milchschweif habend“ übersetzt.

X. Das Beißen der Baumwurzel.

Eine nur aus mündlicher Tradition bekannte Sage oder richtiger gesagt schwankhafte Episode, denn sie scheint ihrer Komposition nach lediglich als Fortsetzung einer andern Szene gedacht zu sein, behandelt das Motiv vom ‘Beißen in die Baumwurzel’[2]).

Die Situation ist folgende[3]): Der Bär verfolgt den Fuchs [meist geht die Szene: „der Geschlagene trägt den Ungeschlagenen“ voraus[4])], der in die Höhlung unter einer Baumwurzel schlüpft, und packt ihn mit den Zähnen an einem Hinterbein. Der Fuchs sagt im spöttischen Tone: „Beiße, beiße nur in die Baumwurzel!“ Der Bär läßt das Bein fahren und packt die Baumwurzel, der Fuchs entweicht, oder nach anderen Fassungen sagt er: „Beiße mich nicht ins Bein!“ Der Bär hält die Wurzel fest, bis er dessen überdrüssig wird, seines Weges zieht und den Fuchs sich selbst überläßt.

Die List, um die es sich hier handelt, steht ihrer Idee nach nicht ganz vereinzelt da, denn ähnliche Situationen in anderen Tiermärchen haben Anlaß zur Entstehung ähnlicher Proben von Schlauheit gegeben. In einem estnischen Märchen trägt z. B. der Wolf den angeblich toten Fuchs auf eine Anhöhe und schnuppert dann, einem Rate des Fuchses folgend, nach dem Winde, um zu wissen, an welchem Ende er anfangen müsse den Fuchs zu fressen; unterdessen macht sich dieser auf und davon.[5])

Auch das schnelle Hersagen von Baumnamen[6]) ist gelegentlich eines der Halslösungsmittel, derer sich der Fuchs dem Wolf gegenüber bedient.[7])

1) Der Schakal ist bekanntlich in den orientalischen Märchen der Träger derjenigen Rolle, die in den europäischen dem Fuchse zugeteilt ist.

2) Krohn S. 62ff. 122f. Vgl. ferner Poestion, Lappl. Märchen S. 9. 17. Schreck, Finn. Märchen S. 210. Jahn, Volkssagen Nr 558. The Orientalist 1, 234 Anm. 3. Natursagen Bd. 3, 211, oben S. 22 Nr. 2. Arnaudin, Contes pop. de la Grande Lande p. 133. Indian Antiquary III, 10. Blätter f. pomm. Volksk. 9, 36.

3) Vgl. die Urform bei Krohn S. 62. 4) Vgl. Krohn S. 64.

5) Kallas, Achtzig Märchen Nr. 73, 2, vgl. Krohn S. 122. 6) Krohn S. 65.

7) Vgl. auch Warnke, Die Qellen etc. S. 206 zu Marie fab. 60.

Die Handlung in unserer kleinen Geschichte ist einer Naturdeutung nicht günstig, denn ihr fehlt ein geeignetes Moment, an das sich ein ätiologischer Schluß klammern konnte. Wenn wir dennoch in einer finnischen Variante der Andeutung einer Ätiologie begegnen, so werden wir nicht überrascht sein, eine ganz allgemeine Feindschaftsbegründung zu finden.

Es war damals zu den Zeiten, als noch alle Geschöpfe redeten und arbeiteten, da betrog der Fuchs die andern Tiere des Waldes auf alle erdenkliche Weise. Einmal gingen der Bär, der Hase, der Fuchs und die Katze hinaus zum Beerensammeln. Der Bär machte sich ein Körbchen aus Birkenrinde, und fing an es mit Beeren zu füllen. Doch die andern, der Hase, der Fuchs und die Katze fraßen ihre Beeren beim Pflücken auf. Dann, als sie nach Hause kamen, stellte der Bär seinen Korb auf die Diele und sagte: „Wer von diesen Beeren im Korbe frißt, den will ich selber fressen.“ Sobald der Bär in irgendwelchen Geschäften hinausgegangen war, fraß der Fuchs die Beeren des Bären aus dem Korbe, und als er fertig war, strich er mit seiner Zunge über das Maul des Hasen. Der Bär kam heim und sah, daß seine Beeren aus dem Korbe fort waren, und fragte: „Wer hat die Beeren aus dem Korbe gefressen?“ Der Fuchs sagte: „Der Hase hat's getan, denn sein Maul ist jetzt noch voll Beeren.“ Da ging der Bär sofort hin und fraß den Hasen ganz und gar auf. Dann machte er sich zum zweiten Male auf und pflückte seinen Korb voll Beeren. Dann stellte er ihn nach der Heimkehr mit denselben Worten auf die Diele, ging hinaus und sagte: er werde nun sehen, ob ihm jemand die Beeren jetzt noch wegfressen werde. Der Fuchs aber schlich sich hin und fraß die Beeren aus dem Korbe, und strich mit der Zunge den Beerensaft über das Maul der Katze. Der Bär trat herein und sah, daß seine Beeren im Korbe wieder gefressen sind. Er fragte: „Wer hat denn jetzt meine Beeren aus diesem Korbe gefressen?“ Der Fuchs sagte: „Das hat wohl die Katze getan, man sieht auch den Beerensaft an ihrem Maule.“ Der Bär warf sich auf die Katze und fraß sie gerade so, wie den Hasen. Dann gingen sie zu zweit in den Wald und der Bär füllte wieder seinen Korb mit Beeren. Dann stellte er wieder den Korb an die frühere Stelle und ging hinaus. Der Fuchs fing an zu sinnen, wie er es jetzt wohl anstellen solle. Aber da fiel ihm ein Ausweg ein: er schraubte einen kleinen Holzspahn durch die Wand, und ging dann hin und fraß die Beeren aus dem Korbe. Und grad wie er damit fertig war, trat der Bär hinein, und als er sah, daß seine Beeren gefressen waren, wollte er sich auf den Fuchs werfen. Aber der Fuchs wartete wahrscheinlich nicht darauf, sondern wollte durch das Loch in der Wand entschlüpfen. Er war noch nicht draußen, da hatte ihn der Bär am Schienbein gepackt und biß darauf. Doch der Fuchs schreit: „Woi, du armer Bär, der du mein Bein nicht zu packen weißt; was findest du denn an diesem Holzstück zu beißen.“ Der Bär ließ das Bein des Fuchses los, und biß sich an dem Holzstück fest. Der Fuchs entkam aus den Krallen des Bären, und fing an zu schreien und zu spotten: „Woi, du armer Bär, der du so verrückt warst und mein Bein losließest, und ein Holzstück zwischen die Zähne nahmst.“ Wohl eilte der Bär dem Fuchs nach, aber er erwischte ihn nicht. Seit der Zeit hat es der Bär dem Fuchs noch nicht verziehen, daß er ihn so betrogen hat.

Freundlichst mitgeteilt von Prof. K. Krohn. Zur Vermengung mit dem Thema „Halbaus-Ganzaus“ vgl. oben S. 241.

XI. Der Fuchs als Klageweib.

Wie oben bereits erwähnt[1]), kommt die kleine Geschichte vom Fuchs, der auf die Schwanzspitze einen Schlag erhält, auch in Verbindung mit anderen Erzählungen vor, so vor allem mit dem Thema, 'wie der Bär sich ein Klageweib suchte'[2]), das sich fast nur in nordischen, besonders in finnischen und russischen Aufzeichnungen findet.

1. Aus Finnland.

Der Bär hatte sein Weib verloren und suchte einen Leidtragenden, der an ihrer Bahre weine. Lange wanderte er im Walde herum, da begegnete ihm der Wolf und fragte: „Wohin des Wegs, Gevatter?“ — „Ich suche einen Leidtragenden.“ — „Nimm mich dazu, Gevatter!“ bat der Wolf. „Verstehst du dich aufs Heulen?“ fragte der Bär. — „Gewiß, Gevatter, gewiß!“ versicherte der Wolf. — Aber der Bär wollte jedenfalls erst die Stimme hören und sagte: „Heule ein wenig zur Probe, damit ich sehe, ob du es kannst.“ Der Wolf stimmte sofort ein Klagelied an: „Hu, hu, hu, huuu, huh!“ — Dem Bär gefiel die Stimme doch nicht so recht: „Du verstehst das Wehklagen nicht, geh deiner Wege!“ sagte er zum Wolf und ging weiter. — Bald traf er einen Hasen, dem er sein Begehren vortrug, und dieser erbot sich sofort zum Leidtragenden, denn er meinte, seine Stimme müsse dabei besonders schön klingen. „Nun, probier's mal, daß ich dich erst hören kann,“ antwortete der Bär. Der Hase hob an zu klagen: „Pu, pu, puuu, puh!“ — Aber auch seine Stimme gefiel dem Bär durchaus nicht. „Das geht nicht an!“ sagte er zum Häschen. „Du taugst mir vollends nicht dazu!“ Hierauf begegnete ihm der Fuchs, der ihn ebenso wie die andern fragte: „Wohin des Wegs, Gevatter?“ — „Einen Leidtragenden zu suchen.“ — „Wähle mich dazu,“ sagte der Fuchs. Der Bär sah ihn nachdenklich an. „Hm! kannst du gut heulen?“ — „O, und ob!“ antwortete der Fuchs und fing an zu klagen und zu weinen: „Luu, luu, luu! Dem Gatten ist die treue Gattin gestorben, die brave Wirtschafterin, die fleißige Spinnerin, die Bäckerin der guten Kuchen, die emsige Arbeiterin! Vorbei ist's mit dem Kuchenschmause, und von der Ofenbank fielen die Pfannen!“ — „Nun, ich sehe, du bist doch ein Wehklager von der rechten Art!“ sagte darauf der Bär und führte den Fuchs in seine Wohnung. Er trat mit ihm in die Stube, wo die Frau Bärin auf einem Bette lag, und befahl dem Fuchs seines Amtes zu warten und über die Tote zu klagen. Dies war aber Meister Reineke gar nicht nach dem Sinne. „In der Stube ist nicht gut wehklagen, hier ist es zu dumpf!“ sprach er zum Bären. „Bring die Selige in das Vorratshaus, im luftigen Raum wird's besser gehen.“ Der Bär war damit einverstanden und trug sie in das Hintergebäude. Er selbst ging zurück in die Stube, um den Brei für den Wehklagenden zu kochen. Dabei horchte er von Zeit zu Zeit durch die halboffene Tür nach der Totenklage, aber sonderbar! — davon vernahm er durchaus nichts. Endlich wurde es ihm doch zu bunt. Er lief in Eile an die Thür des Hauses und rief dem Fuchs zu: „Warum heulst du nicht, Gevatter? Ich höre deine Stimme ja gar nicht!“ Der Fuchs; der eben dabei war mit bestem Appetit die Leiche zu verzehren, antwortete heulend: „Es bleiben noch die Schenkel zu genießen, die Sohlen zu schmausen, wenn's nur in den Magen ginge und die Zeit zum Essen ausreichte!“

1) S. 244.

2) Hierzu vgl. Krohn S. 93. Schreck, Finn. Märchen 191ff. 208ff. La Tradiion 16, 235 (hier will die Katze heiraten; die Stimmen des Ochsen, des Pferdes und Esels mißfallen ihr; sie wählt die Maus). Journal de la Soc. Finno-Ourgr. 12, 148 (Schluß).

Als der Bär solches hörte, stürzte er mit dem Kochlöffel hinein, um den unverschämten Fuchs zu züchtigen. Aber sowie er nur die Tür öffnete, huschte auch Reineke zwischen seinen Beinen hindurch ins freie Feld, als brennte es hinter ihm Beim Vorbeischnellen aber traf ihn der Bär mit dem mehlbedeckten Löffel an den Schwanz. Und seitdem hat der Fuchs eine weiße Schwanzspitze behalten.

Finnische Märchen übs. von E. Schreck. 1887. S. 191ff. = Dähnhardt, Naturgesch. Volksmärchen[3] 1, 63 Nr. 43.

2a. Aus dem handschriftlichen Nachlaß von Hurt, in Estland aufgezeichnet. — Die allgemein gültige Ätiologie ist in dieser wie in der folgenden Variante zwar nicht unmittelbar ausgesprochen, allein es unterliegt keinem Zweifel, daß die Sage ursprünglich nicht nur den singulären Fall der Verwandlung eines Badequastes in einen Fuchsschwanz berichten will, sondern daß sie zu erklären sucht, woher denn überhaupt das auffallende, buschige Aussehen der Fuchsschwänze stamme. — Zum Thema 'Halbaus-Ganzaus' vgl. oben S. 241.

Ein altes Mütterchen hatte zehn Schafe und zehn Böcke und suchte sich einen Hirten. — Zuerst begegnete ihr ein Wolf und heulte: huuu, u, u! Dem Mütterchen gefiel diese Stimme nicht und sie wollte ihn nicht zum Hirten. Dann begegnete ihr ein Hase und rief: kin, kin, kin! Auch das gefiel der Alten nicht und sie ging weiter. Nun kam der Fuchs und machte eine recht feine und hübsche Stimme. Das gefiel dem alten Mütterchen und der Fuchs wurde Hirte. Gleich am ersten Tage hatte der Fuchs ein Schaf und einen Bock aufgefressen, sagte aber, der Wolf habe die Tiere gestohlen und gefressen, er habe es nicht hindern können. Jeden Tag fraß der Fuchs ein Schaf und einen Bock, bis schließlich alle gefressen waren. Der Fuchs hatte Hunger und sagte, ein Dorfweib habe ihn zu sich gebeten. Den zweiten Tag sagte der Fuchs, er sei zu einer Taufe geladen und ging wieder fort. Als er nach Hause gekommen war, fragte die Alte den Fuchs, was für einen Namen das Kind bekommen habe, Er sagte: „Pooling" (Hälfte). Der Fuchs hatte nämlich das Geschirr mit Sahne seiner Wirtin bis zur Hälfte geleert. Den dritten Tag ging er wieder zur Taufe. Der Fuchs sagte, daß dieses Kind „Riibing" (riibe = bis an den Rand voll) heiße. Er hatte nämlich das Geschirr mit Sahne geleert und es umgekippt. — Nun klagte der Fuchs über Rückenschmerzen und bat seine Wirtin, die Badestube zu heizen. Als er in der Badestube war, bat er die Wirtin, ihn mit einem Quast (wiht) auf den Rücken zu schlagen. Da sprang plötzlich der Fuchs auf und sagte, er habe alle Schafe und Böcke und die Sahne gefressen und lief davon. Die Alte warf ihm den buschigen Badequast nach, welcher der Schwanz des Fuchses wurde.

b. Aus Estland.

Eine Alte sucht für ihre drei Gänse eine schön singende Hirtin, weist ab den Hasen — Bären — Wolf. Der Fuchs singt:

„Singet, springet
Mütterleins Gänschen!
Auf den Berg, untern Berg,
Auf den Berg essen,
Untern Berg trinken;
Goldnes Heu essen,
Silberwasser trinken."
— Wird angenommen.

Der Fuchs als Hirt frißt die eine Gans, die zweite, dritte, wird im Hause dienen; fragt sich dreimal zur Taufe aus; verzehrt, statt hinzugehen, auf dem Boden die Butter. Des Täuflings Name angeblich: Anfang — Mitte — Ende. Der Fuchs

heizt die Badestube mit ein wenig Stroh, quästet die Alte mit einem Besen. Sie wirft nach ihm mit dem Badequaste, wünscht ihm „des Bastschuhes Gesundheit, des Pilzes Lebensdauer und den Quast als Schwanz".

O. Kallas „80 Märchen der Ljutziner Esten" Nr. 72 (Verhandl. d. Gel. Estn. Gesellsch. Bd. XX, 2 Dorpat 1900).

3. Aus Norwegen.

Es war einmal eine Frau, die ging aus und wollte sich einen Hirten mieten. Da begegnete ihr der Bär. „Wo willst du hin?" fragte sie der Bär. — „O, ich wollte mir nur einen Hirten mieten," antwortete die Frau. — „Willst du mich zum Hirten haben?" fragte der Bär. — „Ja, wenn du nur hübsch locken kannst," sagte die Frau. — „Hö — i!" machte der Bär. — „Nein, dich will ich nicht haben," sprach die Frau, als sie das hörte und ging weiter. — Da begegnete ihr der Wolf. „Wo willst du hin?" fragte der Wolf. — „O, ich wollte mir nur einen Hirten mieten," antwortete die Frau. — „Willst du mich zum Hirten haben?" fragte der Wolf. — „Ja, kannst du auch hübsch locken?" sagte die Frau. — „Uh— uh!" machte der Wolf. — „Nein, dich will ich nicht haben," sprach die Frau. — Ein Ende weiterhin begegnete ihr der Fuchs. „Wo willst du hin?" fragte der Fuchs. — „O, ich wollte mir nur einen Hirten mieten," antwortete die Frau. — „Willst du mich zum Hirten haben," fragte der Fuchs. — „Ja, wenn du nur hübsch locken kannst," sagte die Frau. — „Dil — dal — holom!" rief der Fuchs möglichst hübsch und artig. — „Ja, dich will ich haben," sprach die Frau und nahm den Fuchs zum Hirten bei ihrem Vieh an.

Am ersten Tage, wie der Fuchs das Vieh auf die Weide trieb, fraß er alle Ziegen auf. Den zweiten Tag ließ er sich die Schafe schmecken. Den dritten Tag mußten die Kühe daran. Als er darauf am Abend nach Hause kam, fragte die Frau ihn, wo er das Vieh gelassen hätte. „Der Kopf ist im Bach und der Rumpf im Busch," sagte der Fuchs. Die Frau stand eben bei ihrem Butterfaß und butterte, aber sie wollte doch selbst zusehen. Während sie nun zusah, steckte der Fuchs den Kopf ins Butterfaß und fraß allen Rahm auf. Als die Frau zurückkam und das gewahr ward, da wurde sie so erbittert, daß sie einen Rahmklumpen nahm, der noch im Butterfaß saß, und nach dem Fuchse warf. So kriegte er einen Klatsch am Schwanz, und seitdem hat der Fuchs einen weißen Schwanzzipfel.

Asbjörnsen und Moe, norwegische Volksmärchen, übers. von Bresemann 1847. I, S. 146f. = Dähnhardt, Naturgeschichtl. Volksmärchen Nr. 7, 1 (1. Aufl.)

XII. Fuchs und Bär bei gemeinsamer Arbeit.

Eine rein nordische Sage, die deutlich die Züge jüngerer Entstehung an sich trägt, erzählt von gemeinsamen Arbeiten, die Bär und Fuchs, manchmal auch der Wolf, verrichten.[1]) Während der Bär alle schwere Arbeit besorgt, bleibt der Fuchs müßig, schützt eine scheinbar wichtige Tätigkeit vor und verhöhnt noch gar seinen fleißigen Partner. Als es zur Teilung der Ernte kommt, nimmt der Fuchs das Korn, den kleineren Haufen für sich und überläßt dem Bär die große Menge Spreu. Jeder mahlt nun sein Teil und will aus dem Mehl einen Brei kochen. Dem Bären will der

1) Krohn S. 97. Vgl. noch Journal de la Soc. Finno-Ourgr. 12, 148.

Brei nicht gelingen, er folgt dem Rate des Fuchses, hält seinen Schwanz über das Feuer, um Fett in den Brei zu träufeln und verbrennt dabei den Schwanz.

Hier setzt in der Regel die Ätiologie ein und erklärt auf diese Weise die Kurzschwänzigkeit oder die schwarzen, resp. die braunen Haare des Bären.[1]) Die zunächst folgende finnische Variante knüpft jedoch in diesem Stadium der Erzählung an die Schwanzfischerepisode an, die dann natürlich mit der bekannten Stumpfschwanzätiologie schließt.

1a. Aus Finnland.

Einmal kochten Fuchs und Bär Brei. Des Fuchses Brei war hell, denn er kochte ihn aus Mehl, aber des Bären Brei war schwarz, denn er kochte ihn aus Spreu. Der Bär sagte zum Fuchs: „Wie kommt es, daß dein Brei hell geworden ist?“ Der Fuchs sagte: „Ich träufelte Fett aus meinem Schwanze.“ Der Bär wollte auch Fett hineinträufeln, und dabei fing sein Schwanz an zu brennen. Der Bär sagte: „Was wird jetzt werden, wo mein Schwanz brennt?“ Der Fuchs sagte: „Geh zu jener Wuhne im See und halte ihn vierundzwanzig Stunden hinein, das wird ihn gut heilen.“ Der Bär ging zur Wuhne und der Schwanz fror darin fest. Der Fuchs aber sprang in ein anderes Dorf und sagte: „Geht, Freunde und tötet den Bären.“ Die Bauern gingen hin, einige mit Brotschaufeln, andere mit Äxten. Der Fuchs blieb im Dort und die Leute gingen, um den Bären zu töten. Der Bär riß seinen Schwanz heraus und brach ihn dabei ab. Seitdem haben die Bären solche Stumpfschwänze.

Krohn, Suomal. Kansansat. p. 44 Nr. 27.

b. Aus einer finnischen Tiermärchenkette.

Der Fuchs hatte den Wolf überredet, mit ihm zusammen zu wirtschaften. Im Herbst hätten sie nun dreschen sollen und der Wolf fragte: „Wie wird denn diese Arbeit ausgeführt?“ Der Fuchs (Zusatz in einer Variation: stieg auf den Boden der Scheune, wo sie droschen und) sagte:

Drisch, drisch du armes Wölfchen!
(Während ich die Sparren halte,
Damit sie nicht herunterstürzen,
Dieses Dach auf die Diele fällt.)[2])

Der Wolf drosch nach Leibeskräften. Dann sagte der Fuchs: „Da du so fleißig gearbeitet hast, so nimm dir jetzt den größeren Haufen als Belohnung. Da nahm der Wolf den Spreuhaufen. — Nun begaben sie sich in die Mühle von Ilmola. Während sie dort mahlten, fragte der Wolf: „Warum sagen deine Steine: jyrin, järin, und meine tissis, tassis?“ Der Fuchs riet ihm kleine Kiesel zwischen die Mühlsteine zu legen, und so erhielten sie denselben Klang. — Alsdann wurde Grütze gekocht, und der Wolf fragte: „Warum ist denn deine Grütze weißer als die meinige?“ Der Fuchs wußte wieder Rat: „Wenn du Brennholz unter den Kochtopf legst und selbst auf die Sparren steigst und von dort Fett aus deinem Steiße hinunterträufeln läßt, so wird deine Grütze der meinigen gleich.“ Der Wolf folgte dem Rat und stieg auf die Sparren, und als die Flamme unter dem Kochtopf gegen seinen Rücken hervorschlug, so brannten seine Pelzhaare und wurden

1) Vgl. Krohn S. 100 und die unten folgenden Varianten.
2) Das in Klammern Gesetzte ist aus einer anderen Variante ergänzt.

braun, wie er sie heute noch hat. Späterhin, beim Essen, sagte der Wolf: „Laß mich doch von deiner Grütze schmecken, ob sie denselben Geschmack hat wie die meinige?“ Der Fuchs stellte sich augenblicklich, als ob er hinausgucke, und sagte zu dem Wolfe: „Sieh, wer da vorbeigeht!“ Als auch der Wolf seinen Hals herausstreckte, nahm der Fuchs einen Löffel voll Grütze aus dem Kochtopf des Wolfes in den seinigen und sagte dem Wolfe, als dieser sich zu der Grützenprobe anschickte: „Da, armes Wölfchen, schmeckt's am besten.“ Der Wolf schmeckte von seiner eigenen Grütze und meinte: „einen Geschmack hat der Brei, aber verschiedenen die, welche ihn essen.“

Aus Krohn, Bär (Wolf) und Fuchs, Nachtrag II, S. 120.

c. Aus Finnland.

[Bär, Wolf und Fuchs haben Stroh, Spreu und Korn miteinander geteilt und sind nun dabei, sich aus dem daraus gewonnenen Mehl einen Brei zu kochen.] Aber siehe da! Der Wolf und der Bär fanden ihr Gericht nicht so schmackhaft, wie sie es gehofft hatten; es war eigentümlich schwarz und grob und schmeckte fade. Ganz niedergestimmt durch diese Entdeckung begab sich der Bär zum Fuchs und fragte ihn um seinen Rat, wie der Brei schmackhaft zubereitet werden solle. Der Fuchs hatte eben sein Frühstück fertiggekocht und wollte sich's gutschmecken lassen. Neugierig guckte der Bär in den Topf und rief aus: „Aber hör mal, Gevatter, dein Brei sieht ja ganz hell aus, und der meinige ist schwarz und stachlig! Woher kommt denn das?“ — „Ach was!“ erwiderte der Fuchs; „mein Gebräu war im Anfang auch schwarz, aber ich habe das Mehl sorgfältig im Flusse gewaschen, davon ist der Brei so reinlich und hell geworden!“

Der Bär dachte erfreut, er könne es wohl ebenso machen; er eilte mit seinem Mehlvorrat an den Fluß und schüttete seinen ganzen Reichtum ins Wasser. Aber o weh! der Fluß schwemmte unbarmherzig das Mehl auf Nimmerwiedersehen fort, und des Bären Hoffnung, auf schmackhafte Gerichte, wurde tatsächlich zu Wasser!

[Dem Wolf schmeckt der Brei auch nicht; er bittet den Fuchs um Rat für die Zubereitung und erhält zur Antwort:] „Nachdem ich meinen Topf über eine recht lebhafte Lohe gehängt hatte, setzte ich mich über ihn auf die Stangen und ließ das langsam schmelzende Fett aus meinem Schwanze in den Brei tropfen; davon ist er so gut geworden. Versuch es mal ebenso, vielleicht wird dein Gebräu dadurch besser.“

Der Wolf dankte erfreut für den guten Rat und kletterte auf die Kesselstangen hinauf; aber als das Feuer hoch aufloderte, überlief es den armen Peter siedendheiß; er konnte es nicht mehr aushalten und plumps! fiel er von der Stange herab, mitten ins Herdfeuer hinein.

Bis auf den heutigen Tag riecht der Wolf nach versengten Haaren, weil er sich im Feuer den Pelz verbrannte; beim Sturze verrenkte er sich auch die Schenkel, so daß er stets nur mit großer Mühe sich umzuwenden vermag. [Er bittet darauf vom Brei des Fuchses kosten zu dürfen, allein dieser nimmt unbemerkt einen Löffel voll aus dem Topf des Wolfes und reicht ihn dar. Der Wolf findet den Geschmack ebenso schlecht wie den seines eigenen Gebräus und meint:] „Unser Brei hat wohl gleichen Geschmack und gleiche Zubereitung, aber der Unterschied liegt in uns zweien; — solch ein Essen taugt nicht für mich!“

Schreck, Finnische Märchen S. 205—207.

Die folgenden, von Prof. Krohn freundlichst mitgeteilten, finnischen Varianten haben z. T. abweichende deutende Schlüsse.

d) Aus Varkans.

Der Fuchs hält die Balken fest. „Den größeren Haufen dem Größten, den kleineren dem Kleinsten.“ Die Steine: „Jurin, järin!“ „tissis, tassis!“ Kochen des Breies. Der Brei des Fuchses ist weiß, der des Bären schwarz. Der Fuchs sagt, er habe den Brei mit dem Daumen umgerührt. Der Bär verbrennt sich dabei die fünfte Zehe.

e) Aus Raisälä.

Wolf, Hase und Fuchs bekamen miteinander eine Waldrodung. Abholzen. Der Fuchs hält die Balken fest. Der Wolf wirft das Getreide ins Darrhaus. „Dem Größten den größten Teil, dem Kleinsten den kleinsten.“ Dem Wolf das Stroh, dem Fuchs das Korn, dem Hasen die Spreu. Mahlen. Kochen des Breies. Auf den Rat des Fuchses klettert der Wolf auf den Dachsparren, um Fett in seinen Brei zu träufeln. Er verbrennt sich dabei den Schwanz.

f) Aus Heinola.

Der Wolf fragt den Fuchs, warum sein Brei weiß sei. Der Fuchs sagt, er habe Fett hineingeträufelt. Der Wolf bricht sich dabei den Rücken.

g) Aus Juva.

Der Fuchs: „Drisch drisch, du Faulpelz; ich halte den Dachsparren fest.“ Dem Wolf die Spreu, dem Fuchs das Korn. Kochen des Breies. Der Wolf steigt auf den Dachsparren, um Fett zu träufeln, dabei verbrennt er sich den Schwanz.

h) Aus Anjala.

Bär, Wolf und Fuchs bestellen ein Kornfeld. Pflügen, Ernten, Dreschen. „Der größte Haufen dem Größten, der kleinste dem Kleinsten.“ Dem Bären das Stroh, dem Wolf die Spreu, dem Fuchs das gute Korn. Die Mahlsteine: „Kolin, kalin“ und „tissis, tassis!“ Der Fuchs sagt, er habe den Brei mit dem Daumen gekocht (umgerührt). Bär und Wolf verbrennen sich dabei den Daumen.

i) Aus Parikkala.

Wolf und Fuchs bestellen ein Schwendenfeld. Sie ernten. Der Fuchs sagt: „Drisch, drisch, du Krummrücken, ich halte die Dachsparren fest.“ — „Dem Größten den größten Haufen, dem Kleinsten den kleineren.“ Kochen des Breies. Der Brei des Fuchses ist süß. Auf den Rat des Fuchses steigt der Wolf auf die Dachsparren, und verbrennt sich, daß er schwarz wird.

XIII. Die Märchenketten.

Die bisher besprochenen einzelnen Tiermärchen finden wir häufig in lockerer Verbindung zu Ketten vereinigt. Es sind im Norden die folgenden fünf Glieder, die sich nach Krohns[1]) Untersuchung vor allen andern zu einer Kette zusammenschließen: 1. Fische vom Wagen geworfen, 2. Schwanzfischer, 3. Schlag auf den Fuchsschwanz, 4. Kranker trägt den Gesunden, 5. Beißen der Baumwurzel. Unter diesen fünf Episoden ist die Verknüpfung eine etwas festere, als man sie sonst in der Regel findet, und für die beiden letzten ist es sogar Voraussetzung, daß sie eine Vorgeschichte haben.[2])

1) a. a. O. S. 67.

2) Nur bei Kuhn, Märkische Sagen Nr. 16 S. 299 beginnt die Kette mit Nr. 4; die Motivierung dieser Szene ist daher auch sehr unglücklich ausgefallen.

Die Entstehung dieser Märchenkette ist nach Krohns[1]) Ansicht schon sehr früh erfolgt, möglicherweise bereits vor dem Eindringen der nordischen Waräger in Rußland. Interessant ist die Tatsache, daß ein kleiner Teil der Fuchsmärchenketten in jüngerer Zeit Episoden aufgenommen hat, die aus der Kette von Wolfsabenteuern stammen, deren älteste Aufzeichnungen in der zehnten Extravagante und im Romulus Monacensis XXXVI vorliegen.[2]) Diese Mischformen[3]) treten jedoch, wie es scheint, fast nur in Varianten auf, die innerhalb Deutschlands aufgezeichnet sind, während die Kette reiner Wolfsabenteuer ihren Weg auch nach Finnland und Rußland gefunden hat.[4])

Es ist wohl kein Zufall, daß die Ketten nur selten Ätiologien enthalten, denn weil die Erzähler bestrebt sind, möglichst geschlossen und zusammenhängend zu berichten, geht es nicht gut an, daß sie die Isolierung der Einzelszene durch eine abschließende Naturdeutung noch verstärken.

1. Wir finden bei den Schweden in Finnland eine Variante mit der Ätiologie der weißen Schwanzspitze des Fuchses.

Es war einmal ein Fuchs und ein Wolf, die gingen ihres Weges. Da sagte der Fuchs zum Wolf: „Wollen wir ein Feld bebauen und gemeinsam arbeiten." So säten und ernteten sie. Dann galt es zu dreschen und dafür eine Trockenscheuer zu bauen. Sobald das Getreide getrocknet war, fingen sie an zu dreschen. Da kletterte der Fuchs an den Scheuerbalken hinauf und hatte den Wolf zum besten. Er rief ihm zu: „Das Scheunendach fällt auf mich." „Halt' es fest, halt' es fest (von unten)," sagte der Wolf, „ich werde schon dreschen." So drasch der Wolf allein. Als er damit fertig war, sollten sie teilen. Da sagte der Fuchs: „ich bin langsam bei der Arbeit gewesen, du magst den größten Haufen bekommen, du hast mehr gearbeitet." So gab er den Spreuhaufen dem Wolfe und nahm das Korn. Nun wollten sie Grütze kochen. Der Wolf kochte zuerst, und hatte so schlechte Grütze, da er die Spreu gekocht hatte. Dann kochte der Fuchs den Roggen und bekam gute Grütze. Als nun der Wolf mit dem Fuchs aß, sagte er: „du hast so gute Grütze." Da sagte der Fuchs: „du hast nicht an derselben Stelle Wasser geschöpft wie ich." Der Wolf fragte: „wo hast du Wasser geschöpft?" Der Fuchs sagte: „Ich nahm es aus der Butterquelle (?) der alten Bäuerin." „Weise mich hin," sagte der Wolf. Wie der Wolf zur Quelle lief, eilte der Fuchs zur alten Bäuerin und sagte:

1) a. a. O. S. 62. 118.

2) Vgl. ferner H. Sachs, Fabeln u. Schwänke 2 Nr. 298. Haltrich-Wolff Nr. 17, I und II. Wolf, Deutsche Hausmärchen S. 419. Haupt, Sagenbuch der Lausitz 2, 204. Schreck, Finnische Märchen S. 232. Krohn, Suomal. Kansans. I. Nr. 136—139. Etnograf. Obozrěnije 13, 4, 127 (aus dem Gouv. Jaroslav). Romanov Nr. 12. Čubinskij Nr. 42. Etnograf. Zbirnik 1, Tiermärchen S. 25; 4, 167 mit weiterer Literatur. Karutz, Unter Kirgisen und Turkmenen S. 180f. (Leipzig 1911). Roche, Contes limousins p. 126. Kristensen, Fra Mindebo S. 77 und Sbornik material. Kavk. 39, 3, 109f. (artschinisch) (Übertragung auf den Fuchs).

3) Zeitschrift d. Ver. f. Volkskunde 15, 145. Schulenburg, Wendisches Volkstum S. 32. Kuhn, Märkische Sagen S. 299. Blaas, Germania Bd. 24, 412. Firmenich, Germaniens Völkerstimmen 3, 838. Lemke 2, 219 Nr. 44. Gliński, Bajarz polski 2, 107 Nr. 9.

4) Auf das Problem der Kettenbildung unter den Tiermärchen hoffe ich noch einmal näher eingehen zu können als es mir zurzeit und an dieser Stelle möglich ist, denn u. a. scheint mir die Frage nach der Entstehung der Ketten trotz Krohns und Voretzschs (Preuß. Jahrbücher 80, 462f.) Ausführungen noch nicht in allen Teilen befriedigend beantwortet zu sein.

„Jetzt läuft der Wolf hin und schöpft Wasser aus eurer Quelle.“ Die Alte wurde böse und lief hin. Während dessen eilte der Fuchs zu dem mit Rahm gefüllten Butterfaß. Wie die Alte zur Quelle kam, nahm sie eine Stange und prügelte den Wolf. Als sie wieder zurückkam, lag der Fuchs über dem Butterfaß und schlürfte den Rahm. Die Alte nahm den Stössel und wollte den Fuchs damit schlagen, aber sie traf nur sein Schwanzende, und deshalb haben alle Füchse ein weißes Schwanzende. Und der Fuchs lief zum Wolfe. Der Wolf war so krank, da ihn die Alte bei der Quelle geprügelt hatte. Der Wolf sagte zum Fuchse: „Weißt du, sie schlug mich so schrecklich.“ Da sagte der Fuchs: „Sie schlug mich noch mehr, ich kann gar nicht mehr gehen.“ „Ich werde dich tragen,“ sagte der Wolf. So legte sich der Fuchs auf den Rücken des Wolfes, und lachte und höhnte den Wolf und sagte: „Der Kranke trägt den Gesunden und der Fuchs ist voll Rahm.“

Aufgez. 1891 in Pargas (Gouvernement Åbo) von J. Thurman.

2. Die folgende finnische Variante hat sogar drei Ätiologien.

Der Fuchs und der Bär gingen einmal zur Scheune, um zu dreschen. Der Fuchs war faul, sprang auf einen Querbalken und rief dem Bären zu: „Drisch du jetzt, ich will derweilen diese Balken festhalten, damit sie dir nicht auf den Kopf fallen.“ Und der Bär drasch aus Leibeskräften. Als die Arbeit beendet war, sagte der Fuchs: „Nimm du den größern Haufen, — das war aber nur Spreu — du bist ja auch der größere. Ich nehme diesen kleinern Haufen.“ Der Bär schickte sich darein und trug willig den größern Teil. Darauf gingen sie zur Mühle und fingen an zu mahlen, weil sie dann Brei kochen wollten. Die Mahlsteine des Fuchses mahlten geräuschvoll das Korn und machten: „Hörö, hörö!“, die des Bären dagegen sagten nur leise: „Hissin, hassin?“ Endlich fragte der Bär: „Wie kommt es wohl, daß deine Mahlsteine hörö, hörö sagen und die meinen nur hissin, hassin?“ Der Fuchs riet ihm: „Wirf Kiessand dazwischen.“ Das tat der Bär, da machten seine Mahlsteine Getöse genug. Und der Bär war froh, daß sie ebenso klangen wie die des Fuchses.

Nun hatte der Fuchs einmal einen Buttertopf bei der Ilmolabäuerin gestohlen. Als nun die beiden sich anschickten Brei zu kochen, nahm der Fuchs sein gutes Mehl und tat Butter dazu, der Bär aber kochte das Mehl, das aus Spreu gemahlen war. Nach einer Weile kostete der Bär den Brei des Fuchses, und meinte: „Er ist gut!“ Darauf ging auch der Fuchs zum Bären und kostete, aber er fing laut an zu lachen und sagte: „Solch einen Brei mag nur das Schwein und der Bär fressen, ein Fuchs tut das nimmermehr!“ Der Bär ließ sich den Spott für diesmal noch gefallen.

Darnach gingen sie in den Wald, um Brennholz zu holen. Der Fuchs fand eine Eberesche, die voller Beeren stand, und sagte zum Bären: „Fälle du diese Eberesche, die Beeren will ich meiner alten Mutter bringen.“ Der Bär tat es, aber der Fuchs verschlang sogleich alle Beeren selbst. Da fragte der Bär: „Wolltest du sie denn nicht deiner alten Mutter bringen?“ Der Fuchs antwortete: „Ei, die hat ebenso scharfe Augen wie ich, mag sie sich selber Beeren suchen!“

Darnach fällten sie einen gewöhnlichen Baum, und gruben ihn mit den Wurzeln aus. Der Fuchs sagte: „Nimm du den Wipfel auf deine Schulter, ich will am Wurzelstumpf schieben.“ Der Bär fing an zu ziehen, und der Fuchs setzte sich auf die Wurzel. Endlich sah sich der Bär einmal um und bemerkte, wie der arge Schelm dort hockte. Der Fuchs nahm Reißaus, und der Bär jagte hinterher. Aber siehe da! nach und nach erlahmte die Kraft des Fliehenden. Zuletzt kroch er unter

ein Wurzelgestrüpp, und der Bär kam und packte ihn am Bein. Der Fuchs aber war schlau und schrie: „Was hältst du die Baumwurzel fest, packe doch mein Bein an!“ Da ließ ihn der Bär fahren und griff in die Wurzeln hinein, der Fuchs aber sprang auf und davon.

Nach einiger Zeit sah der Fuchs einen Mann, der frischgesalzene Fische auf seinem Wagen hatte. Da legte er sich an den Wegrand und stellte sich tot, und der Mann hob ihn auf seinen Wagen. Während der Mann auf dem Vorderteil des Wagens saß, schlich sich der Fuchs nach hinten, und warf von dort aus ein gut Teil Fische auf den Wegrand. Zuletzt sprang er selber hinunter, las die Heringe zusammen, und begab sich zum Bären. Dieser hatte sich inzwischen wieder beruhigt und fragte: „Woher hast du alle diese gesalzenen Fische?“ „Die kann man im Brunnen der Ilmolabäuerin fangen,“ erwiderte der Fuchs. „Wenn klarer Sternenhimmel ist, dann lasse deinen Schwanz in das Wasser, aber du darfst ihn nicht im geringsten bewegen.“ Es trat ein starker Frost ein, und die Sterne blinkten hell, da machte sich der Bär auf, um mit seinem Schwanze zu angeln. Und er fror fest im Eise ein. Die Ilmolabäuerin war gerade eifrig mit Buttern beschäftigt. Der Fuchs lief zu ihr hin und rief: „Bäuerin, Bäuerin! der Bär verunreinigt deinen Brunnen!“ Schnell eilte die Frau mit dem Butterstößel hinaus, um den Bären durchzuprügeln. Dabei ließ sie aber die Haustür offen, und flugs war der Fuchs am Butterfaß. Der Bär aber mußte sich eilends den Schwanz abreißen, um loszukommen, und hat bis zum heutigen Tage einen Stumpf behalten. Als die Bäuerin in das Haus zurückkam, fand sie im Faß das Unterste zu oberst gerührt, und den Fuchs mitten darin. In größter Eile mußte er sich aus dem Staube machen, er sprang zum Fenster hinaus, und die Bäuerin konnte ihm nur noch einen Schlag auf die Schwanzspitze versetzen. Davon ist ihm bis heute ein Fleckchen drangeblieben.

[Das Folgende mit der Ätiologie zur gespaltenen Lippe des Hasen ist oben S 237. mitgeteilt.] Krohn, Suomal. Kansan. 1, 41 Nr. 25.

3. Aus Litauen.

Der Wolf, sehr hungrig, begegnete einem Fuchs. „Gevatter! nun werde ich dich fressen, mein Hunger ist zu groß!“ Der Fuchs bat, daß er ihn schone, er wisse wenigstens Fische zu besorgen. „Vor nicht langer Zeit fuhr ein Wagen vorbei, dem werde ich vor Augen laufen und Fische abwerfen, du komme nach und lies sie auf, laß aber auch mir einige übrig, ich liebe die Fische sehr.“ Der Fuchs lief vorauf und warf sich dicht am Wege mit offenem Maule wie tot hin, und die Fliegen fingen an, in seiner Schnauze herumzukriechen. Als der Fischer ihn sah, hielt er an, stieg vom Wagen, faßte ihn beim Schwanz und drehte ihn zuerst um, ob er nicht auf der anderen Seite kahl geworden, dann warf er ihn froh hinter sich auf den Wagen. Der Fuchs scharrte, da jener sich nicht umkehrte, einen Fisch nach dem andern heraus, bis er dachte, daß es genug sein könnte, dann sprang er auch selbst, hopps! heraus. Der Wolf hatte ihm aber nicht einen einzigen Fisch übriggelassen, sondern alle selbst verschlungen. Der Fuchs, erbost darüber, gelobte ihm das heimzuzahlen. Der Wolf sprach: „Fisch ist kein Fleisch; wenn ich noch irgendwo Fleisch bekäme, so wäre das nicht zu viel. „Der Fuchs antwortete drauf: „Ich weiß noch in einem Stalle ein paar Schafe, auf der Hühnersuche traf ich sie an, aber zum Einkriechen ist es zu eng. Wenn du willst, geh mit.“ Der Wolf gehorchte, jener aber führte ihn an einen Bauernstall, zeigte ein Loch unter dem Fundamente und hieß ihn hineinkriechen, aber nicht zu gierig zu fressen, sonst werde er auf der Flucht für seinen Bauch nicht Raum haben. Als der Wolf unter

die Schafe geraten war, riß und fraß er, daß es krachte, aber als er hinauskriechen wollte, kam er nicht durch, sondern blieb stecken. Der kluge Fuchs brachte die Hunde zum Bellen, und der Bauer mit seinen Knechten kam gelaufen und ebneten des Wolfes Rücken, wie jeder gerade etwas zu fassen bekam. Kaum, kaum entkam er und lief in den Wald. Der Fuchs fragte ihn, ob es ihm noch nicht genüge. „Prügel ja, aber Fleisch nicht sehr," antwortete er, seinen Rücken sich kratzend. „Dann wollen wir zu einem anderen Landbewohner. Wenn Schweinefleisch gefällig ist, so weiß ich, wer unlängst ein Schwein geschlachtet hat." Dort hieß er den Wolf durchs Fensterchen in den Keller kriechen, aber nicht zu sehr den Bauch vollstopfen. Der unersättliche Wolf aber schluckte so lange, bis er fast platzte und auf beiden Seiten des Bauches sich Erhöhungen heraustrieben. Als der Fuchs zur Eile trieb, wollte er hinauskriechen und blieb wieder hängen. Während er sich noch abmühte, herauszukommen, hörten es Menschen, liefen zusammen und gerbten das Wolfsfell, so fest sie konnten. Kaum entlief er. Aber das war noch nicht genug. Der Fuchs führte ihn mit sich auf den Teich und lehrte ihn, mit dem hineingesteckten Schweife Krebse fangen. Als der Wolf ihn lange in der Wuhne hielt, fror der Schwanz ein. Menschen kamen zugelaufen und schlugen ihn wieder windelweich, er entkam ohne Schwanz halbtot und verlangte nach keiner Genossenschaft mit dem Fuchse. Seit der Zeit können sie einander nicht leiden.

Jurkschat 1, 38 Nr. 9.

4. Eine Variante der Deutschen in Siebenbürgen (Haltrich-Wolf S. 41 Nr. 10) hat folgende drei Episoden:

1. der singende Wolf im Keller,
2. der Kranke trägt den Gesunden,
3. der Wolf beißt in die Baumwurzel,

und schließt mit den Worten: „seit der Zeit trägt der Wolf auf den Fuchs einen ewigen Haß, und wenn ihn der Fuchs sieht, nimmt er den Zagel [Schwanz] zwischen die Beine und flieht eiligst in seine Burg.

In der Gruppe der Wolfsabenteuer hat keine Kette eine Ätiologie. Sie findet sich aber in zwei estnischen Umformungen der Einzelerzählung: 'Wie der Wolf den Streit der beiden Widder um den Weideplatz schlichten wollte', die häufig als Glied einer Kette erzählt wird.[1])

Übereinstimmend mit dem Romulus Monacensis XXXVI heißt es vom Wolf in der 10. Extravagante in Steinhöwels Übersetzung:

„. . . er . . . kam uff ain wismad, do fand er zwen wider mitainander turren und kempfen, und sprach: Lob sye got, iecz will ich mich guoter Spys ersetten. Und sagt: Für war, ir brüder, ich muoß ainen von üch eßen. Antwürt der ain: Wie du wilt, also tuo. Doch so gib vor ain rechte urtail zwischen uns. Dis wismaid ist unserer vätter gewesen und kunden es nicht mit lieb getailen, und synd darumb in tötlichen Kampf getretten. Der Wolff sprach: Ich tuo es, wann ich üwer mainung waiß. Da sprach der ain wider: O herr, so merk mich, wir mainen also. Du solt staun, ob es dir gefalle, mitten uf das wismad, so gee ich an das ain

1) Vgl. Grimm, Reinhart Fuchs, Einleitung S. 276. Sudre, Les sources p. 337. Kolmačevskij, Životnyj epos S. 145.

ort und der ander wider an das ander ort, und welher ee zuo dir komt, des sol das wismad syn, den andern solt du eßen. Do sprach der Wolff: Das gefelt mir. So giengent die wider an beide ort des wismads und fiengent an ze louffen, so schnell sie mochtent ungestümglich zuo dem wolff und stießen in zuo baiden syten so hart mit iren hornen, daz er sich mit synem aignen kaut entrainiget und im syne ripp zerstießen, und ließend in liegend halbtoutten und giengent iere strauß."

Diese Fassung mit dem Motiv des Streitschlichtens liegt bereits im Ysengrimus[1]) und im Roman de Renart[2]) vor und geht, wie schon Jakob Grimm vermutet hat[3]), auf eine orientalische Quelle zurück. Die eine Hälfte der jungen volkstümlichen Aufzeichnungen[4]) schließt sich an Steinhöwels Fassung eng an, während die andere, die sich hauptsächlich aus ost- und nordeuropäischen Fassungen zusammensetzt[5]), das Gefräßigkeitsmotiv aufnimmt. Dieses liegt bereits ebenfalls schon im Ysengrimus[6]) vor, ist jedoch schwerlich ursprünglicher als das Streitschlichten[7]), das genauer zu der indischen Erzählung paßt, hat aber eine fast merkwürdig große Lebenszähigkeit bewiesen, und stets die Situation mit dem in den Rachen springenden Widder bewahrt.

Zu der zweiten Gruppe gehören auch die beiden hier folgenden estnischen Sagen aus dem Nachlaß Pastor Hurts.

1. In einem Frühling fand der Wolf einen Widder und wollte ihn fressen. Der Widder bat, bis zum Herbst leben zu dürfen, dann sei er viel fetter. Der Herbst kam. Der Wolf suchte seinen Widder auf, um ihn zu fressen. Der Widder war unterdessen fett und kräftig geworden, er sagte schlau: „Höre, mein Teurer, du wirst viel Zeit brauchen, um mich zu fressen. Viel bequemer wäre es, wenn du in jenes Tal gehst, und ich dir vom Berge direkt in den Magen renne. Sperr nur das Maul weit auf!" Der Wolf stellt sich mit aufgesperrtem Maul im Tale auf, und der Widder rannte mit seinen Hörnern mit solch einer Wucht ins Maul des Wolfes, daß das Maul weit aufgerissen wurde und der Wolf die Besinnung verlor. Als er sich erholt hatte, war er im Zweifel, ob der Widder in seinem Magen sei oder nicht. — Seitdem hat der Wolf ein breites Maul.

2. In einem Frühling fand der Wolf auf einer Weide einen kleinen jungen Hammel. Er wollte ihn fressen, aber der Hammel bat: „Laß mich eine kurze Zeit leben. Im Herbst will ich dich hier am genannten Tage erwarten. Dann kannst

---

1) Voigt, Ysengrimus cap. 2 v. 271 ff. 2) Méon br. 8.

3) Einleitung zum Reinhart Fuchs S. 176, vgl. Benfey, Pantschatantra 1, 139 f. 2, 37. Hertel, Tantrākhyāyika 1, 129. 2, 18.

4) Wolf, Deutsche Hausmärchen S. 419. Jahn, Volkssagen Nr. 555. Wossidlo, Aus dem Lande Fr. Reuters S. 158. Kuhn, Märkische Sagen S. 299. Haltrich-Wolff Nr. 13. 17 I. Haupt, Sagenbuch 2, 204. Schreck, Finn. Märchen S. 232. Krohn, Suomal. Kansans. I Nr. 137.

5) Haltrich-Wolff Nr. 17 II. Firmenich, Germaniens Völkerstimmen 3, 838 (aus Schonen). 2 estnische Varianten s. unten. Ončukov, Sěvernyja skazki Nr. 130. Etnograf. Obozrěnije 13, 4, 127. Natursagen 3, 302 (aus Rudčenko, Skazki Nr. 1). 303 (aus Afanasjev, Legendy Nr. 32). 305 (aus Wisła 1892, 142 f.). Romanov Nr. 10. Etnograf. Zbirnik 1, Tiermärchen S. 25; 4, 167. Roche, Contes limousins p. 126 ff.

6) Vgl. Voigt S. LXXXIII, 9. Abenteuer.

7) Was Kolmačevskij behauptet und von Sudre a. a. O. 337 mit Recht zurückgewiesen wird.

du mich fressen. Ich werde dann auch viel größer und fetter sein.“ Der Wolf war einverstanden.

Der Herbst kam, und aus dem kleinen war ein großer, kräftiger Hammel geworden. Er hielt Wort und erwartete den Wolf am genannten Tage und Orte. Der Hammel begrüßte den Wolf mit den Worten: „Geehrter Vater Wolf (anus hundi papa)! Du siehst, daß das Schafgeschlecht immer Wort hält, wenn es auch heißt sich hinmorden zu lassen. Damit es dir leichter wird mich zu fressen, und ich mich nicht lange zu quälen brauche, stelle dich an diesem Bergabhang mit aufgesperrtem Maul auf, ich laufe dir vom Berge direkt ins Maul.“ Der Wolf ahnte nichts Böses und tat nach dem Wunsche des Hammels. Der Hammel aber rannte mit seinen Hörnern ins Maul des Wolfes und zerschlug ihm die Backenknochen. Seit der Zeit werden die Schafe erbarmungslos von den Wölfen gefressen.

XIV. Vereinzeltes.

a) Der Listensack.

Eine in Westeuropa besonders gut bekannte Fabel, in der Fuchs und Kater auftreten, erzählt, wie dieser den Fuchs fragt, auf welche Weise er sich verteidigen würde, wenn plötzlich Jäger mit Hunden kämen. Selbstbewußt erwidert darauf der Fuchs, er kenne genug Listen und Künste und trage überdies einen Sack voll ‘cautelis spiritualibus’ bei sich, derer er sich gegen Feinde zu bedienen pflege. Der Kater meint dazu bescheiden: er besitze nur die eine Kunst, den höchsten Gipfel eines Baumes zu erklettern, wohin ihm kein Feind folgen könne. Als hierauf der Jäger hinzukommt, und die Hunde den Fuchs jagen und schließlich packen, ruft der Kater vom Baume hinunter: „Öffne, öffne deinen Sack der Listen!“ Worauf Reinhart entgegnet: „Eine Kunst würde ich jetzt allen meinen Listen vorziehen.“

Diese weit verbreitete Fabel[1]) finden wir zuerst im Romulus App. 20, dann bei Odo, ferner in der fünften Extravagante, die Hans Sachs[2]) als Quelle diente, vorher schon bei Burkhard Waldis usw. In überzeugender Weise hat Krohn nachgewiesen[3]), daß die Handlung der Fabel ursprünglich zwischen Igel und Fuchs spielt, worauf schon das alte Sprichwort des Archilochos hinweist: „Viel weiß der Fuchs, der Igel eins nur, doch das hilft.“[4])

Uns interessiert hier hauptsächlich eine finnische Fassung aus der Nähe von Tammerfors, die eine Umformung der Fabel vorgenommen hat. Sie paßt den Stoff dem Rahmen der übrigen, zwischen Bär und Fuchs spielenden Tiersagen an und fügt sogar an halbwegs geeigneter Stelle die bekannte

1) Vgl. Benfey, Pantschatantra 1, 241. 2, 91. Hertel, Tantrākhyāyika 1, 133. 2, 41 (s. a. Benfey 1, 312. 316. 494. 2, 337). Grimm, KHM. 3, 125. Krohn, Am Urquell 3, 177—181. Köhler, Kleinere Schriften 1, 408. 534. 560. Chauvin 3, 54. Wesselski, Nasr Eddin 2, 207 (Weimar 1911). Kristensen, Danske Dyrefabler S. 47. Journal-Finno-Ougr. 12, 144f.

2) Götze-Drescher, Fabeln und Schwänke 2, 22 Nr. 207.

3) a. a. O. 3, 179.

4) Benfey a. a. O. 1, 316, vgl. Zeitschrift d. Ver. f. Volksk. 16, 214.

Ätiologie vom weißen Ende des Fuchsschwanzes ein. In der Übersetzung von E. Schreck heißt es:

Zwischen einigen Tieren, nämlich dem Wolf, dem Fuchs, der Katze und dem Hasen, entstand einmal ein Streit, und sie konnten nicht selber über die Sache einig werden. Deshalb holten sie den Bären herbei, daß er als Richter ihren Streit schlichten sollte. Der Bär kam und fragte die Streiter: „Worüber habt ihr euch entzweit?“ — „Wir ereiferten uns über die Frage, wie viele Auswege wohl ein jeder von uns hat, um in der Stunde der Gefahr das Leben retten zu können,“ antworteten die andern. — „Nun, wie viele Auswege kennst du?“ fragte der Bär zuerst den Wolf. — „Hundert,“ antwortete dieser. — „Und du?“ fragte der Bär den Fuchs. Dieser antwortete: „Tausend.“ — „Kennst du viele?“ fragte der Bär jetzt den Hasen. „Ich habe nur meine flinken Läufe,“ erwiderte dieser. — Zuletzt fragte der Bär die Katze: „Kennst du viele Auswege?“ „Nur einen einzigen,“ antwortete die Katze.

Da gedachte der Bär alle auf die Probe zu stellen, um zu sehen, durch welche Mittel ein jedes in der Stunde der Gefahr sich retten würde. Er warf sich plötzlich zuerst auf den Wolf und drückte ihn halbtot. Der Fuchs machte eiligst kehrt, als er sah, wie es dem Wolf erging; der Bär erfaßte ihn eben noch am Schwanzende, wovon der Fuchs noch heutigen Tages am Schwanz einen weißen Fleck hat. Der Hase, der flinke Läufe hatte, ergriff die Flucht und rannte davon. Die Katze kletterte auf einen Baum und sang von oben herab: „Der hundert Auswege kennt, ward eingefangen; der tausend Mittel weiß, ward verstümmelt; das Langbein muß noch immer laufen; der nur einen Ausweg hat, sitzt auf dem Baum und behauptet seinen Platz.“ So lang ist's.

Schreck, Finnische Märchen S. 231f. = Dähnhardt, Naturgesch. Volksmärchen Nr. 7, 3. 1. Aufl.

b) Die Tiere als Zechpreller.

Ganz vereinzelt steht das folgende Märchen der Siebenbürger Sachsen, in dem sich nicht weniger als drei Ätiologien finden. Varianten zu diesem Märchen sind mir nicht bekannt geworden.

Der Bär, der Wolf, der Fuchs und der Hase auf dem Medwischer Margreti.[1])

Der Bär, der Wolf, der Fuchs und der Hase saßen einmal vergnügt im grünen Waldhaus beisammen. Da sprach der Fuchs: „Wie wäre es, wenn wir einmal auf den Medwischer Margreti gingen? Es soll dort gar lustig zugehen!“ Da antwortete der Bär: „Ich bin schon alt und schwach. Wenn aber der Wolf mitgeht und uns schützen will, so ist es mir recht; denn das Menschenkind ist falsch und uns aufsässig!“ „Was? Ich fürchte mich nicht!“ schrie der Wolf trotzig. „Ich gehe mit, und ihr sollt weder Schaden noch Schande haben!“

„Auch ich will mit, auch ich!“ rief froh der Hase. „Halts Maul, Junge, du bist noch zu dumm! sprach der Fuchs; „du würdest überallhin gaffen und große Augen machen und uns nur in Not bringen!“ Da schmiegte sich der Hase an den Wolf, als wenn er sagen wollte: „Macht, daß ich auch mitgehe!“ Dem Wolf gefiel das,

1) Der 'Medwischer Margreti' ist ein wichtiger Jahrmarkt in Mediasch (in Siebenbürgen), der auf den Tag Margaretä (13. Juli) fällt.

und er sprach: „Das Häschen muß auch mit!“ und streichelte ihm übers Gesicht. „Aber wofür sollen wir uns ausgeben?“ fragte der Bär; „es muß doch jedermann etwas vorstellen, der auf den Margreti geht.“ „Ach was, das ist leicht!“ sprach der Wolf, „für Schüler (Studenten). Ihr singt den Baß, der Fuchs den Alt, der Hase Diskant; ich will Kantor sein und die Melodie leiten und halten!“

Als sie alles gehörig besprochen hatten, machte jeder seinen Pelz rein — denn man muß auf dem Margreti geputzt erscheinen — und dann brachen sie auf. Sie getrauten sich aber doch nicht recht, am hellen Tage in die Stadt zu gehen, und warteten, bis die Dämmerung einbrach. Da kamen sie auf den Zehen ganz leise in die Vorstadt; sie gingen aber hintereinander, der Wolf zuerst, dann folgte der Fuchs, dann der Bär, zuletzt der Hase. In der Verstadt ist das große Wirtshaus, wie ihr wißt. Der Wirt hatte gerade Schweine geschlachtet, und es roch die frische Wurst ihnen entgegen. „Da müssen wir hinein,“ sprach der Wolf, „und uns gemütlich tun! Da kennt man uns nicht!“ Der Fuchs wollte nicht recht und sah sich zuerst die Gelegenheit genau an; es sah ihm gefährlich aus. „Gevatter, seid nicht so hitzig!“ Der Wolf aber roch nur die Wurst, hörte nichts und klinkte gleich die Tür auf. „Nur herein, willkommen!“ sprach der Wirt. Da gingen alle hinein. „Frische Wurst und Wein her!“ schrie der Wolf, „aber viel!“ Der Kellner brachte; sie setzten sich und aßen und tranken, und wie nur etwas auf den Tisch kam, gleich war es verschwunden; der Kellner konnte nicht genug bringen. Endlich waren sie satt. Da kam der Wirt mit der Kreide und sprach: „Zahlen!“ Ja, ja, da fing ihre Not an. Der Wolf allein hatte den Mut zu reden und sprach: „Wir sind Schüler (Studenten) und wollen uns morgen durch Ansingen etwas verdienen und dann zahlen!“ „Das ist alles recht schön!“ sagte der Wirt; „lasset indessen nur eure Mäntel zum Pfande!“ Der Wirt aber hatte gleich beim Eintreten der Gäste ihnen angesehen, was für Zahler sie seien und hatte im stillen den Kürschner herbeikommen lassen. „Mein Freund da, der Kürschner, wird das Ausziehen besorgen!“ Als sie den Namen Kürschner hörten, sprangen alle voll Entsetzen auf und eilten zur Türe; die war jedoch wohl verschlossen. Der Kürschner und der Wirt suchten nun einen nach dem andern zu packen und zu binden: der Bär brummte, der Wolf heulte, der Fuchs bellte; nur der Hase war vor Furcht stumm und starr, und die Augen standen ihm heraus, der Diskant versagte ihm, und bis heute hat er die Stimme nicht zurückerhalten. Ja, das war einmal ein Gesang!

Der Wolf und der Fuchs sprangen dem Kürschner und Wirte immer zwischen den Händen durch. Da fingen sie zuerst den Hasen, und das war leicht, denn der regte und rührte sich ja nicht von der Stelle, und nagelten ihn am Schwanz an die Wand. Dann machten sie sich über den Bären. Den überwältigten sie auch ohne große Mühe, denn er war alt und schwerfällig, und nagelten ihn auch am Schwanz an die Wand. Jetzt Wolf und Fuchs, haltet euch! Die sprangen unter Geheul und Gebell wild herum, auf und ab, bald an die Tür, bald an das Fenster. In seiner äußersten Angst und Not sprang der Wolf mit aller Kraft noch einmal wider den Fensterladen; der plumpste hinaus, der Wolf mit. Er brach ein Bein, aber er raffte sich dennoch auf und lief unter Jammergeheul davon. Als der Fuchs das Fenster offen sah, sprang er sogleich nach; die Wirtin aber, die Milchrahm zu Butter rühren sollte, hatte gerade den rahmigen Löffel in der Hand und stand an der Fensteröffnung. Als sie den Fuchs springen sah, schlug sie mit dem Löffel nach ihm, traf aber nur die Schwanzspitze, und die ist bis auf den heutigen Tag rahmig-weiß.

Der Kürschner und der Wirt waren hinausgeeilt, um den Wolf noch zu fangen und den Fensterladen wieder anzumachen, damit der Fuchs nicht hinauskönne; indessen war dieser auch schon über alle Berge. Auch der Bär war jetzt nicht müßig, als er die Öffnung sah und wie der Wolf und Fuchs glücklich entwischt waren. Er zog, er riß, wand sich — schubski! ward er los, aber der Schwanz hing an der Wand. Und auch dem Hasen war auf einmal der verlorene Mut wiedergekommen. Er machte es wie der Bär. Er ließ seinen Schwanz an der Wand, und — hast du nicht gesehen! war er davon, und nicht leicht konnte etwas schneller sein, als er. Er lief in einem Atem, ohne umzuschauen, bis in den Wald.

Noch heute hat weder der Bär noch der Hase seinen Schwanz eingelöst

Haltrich, Deutsche Volksmärchen S. 283 ff. (4. Aufl.) = Dähnhardt, Naturgeschichtl. Volksmärchen Nr. 2 (3. Aufl.).

c) „Von dem Jungen, der immer schnupperte."

Ein Märchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen.

Es war einmal ein kleiner Junge, gerade so groß wie du jetzt bist, der ging, wenn seine Mutter auf dem Markte war, immer über die Sauermilch her und schnupperte. Da sagte seine Mutter: „Wenn du noch einmal schnupperst, so gebe ich dich dem garstigen Bären." Kaum war sie wieder fort, husch! lief der Junge gleich zum Topf und schnupperte und schnupperte so lange, bis keine Sauermilch mehr im Topfe war. Jetzt aber fing er an, sich vor seiner Mutter zu fürchten, und in blinder Angst lief er fort und kam in den Wald. Als er da war, dachte er an die wilden Tiere, die im Walde wohnen, die würden jetzt kommen und ihn zerreißen. — Was sollte er anfangen? Nun sah er einen dicken Baum. „Du willst da hinaufkriechen, da bist du sicher!" dachte er. Der Baum aber war hohl, und wie er oben war, fiel er hinein, und da war gerade ein Bärennest, und die jungen Bärchen rannten durcheinander, denn sie hatten sich sehr erschrocken. Bald kam auch der alte Bär und brachte Futter und fing an zu brummen: „boboboron!" und die kleinen brummten freudig: „bebeberen!" Nun kannst du dir vorstellen, wie sich der kleine Junge fürchten mußte. — Als aber der Bär oben am Loche stand und die Augen des Jungen sah, dachte er: „Jetzt ist es aus mit dir!" Denn er meinte, es sei die Katze oder die Schlange drinnen, die fresse erst seine Jungen, dann werde es an ihn kommen. Schnell drehte er sich um. Dabei kam dem Knaben der Schwanz des Bären über das Gesicht. In der Angst faßte er nach ihm, ohne daß er's wußte, und wie der Bär fortsprang, so zog er den Knaben mit hinaus. Der Bär jedoch glaubte, die Katze habe ihn am Schwanz und sei ihm nachgesprungen und wollte ihn fressen. Schnell riß er sich wieder los und sprang ins Nest zurück und blieb ganz ruhig. Dabei hatte er aber so heftig gerissen, daß dem Jungen der Schwanz in der Hand geblieben war, und seitdem hat der Bär einen Stumpfschwanz.

Der Junge hatte indes nicht weniger Angst gehabt, das kannst du dir denken. Er lief schnell nach Hause und sprach: „Liebe Mutter, nur einmal noch verzeiht mir, ich will nicht mehr schnuppern." Da erzählte er jetzt, wie es ihm ergangen sei. „Weil ich fürchtete," sprach er zu seiner Mutter, „ihr würdet mich schlagen, lief ich in den Wald; da dachte ich an die wilden Tiere, die im Walde wohnen; ich stieg auf einen Baum, um mich zu verstecken, und da fiel ich gerade in das Bärennest; es waren aber nur die Jungen zu Hause, die sahen mich so garstig an brummten immer: „Jetzt fressen wir dich!" Zuletzt kam der alte Bär und brummte: „Habt ihr ihn?" und die Bärchen brummten wieder: „Ja, wir haben ihn!" Jetzt

kam der Fürchterliche ans Loch und machte so feurige Augen, daß ich dachte: „Nun ist es aus mit dir!“ Aber der gute Bär warf mich nur hinaus und schenkte mir's noch einmal, drückte mir dies Haarbüschel in die Hand, sprang in sein Nest und ließ mich fortlaufen. Und nicht wahr, Mutter, der Bär bekommt mich nicht, wenn ich nicht mehr schnuppere?“

Haltrich, Volksmärchen[4], S. 267 f. = Dähnhardt, Naturgeschichtliche Volksmärchen[3] Bd. 1 Nr. 44, 2.

Im ganzen dürfte dieses Märchen kaum eine Parallele haben, da es aus verschiedenartigsten Motiven zusammengestickt ist. Erwähnt sei hier, daß anscheinend dem Erzähler die Geschichte von den 'Haustieren im Walde'[1]) in Erinnerung war, denn von dort könnte der Zug stammen, wie der Bär sich einbildet, die Katze halte ihn am Schwanze gepackt.

8. Kapitel.

Verschiedene Fabeln.

I. Der verwandelte Braten.

In Grimms Märchen Nr. 145 wird (nach Pauli, Schimpf und Ernst Kap. 437) folgende Geschichte erzählt:

Der undankbare Sohn.

Es saß einmal ein Mann mit seiner Frau vor der Haustür, und sie hatten ein gebraten Huhn vor sich stehen und wollten das zusammen verzehren. Da sah der Mann wie sein alter Vater daherkam, geschwind nahm er das Huhn und versteckte es, weil er ihm nichts davon gönnte. Der Alte kam, tat einen Trunk und ging fort. Nun wollte der Sohn das gebratene Huhn wieder auf den Tisch tragen, aber als er danach griff, war es eine große Kröte geworden, die sprang ihm ins Angesicht und saß da und ging nicht wieder weg; und wenn sie jemand wegtun wollte, sah sie ihn giftig an, als wollte sie ihm ins Gesicht springen, so daß keiner sie anzurühren getraute. Und die Kröte mußte der undankbare Sohn alle Tage füttern, sonst fraß sie ihm aus seinem Angesicht; und also ging er ohne Ruhe in der Welt hin und her.

Hierzu hat Reinhold Köhler im Archiv f. slaw. Philologie 3, 216 f. reichliche Nachweise gegeben.[2]) Danach stammt die älteste ihm bekannte Überlieferung aus dem 13. Jahrhundert. Sie steht bei Thomas von Cantimpré, Bonum universale de apibus, lib. II, cap. 7 § 4 (von Köhler abgedruckt ebd. 217) und ist von da in so manches andere mittelalterliche Werk übergegangen. Aus dem glagolitischen Büchlein Korizmenjak vom Jahre 1508, das sich als Übersetzung eines lateinischen Werkes vom Frater Rubertus erweist, teilt T. Maretić im Arch. f. slaw. Phil. 6, 427 eine Variante mit, deren Übersetzung vielen erwünscht sein wird. Sie lautet folgendermaßen:

1) Vgl. oben S. 210 ff., Gruppe B. 2) Vgl. auch Volkskunde 16, 1904, S. 102.

Es war ein schreckliches Gottesgericht im Jahre 1453 in einer Stadt in Istrien, namens Montana. Ein böser und ungeratener Sohn hatte einen guten, alten Vater, der sehr arm war. Oft fand dieser weder Brot noch Wein zu Hause, und nirgends gab man ihm ein Almosen. So manches Mal ging er zu seinem Sohn und pochte an das Tor. Da sagte dann die Frau des Sohnes: „Sieh, da ist dein Vater.“ Und er antwortete: „Was zum Teufel will er denn? Er mag heraufkommen, gib ihm wenig Brot und recht verdünnten Wein, wie man es mit Kindern macht.“ Und der Alte nahm es geduldig hin, und so geschah es mehrere Male. — Eines Tages kaufte der Sohn einen guten Kapaun, und sie setzten sich zu Tisch und fingen an, ihn gut zubereitet und warm zu essen. Die Frau, in ihrer Schlechtigkeit und vom Teufel angestiftet, sagte: „Ach, wenn jetzt nur nicht dein Vater herkäme!“ Da sagte der Sohn: „Es wäre mir lieb, wenn wir den Kapaun ungestört äßen.“ Auf einmal pocht es ans Tor. — Der Sohn schaut hinaus und sieht nach, — es ist sein Vater. „Verwünscht, daß ich ihm gerade jetzt öffnen muß!“ ruft der Sohn und versteckt rasch den Kapaun in einen Schrein. Dem armen Alten gibt er wenig Brot und Käse, wenig Wein, drängt ihn aufzuessen und schickt ihn alsbald nach Hause. Kaum ist der Vater fort, so eilt der Sohn zum Schreine, den Kapaun zu holen. Er hebt den Deckel auf. Da springt eine große, schreckliche Kröte heraus und dem Sohn gerade ins Gesicht. Weder Ärzte noch Arzeneien haben sie jemals losreißen können, und die Kröte hat ihm das ganze Gesicht zerfressen, und er war so zugerichtet, daß er sich nicht unter den Menschen blicken lassen konnte.

Auch in Luthers Tischreden (hg. von Förstemann 1, 206) findet sich die Geschichte. „Solche Exempel, heißt es dort, zeigeten sie darumb an, daß man sehe, wie hart Gott der Kinder Undankbarkeit gegen den Aeltern strafet; denn der Ungehorsam und Undankbarkeit der Jugend ist überaus groß.“ Dieser moralische Kerngedanke war recht eigentlich der Grund, daß die Geschichte die weiteste Verbreitung fand. Darum blieb auch der Hauptinhalt — die Verwandlung in eine ekelhafte Kröte — unverändert. Ob nun die Kröte auf dem Braten sitzend gefunden wird oder dem Sohne ans Gesicht springt, ob nur ein Stück Fleisch oder der Braten selbst zur Kröte wird, ob der Braten ein Huhn, eine Gans oder ein Truthahn war und was dergleichen Unterschiede sein mögen, darauf kommt selbstverständlich nichts an. Wohl aber hat die Verwandlung des Bratens zu einer ganz neuen Spielart der Geschichte geführt, einer Spielart, die auf Kosten der moralischen Grundidee den Hauptnachdruck auf einen anders zugespitzten Schluß legt. Sie handelt von der Entstehung der Schildkröte. Ein erfinderischer Kopf hat sich die Sache so vorgestellt, daß der Braten mitsamt der Schüssel und dem Deckel sich verwandelte. Was konnte dann aber anderes daraus werden als die Schildkröte, deren Schalen oben und unten ganz offenbar an die zwei Halbschüsseln erinnern? Andererseits ist die Schildkröte zu plump, um ins Gesicht springen zu können. Somit lautet der Schluß einfach so: zur Strafe dafür, daß der Braten versteckt wurde, verwandelt sich dieser in eine Schildkröte. Und seitdem gibt es Schildkröten. Man sieht: die Undankbarkeit kommt hier weit besser weg, als in den Fassungen, in denen die Kröte sich dem Sohne ins Gesicht heftet.

Denn jener Schluß ruft weniger moralische Wirkung als vielmehr Gefallen an der phantasievollen Erklärung der Tiergestalt hervor.

Eine serbische Version dieser Spielart ist bereits im Archiv f. slaw. Philologie 3, 215 in Übersetzung mitgeteilt. Dort versteckt ein Mensch Kuchen und Huhn vor seinem Paten oder Freunde, er legt das Huhn auf den Kuchen, deckt beides mit der Schüssel zu, und alles zusammen wird zur Schidkröte. „So kam die Schildkröte auf die Welt.“ Eine mir nicht zugängliche Variante hierzu in der Zeitschrift Karadzić 2, 187f., 215 stammt aus dem Jahre 1674. In einer kleinrussischen Fassung sind es wieder Mann und Frau, die sich undankbar zeigen. Wichtig dabei ist, daß die Mutter zu Besuch kommt und die geizige Tochter den Braten zudeckt, der dann zur Schildkröte wird. In Varianten ist dann überhaupt nicht weiter vom Manne die Rede, sondern es stehen einfach Mutter und Tochter einander gegenüber. Ich teile folgende kleinrussische Sagen mit:

1. Eine Mutter ging einmal zu ihrer Tochter auf Besuch. Als sie zu ihr in die Hütte kam und die Tochter sie erblickte, packte diese ein gebratenes Huhn, das sie gerade jetzt mit ihrem Manne zu essen angefangen, mitsamt der Schüssel und lief in die Kammer, es dort zu verstecken. Die Mutter trat ein, man empfing sie und lud sie zum Sitzen ein. Sie blieb eine Weile, dann machte sie sich auf den Heimweg. Kaum war sie über die Schwelle, so ging die Tochter mit ihrem Manne zu dem Huhn, um es zu Ende zu essen. Sie trug nun das Huhn, das sie zuvor mit einem Deckel bedeckt hatte, herein. Aber wie sie darauf hinblickte, da war es eine Schildkröte, und so, wie das Huhn zugedeckt war, mit zwei Halbschüsseln, so hat auch die Schildkröte oben und unten ganz harte Schalen.

Ebd. Var.: Es war einmal eine Mutter und eine Tochter. Einmal kochte die Tochter ein Huhn in roter Rübensuppe. Zu dieser Zeit kam die Mutter zu ihr. Die Tochter nahm das Huhn und versteckte es, und als die Mutter weggegangen war, holte sie rasch das Huhn, deckte es auf, und da kroch eine Schildkröte.

Dragomanov, Malorusskija predanija S. 10, Nr. 31. (In einer Variante ebd. S. 386 versteckt ein Geizhals vor einem Greise Knödeln, die sich in eine Schildkröte verwandeln.)

2. Eine Mutter ging zu ihrer verheirateten Tochter zu Gaste. Kaum hatte die Tochter durch das Fenster ihre Mutter kommen sehen, so deckte sie eine gebratene Henne, von der sie mit ihrem Manne eben gegessen hatte, rasch mit einem andern Teller zu und versteckte sie vor der Mutter, um ihr nichts davon geben zu müssen. Die Mutter kam, saß eine Weile da und ging ohne alle Bewirtung weg. Sofort holte die Tochter den Braten, um ihn zu Ende zu essen. Als sie aber den oberen Teller abheben wollte, war er an den Braten angewachsen. Im Augenblicke verwandelten sich auch die beiden Teller samt der Henne in eine Schildkröte. So ist die Schildkröte entstanden.

Kupczanko, Russische Schöpfungssagen. Am Urquell. III, 18.

Etwas völlig Neues begegnet uns in einer kleinrussischen Fassung, in der die Tochter selbst zur Schildkröte wird.

Die Mutter, die bei ihr zu Besuch ist, bemerkt, daß sie heimlich ein Hühnchen verzehrt und macht ihr Vorwürfe. Sie erwidert aber, daß es kein Hühnchen sei, sondern daß sie sich aus Armut eine Schildkröte gekocht habe. Da verfluchte sie die

Mutter, daß sie selbst eine Schildkröte werde. Und so geschah es. Und auch jetzt noch wird die Schildkröte häufig „Hühnchen" genannt.

Čubinskij, Trudy 1, 66.

Auf die Entstehung dieser Spielart hat möglicherweise eine andere Sagengruppe eingewirkt, die ebenfalls auf Beobachtung der Schildkröte beruht. Sie erzählt, daß die Schildkröte ein verwandelter Mensch (Frau oder Bäcker) mit dem Backtrog oder Waschtrog auf dem Rücken sei.

Krauß, Sagen und Märchen der Südslawen 2, 123 (mit dem hübschen Einzelzug: Wenn die Schildkröte den Kopf zurückzieht, schämt die Frau sich).

Politis, *μελέται* Nr. 338 und 351 (aus dem Pontus und aus Thrazien), daselbst wird verglichen Äsop, Halm 154. Kálmány, Szeged Népe 2, 142. Vgl. Arany és Gyulai, Magyar Népköltési Gyiytemény 3, 413.

Dazu Natursagen 3, 466. 468. 473. Wlislocki, Volksgl. u. relig. Brauch der Magyaren S. 79.

II. Das unzufriedene Kamel.

Eine äsopische Fabel (Halm Nr. 184) erzählt, daß das Kamel den Stier um seine Hörner beneidete und selbst solche zu haben begehrte. Es ging zu Zeus und trug ihm seine Bitte vor. Dieser aber wurde unwillig über die Unzufriedenheit des Tieres und gab ihm nicht nur keine Hörner, sondern nahm ihm auch noch einen Teil seiner Ohren weg.

Diese Fabel mit der für das Leben so vielfach brauchbaren Moral hat eine weite literarische Verbreitung gehabt. Sie liegt dem talmudischen Sprichwort zugrunde: „Das Kamel ging hin und wollte Hörner haben; da schnitt man ihm auch die Ohren, die es schon hatte, noch ab" (Tractat Sanhedrin fol. 106a; vgl. Grünbaum, Jüd.-deutsche Chrestomathie S. 242); sie ist von orientalischen Dichtern behandelt worden (vgl. Pend-Nameh ed. de Sacy S. 207); eine ähnliche Fabel hat sie nachgeahmt: im Anvár-i-Suhailí 193 geht der Esel aus, sich einen Schwanz zu suchen, und ein Landmann schneidet ihm die Ohren ab (vgl. Benfey, Pantschatantra 1, 302, wo noch auf Livre des lumières 145, Cabinet des fées 17, 363 verwiesen ist); ein arabisches Sprichwort lautet: Der Esel ging fort, um sich Hörner zu suchen, da kehrte er mit abgeschnittenen Ohren zurück (Freytag, Arabum proverbia 1, 517, Nr. 76).

Im Anschluß an Avianus, fab. 8, ist die ursprüngliche Erzählung vom Kamel bei deutschen Schriftstellern herrschend geblieben: Steinhöwel 121, Rollenhagen Rr 3b, Burkard Waldis 1, 93.

Bei Hans Sachs, Sämtl. Fabeln u. Schwänke 4, Nr. 333 (Meistergesang vom 17. November 1546)

sieht das Kamel vier starke Ochsen grasen, und zornig über den Anblick der schönen Hörner beschwert es sich bei Jupiter, daß es wehrlos sei. Der Gott hält ihm seine Undankbarkeit vor. Es habe langes Leben, große Stärke und die Liebe der Menschen erhalten.

Vnd schnit im ab in zoren
Sein schône lange oren,
Sprach: „Nůn sey vůrpas stůmpfet,

All dein lebenlang kůmpfet,
Plaicher vnd gelber farbe,
Als der im neid verdarbe . . .“

Vgl. Fab. u. Schwänke 1, Nr. 87. — Über die literarische Verbreitung gibt Österley zu Kirchhof, Wendunmuth 7, 57 (Bd. 4, 282) zahlreiche Nachweise (ebd. 5, 164).

Im Volksmunde scheint diese Fabel nicht vorzukommen. Wohl lag es nahe, sie in eine naturdeutende Erzählung umzuwandeln und stärkeren Nachdruck auf die Entstehung der Tiergestalt zu legen. (Vgl. Hans Sachs, auch Steinhöwel: So nim ich dir die auren darzuo, darumb daz du öwiglichen diser strauff gedenkest.) Aber der lehrhafte Charakter blieb vorherrschend.

III. Warum die Bienen vom Stiche sterben.

Anders erging es einer zweiten Fabel, die gleichfalls auf dem Motiv der Begehrlichkeit beruht, aber weniger lehrhaft aussieht.

Die Bienen, so sagt Äsop (ed. Halm Nr. 287—287c), baten Zeus um die Vergünstigung, die Menschen mit ihrem Stachel zu töten. Zeus aber verfügte, daß sie selbst vom Stiche sterben sollten.

Das gleiche wird nach Rimicius auch bei Steinhöwel erzählt (Nr. 109, hg. von Österley S. 253):

. . . Ain pin, die des wachs muoter ist, kam für die gött, inen ze opffern, und brachte dem got Jupiter ain gab von könig, deren sich der got sere fröwet, und schuoffe, daz man die pinen geweren sölte, was sie bitten würde. Do sprach die pin: Durchlüchtigister got aller göt, ich bitte, du wöllest dyner dienerin diser gab geweren, daz alle, die zuo dem binkar koment, das honig dar uß ze niemen, so balde ich die stiche, das sie ze hand sterben. Jupiter ward solicher gebett lang zwyflich, wann menschlichs geschlecht hette er gar lieb. Ze letst sprach er zuo der pinen: Du solt dar an benügig syn, welher zuo dem binkar komet das honig ze niemen, stiche du in und laßest den angel in dem stich, daß du als balde sterbest, und daz der angel dyn leben sye. Also ward der pinen übler wonsch, wider das menschen geton, in sie selber gewendet.

Der naturgeschichtliche Charakter dieser Fabel, die poetische Begründung, warum der Stich für die Bienen selber tödlich ist, überwiegt den moralischen Zweck so sehr, daß moderne Sammler, die die Fabel aus dem Volksmunde aufzeichneten, sie keineswegs als solche erkannt haben.

Vgl. Revue des trad. pop. 1, 91: ‘légende’ du Nivernais; 1, 151: légende de la Basse-Bretagne. Mélusine 1888, 221. Maspons y Labrós, Lo Rondallayre p. 24. Etnogr. Obozrěnije 5, 2, 177; Ivanov in Char'kovskij Sbornik 1888, S. 97; Dragomanov, Malorusskija predanija S. 12, Nr. 33; Etnogr. Zbirnik 12, S. 29, Nr. 30; Romanov, Bělorusk. Sbornik 4, S. 169, Nr. 26; Dobrovol'skij, Smolenskij etnogr. Sbornik 1, S. 287, Nr. 54; Zbiór wiadom. 3, 102.

Eine rumänische Volkssage schließt sich in freierer Weise an die antike Fassung, indem sie folgendes berichtet:

Als Gott die Tiere versammelt hatte, um mit ihnen über ihre Lebensaufgabe zu sprechen, sagte die Biene, es gefalle ihr nicht, daß sie so viel Honig und Wachs für die Menschen fertigen müsse. Sie bitte um einen Stachel, um ihren Honig und sich vor den Menschen zu schützen, und wen sie steche, der sollte sterben. Gott

aber erfüllte diese hochmütige Bitte nicht, sondern bestimmte, sie solle auch fernerhin für die Menschen arbeiten; einen Stachel solle sie bekommen, aber nur, um damit zu schrecken, nicht zu stechen. Wenn sie stäche trotz seines Gebots, so sollte sie selbst dadurch umkommen.

Marianu, Insectele S. 138.

Die Honiglieferung wird auch in einer sizilianischen Sage mit dem Stachel und dem Tode der Biene in Verbindung gebracht.

Als der Herr die Biene schuf, gab er ihr die Fähigkeit, täglich ein wenig Honig zu machen. Die Biene gehorchte. Aber die Menschen, an jene Süße nicht gewöhnt, hatten kaum gekostet, so wollten sie um jeden Preis davon haben. Ihrer ledig zu werden, begann die Biene alle zu stechen. Als das der Herr erfuhr, bestrafte er sie damit, nur wenige Tropfen Honig täglich machen zu können und sterben zu müssen, unmittelbar nachdem sie gestochen habe.

Pitrè, Usi e costumi Sicil. 3, 341 (ebd. auch die unerweiterte äsopische Fassung).

Ebenso in Malta.

Die Biene war von ihrer Erschaffung an sehr hochmütig und zwar deswegen, weil sie zierlichen Körpers war und den Honig zu gewinnen wußte. Wie sie aber merkte, daß die Menschen ihr den Honig abnahmen, ärgerte sie sich und beschloß, dem Meister eine Bitte vorzutragen: sie bat um eine giftige Waffe! Da gab ihr der Meister den kleinen Stachel, sagte aber kein Wort dazu, und die Biene flog voller Übermut heim. Nun wollte sie den Honig für ihre Kinderchen verteidigen und mit dem Gifte des Stachels die Menschen töten. Doch kaum gebrauchte sie den Stachel, so fiel sie hin und war dem Sterben nahe. So rief sie nach dem Meister, und dieser antwortete und sprach: „Du wolltest mich überlisten, wolltest, daß ich durch deinen Stachel die Menschen zu Schaden kommen lasse und nur deswegen, damit du deinen Kindern den Honig aufsparen mögest. Nun aber wisse: Tiere und Pflanzen sollen für den Menschen da sein. Der Mensch pflanzt und hegt die Rosen, die Blumen, und deswegen hat er ein Recht auf den von dir gesammelten Honig! Du hast dir eine Waffe erbeten, kannst dich verteidigen, doch werden deine Gedärme am Stachel hängen bleiben! Dies wird dein Tod sein."

Freundliche Mitteilung von Frl. B. Ilg.

Eine andere rumänische Sage benutzt hingegen nur die allgemeinen Umrisse des Vorbildes und bringt im übrigen noch einen neuen Gedanken zum Ausdruck, indem sie den Fleiß der Bienen im Zusammenhang mit ihrem Sterben begründet:

Die Biene bat Gott um einen Stachel. Sie bekam ihn bewilligt, aber sie darf ihn nur gebrauchen, wenn sie in jedem Sommer 12 Oken Honig hervorbringt. Deshalb ist die Biene so fleißig; trotzdem aber bringt sie diese Menge nicht zusammen und muß deshalb sterben, sobald sie sticht.

Marianu, Insectele S. 139.

In Frankreich arbeitet die Sage mit dem beliebten Mittel des steigernden Zusatzes.

1. Variante aus Nivernais.

Als der liebe Gott die Gaben unter die Tiere verteilte, verlangten die Bienen in silbernen Körben zu wohnen, und um geachtet zu werden, baten sie, daß

ihr Stich immer tödlich sein möge. Der liebe Gott, der zornig war über so große Anmaßung und Boshaftigkeit, antwortete ihnen: Ihr werdet in mit Kuhmist belegten Weidenkörben wohnen, und jede Biene, die sticht, soll daran sterben.

Revue des trad. pop. 1, 91.

2. Variante aus der Basse-Bretagne:

Als Gott die Bienen geschaffen hatte, wurden sie sogleich hochmütig. Denn es war ihnen die Gabe gegeben, geschickte Arbeiter zu sein und Honig hervorzubringen. „O Herr," sagten sie zum lieben Gott, „laß uns in goldenen Häusern wohnen." Aber Gott antwortete ihnen: „Wer sich selbst erhöht, wird erniedrigt werden. Ihr werdet in Häusern aus Stroh wohnen." „Herr," begannen sie wieder, „erzeige uns wenigstens die Gnade, daß wir Schrecken einflößen dürfen, indem wir durch jeden Stich unseres Stachels den Tod bringen." Aber Gott sprach: „Die Waffen des Bösen kehren sich gegen ihn selbst. Wenn ihr ein lebendes Geschöpf angreifen werdet, so sollen eure Stiche für sie ohne Folgen sein, aber ihr werdet sterben."

Revue des trad. pop. 1, 151.

Eine Variante aus der Haute-Bretagne nimmt eine Wendung ins Christliche.

Bienen gibt es erst seit Ankunft Christi auf Erden. Als sie im Begriff waren den Herrn zu verlassen, um auszufliegen, sagte eine: Alles, was ich mit meinem Stachel stechen werde, wird sterben. — Nein, sagte Christus, sondern jeder, den ihr stechen werdet, wird sich davon erholen, aber ihr werdet nach dem Stiche sterben. Daher sterben die Bienen vom Stiche.

Sébillot, Légendes chrétiennes p. 19, I. cf. Maspons y Labrós 2, 24.

In Rußland liegt eine dunkle Erinnerung an die äsopische Fabel in folgendem Wortlaut vor:

Die Biene bat Gott, daß der Mensch von ihrem Stiche sterbe, nicht sie selber. Gott aber sagte: Wer wird dich dann erhalten?

Etnogr. Sbornik 6, Abt. 1, 124.

Eine kaukasische Überlieferung, die Sumcov wohl mit Unrecht als Nachklang aus der Antike auffaßt, erzählt folgendes:

Schlange und Biene befragen einen Propheten über ihr Los. Die Schlange, sagt dieser, wird Kopfschmerzen haben. Dafür stirbt der von ihr Gebissene, während die Schlange am Leben bleibt. Die Biene dagegen wird keine Kopfschmerzen haben, doch stirbt sie vom Stich.

Sbornik material. dl'a opis. Kavkaza 9, 108. Vgl. Etnogr. Obozr. V, 2, 177.

Eine bisher unbeachtet gebliebene Parallele hierzu findet sich in Rumänien:

Einst hatte der Hund Kopfschmerzen zum Tollwerden; er lief klagend umher und traf eine Schlange, die an derselben Krankheit litt. Diese sagte zu ihm: „Für euch Hunde ist Gras ein gutes Mittel gegen Kopfweh." Der Hund begann sofort Gras zu fressen, und das Mittel half ausgezeichnet. Der Teufel aber gab dem Hunde ein, Gutes mit Bösem zu vergelten, und so sagte dieser zur Schlange: „Von den Alten weiß ich, daß die Schlangen sich auf eine Straße begeben müssen, um den Kopfschmerz loszuwerden." Die Schlange befolgte den Rat. Alsbald aber kam

ein Wanderer auf der Straße daher und schlug die Schlange auf den Kopf, so sehr, daß ihr Kopfschmerz auf ewig verschwunden war. Seitdem fressen die Hunde Gras als Mittel gegen Kopfweh, die Katzen machen es ihnen nach, sie ziehen Katzenkraut vor. Die Schlangen aber legen sich auf die Straße.

Sezătoarea 3, 151.

Schlange und Biene erscheinen auch in folgender Variante nebeneinander.

Vordem war das Bienchen besser als jetzt. Einmal sagte es zu unserm Herrn Christus: wen es steche, der solle sterben! „So sollst du sterben!“ Und seitdem stirbt das Bienchen auch. — Die Schlange sagte auch: wen sie steche, der solle sterben! „Gut, wen du stichst, der soll sterben! doch dich soll die Erde nicht aufnehmen!“ Und sie nimmt sie auch nicht auf, denn wenn ihre Zeit naht, daß sie verenden will, legt sie sich auf die Fahrstraße und wird zerquetscht.

Kálmány Világunk alakulásai nyelvhag. S. 46.

Mit einem Sagenstoff, der uns im ersten Bande dieses Werkes mehrfach begegnet ist, vermengt sich die äsopische Fabel in folgender rumänischen Variante:

Als Gott den Erdenball fertig hatte, war ein bißchen Erde übriggeblieben. Er wußte nicht, was er damit anfangen sollte. Drum schickte er die Biene zum Igel, um von ihm Rat zu holen. Der aber wollte nichts sagen. Die Biene aber belauschte sein Selbstgespräch: „Offenbar weiß Gott nicht, daß er daraus Berge und Täler machen kann,“ und teilte das Gott mit, der danach handelte. Als Belobung wollte ihr Gott einen Wunsch erfüllen. Frech wünschte die Biene: wen sie steche, der solle sterben. Gott aber gefiel das nicht; er bestimmte vielmehr, daß die Biene durch ihren eigenen Stich sterben sollte. Und so ist's noch heute.

Marianu, Insectele S. 128.

Mit einer Sage von ungleichen Kindern (Natursagen III, 468) vermengt sich die Fabel in folgender Variante aus Poitou.

Die Biene, die Ameise und die Spinne waren Schwestern. Ihre Mutter wurde krank. Da wurde die Ameise gesucht, um ihre Mutter zu pflegen. Die Ameise sagte, daß sie keine Zeit hätte, daß sie Vorrat für den Winter einsammeln müsse. Darauf wurde die Spinne gesucht, sie sagte, sie habe ein Gebälk angefangen, was sie vorher beendigen wolle. Zuletzt ging es zur Biene, die sagte, sie habe zwar viel zu tun, aber Arbeit könne Arbeit bleiben, sie wolle ihre Mutter pflegen. — Dafür wollte sie der liebe Gott belohnen und sagte ihr, sie dürfe in einem Hause wohnen. Sie bat um ein goldenes und wollte, daß alle, die sie stechen würde, sterben müßten. Aber der liebe Gott sagte: „Nein, du wirst in einem Hause aus Holz, verschmiert mit Ochsendreck, wohnen.“ Und seitdem ist es so, daß nicht die Gestochenen sterben, sondern im Gegenteil die Bienen, wenn sie stechen.

Archivio XIII, 124.

IV. Die Schildkröte und der Adler.

Eine Schildkröte bat einen Adler, sie fliegen zu lehren, und als dieser ihr vorstellte, es sei das ihrer Natur ganz unangemessen, bestand sie nur um so hartnäckiger auf ihrer Bitte. Er packte sie nun mit den Krallen, trug sie in die Höhe und ließ sie sodann herabfallen. Sie prallte an einem Felsen an und ward zer-

schmettert. Die Fabel lehrt, daß gar manche, die Klügeren kein Gehör schenken, durch ihre Rechthaberei sich selbst schaden.

Halm Nr. 419. Übs. von W. Binder Nr. 61.

Dieser äsopischen Fabel hat die mündliche Volksüberlieferung mehrere neue Fassungen gegeben, die zum Teil auch durch die Vorliebe für Naturdeutung beeinflußt sind.

1. Lettische Variante.

Der Fuchs bittet den Storch, ihn das Fliegen zu lehren. Der Storch hebt ihn in die Luft, uud der Fuchs meint, nun werde er es können. Der Storch läßt ihn los, der Fuchs stürzt auf einen Baumstumpf und bricht den Schwanz. Seit der Zeit kam es keinem Fuchs mehr in den Sinn zu fliegen, wohl aber haben noch heutigen Tages alle Füchse gebrochene Schwänze.

Lerchis-Puschkaitis 5, Nr. 75 = Živaja Starina 5, 443.

2. Aus Finnland.[1])

Der Fuchs bittet den Kranich, der zum Winter dageblieben ist, ihn fliegen zu lehren; so wolle er ihn den ganzen Winter durch füttern. Der Fuchs ernährt ihn und fordert am Sommeranfang den ausbedungenen Lohn. „Gut, setze dich auf meinen Rücken." Der Kranich erhebt sich mit dem Fuchs und läßt ihn dann fallen, daß er sich das Bein bricht. Dann fragt er, wie ihm das Fliegen gefalle? „Ach, hübsch ist es sonst, nur habe ich mir dabei das Bein gebrochen." „Nun, hast du's gebrochen, so mag es gebrochen sein!" meint der Kranich.

Schreck, Finnische Märchen S. 238, Nr. 11.

3. Aus Mecklenburg.

Wenn de Schüttendreiher[2]) œwern See flücht, röppt he ümmer: Schreg', schreg'.[3]) Dat sall dorvon kamen: Eens sett't he sik an't Land daal[4]), dor is dor grad' de Voss. Dee secht to em, he mücht giern eens de Seepartie mit em maken, ob he em nich mitnähmen wull. Ja, dat wull he wol dohn. As se nu midden up'n See sünd, lett em de Schüttendreiher fallen. Schreg', Schreg', röppt he. Ja, secht de Voß, dat mach den Deuwel schreg' gahn, geiht ümmer grad' daal. Dor is he in'n See versapen.

Wossidlo II, Nr. 311d. Vgl. Asmus, Pomm. Bl. f. Volksk. VII, S. 15: der Storch lehrt den Fuchs fliegen (ohne Ätiologie).

Eine neue schwankhafte Pointe enthält folgende Variante:

4. Aus der Gascogne.

Ein Adler, der in den Lüften schwebte, bemerkte mit seinen scharfen Augen, daß ihm unten ein Fuchs die Zunge herausstreckte. Wie der Blitz schoß er auf ihn nieder, trug ihn bis über die Wolken empor und ließ ihn dann los. Im Fallen rief der Fuchs: Bringt Stroh her! Bringt Stroh her! (nämlich, um den Sturz zu lindern).[5])

Bladé, Contes pop. de la Gascogne 3, 215.

An die äsopische Fabel von dem Adler und der Schildkröte erinnert auch eine am Amazonas sehr verbreitete Geschichte von einem Geier und

1) Vgl. Aarne, Finnische Märchenvarianten, Nr. 225.
2) Fischreiher. 3) schräge. 4) nieder.
5) Vgl. Sadovnikov Nr. 53 (Nachtigall und Fuchs) und 54 (Kranich und Fuchs); beide Fassungen sind unätiologisch.

einer Schildkröte, die sich selbst herabfallen ließ, um rasch auf die Erde zu gelangen.

5. Aus Brasilien.

Der Geier macht mit der Schildkröte eine Wette, wer rascher nach dem Himmel gelangen könne, wo gerade ein Fest gefeiert wurde. Die Schildkröte schmuggelt sich in den Proviantkorb des Geiers ein, kommt glücklich an und empfängt den Geier, als dieser von einem Spaziergang durch das festliche Treiben zurückkehrt, mit der Behauptung, daß sie bereits seit langer Zeit oben sei und auf ihn warte. Die Wette ist unentschieden, man erneuert sie für die Rückreise, wer zuerst auf der Erde ankomme. Der Geier fliegt hinunter, aber die Schildkröte läßt sich fallen und gewinnt. Im Fall hat sie sich abgeplattet, und ihre Schale ist geplatzt, wie man noch heute sieht.

von den Steinen, Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens S. 357 = Barbosa Rodriguez, Poranduba Amazonense. Annaes da Bibliotheca Nacional 14, 2, S. III. Rio de Janeiro 1890.

V. Der Storch als Froschkönig.

Ein interessantes Beispiel für willkürliche Ätiologie bietet die bekannte Fabel vom Storch als Froschkönig (Halm Nr. 76), die eine weite literarische Verbreitung erlangt hat[1]) und auch aus dem Volksmunde in folgender Form aufgezeichnet ist:

Aus Rumänien.

Die Frösche baten Gott, auch ihnen einen König zu geben. Gott nahm einen Holzklotz, warf ihn in den Froschteich und sprach: „Da habt ihr einen König.“ Die Frösche ergriffen vor Schreck die Flucht, kamen aber bald wieder aus ihren Verstecken hervor, und als sie den Holzklotz sahen, fingen sie an, sich darüber lustig zu machen. Als nun Gott wieder vorüberkam, baten sie ihn, ihnen doch einen richtigen König zu geben, der sich wenigstens bewegen und sie nach Gesetzen regieren könne. Da gab ihnen Gott, der nicht gerade bester Laune war, den Storch als König der Frösche, der nun über sie herrscht.

Marianu, Ornitologia 2, 314.

Die ätiologische Fortsetzung berichtet aber, daß die Frösche seitdem immer aufs neue um einen anderen Herrscher bitten; das ist es, was wir quaken nennen. So heißt es bei Erasmus Alberus Nr. 5 (herausgegeben von W. Braune S. 29):

Sie schreien auff den heutgen tag,
Das jhn kein ander werden mag,
Dann wann der Storck ist schlaffen gangen,
So pflegen sie dann anzufangen
Mit heiser stimm zu gecken sehr,
Ihn wird kein ander nimmermehr,
Der Jupiter fragt nichts darnoch,
Wenn sie schon schrien noch so hoch ...
Der Storck muss nun jhr König bleiben.

Ebenso führt Burkhard Waldis (1, 17) diesen Gedanken aus. Beide Dichter fanden ihn bereits in ihrer Quelle, einer Fabel des Goudanus[2]), die

1) Oesterley zu Kirchhof, Wendunmut 7, 157. Kurz zu Waldis 1, 17. Jacques de Vitry, Exempla ed. Crane Nr. 24. Wickram, Werke 4, 92. Anzeiger f. K. d. deutschen Vorzeit 1859 S. 368.

2) In dem Buch: Fabularum quae hoc libro continentur interpretes atque autores 1516, fab. 17.

ihrerseits auf dem sog. Anonymus Neveleti beruht, der wiederum auf Romulus (2, 1) zurückgeht. Die Ätiologie ist eigene Zutat des Goudanus. Es heißt dort: „Nam et hodie adhuc queruntur. Vesperi enim ciconia cubitum eunte ex antris egressae rauco ululatu murmurant, sed surdo canunt“ etc. Dieser naturdeutende Zusatz ist zweifellos nach dem Vorbild entsprechender Volkssagen gemacht worden.

(Zwei Gegenstücke solcher literarischen Ätiologie liefert uns Hans Sachs, wenn er die Fabel von dem Manne mit den zwei Frauen, von denen die eine ihm die schwarzen, die andere ihm die weißen Haare auszupft, benutzt, um davon die Kahlheit der Männer herzuleiten, und wenn er den Schwank von Petrus als Drescher, der zweimal von der Bäuerin gerauft wird, mit dem Einfall schließt, daß Petrus seitdem jene Glatze hatte, mit der er immer abgebildet ist.)

VI. Fuchs, Hase und Luchs.

Willkürliche Ätiologie liegt auch in folgender Fabel vor, die Burkhard Waldis (IV, 56 Kurz = IV, 37 Tittmann) nach unbekannter Quelle erzählt:

Luchs und Hase begeben sich miteinander zur Hochzeit von des Fuchses Sohn. Unterwegs macht der Luchs mit dem Hasen aus, daß sie sich tapfer wehren wollen, falls sie feindlich angegriffen würden. Ein Jäger mit seinen Hunden gewahrt sie.

Da wurdens plützlich umberingt,
Ein jeder auf die tierlin springt.
Der luchs wert sich, so best er mucht;
Der has wendt sich und gab die flucht,
In reut gar bald der vorig kauf
Und steckt das hasen bannier auf,
Gab sich zu holz den berg hinan,
Mit not den hunden kaum entrann.
Da ward dem luchs sein haut zerbißen
Und so gar jemerlich zerrißen,
Daß er noch heut zu disen stunden
Hat die blutflecken und die wunden.

VII. Äsopische Natursagen.

Unter den äsopischen Fabeln finden sich mehrere, denen ebenso wie der Fabel von den Bienen der Charakter der Natursagen eigen ist. Sie sind offenbar aus dem Volksmund geschöpft und ein gutes Zeugnis für antike Naturbeobachtung.

1. Die **Esel** schickten einst wegen ihres unaufhörlichen Lasttragens und Angestrengtseins eine Gesandtschaft an Zeus, um bei ihm Erlösung von ihren Mühseligkeiten zu erbitten. Er aber, um ihnen darzutun, daß dies unmöglich sei, erteilte den Bescheid, sie würden von ihren Leiden erlöst werden, wenn sie [solange] harnten, bis es einen Fluß gäbe. Sie nahmen den Spruch für Ernst auf, und von jenem Tage bis auf den heutigen stellen sich die Esel [überall], wo sie Urin von anderen [Eseln] erblicken, hin und harnen ebenfalls.

Äsop, Fabeln übs. von Binder Nr. 112 = Halm, Nr. 319. Vgl. Natursagen I, 222f. III, 178.

2. Die **Ameise** war vor alten Zeiten ein Mensch, der den Ackerbau als Beruf erwählt hatte, sich aber nicht mit dem durch eigene Arbeit Erworbenen begnügte, sondern auch noch seinen Nachbarn ihre Feldfrüchte entwendete. Da ergrimmte Zeus über solche Habgier und verwandelte ihn in das Tierchen, das jetzt Ameise

genannt wird. Die Gestalt war nun zwar gewechselt, allein die innere Neigung hatte [damit] keine Änderung erlitten: denn bis auf den heutigen Tag wandelt die Ameise auf den Saatfeldern herum, liest die Früchte fremden Fleißes zusammen und speichert sie in ihren Vorratskammern auf.

Äsop, Fabeln übs. von Binder Nr. 108 = Halm, Nr. 294. Vgl. auch Wagner, Carmina Graeca medii aevi S. 299f.

Die Fabel lebt noch heute fort in folgender Überlieferung:

Aus Thrazien.

Die Ameise war einmal ein Mensch und hatte auch eigene Besitzungen. Aber da er die Arbeit nicht liebte, bebaute er seine Güter nicht, sondern stahl, was die anderen für die Armen übrigließen, wenn sie ihre Früchte sammelten. Und Gott verfluchte sie darum, und sie wurde zur Ameise und hat noch immer die Gewohnheit zu handeln wie früher, denn der Diebstahl klebte ihr an.

Politis Nr. 356.

3. Die **Haubenlerche** hat Äsop nach Aristophanes, Vögel v. 471—75, den ersten aller Vögel genannt, der vor der Erde geboren sei, und erzählt, daß dieser, als sein Vater starb und bis zum fünften Tage unbegraben blieb, ihm ein Grab in seinem Kopfe grub, weil er sonst keins finden konnte.

Hierzu stellt sich folgende indische Parallele:

Dem König der Inder wurde ein Sohn geboren. Das Kind hatte ältere Brüder, die, als sie erwachsen waren, sehr ungerecht und gottlos waren. Sie verachteten ihren Bruder, weil er der jüngste war, und spotteten über ihren Vater und ihre Mutter, die ihnen nichts galten, weil sie alt und grau waren. So konnten der Knabe und seine alten Eltern zuletzt nicht länger mit den bösen Menschen leben und alle drei flohen aus dem Hause. Im Laufe der beschwerlichen Reise, die sie unternahmen, unterlagen die alten Leute den Anstrengungen und starben, und der Knabe zeigte ihnen große Achtung, da er sie in sich begrub, nachdem er sich den Kopf mit dem Schwert abgeschlagen hatte. Da verwandelte die allsehende Sonne, in Bewunderung dieser frommen Tat, den Knaben in einen herrlich anzusehenden Vogel, der ein langes Leben hat. Auch wuchs auf seinem Kopfe ein Schopf als Erinnerungszeichen an das, was er auf seiner Flucht getan.

Indian Antiquary 6, 345 = Crooke, Popular Rel. and Folkl. 2, 249 = North Indian Notes and Queries 3, 178.

4. Eine **Fledermaus**, ein **Dornbusch** und ein **Tauchervogel** hatten Kameradschaft gemacht und beschlossen Handelsgeschäfte zu treiben. Zu dem Ende borgte die Fledermaus Geld und legte es zum gemeinschaftlichen Gebrauche ein; der Dornbusch kam mit einem Gewande und der Tauchervogel, als der dritte, mit Geld. So segelten sie ab. Als nun infolge eines heftigen Sturmes das Fahrzeug scheiterte, verloren sie alles, sie selber aber retteten sich auf das feste Land. Von der Zeit an sitzt der Taucher immer am Gestade [und wartet], ob wohl das Meer irgendwo das Geld auswerfe; die Fledermaus wird aus Furcht vor den Darleihern bei Tage niemals sichtbar, sondern geht nur nachts auf Nahrung aus, und der Dornbusch hält die Vorübergehenden am Kleide fest um zu erspähen, ob er etwa das ihm Gehörige finde.

Äsop, Fabeln übs. von Binder Nr. 42 = Halm Nr. 306b. In einer Var. bei Halm 306 bringt der Taucher das Fahrzeug, das er nun fortwährend sucht, indem er taucht.

Hieran schließt sich eine literarische und eine mündliche Überlieferung.

a) Aus Kirchhof, Wendunmut IV, 160. 161 (Ausg. Österley Bd. 3, S. 158):

In eine gesellschafft gleichs gewins und verlusts schwuren ihr drey zusammen, ihre kauffmannschafft zu treiben zu waßer und zu land. Der erste aber handelt fürnemlich für sich selbst und seine gemeiner zu schiff und auff dem waßer, segelt mit einem schiff, das etliche hundert läßt eingeladen, dahin; kam unversehens eine große fortun und sturm auff das meer, daß neben andern diß schiff auch must verterben und untergehen, also, daß welcher kurtz hievor der reichst, ietzt nun am unseligsten lebte und auß hefftiger gefaßter ungedult wünscht, kein mensch mehr zu sein; darumb er wart von gott gestrafft und zur schwalben verwandelt, von derwegen er noch immerdar in gestalt der schwalben über und auff dem waßer mit großer sorgfeltigkeit fleugt und fladdert, fleißig achtgebend, ob er noch etwas von ihren verlornen und versenkten gütern möcht ersehen und sie wider langte. Diß war seine straffe für sein mißbieten und murren wider gott.

Der ander in genennter gemeinschafft hette sich mit großen geschulden verhafftet, mit auff pension nemmen merklicher summen, darzu seinen glauben für mancherley und nit geringe kauffmans güter versprochen, daß ihm unmüglich, auff gesetzte termin und zahlzeit es abzustatten. Darumb, von wegen tieffer und schwerer bekümmernus der geltschulden und anders halben, auch daß er sich mehr denn glaublich beschamet, ward er zu einer fledermauß, schewet sich vor menniglich, befürchtend, seine glaubiger weren vorhanden; auß denen ursachen leßet sie sich des tags nicht sehen und fleugt nur des nachts.

Vgl. dazu die Nachweise bei Oesterley Bd. 5, S. 115.

b) Aus England.

Der Kormoran handelte einst mit Wolle. Dornstrauch und Fledermaus beteiligten sich daran und befrachteten ein großes Schiff mit Wolle. Das ging unter und sie verloren alles. Seit diesem Unglück hält sich die Fledermaus bis Mitternacht versteckt, um ihren Gläubigern auszuweichen, der Kormoran taucht immer ins Wasser um das Schiff zu entdecken, und der Dornstrauch hält jedes vorbeigehende Schaf an, um seinen Verlust an Wolle wieder wett zu machen.

Dyer, The Folklore of Plants p. 305.

5. Warum die **Schwalbe** bei den Menschen wohnt, diese Frage beschäftigt des öftern die Phantasie des Sagenerzählers. (Vgl. Natursagen I—III Reg.) Auch Äsop (Halm Nr. 417. 417b) beantwortet sie in einer Fabel, die der Natursage zum Verwechseln ähnlich sieht. Die Schwalbe warnt die übrigen Vögel vor dem Hanfsamen und nochmals, als der Hanf aufgeht; daraus würden die Fangnetze gestrickt. Die Vögel verachten den Rat. Da schied die Schwalbe von ihnen und zog sich in die Häuser der Menschen zurück um dort sicherer zu leben.

Vgl. Hervieux, S. 128. 256. 292. 340. Oesterley, zu Kirchhof, Wendunmut 7, 114. Hertel, Tantrākhyāyika 2, S. 138f. (Erzählung III, XI) mit Anm. 1, S. 139. Benfey 1, S. 249.

Für die mündliche Überlieferung liegt folgender Beleg vor:

Aus Schweden.

In der Zeit, als die Tiere noch redeten, versammelten sich alle Vögel, damit sie sich alle die Kräuter der Erde ansähen. Am Grase angelangt, waren alle, mit

Ausnahme der Schwalbe, zufrieden. Jene aber konnte den Lein nicht ertragen, weil die Netze und Schlingen daraus gemacht werden. Die Bachstelze verteidigte unter dem Beifall der anderen Vögel den Lein, die Schwalbe aber sprach:

„dä flyr jag under menniskant tak
och aldrig trampar jorden med min fot!“

[ich flüchte mich dann unter das Dach der Menschen und werde nimmer die Erde mit meinem Fuße betreten].

Cavallius II, XXIII.

6. In einer Variante hierzu (Halm Nr. 105. 106) warnt die **Eule** vor dem Vogelleim. Danach erzählt Kirchhof, Wendunmut 1, 85 (Ausg. Osterley 1, S. 110):

Vor Zeiten kamen alle vögel zů der eulen (als sie noch bißweilen ins feld spatzierte), freundschafft und bündtnuß mit ir zů machen, bahten darumb und begerten, daß sie umb mehrer bekrefftigung derselbigen, vorthin nit mehr in den thürnen oder alten gebeuwen, sondern bey ihnen im wald auff den lustigen grünen beumen nisten solte; zeigten ir darzů eine liebliche glatte junge eichen, und daß die zů irer wohnung aller bequembst wer vermeinende. Sie aber antwortet, daß ihr solchs nit zů thůn, sondern wolle in einen andern und nützlichern rath mittheilen, und sagt, daß sie vor solchen beumen sich vorsehen, und ihrer selbst gůte sorg haben solten, in betrachtung, daß darauff mit gewohnlicher listigkeit die leimruten, der vögel todt, verborgen legen. Solchen der eulen getrewen rath verachteten die vögel, wie sie denn von natur leichtfertig seyn, flogen mit gantzen scharen der eulen zů trutz auff die eichen, die mehre ziehmlich groß mit hüpschen esten und ausgebreitet gewachsen war, sprungen, sungen, spielten und geileten mit einander. Unter das trůg dieser eichbaum wispeln, deß warden die vögler gewar, richteten darmit ire leimrůten zů, besteckten disen baum und fiengen der vögel eine große menge. Allererst und zů spat wurden die armen, was gůten rath ihnen die eul gegeben, gewahr. Darumb noch heutigs tags, wo sies ersehen, weißheit zů lernen, ir nachfolgen und gleich als die ehrerbietigen umb sie herfligen, sitzen, hupffen und sich vor ir bucken ...

Über die lit. Verbreitung siehe Oesterley Bd. 5, S. 37.

7. Warum die **Schnecke** ihr Haus tragen muß. Als Zeus seine Hochzeit feierte, lud er alle Tiere zu Gaste. Die Schildkröte allein kam zu spät. Als er sie daher am folgenden Tage nach dem Grunde ihres Ausbleibens befragte, erwiderte sie: Das eigene Haus ist das beste Haus. Da ward er ergrimmt über sie und sprach das Urteil, daß sie ihr Haus stets mit sich herumtragen solle.

Äsop, übs. von Binder Nr. 105 (gekürzt). Halm Nr. 154.

In einer Variante erbittet die Schnecke, als Jupiter die Gaben unter die Tiere verteilt, um die Gunst, ihr eigenes Haus tragen zu dürfen, daraus niemand sie vertreiben könne. Sie will lieber diese Last tragen, als sich unter böse Nachbarn wagen.

Vgl. Kurz zu Burkhard Waldis 2, 97.

An die erste Fassung erinnert folgende Sage der Fang.

Der Elefant, der König der Tiere, schickte eines Tages seine Boten zu allen Tieren, sie sollten sich sogleich bei ihm versammeln, wenn einer nicht käme, würde sofort der Krieg über ihn verhängt werden. Die Tiere schickten sich sogleich an, zu gehorchen. Ein jedes machte ein Bündel, bereitete Vorräte, nahm Sack, Patronentasche, Fetisch und Gewehr und machte sich auf den Weg. Bald waren sie alle beim Elefanten, die einen etwas früher, die andern etwas später. Der Elefant rief

jedem beim Namen, ehe er die Beratung anfing, und jeder antwortete: „Ich bin hier.“ Nein, nicht jeder, denn als der Elefant rief: „Schnecke,“ antwortete niemand. Dreimal wurde gefragt, sie war nicht da. Die Beratung begann ohne sie. Schon war alles geordnet, und die Tiere waren beim Aufbruch, als einige zu rufen begannen: „Da ist die Schnecke, da ist sie!“ Das arme Tier kam ganz beschämt und zitternd heran, es fürchtete den Zorn des Elefanten sehr; selbst wenn es gewollt hätte, hätte es nicht die Kraft gehabt, mit ihm zu kämpfen. „Woher kommst du?“ rief der Elefant. „Aus meinem Dorf!“ „Und warum kommst du so spät? Hast du meine Botschaft nicht bekommen?“ „Ich habe sie wohl bekommen, Vater Elefant, und habe mich auch sogleich auf den Weg gemacht, aber der Weg ist so weit, und du hast mir nur ein Bein zum Laufen gegeben, oft sind die Zweige mir in die Augen gekommen, daß ich nicht mehr sehen konnte und dadurch sehr aufgehalten wurde, dann fürchte ich auch die Kälte und vom Regen bekomme ich Fieber. Um nun gesund hier anzukommen, habe ich mich entschlossen, umzukehren und mein Haus mitzunehmen, darum komme ich so spät. Vater Elefant lachte lange und herzlich über die Verteidigungsrede der Schnecke, dann sagte er: „Gut hast du geredet, Schnecke, gut hast du geredet, ich werde dir nun die Augen vorne an die Hörner setzen, daß dich die Zweige nicht mehr stören, denn du kannst dann nach Belieben deine Augen vorstrecken oder einziehen, aber um dich zu strafen, daß du bei der Versammlung gefehlt hast, die ich einberufen habe, wirst du in Zukunft dein Haus auf dem Rücken tragen. Geh, die Beratung ist zu Ende.“ Und seit der Zeit hat die Schnecke die Augen an den beweglichen Hörnern und trägt ihr Haus mit sich. Und die Strafe wird wohl nicht so schlimm sein, denn nun braucht sie sich ja kein Haus selber zu bauen.

Bull. de la Soc. Neuch. de Géogr. XVI, 175.

8. **Käfer und Adler.** Nach Äsop (Halm Nr. 7, Phaedrus 1, 28) fällt der Adler, der die Kleinheit des Scarabaeus mißachtet hat, dessen Rache zum Opfer, indem dieser ihm zweimal die Eier aus dem Neste wälzt. Die dritte Brut legt der Adler in den Schoß des Zeus mit der Bitte, ihm seinen Schutz zu gewähren. Aber der Käfer sammelte einen Kotballen und legte ihn dem Gott in den Schoß. Zeus will ihn abschütteln, dabei fallen die Eier heraus und zerbrechen. Als Zeus von dem Käfer erfährt, daß er sich habe rächen wollen, gibt er ihm recht, rät ihm jedoch, sich mit dem Adler auszusöhnen. Allein jener ist nicht dazu zu bewegen. Daher verlegt der Gott die Brut der Adler in eine andere Zeit, in welcher die Skarabäen noch nicht zum Vorschein kommen.

Über die lit. Verbreitung des Stoffes s. Kurz, Anm. zum Esopus von Burkh. Waldis II, 26. Österley zu Steinhöwels Äsop S. 244. („Darvon ist ensprungen, daz die adler nit iunge habent, ouch nit ayer legent zuo den zyten, so die hurnussel synt.“)

Die Geschichte stellt sich zu Volkssagen wie die in Bd. III, 143 mitgeteilte Sage von dem Raben und der Ameise. Der Rabe fürchtet, daß ihm die Ameise seine Eier aus dem Neste trage, und legt sie daher im März, wenn die Ameisen noch in ihrem Hügel stecken.

VIII. Der Wolf und die Geißlein.

In einer weitverbreiteten Fabel, die als äsopisch galt, verwandelt der Wolf seine Stimme und begehrt von den Geißlein Einlaß. Diese aber antworteten: Die Stimme hast du, aber nicht die Gestalt.

Kirchhoff, Wendunmut 7, 40. Dazu Österley Bd. 5, S. 161. Grimm, KHM. Bd. 3, 15.

Die Vorliebe für ätiologische Ausschmückung hat auf diesen Stoff zweimal in ähnlicher Weise eingewirkt.

1. Aus der Auvergne.

Eine Ziege ist dem Stalle entlaufen und hat sich im Walde ein Haus gebaut. Sie versorgt ihre Kleinen, indem sie ausgeht, ihnen Futter zu suchen; wenn sie wiederkam, rief sie: „Bei der Stimme meines kleinen Bartes und meiner kleinen weißen Pfote, öffnet mir.“ Und um sich vor dem Wolf zu sichern, setzte sie vor die Thür ein großes Gefäß mit heißem Wasser.[1]) Als sie fortgegangen war, dachte der Wolf, der von der weißen Pfote gehört hatte, sich die Pfote mit Kalk weiß zu machen. Er ging dann hin und sagte: „Bei der Stimme meines kleinen Bartes und meiner kleinen weißen Pfote, öffnet mir.“ Und die kleinen Zicklein öffneten dem Wolf die Tür. Die beiden großen fraß er, aber das kleinste verbarg sich im Schuh seiner Mutter und der Wolf fraß ihm das Ende seines Schwanzes ab. Seit der Zeit haben die Ziegen nur einen ganz kleinen Stummelschwanz.

Revue des trad. pop. 15, 425.

2. Märchen der Wotjaken.

Vor Zeiten lebte ein Hase. Der hatte viele kleine Kinder. Mit diesen wohnte er in einem großen schwarzen Hause. Der Hase ging jeden Tag in den Wald, um Nahrung zu suchen. Wenn er von Hause wegging, trug er seinen Kindern stets auf: „Wenn ich von Hause fern bin, öffnet niemandem und muckst euch nicht!“ Wenn er dann mit Nahrung zurückkehrte, befahl er seinen Kindern mit dünner Stimme: „Öffnet, öffnet, meine Kinder; ich bin da, eure Mutter; ich habe euch süßes Futter gebracht: Milch, Laub, Hanfsamen auch!“ Wenn er also sprach, so öffneten ihm seine Kinder sofort die Tür. Einmal hörte der Wolf, wie der Hase ihnen befahl, zu öffnen. Am nächsten Tage, als der Hase fort war, kam der Wolf zum Hasenhaus und begann mit grober Stimme zu sprechen: „Öffnet mir, öffnet, meine Kinder! Ich bin da, eure Mutter; ich habe euch süßes Futter gebracht!“ Die Hasenjungen sprachen: „Deine Stimme ist rauh, die Stimme unserer Mutter ist fein,“ und sie öffneten nicht. Nach des Wolfes Abzug kam der Hase selbst zurück. Seine feine Stimme vernehmend, öffneten die Hasenjungen die Tür und erzählten ihrer Mutter, was geschehen war. „Ei, ihr meine klugen Kinder!“ lobte der Hase seine Kinder. Bevor der Hase am nächsten Morgen ausging, trug er seinen Kindern streng auf, niemandem zu öffnen. Der Wolf hörte diese Rede des Hasen, denn er war hinter der Tür versteckt. Nach der Entfernung des Hasen kam er hervor und begann mit der feinen Stimme des Hasen zu sprechen: „Öffnet mir, öffnet, meine Kinder; ich bin da, eure Mutter; habe euch süßes Futter gebracht: Milch, grünes Laub, Hanfsamen auch.“ „Diese spricht mit feiner Stimme! Also ist es unsre Mutter!“ sprachen die Hasenjungen und öffneten. Der Wolf kam herein und fraß die Hasenjungen. Nur einer konnte sich retten, indem er vom Bettrand

1) Das ist im folgenden bedeutungslos. Anders bei Arnaudin, Contes pop. de la Grande Lande p. 105, wo die Zicklein den Wolf mit heißem Wasser verbrühen.

durchs rußige Fenster (Rauchloch) hinaussprang. Diesem konnte der Wolf nur den Schwanz abbeißen. Die Ohrenspitzen aber wurden ihm, als er durchs kleine schwarze Fenster sprang, rußig und schwarz. Seit der Zeit sind des Hasen Ohrenspitzen schwarz und sein Schwanz ist abgebissen; deshalb ist er kurz geschwänzt.

Zschr. f. vgl. Litgesch. N. F. 6, 399f. Mitgeteilt von H. v. Wislocki nach der Sammlung wotjakischer Volksdichtungen von Dr. Bernhard Munkácsi (Votják népköltészeti hagyományok S. 118); vgl. Ung. Rev. 1889.

IX. Indische Fabeln.

1. Affe und Tiger.

1. Indische Fabel.

Es war einmal ein alter Tiger, der hatte Lust einen Affen zu fressen. Um ihn zu täuschen, sagte dieser: „Mein Körper ist so klein, er würde nicht einmal zu einer einzigen Mahlzeit für euch reichen. Auf dem gegenüberliegenden Berge gibt es ein großes Tier, das euren Hunger sättigen würde. Ich werde vorangehen und euch führen.“ Als sie beide auf dem Berge angekommen waren, bemerkte ein Hirsch mit stattlichem Geweih den Tiger und fürchtete, dieser würde ihn verschlingen wollen. Er ging zum Affen und sagte: „Mein junger Freund, du hattest mir zehn Tigerhäute versprochen, heute bringst du mir nur eine, du schuldest mir also noch neun. Da erschrak der Tiger und sagte: „Ich hätte nie gedacht, daß ein kleiner Affe so bös sein könnte. Es scheint, er will mich opfern, um seine alten Schulden zu bezahlen.“

Stanislas Julien, les Avadânas. Contes es apologues Indiens. 1859. Vgl. Indian Antiquary XI, 321.

Hierzu stellen sich zwei mündlich überlieferte Märchen mit Naturdeutung:

2. Aus der Malaiischen Halbinsel.

Der Elefant hat mit dem Tiger gewettet, wer den Affen vom Baum herunterschütteln könne. Der Tiger gewinnt, und soll darum den Elefanten fressen dürfen. Das Jammern des Elefanten hört das Zwergmoschustier und will ihm helfen. Der Elefant muß Sirup über sich ausgießen, das Zwergmoschustier setzt sich auf ihn und tut als fräße es den Elefanten, der schrecklich trompeten muß. So gelangen sie zum Tiger, und das Zwergmoschustier ruft: „So ein Elefant ist knappe Kost, hätte ich nur noch den Tiger.“ Der Tiger läuft davon, begegnet dem Affen, und dieser kehrt mit ihm um, um der Sache nachzuforschen. Als sie zusammen ankommen, ruft das Zwergmoschustier: „Holla, Vater Affe! Du versprachst mir zwei Tiger zu bringen und bringst mir nur einen.“ Der Tiger reißt aus und hat seitdem Feindschaft mit dem Affen, weil er glaubt, dieser habe ihn dem Zwergmoschustier ausliefern wollen.

W. Skeat. Fables & Folktales from an Eastern Forest S. 41. Cambridge 1901. Dähnhardt, naturgeschichtliche Volksmärchen 2 Nr. 81 (3. Aufl.).

3. Aus der anamitischen Provinz Quangbink.

Einst wetteten der Tiger und der Elefant, wer von den beiden die Vögel des Waldes am meisten durch seinen Ruf erschrecken würde. „Verscheucht mein Schrei die Waldvögel,“ sagte der Elefant, „so zermalme ich dich mit meinen Füßen. Verscheuchst du sie jedoch, so kannst du mich fressen.“ Der Elefant wurde besiegt, bat sich aber drei Tage Frist aus, ehe er sich vom Tiger fressen lassen wollte. In dieser Zeit traf er ein Kaninchen, dem er sein bevorstehendes Schiksal mitteilte.

„Fürchte nichts, ich werde dich aus dieser Klemme befreien," tröstete ihn das Kaninchen. Gesagt, getan. Am dritten Tage mußte sich der Elefant hinlegen; das Kaninchen setzte sich auf seinen Rücken und erwartete so den Tiger. Schon von weitem rief es ihm entgegen: „Sieh her, ich verspeise einen Elefanten, weil ich kein anderes Tier zum Nachtisch habe." Der bestürzte Tiger wagte nicht, näher zu kommen, sondern lief davon. Unterwegs begegnete ihm eine Schar Affen, denen er sein Erlebnis erzählte. „Und du glaubst wirklich, daß ein Kaninchen einen Elefanten und einen Tiger verspeisen kann! Kehre doch gleich um und friß ruhig den Elefanten auf. Wenn du dich aber fürchtest, so begleiten wir dich und bringen ein Lianenseil mit." Dies geschah. Die Affen gingen voran, und der Tiger folgte ihnen. Als sie beim Elefanten ankamen, schrie das Kaninchen die Affen an: „Was, ihr Schurken! Ich habe euch drei große und fette Tiger geborgt, und ihr gebt mir einen solchen mageren zurück!" Als dies der Tiger hörte, glaubte er in einen Hinterhalt gelockt zu sein und entfloh. Auch die Affen suchten das Weite. Einige von ihnen, die das Lianenseil trugen, zerrte der Tiger indes mit sich fort. Als er das merkte, sah er sich im Laufen um, gewahrte die vor Schmerz grinsenden Gesichter mit den fletschenden Zähnen und fraß daher die noch lebenden Affen auf. Seitdem retten sich die Affen, sobald sie einen Tiger sehen, schleunigst auf die Spitzen der Bäume und stoßen dabei Schreckensrufe aus.

Globus 81, 302.

2. Der Fuchs und die Vogeljungen auf dem Baum.

In Benfeys Pantschatantra 1, 609f. wird eine Fabel angeführt, die man im Mittelalter in lateinischer, arabischer, hebräischer, spanischer und deutscher Sprache las. Sie steht in dem bei Johann Capua hinzugefügten letzten (17.) Kapitel und hat folgenden Inhalt:

Der Fuchs weiß eine Taube, die auf einem Baume sitzt, so in Schrecken zu setzen, daß sie ihm, um ihr Leben zu retten, ihre Jungen herabwirft. Als der Fuchs weg ist, kommt der Spatz zu ihr und sagt: sie hätte antworten sollen, er solle sein möglichstes tun, und wenn er auf den Baum klettere, so würde sie mit ihnen auf einen andern Baum fliegen. Als der Fuchs wiederkommt, gibt sie ihm diese Antwort. Der Fuchs erwidert: Ich will deine Jungen schonen, wenn du mir sagst, wer dir dies geraten. Sie sagt: Der Sperling. Darauf geht der Fuchs zu diesem und fragt ihn: Wenn der Wind dich trifft, wohin legst du dann deinen Kopf? Der Spatz antwortet: Unter die linke Seite. Darauf fragt der Fuchs: Wenn er dich vorn trifft, wohin dann? Der Sperling: An mein Hinterteil. Der Fuchs: Wenn er dich aber von allen Seiten trifft, wohin dann: Unter meine Flügel. Darauf fragt der Fuchs: Wieso er das könne? Er könne es nicht glauben; wenn er es aber könne, so habe er seinesgleichen noch nicht gesehen. Der Sperling machte es ihm nun vor. Da packte ihn der Fuchs und sagt: „Du konntest der Taube raten, aber nicht dir selbst!" und frißt ihn auf.

Diese Fabel ist literarisch interessant, da sie Hans Sachs in einem Meisterlied (Götze Bd. 5, Nr. 630) bearbeitete und eine Parallele dazu im Reineke Fuchs steht, wo der Fuchs den Hahn beredet mit geschlossenen Augen zu singen und ihn so fängt; doch wird er hier später befreit.

Interessant ist auch die Volksüberlieferung, die eine Anzahl nahe verwandter Sagen kennt.

A. Aus Afrika.

1. Sage der Hottentotten. Mit naturdeutender Ausschmückung.

Der Schakal kam einst zu der Buschtaube, die oben auf einer Felsenspitze wohnte, und sagte: „Gib mir doch eins deiner Kinderchen.“ Die Taube erwiderte: „Nein, das will ich wohl bleiben lassen.“ Da sagte der Schakal: „Geschwind gib's, sonst fliege ich hinauf.“ Da warf sie ihm eins herunter. Ein andermal kam er wieder, begehrte abermals ein Kindchen, und sie gab es ihm ohne weiteres. Als der Schakal sich davongemacht hatte, kam der Reiher und fragte: „Taube, warum weinest du?“ Da sprach die Taube: „Der Schakal hat mir meine Kinderchen genommen, darum weine ich.“ Da fragte er sie: „Wie kann er sie dir denn nehmen?“ Da erwiderte sie: „Als er mich um sie bat, schlug ich's ab; aber er sagte: 'Ich werde hinauffliegen, darum gib sie mir nur,' da warf ich sie ihm hinunter.“ Da sprach der Reiher: „Und du bist so dumm und gibst den Schakalen, die gar nicht fliegen können, deine Kinder?“ Hierauf ermahnte er sie noch, keins mehr zu geben, und ging weg.

Als nun der Schakal wiederkam und sagte: „Taube, gib mir ein Kindchen,“ da weigerte sich die Taube und sagte: „Der Reiher habe ihr erzählt, der Schakal sei gar nicht imstande zu fliegen.“ Da murmelte der Schakal: „Wart! den will ich schon kriegen!“ und ging seines Weges.

Als der Reiher nun eines Tages am Ufer eines Gewässers stand, fragte ihn der Schakal: „Bruder Reiher! wenn der Wind von dieser Seite weht, wie stehst du dann?“ Der Reiher wandte ihm seinen Nacken zu und sprach: „So stehe ich, ich beuge meinen Nacken auf die eine Seite.“ Der Schakal fragte ihn wiederum: „Wenn aber nun ein Gewitter kommt und es regnet, wie stehst du dann?“ Jener gab ihm zur Antwort: „Da stehe ich so, indem ich meinen Nacken hierhin beuge.“ Da schlug ihn der Schakal auf den Nacken und brach ihn mitten entzwei. Seit jenem Tage ist des Reihers Nacken rund gebogen.

Bleek, Reineke Fuchs in Afrika, S. 16f.

2. Sage der Nuba (Nord-Ost-Afrika).

Eine Wildente brütete ihre Jungen auf einer hohen Palme aus und saß oben über denselben. Da kam der Fuchs mit einer Hacke, welche er aus Lehm geschmiedet hatte, blieb unter der Palme stehen und rief der Ente seinen Gruß zu. Nachdem diese den Gruß erwidert hatte, sagte der Fuchs: „Du Ente, ich werde mit der Hacke diese Palme fällen und dich mit deinen Jungen aufzehren, wenn du mir nicht eins von ihnen herabwirfst.“ Die Ente warf ihm eines hinab, das der Fuchs auffing und verzehrte.

Am folgenden Tage kam der Fuchs abermals und sprach in gleicher Weise, wie er am vorhergehenden Tage geredet hatte, abermals warf ihm die Ente eines von den Jungen hinab, der Fuchs fing es auf, verzehrte es und ging fort. Am dritten Tage kam der Fuchs abermals und sprach in gleicher Weise wie er am vorhergehenden Tage geredet hatte, abermals warf ihm die Ente eines von den Jungen hinab. Der Fuchs fing es auf, verzehrte es und ging fort.

Nachdem der Fuchs fortgegangen war, kam der Rabe auf Besuch zur Ente und fand sie krank. „Weshalb bist du krank?“ fragte der Rabe. Die Ente antwortete: „Der Fuchs kam mit seiner Hacke daher und sagte mir, er würde mit seiner Hacke die Palme fällen, und mich und meine Jungen auffressen. Ich sagte ihm: 'Friß doch nicht alle auf, ich will dir ja ein Junges hinabwerfen,' und ich warf ihm eines hinab. Am zweiten Tage kam der Fuchs abermals und sprach in gleicher

Weise, wie er am vorhergehenden Tage geredet hatte. Ich warf ihm zum dritten Male ein Junges hinab. Weil nun der Fuchs drei von meinen Kindern gefressen hat, deshalb bin ich krank vor Kummer. Der Rabe entgegnete der Ente: „Wir Vögel haben ja Flügel. Wenn also der Fuchs die Palme da fällen sollte, so fliegt fort und setzt euch auf eine andere Palme. Sag' das nur dem Fuchs, wenn er morgen wiederkommt." Nachdem der Rabe ihr diesen Rat gegeben hatte, entfernte er sich.

Am folgenden Morgen kam der Fuchs wieder und sprach in gleicher Weise, wie er am vorhergehenden Tage geredet hatte. Die Ente nun entgegnete ihm mit den Worten, welche ihr der Rabe gesagt hatte, und sprach zum Fuchs: „Wenn du diese Palme da fällen willst, so fälle sie, wir wollen dann auf eine andere fliegen." Der Fuchs führte nun mit seiner Hacke einen Schlag auf den Stamm der Palme, die Hacke aber, da sie aus dem Lehm geformt war, zerbrach, und nachdem diese gebrochen war, da sprach bei sich der Fuchs: „Diese Geschichte hat mir sicherlich der Schwarzkopf angetan," und ging seine Wege.

Der Fuchs stellt sich tot, der Rabe sagt: Tote Füchse bewegen ein Ohr. Der Fuchs tut es, und der Rabe fliegt weg. Als er ein zweites Mal kommt, stellt sich der Fuchs wiederum tot. Der Rabe sagt: Tote Füchse bewegen den Schwanz. Der Fuchs tut es, und der Rabe fliegt weg. Ein drittes Mal stellt sich der Fuchs tot, der Rabe sagt: Tote Füchse bewegen die Augen. Der Fuchs tut es nicht. Der Rabe fliegt auf ihn, und der Fuchs ergreift ihn. Der Rabe sagt, er sei von seinen Eltern verflucht worden: ein Fuchs soll dich fangen, dich von der Spitze eines hohen Berges herabstürzen und dann deine zerschmetterten Körperteile aufzehren. Der Fuchs will dies tun und wird so überlistet. Der Rabe stellt ihm seine Dummheit vor. „Ja, das habe ich mir selbst getan," sprach der Fuchs bei sich und ging seines Weges.

Reinisch, Die Nuba-Sprache, p. 218. Der Schluß erinnert an den Hasen, der sich dadurch aus der Gefangenschaft befreit, daß er sich ins Gras werfen läßt.

3. Sage der Kunama (Nord-Ost-Afrika).

Der Hornrabe hatte auf einer Adansonia siebenzig Eier gelegt. Da kam der Schakal und brachte ein Beil mit, daß er aus Ton verfertigt hatte. Der Schakal sprach nun zum Hornraben: „Soll ich diese Adansonia mit meinem Beil fällen oder gibst du mir eines deiner Kinder?" Indem er jenem eins nach dem andern gab und schon nahe daran war, alle seine Jungen wegzugeben, kam der Rabe und fragte: „Wie geht es deinen Kindern?" Der Hornrabe antwortete dem Raben: „Meine Kinder hat der Schakal gefressen." Der Rabe aber sagte: „Wie vermag denn der Schakal auf den Baum zu steigen?" Der Hornrabe entgegnete: „Der Schakal stieg auch nicht auf den Baum, ich warf ihm meine Jungen zur Erde hinab." Der Rabe erwiderte dem Hornraben: „Warum warfst du sie denn dem Schakal zum Fressen hinab?" Der Hornrabe antwortete: „Der Schakal kam und schickte sich an, diesen Baum mit dem Beil zu fällen. Da warf ich ihm meine Kinder zur Erde hinab." Der Rabe aber sprach zum Hornraben: „Wie sollte er dieses Beil aus Eisen gefertigt haben? Es ist ja nur aus Ton. Wenn also der Schakal kommt, so gib ihm doch nicht deine Kinder!" Der Schakal kam nun wieder und sprach zum Hornraben: „Gibst du mir wohl eins deiner Kinder, oder soll ich diesen Baum mit meinem Beil fällen?" Der Hornrabe aber erwiderte ihm jetzt: „Haue nur zu, ich weiß schon, daß dein Beil nur aus Ton ist." Da fragte der Schakal: „Wer hat es dir denn gesagt?" Der Hornrabe erwiderte: „Der Rabe sagte es uns; nun kenne

ich dein Beil.“ Hierauf ging der Schakal von dannen, und als er zum Raben gekommen war, sprach er zu ihm: „Warte nur, du böser Schlingel!“

Eines Tages lag der Schakal wie tot auf der Erde am Wege. Als dann der Rabe kam, schickte er sich an, den Schakal zu fressen, da er meinte, er sei tot. Da packte und fraß den Raben der Schakal.

Reinisch, Sitzungsber. d. phil. hist. Kl. d. Kais. Akad. d. Wissensch. 119, 5. Abhdlg. S. 42. (1889).

Vgl. dazu noch folgende Parallelen: Der Hornrabe hat auf einer Adansonia 70 Eier ausgebrütet. Der Fuchs kommt mit einer Tonaxt heran und droht, den Baum zu fällen, falls er nicht ein Junges erhalte. Damit nicht alle umkommen, wirft ihm der Rabe eins herab, und so geht es Tag für Tag, bis fast alle vertilgt sind. Da kommt der Rabe zum Hornraben und rät ihm, dem Fuchs nichts mehr zu geben; er habe nur eine Axt aus Lehm und könne nicht auf den Baum hinaufsteigen. Der Hornrabe handelt danach, der Fuchs versucht vergeblich sich am Raben zu rächen. Reinisch, Die Bilinsprache 1, 231f.

Die Taube fliegt täglich aus, Korn zu sammeln und bringt ihren Kindern abends das Essen. Da bittet das Frankolin die Taube, ihm Korn zu leihen. „Ach nein,“ sagt die Taube, „ich habe ja selbst für mich und meine Kinder nicht genug.“ „Da aber meine Habe zu Ende ist, woher soll ich zu essen nehmen?“ sagte das Frankolin. „So verkaufe deine Kinder!“ sagt die Taube und schickt es fort.

Das Frankolin rächt sich, indem es der Taube, während sie wieder zum Kornsammeln ausgeflogen ist, ihre Kinder wegnimmt und dem Geier „als Ehrengeschenk“ bringt.

Am Abend kehrt die Taube heim, und als sie die Kinder nicht findet, fragt sie das Perlhuhn und bittet, ihr suchen zu helfen. „Nun gut,“ sagte das Perlhuhn, „geh nur und laß auch anderwärts suchen.“

Die Taube kommt zum Geier und erfährt, was geschehen ist. Weinend kehrt sie heim. Reinisch, ebd. S. 243.

B. Aus Asien.

1. Fabel der Koryaken (dem zweiten Teil ist eine andere Sage angehängt).

Einst sagte der Fuchs (Yāyol) zu seinen Kindern: „Ich will gehen und mir ein paar Eier verschaffen.“ Er ging in den Wald und sah ein Adlernest auf einem Baum. Er tat ein paar Grasstengel in seine Ohren, schlug damit an den Baum und sagte zum Adler: „Wirf mir ein Ei herunter. Wenn du es nicht tust, will ich den Baum mit diesen Stengeln umhauen und ihn zerbrechen.“ Der Adler fürchtete sich und warf ein Ei hinunter. „Wirf noch eins herunter,“ sagte der Fuchs. „Nein, es ist genug, ich werfe keins mehr herunter,“ antwortete der Adler, aber der Fuchs sagte: „Wirf es herunter. Wenn ich den Baum umhaue, nehme ich sie alle,“ Der Adler fürchtete sich und warf noch ein Ei hinunter. Da lachte der Fuchs und sagte: „Ich habe dich schon überlistet. Wie hätte ich denn einen ganzen Baum mit diesen kleinen Grasstengeln umhauen können?“

Da wurde der Adler voll Zorn, warf sich auf den Fuchs, packte ihn mit seinen Fängen, hob ihn in die Luft, flog über das Meer und warf ihn auf eine einsame Insel. Dort blieb der Fuchs. Er lebte dort und dachte bei sich: Soll ich wirklich auf dieser Insel sterben? Da murmelte er Beschwörungsformeln, und Seehunde, Walrosse und Walfische erschienen bei der Insel. „Was redest und singst du da?“ fragten sie den Fuchs. „Darüber singe und rede ich,“ antwortete der Fuchs, „gibt es mehr Tiere in den Wassern der See oder auf dem Festland?“ „Sicherlich mehr in den Wassern der See,“ sagten die Seetiere. „Nun, so wollen wir einmal sehen,“ sagte der Fuchs. „Kommt an die Oberfläche des Wassers und macht eine Floßbrücke von dieser Insel bis an das Festland, dann will ich über euch laufen und euch alle

zählen." Sie kamen alle an die Oberfläche, bildeten eine Floßbrücke und der Fuchs lief über ihre Rücken und tat, als ob er sie zähle, aber sobald er ans Festland kam, sprang er ans Ufer und ging nach Hause.

Auf dem Wege begegnete er dem Bären, der war der Vetter des Fuchses. Der Fuchs fragte ihn: „Vetter, fürchtest du irgendetwas auf der Erde?" „Nein, ich fürchte niemand," erwiderte der Bär. „Nicht einmal die Zweibeinigen?" fragte der Fuchs. „Ich fürchte sie nicht, ja, ich suche sie sogar, denn ich fresse sie." Der Fuchs lief voraus und begegnete zwei Menschen. Er sagte zu ihnen: „Folgt mir, ich will euch einen Bären zeigen. Er sagt, er fürchtet euch nicht. Ich will vorauslaufen und ihn euch entgegenführen." Da ging der Fuchs und holte den Bären. Die Leute schossen Pfeile von ihren Bögen und verwundeten den Bären. Bär und Fuchs flohen. Der Fuchs sagte zum Bären: „Laß mich deine Wunde behandeln," erhitzte einen spitzen Stein und stieß ihn in die Wunde. Der Bär starb. Der Fuchs schnitt ihn auf, trug das Fleisch nach Hause und sagte zu seinen Kindern: „Hier habe ich einen Bären getötet." Das ist alles.

Jochelson, The Koryak S. 184 in The Jessup North Pacific Expedition. Mem. of the Am. Mus. of Nat. History, vol. X. Diese letzte Episode zwischen Bär und Fuchs hat einige Ähnlichkeit mit Episoden bei Boas, Indian. Sagen, S. 317 und Kathlamat Texts S. 153; Dixon, Maidu Myths, S. 81.

C. Aus Europa.

1. Aus Finnland.

Der Fuchs umschleicht den Baum, auf dem sich das Nest der Elster befindet, und erklärt, er wolle sich Schneeschuhe daraus schneiden. Die Elster bittet: „Nimm nicht den Baum dazu, ich habe ja meine Jungen darauf." Der Fuchs verlangt ein Junges, wogegen er den Baum stehen lassen will. Am andern Tage wiederholte sich das. Darauf kommt eine Krähe zur Elster und belehrt sie: Du hättest dem Fuchs nichts geben sollen, er kann gar keine Bäume umhauen. Als der Fuchs zum dritten Male kommt, erhält er nichts und erfährt, daß die Krähe der Elster guten Rat gegeben habe. Er nimmt auch Rache. „Er begab sich auf eine freie Wiese, streckte alle viere von sich und stellte sich tot. Es dauerte auch nicht lange, da bemerkte die Krähe auf ihren Streifzügen den Fuchs und ließ sich auf die vermeintliche Beute nieder. Sie machte sich eben daran, dem Toten die Zunge aus dem offenen Rachen auszuhacken, als der Fuchs, der nur darauf gewartet, sie mit einem Satze packte. [Die Krähe bittet: friß mich auf die rechte Weise.] Wirf mich diesen Abhang hinunter, so daß hier ein Flügel, dort ein Beinchen von den Steinen und dem Gestrüpp abgerissen werde. Dann sehen doch die Leute, wie du mich wegen meines Verrates bestraft hast." [Der Fuchs tut es, die Krähe spottet: Im Fangen warst du Meister, im Behalten ein Stümper.]

Schreck, Finnische Märchen S. 189 aus Rudbeck, Suomen Kansan Satuja III, 1863 übersetzt. Zur List der Krähe vgl. oben S. 281 die Sage der Nuba.

Das Volksgedächtnis begnügt sich häufig mit Bruchstücken. Es bevorzugt einseitig das, was ihm des Aufbewahrens wert ist, und gibt das übrige preis. In diesem Falle erschien die List des Fuchses anziehend genug, um allein, ohne die Vorgeschichte, erzählt zu werden. Und so gibt es folgende zwei Geschichten:

2. Kleinrussische Fabel.

Der Sperling flog im Walde herum. Da sprach der Fuchs zu ihm: Wie schützt du dich vor dem Winde, wenn er von jener Seite weht? Da zeigte ihm der Spatz

an: So! Ich stecke meinen Kopf unter den Flügel und richte ihn nach dem Winde. Da sagte der Fuchs zu ihm: Wie denn? Und der Spatz sagte wieder: So! Da sagte der Fuchs: Wenn der Wind aber von der andern Seite weht, wie schützt du dich dann? Der Spatz zeigte es ihm: So! Und steckte den Kopf unter den Flügel. Der Fuchs springt auf, faßt den Spatz und ißt ihn auf.

Verchratskij, Snadobi I, 151.

3. Aus der Oberpfalz.

Der Fuchs fragte das flinke Rotkehlchen: „Was tust du, wenn der Wind rechts herkommt?“ Da steckte das Vögelchen seinen Kopf unter den linken Flügel. „Und was, wenn er links herweht?“ Da steckte es das Köpfchen unter den rechten Flügel. „Und was, wenn er von vorne herpfeift?“ Da steckte es das Köpfchen unter die Brust, und der Fuchs packte es und fraß es, denn es sah nicht.

Birlinger, Nimm mich mit S. 53.

Für eine Abzweigung, die aus dem ersten Teil des Originals hervorgegangen ist, halte ich folgendes:

4. Märchen aus dem Gouvernement Nižegorod.

Auf einer Eiche lebte ein Specht, baute sich ein Nest, legte drei Eier und brütete drei Junge aus. Da kam der Fuchs zu ihm getrabt; poch, poch, mit dem langen Schwanz an die grüne Eiche: „Specht, Specht, komm von der Eiche herab; ich brauche die Eiche um . . .[1]) zu biegen.“ — Ach Füchslein, laß mich, ich habe ja erst ein Junges ausgebrütet. — „Ei Specht, wirf's mir her, ich will ihm das Schmiedehandwerk lehren.“ — Der Specht warf es hinab, der Fuchs aber lief durch Busch und Wald davon und fraß es auf.

(Dasselbe wiederholte sich mit denselben Worten noch zweimal: Das zweitemal verspricht der Fuchs das Schuhmacherhandwerk, das drittemal das Schneiderhandwerk zu lehren.)

(Gouv. Nižegorod Afanas'jev 1, 50. 2. Aufl., Bd. 1, Nr. 12.

Nachträge.

Zu S. 62b.

Fabel der Galelaresen in Halmaheira (Molukken), veröffentlicht von H. van Dijken, Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch Indie 1895 (Bd. 45, p. 192—290 Tierfabeln). Zwei Varianten berichten vom Wettlauf des Strandläufers und des Hirsches mit der Seeschnecke.

Einst hatte sich der Eisvogel auf der Spitze eines Baumes niedergelassen und sah von dort eine Seeschnecke hin- und herkriechen. Er fragte sie, weshalb sie sich immer weiter zöge, wenn sie ginge. „Das ist so unsere Gewohnheit,“ erwiderte die Seeschnecke, „schon seit den Zeiten unserer Vorfahren gehen wir, indem wir uns fortziehen.“ Der Eisvogel schlug der Seeschnecke darauf einen Wettlauf vor, der von ihr angenommen wurde. Als der Eisvogel weggeflogen war, rief die See-

1) Im Russischen steht ein mir unverständliches, von Afanas'jev mit Fragezeichen bezeichnetes Wort sečichičiki. — [seči — steht hier wohl im Sinne von „Axtstiele“ oder ähnl.; chičiki — ist eine der beliebtesten assonierenden Bildungen zum vorhergehenden Wort. A. v. L.]

schnecke ihre Genossen herbei und sagte ihnen: „Kommt, Genossen, und paßt auf. Verteilt euch in allen Buchten längs der Küste, und wenn der Eisvogel geflogen kommt, so ruft ihm zu: „Nur weiter, Freund, hier bin ich schon.“ Darauf besetzten die Seeschnecken alle Seebuchten und warteten auf den Eisvogel. Als nun der Eisvogel und die Seeschnecke sich gleich gestellt hatten, begann der Wettlauf. Der Eisvogel flog, und die Seeschnecke kroch. Wollte der Eisvogel sich aber niederlassen, so rief eine Seeschnecke: „Nur weiter, Freund, hier bin ich schon.“ Und so ging es immer weiter, bis der Eisvogel vor Ermattung herunterfiel und tot war. Da lachten die Seeschnecken über ihre gelungene List so sehr, daß sie mit dem Hinterteil auf den Boden stießen und dieses sehr spitz wurde, bei einigen aber die Spitze selbst abbrach. (Aus diesem Grunde, glauben die Galelaresen, haben einige Seeschnecken eine solche Spitze, während sie andern fehlt.)

Übers. von F. Grabowsky, Globus 67, 387.

Zu S. 68, 70 und 86.

Es sei hier kurz angemerkt, daß die Verpflanzung des Schiedsrichters in die Wettlauffabel wahrscheinlich unter dem Einfluß der Wolfsabenteuer erfolgt ist. Das lateinische Gedicht des 13. Jahrhunderts (oben S. 70 Nr. 31) zeigt nämlich in den Einzelheiten der Streitschlichtung vielfach Übereinstimmung mit dem Romulus Monacensis XXXVI und der 10. Extravagante, die oben S. 256, in Steinhöwels Übersetzung mitgeteilt ist.

Zu S. 73.

Aus J. Schönhärl, Volkskundliches aus Togo S. 76 Nr. 23:

Einmal sah der Fuchs die Krabbe gehen. Da fragte er sie: „Warum kannst du nicht schneller gehen?“ Die Krabbe antwortete: „Ich kann sogar schneller laufen als du!“ Der Fuchs glaubte das nicht. Sie stritten lange darüber. Endlich wetteten sie um viel Geld, wer von ihnen schneller laufen könne. Der Fuchs bezeichnete das nächste Dorf als Ziel und sagte: „Wir wollen dahin laufen, und wer zuerst dort ankommt, wird das Geld erhalten!“ Die Krabbe war damit einverstanden und sagte: „Gehe du voran, ich zähle bis drei, dann laufen wir. — Nun zählte sie eins, zwei, drei; auf drei faßte sie schnell mit ihren zwei Scheren den Schwanz des Fuchses, was dieser aber nicht bemerkte. Er lief sehr schnell, bis er an das Dorf, das er als Ziel bezeichnet hatte, ankam. Nun drehte er sich um und wollte nach der Krabbe sehen. Diese aber rief hinter ihm: „Ich bin schon lange hier!“ Der Fuchs hatte die Wette verloren. Die Hühner des Dorfes kamen herbei und verlachten und verspotteten ihn. Er wurde sehr zornig und sprach: „Laßt euch nie mehr vor mir sehen, sonst töte ich euch!“ Seit dieser Zeit verfolgt der Fuchs die Hühner.

Ebd. S. 77 Nr. 24.

Früher war der Büffel der König der Tiere. Er war sehr reich, hatte jedoch keine Kinder. Als er bemerkte, daß er sehr alt sei und nicht mehr lange leben werde, rief er seine Untertanen zusammen und sagte ihnen: „Ich bin sehr alt und werde bald sterben; weil ihr mir alle sehr gehorsam wart, will ich meine Sachen (Reichtümer) unter euch verteilen!“ Damals hatten viele Tiere keine Haare, einige nur ein Auge, andere ein Ohr, viele nur drei Füße oder gar keinen Schwanz. Der König kaufte nun diese Sachen aus einem anderen Lande und verteilte sie unter seine Leute; sie bekamen nun viele Haare, Augen, Ohren, Füße und einen Schwanz.

Nun sagte er zu ihnen: „Mein Thron ist noch übrig; ich weiß aber nicht, wem ich denselben schenken soll. Darum stellet ihn in das nächste Dorf; ich werde euch von hier aus dorthin laufen lassen; wer zuerst bei dem Thron ankommt und sich auf ihn setzt, wird ihn bekommen!“ Als der Thron ins nächste Dorf gebracht war, befahl er hinzulaufen. Alle Tiere liefen sehr schnell, der Hund aber am schnellsten; er sagte gleich anfangs: „Der Thron gehört sicher mir, bemüht euch deshalb nicht, ihr kommt mir nicht nach!“ Als er eine Stunde gelaufen war, kehrte er sich um, sah aber niemand kommen. Da ging er in den Busch auf den Abort. Währenddessen faßte ein Chamäleon seinen Schwanz; er wußte es aber nicht. Nun sah er die anderen Tiere aus der Ferne kommen. Da schrie er ihnen wieder zu: „Bleibt zurück, den Thron bekomme doch ich!“ und fing wieder an zu laufen. Als er an dem Thron ankam, wollte er sich auf den Stuhl setzen; aber das Chamäleon, das sich schnell von seinem Schwanz loslöste, schrie: „Setze dich nicht auf mich!“ Er kehrte sich erschreckt um und sah das Chamäleon schon auf dem Thron sitzen. Darüber war er sehr zornig und wollte das Chamäleon herunterwerfen; aber die anderen Tiere, die nun auch herbeikamen, verwehrten ihm dies und sagten: „Da man nicht genau weiß, wer von euch beiden zuerst ankam, so sollt ihr vor unseren Augen vorbeigehen; wer so gut (majestätisch) gehen kann, wie der König, der soll den Thron erhalten!“ Der Hund ging schnell und zornig an den Tieren vorbei. Das Chamäleon hingegen ging langsam und bedächtig an ihnen vorüber. Wenn es einen Schritt machen wollte, hielt es einen Fuß in die Höhe und wartete etwas, ehe es ihn niedersetzte. Nun sagten die Tiere zum Hund: „Das Chamäleon geht gerade wie ein König, deswegen gehört ihm der Thron!“ Es besitzt deshalb das Chamäleon den Thron und ist sehr stolz darauf. Wenn jemand zu ihm kommt mit vielerlei bunten Tüchern, dann sagt es ihm: „Ich bin reicher als du, ich habe noch mehr Tücher!“ Dann verwandelt es seine Haut in allerlei Farben.

Zu S. 97 Kap. 4.

Zu den Varianten der Fabel vom flüchtenden Hasen bemerkt J. Hertel in der „Zeitschrift des Vereins für Volkskunde“ 19, S. 426, daß sich ein Unterschied ergibt zwischen den westlichen und den östlichen Fassungen, der darin besteht, daß die letzteren nicht, wie die äsopische Fabel von einem Frosch sprechen, der erschreckt wird, sondern von einer auseinanderlaufenden Schafherde. In diesem Punkte stimmen die estnische, die russische und die finnische Fassung überein. Ich glaube, daß in diesem Falle keine Veränderung der äsopischen Fabel vorliegt, sondern daß die drei genannten Varianten auf eine asiatische Quelle zurückgehen. Das Pāli-Jātaka 322 nämlich bietet gleichfalls eine Variante zu dieser Fabel. Sie lautet:

In alter Zeit, als Brahmadatta in Benares regierte, wurde der Bodhisatta [der künftige Buddha] als Löwe geboren, und als er herangewachsen war, lebte er im Wald. Damals befand sich in der Nähe des Westmeeres ein Wald von Kokospalmen, mit Reluvabäumen [Aegle Marmelos] untermischt; und in diesem wohnte an der Wurzel eines Beluvabaumes unter einem Palmstrauch ein Hase. Der war eines Tages ausgegangen um zu äsen, und als er heimkam und sich unter einem Palmblatt niedergesetzt hatte, kam ihm der Gedanke: „Wenn jetzt die Erde untergeht, wie soll ich da bestehen?“ Und gerade in diesem Augenblick fiel eine reife

Beluvafrucht auf das Palmblatt. Als er das Geräusch hörte, das sie verursachte, sprang er auf und lief davon, ohne sich umzusehen; denn er dachte: „Die feste Erde geht unter.“ Ein anderer Hase sah ihn in Todesangst davonsausen und fragte ihn: „Warum rennst du so entsetzt von dannen?“ — „Ach, frage nicht!“ — Der (zweite) sagte: „O, warum? O, warum?“ und lief hinterdrein. Der andere hielt im Laufe inne und rief, ohne sich umzusehen: „Hier geht die Erde unter!“ Da rannte auch dieser mit ihm davon. So sah diesen ein anderer, und diesen wieder ein anderer, und schließlich waren 100000 Hasen zusammen auf der Flucht. Diese sah eine Gazelle, ein Eber, ein Ochsenohr[1]), ein Büffel, ein Gayal [Bos gavaeus], ein Nashorn, ein Tiger, ein Löwe, ein Elefant. Sie sagten: „Was ist denn los?“ — „Hier geht die Erde unter.“ — Als sie das hörten, flohen sie gleichfalls. So bedeckte nach und nach das Heer der (flüchtenden) Tiere eine Meile.

Als nun der Bodhisatta dieses Heer davoneilen sah und auf seine Frage nach der Ursache gehört hatte, die Erde ginge hier unter, dachte er: „Die Erde geht doch niemals unter. Sicher haben sie lauten hören, und nicht zusammenschlagen.[2]) Wenn ich mich nicht tüchtig ins Zeug lege, werden sie alle zugrunde gehen. Ich will ihnen das Leben retten.“ In dieser Absicht lief er ihnen mit Löwengeschwindigkeit voraus bis an den Fuß eines Berges und brüllte dort dreimal. Entsetzt durch die Furcht vor dem Löwen hielten sie an und standen alle auf einem Haufen. Da trat der Löwe unter sie und fragte sie: „Warum lauft ihr davon?“ — „Die Erde geht unter.“ — „Wer hat sie untergehen sehen?“ — „Das wissen die Elefanten.“ Er fragte die Elefanten; die sagten: „Wir wissen es nicht; die Löwen wissen es.“ Die Löwen (sagten): „Wir wissen es nicht; die Tiger wissen es;“ und die Tiger: „Die Nashörner wissen es;“ und die Nashörner: „Die Gayals,“ und die Gayals: „Die Büffel,“ und die Büffel: „Die Ochsenohren,“ und die Ochsenohren: „Die Eber,“ und die Eber: „Die Gazellen,“ und die Gazellen: „Wir wissen es nicht; die Hasen wissen es.“ Und als er die Hasen fragte, sagten sie: „Der hat's gesagt,“ und zeigten ihm jenen Hasen. Da fragte er ihn: „Ist es an dem, guter Freund, daß die Erde untergeht?“ „Ja, Herr, ich hab' sie untergehen sehen.“ Er fragte: „Wo warst du, als du das sahst?“ „Am Meere, Herr, in einem Wald von Kokospalmen und Beluvabäumen. Dort lag ich an der Wurzel eines Beluvabaumes in einem Palmbusch unter einem Palmblatt und dachte: „Wenn die Erde untergeht, wohin soll ich fliehen?“ Und da hörte ich schon das Geräusch des Unterganges und lief davon.“ Der Löwe dachte: „Sicher ist eine reife Beluvafrucht auf dieses Palmblatt gefallen und hat geplatscht, er hat das Geräusch gehört, kam auf den Gedanken: „Die Erde geht unter,“ und lief davon. Ich werde der Sache auf den Grund gehen.“ Damit nahm er den Hasen, redete der Menge Mut ein, sprach: „Ich will mich an der Stelle, an der er es gesehen hat, vergewissern, ob die Erde untergeht oder nicht und dann wiederkommen. Wartet hier, bis ich zurück bin.“ Damit nahm er den Hasen auf seinen Rücken, sprang mit Löwengeschwindigkeit dahin, setzte den Hasen im Palmenwalde nieder und sprach: „Geh und zeige mir den Ort, an dem du es gesehen hast.“ — „Herr, ich getraue mich's nicht.“ — „Geh nur und fürchte dich nicht.“ Aber er wagte es nicht, bis zu dem Beluvabaum zu gehen, sondern blieb in einiger Entfernung stehen und sprach: „Dort, Herr, hat es geplatscht,“ und sprach die erste Strophe:

1. „Es hat geplatscht — Heil sei dir — an dem Orte, an dem ich wohne.
Ich aber weiß es nicht, was das ist, was geplatscht hat.“

1) D. i. nach Childers 'a large species of deer called elk in Ceylon'.
2) Wörtlich: „Sicher wird von ihnen etwas schlecht gehört sein“.

Als der Hase das gesagt hatte, ging der Löwe an die Wurzel des Beluvabaumes und nach dem Orte, an dem der Hase unter dem Palmblatt gelegen hatte, und als er auf dem Palmblatt die herabgefallene reife Beluvafrucht sah und sich vergewissert hatte, daß die Erde nicht unterging, nahm er den Hasen auf den Rücken, eilte mit Löwengeschwindigkeit schleunigst zu den Gruppen der Tiere, erzählte ihnen die ganze Geschichte, redete den Tieren Mut ein: „Fürchtet euch nicht," und entließ sie.

Wäre nun damals der Bodhisatta nicht gewesen, so wären sie alle ins Meer gerannt und darin umgekommen; nur durch den Bodhisatta blieben sie am Leben.

2. „Der Hase floh, als er eine herabgefallene Beluvafrucht platschen hörte. Das Heer der Tiere geriet in Not[1]), als es die Rede des Hasen gehört hatte." [Strophe.]

Der Kommentar fügt noch zwei Strophen hinzu, die nichts mit der Erzählung zu tun haben. Unzweifelhaft gehört diese Erzählung zu der von Dähnhardt besprochenen Gruppe. Die Hauptzüge stimmen überein: 1. Der Hase flieht aus Angst. 2. Seine Flucht veranlaßt andere, gleichfalls zu fliehen. Das fliehende Heer der Tiere entspricht den erschreckten Schafsherden der östlichen Fassungen. 3. Die Flucht richtet sich nach einem Gewässer.

Andererseits wird niemand behaupten wollen, daß die buddhistische Erzählung in der vorliegenden Form das Original sei, auf das die europäischen Fassungen zurückgehen. Wie so überaus häufig im Jātaka hat die ursprüngliche Erzählung die Einkleidung zu einer Verherrlichung des Bodhisatta liefern müssen. Das ganze Eingreifen des Bodhisatta ist auf alle Fälle eine Zutat. Wie die Erzählung ursprünglich lautete, das zeigt uns die zweite Strophe, die ganz den Charakter der in der Sanskritliteratur üblichen Überschriftsstrophen zeigt. Und die gesperrt gedruckten Worte des vorhergehenden Prosasatzes deuten an, daß der Verfertiger der Prosaerzählung den ursprünglichen Auszug noch kannte. Dieser berichtete offenbar, daß die Tiere alle in ihrer Angst ins Meer stürzten und umkamen, und die daran geknüpfte Lehre wird etwa gelautet haben: „Wer sich, ohne den Tatbestand ermittelt zu haben, auf die Worte eines andern verläßt, kommt um."[2]) [In einem pommerschen Märchen von den 'Haustieren im Räuberhause' erschrickt der Hase vor dem Geräusch, das Regentropfen beim Fallen auf ein Kohlblatt hervorbringen und ruft: „Dei Himmel fillt in!" Blätter f. pomm. Volkskunde 6, 135. A. v. L.]

---

1) santattā, wörtlich „Wurde versengt". Der Pāli-Kommentator erklärt das Wort durch „santrastā" „geriet in Schrecken", eine Erklärung, die den Sprachgesetzen nicht entspricht und offenbar durch die vorliegende Prosaerzählung veranlaßt ist.

2) Francis verweist in seiner Übersetzung S. 49 Anm. 1 auf: Schiefner-Ralston, Tibetan Tales XXII, p. 296 'The Flight of the Beasts' und R. Morris, Folk-Lore Journal 3, 121. Diese Quellen sind mir nicht zugänglich.

Zu S. 98.

Mit der kleinrussischen Version aus Čubinskij, Trudy 1, 55 vgl. Čubinskij, Russk. Narodn. Skazki S. 136, b (Moskau 1864).

Die Stelle des Hasen vertritt in einem großrussischen Schwankmärchen vom Typus 'das tapfere Schneiderlein' der Held dieses Märchens, Fomka Berennikov, Afanas'jev Nr. 235b, vgl. Löwis of Menar, Der Held S. 102.

Zu S. 98ff.

Estnische Varianten.

1. Aus dem Kirchspiel Waiwara.

Einst beschlossen mehrere Hasen, sich zu ertränken, weil sie unzufrieden waren, daß niemand sich vor ihnen fürchtete. Am Flusse angekommen, sahen sie einen Frosch ins Wasser springen. Sie glaubten, er habe sich vor ihnen gefürchtet und lachten so, daß ihre Lippen platzten.

Aus dem hdschr. Nachlaß von Hurt II. 36. p. 385 Nr. 20 D^v.

2. Aus dem Kirchsp. Waiwara.

Einst gingen mehrere Hasen zu einem Fluß, um sich zu ertränken. Sie taten das aus Verzweiflung; kein Tier fürchtete sich vor ihnen und sie kamen sich sehr gedemütigt vor. Ein Schafherde sah sie kommen und lief erschrocken davon. Die Hasen freuten sich so, daß sie anfingen zu lachen, wobei ihre Lippen platzten.

Aus dem hdschr. Nachlaß von Hurt II. 36. p. 385 Nr. 19^v.

3. Aus dem Kirchsp. Karkus.

Der Hase war sehr traurig darüber, daß kein Tier ihn fürchtete. Er ging traurig zu seinen Bekannten und erzählte, was ihm das Herz bedrückte. Da gab einer ihm den Rat, auf die nicht weit gelegene Wiese zu laufen und dort eine Schafherde zu erschrecken. Der Hase tat es. Wie er die Schafe nun davonstürmen sah, freute er sich so sehr, daß er laut zu lachen anfing. Da platzte seine Lippe und ist bis auf den heutigen Tag so geblieben.

Aus dem hdschr. Nachlaß von Hurt II. 23. p. 79 Nr. 1.

4. Aus dem Kirchsp. Pillistfer.

Traurig dachte der Hase einst darüber nach, daß kein Tier sich vor ihm fürchte und er immer die Flucht ergreifen müsse, da die anderen stärker seien als er. Eines Tages hatte er sich in einem Gebüsch aufgehalten und sprang von dort auf einen freien Platz hinaus, wo Schafe weideten. Als die ihn erblickten, rannten sie fort. Darüber freute der Hase sich sehr. Er fing so sehr zu lachen an, daß seine Lippe platzte.

Aus dem hdschr. Nachlaß von Hurt II. 49. p. 708 Nr. 5.

5. Aus dem Kirchsp. Waiwara.

Einst flüchteten sich mehrere Hasen vor den Hunden des Jägers. Beim Laufen traten sie einander auf die Lippen, so daß diese platzten. Seit dieser Zeit haben die Hasen geplatzte Lippen.

Aus dem hdschr. Nachlaß von Hurt II. 36. p. 385 Nr. 20^v.

6. Aus dem Kirchsp. Waiwara.

Ein Ehepaar hatte zwei Kinder; einen Knaben und ein Mädchen. Der Knabe ging eines Tages mit einem Bogen in den Wald, um Vögel zu schießen. Da sah

er einen Hasen. Er hielt ihn für einen Tiger und lief erschreckt fort. Darüber lachte der Hase so, daß seine Lippe platzte.

Aus dem hdschr. Nachlaß von Hurt II. 36. p. 389 Nr. 23*.

Zu S. 100.

Zeile 13 v. u. lies Etn. Sbornik 6 (1864) Abt. 1, **122**.

Zu S. 103 ff. Kap. 2, I.

Ein glücklicher Fund setzt mich in die Lage, interessante Nachträge zur Feindschaftsfabel geben zu können.

In der ältesten Fassung, die sich in einem Werke des čechischen Juristen Ctibor Tovačovský findet, geht, wie wir lasen, die Rede von einem Kampf zwischen Hunden und Wölfen. Beim ersten Zusammenstoß siegen zwar die Hunde, allein die Wölfe sammeln sich, ermutigen sich zu neuem Strauß und sprechen zueinander: „Das Recht ist unser, denn wir sind alle grau, jene aber von verschiedener Farbe: der eine rot, der andere weiß, der dritte schwarz und der vierte bunt.“ Die Wölfe stürzen sich aufs neue in den Kampf und gewinnen einen glänzenden Sieg.

Eine Anspielung auf das verschiedenfarbige Aussehen der Hunde finden wir auch im Bildergedicht des Nürnberger Briefmalers Glockendon (oben S. 105) worauf bereits Bolte aufmerksam machte (Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde 21, 167). Hier heißt es gleich eingangs von den Mäusen, Katzen, Ratzen und Hunden:

In heusern, kirchen, auff der gassen
Künnen sy ir zwitracht nicht lassen,
Und wenn sy haben ein hochzeyt,
So seind ir allweg vil bereit;
Von jung und alten, klein und groß
Laufft durch einander ein großer stoß,
Schwartz, graw, rot, gescheckelt und weissen,
Die Klaider sy einander reissen.

Das Motiv der buntfarbigen Hunde wird aber von Glockendon nicht weiter genutzt, augenscheinlich kannte er die dazugehörige Fabel nicht, die auf **Babrios** zurückgeht.

In hinkenden Iamben abgefaßt (ca. 200 n. Chr.) erzählt die 85. Fabel des Babrios von einem Kriege zwischen Hunden und Wölfen. Ein achäischer Hund wird von seinen Stammesgenossen zum Feldherrn gewählt, aber als es zur Schlacht kommen soll, weigert er sich, seine Truppen in den Kampf zu führen, denn:

. . . χρὴ δ' ἀεὶ προβουλεύειν.
τῶν μὲν πολεμίων τὸ γένος ὧν ὁρῶ πάντων
ἕν ἐστιν· ἡμῶν δ' ἦλθον οἱ μὲν ἐκ Κρήτης,
οἱ δ' ἐκ Μολοσσῶν εἰσιν, οἱ δ' Ἀκαρνανῶν,
ἄλλοι δὲ Δόλοπες, οἱ δὲ Κύπρον ἢ Θρᾴκην
αὐχοῦσιν, ἄλλοι δ' ἄλλοθεν . . . .

(Babrii Fabulae p. 43, rec. M. Gitlbauer).

Und weiter sagt er zu den Seinen: „Wir sind nicht wie unsere Feinde von einer Farbe, sondern einige von uns sind schwarz, die anderen grau,

einige sind weißgefleckt, andere wieder ganz weiß. Wie kann ich diese nicht zusammenstimmenden in den Kampf führen gegen jene, unter denen eine so vollkommene Gleichheit herrscht?“

Einigkeit ist ein großes Glück für die Menschen, schließt Babrios, der Zwiespalt aber entkräftet sie und führt sie in Knechtschaft.

Die Übereinstimmung dieser Fabel mit der Fassung des čechischen Juristen liegt auf der Hand. Hier wie dort stehen sich die Buntfarbigen und die Einfarbigen gegenüber, ja man kann in der Beschreibung der Hunde eine fast wörtliche Übereinstimmung feststellen. Daß die Vorgeschichte des Kampfes bei Tovačovský Neues bringt, und der Schluß ein anderer ist als bei Babrios, kann nicht überraschen, denn die griechische Fabel sollte tatsächliche politische Verhältnisse, über die auch Plutarch berichtet, satyrisch beleuchten[1]), war also mehr oder weniger an die Wirklichkeit gebunden. Hierbei setzen wir voraus, daß Babrios aus älteren Erzählungen schöpfte, was aber keineswegs ausgemacht ist, denn er kann den knappen, scharf pointierten Rahmen für seine politische Anspielung auch selbst erdacht haben. Dann wäre die Ausgestaltung der handlungsarmen Geschichte auf Tovačovskys Konto oder das seiner unbekannten Quelle zu setzen. Jedenfalls war jedoch die Fabel so, wie sie bei Babrios steht, für den späteren Erzähler, der nichts von griechischer Politik wußte, nicht zu brauchen. Umformungen mußten eintreten, und was lag da näher als die Fabel mit solchen Stoffen zu verquicken, die von dem einen der auftretenden Tiere — dem Hunde — bereits im Schwange waren? Wann und von wem zuerst diese Anknüpfung vollzogen ist, bleibt vorläufig ungewiß, sicherlich ist sie aber schon früh erfolgt, denn sie hat ein weites, bis in den hohen Norden Europas sich erstreckendes Verbreitungsgebiet errungen.

Bezeichnenderweise tritt der Wolf nur noch in polnischen, russischen und finnischen Varianten der jungen mündlichen Tradition auf (s. oben S. 125f., 214f. und die unten folgenden Nachträge), in den mittel- und westeuropäischen fehlt er.

Wiederum liegt die Vermutung nicht fern, daß Byzanz die Vermittlung der griechischen Fabel in den slawischen Osten übenommen hat, von wo aus sie in nördlicher Richtung bis nach Finnland, westwärts bis Polen und Mähren gedrungen ist. Dabei mag das Verbreitungsgebiet in älterer Zeit ein weit größeres gewesen sein, als sich heute nachweisen läßt, und der Wolf kann damals auch in mitteleuropäischen Varianten aufgetreten sein. Erst seine Ausrottung in jüngerer Zeit gab vielleicht die Veranlassung zu seinem Verschwinden.

Wir kommen auf Grund der obigen Ausführungen zum Schluß, daß von

---

1) O. Keller, Untersuchungen über die Geschichte der griechischen Fabel, Jahrbücher f. klass. Philol., vierter Supplementband S. 388f. (1862).

allen literarischen Varianten Tovačovský's Fassung, deren altertümlicher Charakter uns schon aufgefallen ist, den ursprünglichen Hergang am getreuesten widergibt. Sie hat den nachweislich ältesten Zug von der Buntheit der Hunde und ihren Kampf mit den Wölfen bewahrt, und bei ihr finden wir zum erstenmal, soweit wir es verfolgen können, die Verbindung mit der Geschichte vom verlorenen Dokument, die Katze und Maus in die Handlung einführt und mit der bekannten Feindschaftsätiologie schließt.

Den hier folgenden sechs finnischen Varianten ist das Auftreten des Wolfes gemeinsam, in Einzelheiten gehen sie teilweise auseinander. Die ersten vier Fassungen schließen mit der Feindschaftsätiologie, die fünfte endet mit dem Motiv vom Beschnüffeln, die sechste hat beides.

1a. Zum singenden Wolf vgl. oben S. 232ff.

Es war einmal ein armes Haus, und der Hund [der dort lebte] mußte oft hungern. Er schloß einen Bund mit dem Wolfe. Während die Leute auf der Wiese arbeiteten, wohin sie ein kleines Kind mitgenommen hatten, kam der Wolf und entführte das Kind. Der Hund setzte ihm nach, nahm ihm das Kind weg und brachte es zurück, und von jetzt ab erhielt er Essen genug. Nach einiger Zeit sagte der Wolf zum Hunde: „Schaffe du mir jetzt Essen, wie ich dir damals welches verschaffte." Es wurde aber im Hause ein Gastmahl gegeben und die Mahlzeit war gerade beendigt. Der Hund sagte zum Wolfe: „Geh dort hinein um zu essen." Der Wolf ging und aß, aber binnen kurzem wurde er sehr durstig, so daß er den Hund um ein Getränk bat. Der Hund brachte ihm Bier. Der Wolf trank und begann wieder zu essen. Wieder wurde er durstig und der Hund brachte abermals Getränke. Der Wolf sagte: „Ich will singen." Der Hund sagte: „Tu es nicht, man würde dich fangen." Als nun der Wolf aß und trank, wurde er immer mehr betrunken. „Ich beginne zu singen," rief er. Er wurde vom Hunde gewarnt, aber er begann dessenungeachtet. Er brüllte dermaßen, daß die Wände des Gebäudes zitterten. Leute kamen dazu und der Wolf wurde ergriffen und getötet. Darauf kamen die anderen Wölfe aus dem Walde und begannen den Hund zu bedrängen, sie meinten: „Er war es, der es so machte, daß jener getötet wurde." Es wurde prozessiert. Das Gericht erkannte in der Sache, daß der Hund schuldig sei, und die Hunde wurden verurteilt, sich im Walde aufzuhalten, während die Wölfe im Dorfe wohnen sollten. Die Hunde aber bestachen den Richter, so daß dieser ein falsches Protokoll aufnahm und schrieb: die Wölfe sollen sich im Walde aufhalten, die Hunde im Dorfe wohnen. Als die Wölfe ins Dorf kamen, hielten ihnen die Hunde das Protokoll hin. Die Wölfe mußten sich in den Wald zurückziehen. Die Hunde steckten ihr Protokoll in einen Riß des Daches und sagten zu den Katzen: „Geben sie acht, daß die Mäuse das Protokoll nicht zernagen, während wir in den Wald gehen." Die Hunde gingen dorthin, um die Wölfe zu verjagen. Aber die Katze war unaufmerksam. Bei der Rückkehr der Hunde lag das Protokoll in tausend Stückchen zernagt. Und seitdem haben Wölfe Hunde und Hunde Katzen und Katzen Mäuse gehaßt.

K. Krohn, Suom. Kans. I. 152 Nr. 133.

b. Aus Satakunta.

Der Wolf pflegte ehemals Schafe zu fressen, und der Hund verkündigte es im Dorfe. Einmal machten sie aber einen Vertrag mit dem Inhalt, daß der Wolf den

Hund nicht mehr beunruhigen solle, falls der Hund ihn nicht angäbe. Der Hund gab den Vertrag der Katze in Verwahr. Die Katze versteckte den Vertrag, aber die Mäuse zernagten ihn. Als der Winter kam, begann der Wolf die Hunde zu beunruhigen. „Das war ja nicht erlaubt," sagte der Hund und forderte von der Katze den Vertrag zurück Die Katze aber konnte das Papier nicht finden. Seitdem hat der Wolf den Hund gehaßt, der Hund die Katze und die Katze die Maus.

Manuskript K. Rankonen 9.

c. Aus Tawastland.

Ehemals, zurzeit wo alle Tiere reden konnten, kam der Wolf zu einem Hauswirt, bewarb sich um den Dienst als Schäfer und forderte ein junges Rindvieh als Lohn. Der Hauswirt ging auf den Handel ein, und man schrieb einen Kontrakt. Der Wolf sagte zum Hunde: „Du wirst ja zu Hause bleiben, halte diesen Kontrakt in Verwahr." Das tat der Hund, aber als er einmal in den Wald ging, gab er den Kontrakt der Katze zur Aufbewahrung. Die Katze nahm das Papier und steckte es in einen Riß in der Wand. Es wurde Herbst. Der Wolf hatte seinen Dienst gut versehen und forderte seinen Lohn. Der Hauswirt sagte: „Hole den Kontrakt." Der Wolf verlangte ihn vom Hund und dieser wieder von der Katze. Die Katze ging um zu sehen, ob das Papier im Risse sei, aber die Mäuse hatten es gefressen. Der Hauswirt gab dem Wolfe nicht das junge Rindvieh, weil dieser keinen Kontrakt aufzuweisen hatte. Seitdem hat der Wolf den Hund, der Hund die Katze und die Katze die Maus gehaßt und der Wolf nimmt sich seitdem Kälber ohne Erlaubnis, weil er seinen Lohn nicht erhalten hat.

Manuskript M. Forstadius 12.

d. Aus Mittelösterbotten.

Es war einmal ein fauler Hund, den man in den Wald fortjagte. Es kam ein Wolf und fragte: „Wer bist du?" — „Ich bin ein Schuster." Der Wolf sagte: „Verfertige mir ein Paar Schuhe." „Hole mir eine Kuh herbei, — ich muß ja Leder haben." Dann: ein Schaf, des Zwirnes wegen. Dann: ein Schwein, um der Fette willen." Der Hund fraß sie alle drei. Der Wolf wurde zornig, und es gab eine Schlägerei zwischen ihnen. Seitdem hassen Hunde und Wölfe einander. Die Hunde haben nicht mehr vonnöten, etwas anderes zu tun, sondern erhalten ihr Essen und erhielten auch einen Vertrag, der naß wurde; man gab ihn der Katze zum Trocknen, aber die Mäuse fraßen ihn. Seitdem hassen Katzen und Hunde einander und ebenso Katzen und Mäuse.

Manuskript E. Rautell 90.

e. Aus Nordkarelien.

Die Hunde jagten den Wolf vom Kirchspiele weg. Der dankbare Kreisaufseher gab den Hunden einen gemeinsamen Paß. Die Hunde begannen zu überlegen, wem sie den Paß in Verwahrung geben sollten. Endlich beschlossen sie den Paß demjenigen zu geben, dessen Schweif am buschigsten sei. So geschah es. — Sie schwammen über einen Fluß, aber dabei ging das Papier verloren. Jetzt konnten die Hunde sich gar nicht erinnern, wer den Paß bekommen hatte und begannen darum einander unter den Schwanz zu schnüffeln, und seitdem haben die Hunde die Gewohnheit einander unter dem Schweif zu schnüffeln.

Manuskript M. Nurmio.

f.

Es war einmal ein alter, treuer Hund. Da geschah es, daß zwei Hähne miteinander stritten; der Hund wollte sie trennen, aber unglücklicherweise wurde der eine Hahn dabei von ihm totgebissen. Der Hausherr ward darum auf ihn erzürnt und jagte ihn aus dem ganzen Kirchspiel fort. Als der Hund in einem Schuppen auf der Wiese schlief, kam ein Wolf hinzu und fragte: „Wer bist du?“ „Ein Schuster bin ich,“ antwortete der Hund. Der Wolf begann ihn dringend zu bitten, daß er ihm Stiefel verfertige. „Hole mir ein Kalb für den Stoff,“ sagte der Hund. Der Wolf tat wie befohlen. Nach zwei Wochen kam der Wolf um die Stiefel zu holen und fragte: „Sind die Stiefel schon fertig?“ Der Hund, der unterdessen das Kalb gefressen hatte, sagte: „Habe doch keine Borsten, bringe mir ein Schwein.“ Nach acht Tagen kam der Wolf wieder. Der Hund hatte indessen das Schwein gefressen und sagte: „Bringe mir noch ein Schaf um der Fette willen.“ Der Wolf brachte das Schaf herbei. Über drei Tage sollte er wiederkommen. Er kam nach drei Tagen und fragte: „Sind die Stiefel schon fertig?“ Der Hund hatte indessen das Schaf gefressen. Er sagte: „Ich habe all den Stoff gefressen.“ Der Wolf rief: „Jetzt töte und fresse ich dich, da du mich genarrt hast.“ Der Hund sagte: „Laß uns noch nicht beginnen zu streiten. Versammle du so viele Wölfe wie du kannst, ich will Hunde zusammenrufen, alsdann wollen wir erproben, wer gewinnen wird.“ Nach acht Tagen sollten sie auf derselben Wiese den Kampf ausfechten. Dem Wolfe war es nur gelungen, einige Wölfe zusammenzubringen, der Hund aber hatte viele Hunde zusammengerufen. Darauf begann der Kampf und die Wölfe konnten natürlich nicht standhalten; sie wurden von den Hunden aus dem Kirchspiel fortgejagt. Die Dorfgemeinde beschloß: „Jetzt sollen die Hunde überall Essen bekommen und mit den Fähren übergesetzt werden.“ Und es wurde den Hunden ein Protokoll darüber gegeben, das sie der Katze in Verwahr gaben. Darauf kamen sie zu einer Stelle, wo sie mit der Fähre überfahren wollten. Aber der Fährmann sagte: „Ohne Geld darf ich Hunde nicht überführen.“ Die Hunde sagten: „Wir haben ein Protokoll, worin es steht: ‘sollen mit den Fähren übergesetzt werden.’“ Und ein Hund ging, um das Protokoll von der Katze zu holen, aber die hatte indessen die Mäuse ein Stück vom Protokoll benagen lassen. Der Hund holte das Protokoll herbei, aber es fehlte gerade die Stelle: „mit den Fähren übergesetzt werden“. Die Hunde meinten jedoch: „Hinüber wollen wir doch!“ und steckten das Protokoll unter den Schweif desjenigen Hundes, dessen Schweif am buschigsten war, so daß das Papier nicht naß würde. Der Hund aber vergaß die Sache und hob seinen Schweif empor als er schwamm, und der Strom spülte den Kontrakt weg. Als man hinübergekommen war, begann man das Protokoll zu suchen, aber vergebens. Und seitdem hat der Hund die Katze gehaßt, weil sie die Mäuse das Protokoll zerreißen ließ, und die Katze haßt die Mäuse, weil sie das Protokoll zerrissen haben. Und wenn jetzt Hunde zusammentreffen, so beriechen sie einander unter dem Schweif, um nach dem Protokoll zu sehen.

K. Krohn, Suom. Kans. I, 153 Nr. 134, vgl. ebenda S. 409, XLIVb: eine Variante aus Jisalmi in Nordsavolax und zwei aus Mittelösterbotten, Kirchsp. Pulkkila und Haapavesi; vgl. auch ebenda S. 409, a: eine Variante aus Pyhäjärvi in Mittelösterbotten.

Hier möchte ich auch gleich drei bei den Schweden in Finnland aufgezeichnete Varianten einfügen. Der Wolf tritt in allen auf; das Motiv ‘Beschnüffeln’ findet sich in den beiden letzten Fassungen. — Die Übersetzung stammt von Herrn stud. Hans Rydbo in Gotenburg.

1. Es war einmal ein alter Hund, der nicht mehr bellen oder sonst was konnte. Da meinten seine Besitzer, daß es das beste sei, ihn zu erschießen. Als der Hund das hörte, rannte er in den Wald hinaus, um sein Leben zu retten. Dort fand er eine alte Hütte, die verlassen war, und die Fenster waren fortgenommen, aber der Herd stand noch da. Der Hund sprang zum Fenster hinein und auf den Herd, um sich zu wärmen. Bald darauf kam ein Wolf, stützte sich mit seinen Vorderpfoten auf den Fensterpfosten und schaute in die Hütte hinein. Als er den Hund erblickte, fragte er: „Wer bist du?“ — „Ein Schuster,“ antwortete der Hund. „Nun, wenn du ein Schuster bist, willst du mir nicht ein Paar Stiefel machen?“ sagte der Wolf. — „Ich habe kein Leder,“ antwortete der Hund. „Ich werde dir schon Leder verschaffen, ich selbst,“ entgegnete der Wolf und ging fort, kam aber bald mit einer Sterke[1]) zurück, übergab sie ihm und sagte: „Da hast du Leder.“ — „Gut, du wirst deine Stiefel aber nicht eher als nach fünf Wochen bekommen,“ erwiderte der Hund, als er die Sterke bekam. Als fünf Wochen vergangen waren, kam der Wolf zurück und fragte nach den Stiefeln. Der Hund antwortete: „Ich habe kein Schmalz und konnte daher die Haut nicht brauchen.“ Der Wolf rannte aufs neue fort und hatte ein schrecklich großes Schwein in den Klauen, als er zum Hunde zurückkehrte. — „Deine Stiefel bekommst du nicht eher, als bis fünf Wochen vergangen sind,“ sagte der Hund. Der Wolf ging darauf fort, und der Hund fraß das Schwein, befand sich sehr wohl dabei und bekümmerte sich wenig um die Stiefel des Wolfes. Als fünf Wochen vergangen waren, kam der Wolf zurück und fragte nach den Stiefeln, die ihm der Hund machen sollte. Als er kam und sich mit den Vorderfüßen auf den Fensterpfosten stützte und nach den Stiefeln fragte, antwortete ihm der Hund, daß er kein Feuer gehabt habe, und darum keinen Pechfaden habe zubereiten können. Als der Wolf das hörte, wurde er böse und sprang zum Hunde in die Hütte, und nun fingen sie an sich zu schlagen. Aber der Hund besiegte den Wolf. Darnach versöhnten sie sich wieder, machten aber untereinander aus, daß der Hund in die Stadt gehen und Hunde holen sollte, der Wolf aber in den Wald, um Wölfe zu holen, und dann sollten sie sich in der Nähe der Hütte versammeln, um sich dort aufs neue zu schlagen. Wer gewinnen würde, solle mit den Menschen sein dürfen, aber die, die verlieren würden, sollten im Walde bleiben müssen. Sie taten so, wie beschlossen. Der Hund lief in die Stadt und verschaffte sich Kameraden, und der Wolf in den Wald und suchte seinesgleichen auf. Als sie alle versammelt waren, gab es eine große Schlägerei. Der Kampf wurde immer gewaltiger, aber zuletzt mußten die Wölfe nachgeben und im Walde Wohnung nehmen, die Hunde aber, die gewonnen hatten, durften mit den Menschen sein, wie es der Hund und der Wolf schon im voraus verabredet hatten. Als die Schlägerei zu Ende war, gingen der Hund und der Wolf in die Stadt, um zu trinken. Als sie gesoffen hatten und der Hund berauscht war, begegnete er in der Straße der Katze. Da gab er ihr jene Schrift, die er und der Wolf untereinander aufgesetzt hatten, und sagte, sie solle das Papier bewahren, bis er nüchtern geworden sei. Die Katze nahm die Schrift und versteckte sie auf dem Heuboden unter dem Dach, zwischen Dach und Firstbalken. Als der Hund nüchtern geworden war, fragte er die Katze nach seiner Schrift. Die Katze wollte dorthin gehen, wo sie das Papier versteckt hatte, und es herbeiholen. Als sie aber dort hinkam, hatten die Mäuse es zernagt. Da die Katze dem Hunde seine Schrift nicht bringen konnte, wurde er böse; sie fingen eine Balgerei an und prügelten sich. Als der Streit zu

1) Junge Kuh.

Ende war, stellte die Katze den Mäusen nach, die ihr die Schrift zernagt hatten, fraß sie auf und sagte, sie wolle von dem Tage ab allen Mäusen nach dem Leben trachten, die sie nur erblicken würde. Seit der Zeit liegen die Katze und der Hund im Streit miteinander, und die Katze jagt den Mäusen nach, die die Schrift des Hundes zerrissen haben, und der Wolf stellt dem Hunde nach, weil er ihm die Stiefel nicht machte, wie er ihm versprochen hatte, ehe sie sich schlugen und der Wolf verlor und daher im Walde wohnen mußte.

2. Ein alter Hund, der achtzehn Jahre geworden war, begab sich aus der Stadt, wo er von allen verachtet wurde, in die Einöde, wo er lange Zeit in einer Waldbadestube wohnte. Eines Abends kam ein Fremder, ein Wolf, der einen weiten Weg gemacht hatte, zur Wohnung des Hundes und fragte zum Fenster hinein: „Wer wohnt hier?“ — „Ein Schuster,“ sagte der Hund. Er war sicher und ruhig in seiner Wohnung, weil er einen großen Sperrbaum vor die Tür gelegt hatte, und der Raum zum Durchkriechen für den Wolf zu eng war. „Nun, willst du mir ein Paar Schuhe machen?“ fragte der Wolf, „mir frieren schon seit langer Zeit die Füße, denn ich bin ohne Schuhe gewandert.“ — „Wenn du Leder und was sonst dazu nötig ist, hierher bringst, werde ich dir binnen vierzehn Tagen Schuhe machen,“ sagte der Hund. In kurzem kam der Wolf mit einer Kuh zur Wohnung des Hundes zurück. Als er die Kuh nicht ganz und gar durch den Spalt zwängen konnte, mußte er sie zerstückeln und alles, Bissen für Bissen hineingeben. Als der Hund Essen bekommen hatte, gab er vor, daß ihm Pech fehle. Als er Pech bekommen hatte, gab er vor, daß Borsten fehlen. Um allen Mängeln abzuhelfen, die der Anfertigung der Schuhe im Wege standen, versuchte der Wolf alles, was er vermochte. Borsten anzuschaffen war ihm keine schwere Arbeit: er packte ein großes Schwein und trug es vor die Wohnung des Hundes. Weil es zu groß war, um es hineinzubringen, mußte er es zerstückeln und einen Bissen nach dem andern durch die Spalte stopfen. Da die Schuhe des Wolfes nie fertig wurden, sondern der Hund immer neue Entschuldigungen vorzubringen hatte, wurde der Wolf immer böser, und schließlich wurden beide aufeinander so erbittert, daß sie beschlossen, durch Kampf den Zwiespalt zu entscheiden. Platz und Zeit wurden festgestellt. Der Hund, welcher in der Stadt sehr bekannt war, erhielt auf seine Seite viele Kameraden zur Hilfe. Der Wolf aber verließ sich zu sehr auf seinen Mut und seine Kraft und versäumte es, sich so viele Freunde zum Beistand zu verschaffen, wie der Hund. Darum wurde er besiegt und verlor viele Kameraden in dem Kampfe und das Allervorteilhafteste, nämlich den Sieg. In herrlichem Triumph kehrte der alte Hund in die Stadt zurück, von allen seinen Kameraden begleitet, und forderte Lohn für den Sieg, den er über seinen Gegner, den Wolf, eben erkämpft hatte. Keiner konnte ihm verweigern, was er wünschte, sondern man gab ihm ein großes Privileg, das viele gute Vorrechte für ihn und alle seine Kameraden enthielt. Er ließ die Katze dieses Privileg in einen Bauernhof bringen, damit es dort vorläufig im Versteck bliebe. Die Katze leistete dem Befehle Folge und nahm das Privileg des Hundes in Verwahr. Indessen machte der alte Hund mit vielen seiner alten Kameraden aus der Stadt eine Reise. Als sie an einen großen Fluß gekommen waren, über den man mit der Fähre übersetzen mußte, erinnerten sie sich, daß sie ihr Privileg vergessen hatten. Sie sandten sogleich die Katze danach aus. Als das Schriftstück abgeholt war und die Hunde über den Fluß fahren wollten, hatte keiner von ihnen Geld, um den Fährmann zu bezahlen. Darum führte er sie auch nicht über den Fluß auf seiner Fähre, sondern sie mußten alle schwimmen. Derjenige, der das Privileg hinüberbringen sollte, steckte es unter seinen

Schwanz. Aber während er schwamm, verlor er es im Wasser. Als sie alle hinübergekommen waren, fingen sie an, sich gegenseitig unter den Schwänzen zu beschnüffeln, um ihr Privileg zu suchen, und so suchen die Hunde noch heute, wenn sie einander begegnen.

3. Der Hund und der Wolf waren eine Zeitlang gut Freund, aber es wurde ihnen wohl zu eng, an gemeinsamem Platze zu jagen. Sie machten darum einen Vertrag zwischeneinander, daß sie sich trennen wollten. Der Hund steckte den Vertrag unter den Schwanz, da er keine andere Stelle hatte, wohin er es legen konnte. Als er später an einen See kam und hinüberschwamm, wurde der Vertrag naß; darum befahl er, als er nach Hause kam, der Katze, ihn auf einem Ofen zu trocknen. Die Katze hatte nicht recht darauf acht, und ließ die Mäuse den Vertrag auffressen. Als der Hund später zum Wolf zurückkam, wollte dieser es nicht dulden, daß sich der Hund bei ihm aufhielte, und sagte: „Wir haben ja einen Vertrag zwischen uns gemacht, daß wir nicht auf demselben Platze verweilen würden," und er fragte nach dem Vertrag. Als der Hund ihn nicht aufweisen konnte, gerieten sie in Streit, und seit der Zeit ist der Wolf dem Hunde böse gewesen, und der Hund der Katze, die den Vertrag auf dem Ofen trocknen und überwachen sollte, und die Katze den Mäusen, die den Vertrag des Hundes aufgefressen hatten. Und noch heute, wenn Hunde sich begegnen, beschnüffeln sie sich unter dem Schwanze und suchen den Vertrag.

Nyare bidrag till kännedom om de svenska landsmålen och svenskt folkliv 1905, Rancken-Vefvar, Djursagor från Österbotten Nr. 31—33.

Zu S. 106.

Johannes Bolte teilt mir freundlichst mit, daß das Meisterlied des Peter Probst inzwischen in den Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg 19, 128 (1911) von Kreisler abgedruckt worden ist.

Zu S. 113 Nr. 3.

Aus Satakunta.

Der Hund, die Katze und die Ratte sollten freien Tisch beim Könige haben. Und der Hund gab den Kontrakt der Katze in Verwahr, und die Katze gab ihn der Ratte. Eines Tages, als es schönes Wetter war, steckte die Ratte den Kontrakt in die Erde unter die Traufrinne. Es trat Regenwetter ein, und der Kontrakt wurde vom Wasser gänzlich erweicht. Nach Verlauf einiger Jahre starb der alte König, und eine neue Regierung trat an die Stelle der alten. Man fragte die Tiere: „Mit welchem Recht sitzen sie am Tisch des Königs?" Der Hund rannte, um den Kontrakt von der Katze zu holen, und die Katze tat ebenso, um ihn von der Ratte zu fordern. Die Ratte ging und wühlte unter der Traufrinne, fand aber nichts. Da wurden sie alle vom Hofe weggejagt und seitdem haben sie einander unversöhnlich gehaßt.

K. Krohn, Suomal. Kansan. 1, 211 Nr. 181.

Zu S. 114 Nr. 4.

Estnische Varianten aus dem hdschriftl. Nachlaß von Hurt II, 27, p. 863 Nr. 3 und II, 42, p. 89 Nr. 1.

1. Aus dem Kirchsp. Pillistfer.

Warum Katze, Hund und Maus einander feind sind.

Als Gott die Tiere erschaffen hatte, bestimmte er auch einem jeden die Nahrung. Nur der Hund war vergessen worden. Er mußte viel Hunger leiden und

entschloß sich endlich, zu Gott zu gehen und ihn um Rat zu fragen. Gott erlaubte ihm, alles zu fressen, was von seines Herrn Tische fiele. Um sein Recht zu sichern, gab Gott ihm ein Schreiben mit, welches er seinem Herrn im nötigen Falle vorweisen sollte. Zu Hause angekommen gab der Hund sein Dokument der Katze, damit diese es verwahre. Die Katze legte es ins Mauseloch, wo es gar bald von Mäusen und Ratten verschleppt wurde. Nun geschah es, daß der Wirt des Hundes ein Schwein schlachtete. Er hatte es auf einen Tisch gelegt, um es zu zerteilen. Während er beschäftigt war, bemerkte er nicht, daß das Schwein herunterfiel. Der Hund ging gleich hin, um das Tier für sich zu bekommen, wie Gott ihm ja die Erlaubnis gegeben hatte. Damit war der Wirt aber nicht zufrieden. Er trieb den Hund mit Schimpfworten fort. Da ging dieser zur Katze, um sein Schreiben zu bekommen und es dem Herrn vorzuweisen. Die Katze hatte ihm natürlich nichts zu geben, denn sie hatte schon längst bemerkt, daß das wichtige Dokument verloren gegangen war. Der Hund mußte unverrichteter Sache zurückkehren und verlor alle seine Rechte. Von dem Tage fing er an, alle Katzen zu hassen und zu verfolgen.

2. Aus dem Kirchsp. Fennern.

Oftmals gebrauchen die Menschen den Ausdruck: „Sie leben wie Katze und Hund.“ Über die Entstehung dieses Wortes erzählt der Volksmund: „In alter Zeit lebten die Tiere sehr oft in Zank und Streit; sie konnten in der Wahl der Nahrung und des Wohnortes nicht einig werden und beklagten sich darum oft bei Gott dem Herrn. Um Frieden zu stiften, versammelte Gott einst alle Tiere um sich und gab jedem eine bestimmte Nahrung; darauf wies er ihnen auch die Behausungen und befahl, diese Gesetze immer zu beachten. Unter den vielen Tieren, welche erschienen waren, fehlte aber der Hund. Er hatte sich verspätet und erschien erst, als alle anderen schon fort waren. Wie er vor Gott mit seiner Bitte erschien, gab der Herr ihm die Erlaubnis, alles das zu essen, was von seines Herrn Tische falle. Zur Sicherheit gab er ihm noch eine Beglaubigung mit; die sollte er vorweisen, wenn sein Herr ihm nicht Glauben schenken würde. Dankbar ging der Hund fort und tat nach des Herrn Geheiß. Eines Tages aber gab er den Schein, den er von Gott erhalten, der Katze ab. „Du bist doch mehr zu Hause, als ich. Verwahr' ihn. Bei meinen Wanderungen könnte ich ihn leicht verlieren,“ sagte er zu ihr. Die Katze nahm den Schein und versteckte ihn in einem Rattenloch. Die Ratten verschleppten ihn jedoch in einigen Tagen und so kam es, daß der Hund sein teures Eigentum nicht mehr sah. Von dem Geschehenen erzählte die Katze dem Hunde jedoch nichts. Nun geschah es, daß der Wirt eines Tages ein Schwein schlachtete. Er legte das Tier auf den Tisch, um es aufzuschneiden. Der Hund und die Katze saßen in demselben Zimmer und warteten, ob nicht etwas auch für sie abfiele. Aus Versehen ließ der Wirt das Schwein herunterfallen. Wie der Hund das sah, lief er gleich hinzu und behauptete, daß es ihm gehöre, da Gott ihm das zur Nahrung gegeben hätte, was von seines Herrn Tische fiele. Der Wirt ließ sich das natürlich nicht gefallen, sondern ergriff einen Stock, um ihn hinauszutreiben. Da wandte der Hund sich schnell zur Katze und befahl ihr, die Beglaubigung herauszuholen. Jetzt kam es an den Tag, daß die Katze den Schein verloren hatte. Der Hund mußte sich ins Unvermeidliche fügen, wurde aber von dem Tage an ein arger Feind und Verfolger der Katzen.

Zu S. 119, C 1.

Vgl. auch den Schluß der polnischen Variante oben S. 215, ferner: St. Ciszewski, Lud rolniczo-górniczy S. 187, Krakau 1887 (mir nicht zugänglich).

Zu S. 121 Nr. 6.

Vgl. die folgenden finnischen Varianten, die mir durch K. Krohns Vermittlung bekannt geworden sind.

1. Aus Nordösterbotten.

Wissen Sie, warum der Hund und die Katze einander hassen? Sie waren ehemals beide Jäger, aber einmal stahl die Katze dem Hunde den Erlaubnisschein zur Mäusejagd und versteckte ihn unter einer Traufrinne, so daß der Hund ihn nicht mehr finden konnte. Und seitdem haben Hund und Katze einander gehaßt.

Manuskript M. Latva 7.

2. Aus Satakunta, Kirchsp. Noormarkku.

Der Hund hatte schon lange dem Bauer gedient und erhielt nun einen Ruhegehaltsbrief. Dieser Vertrag wurde aber von der Katze gestohlen und in eine Dachstube gebracht, wo er von einer Maus aufgefressen wurde. Auf diese Weise entstand ein ewiger Haß zwischen Hund, Katze und Maus.

Manuskript Fr. Lindgren 57.

3. Aus Satakunta, Kirchsp. Eräjärvi.

Der Hund und die Katze kauften sich ein gemeinsames Haus. Auch ein Kontrakt wurde wie gewöhnlich gemacht. Die Katze wurde Hauswirtin und erhielt den Kontrakt. Der Hund war als Wirt beschäftigt. So lebten sie in Frieden, bis ein Ereignis den Haß zwischen sie brachte. Die Hauswirtin hatte den Kontrakt nicht vor den Mäusen schützen können; sie hatten das Papier zernagt. Darum wurde die Katze böse über die Mäuse, und der Hund böse über die Katze.

Manuskript J. Tyyskä XXXIX 38.

4. Herkunft wie bei 3.

Die Katze und der Hund hatten ein gemeinsames Haus. Man machte einen Kontrakt. Der Hund wurde Hauswirt. In Frieden lebten die Hausmutter und der Hausvater. Aber die Hauswirtin hatte nicht den Vertrag vor den Mäusen schützen können. Die Mäuse hatten den Kontrakt zernagt. Darum wurde die Katze auf die Mäuse zornig, und der Hund böse auf die Katze. Seitdem hat der Hund die Katze gehaßt und die Katze hat seitdem auch die Mäuse gehaßt.

Manuskript J. Tyyskä XXXIX 56.

5. Aus Satakunta, Kirchsp. Pori.

Der Hund, die Katze und die Maus hatten eine gemeinsame Wirtschaft. Der Hund war Hausherr, die Katze war Hausfrau und die Maus war Knecht. Der Hausherr machte einen Vertrag betreffend die Überlassung eines Gutes an seinen Sohn und gab das Papier der Hausfrau in Verwahr. Die Katze steckte das Dokument in einen Riß in der Wand, aber die Maus verzehrte es. Darum haßt der Hund die Katze und die Katze die Maus.

Manuskript A. Laiho 15.

6. Aus Satakunta, Kirchsp. Siikainen.

Es war im Hause ein alter Hund, und der Hausherr sagte: „Dieser alte Hund

soll getötet werden.“ Aber ein Kind hatte das Unglück ins Wasser zu fallen, und wurde von dem Hunde gerettet. „Diesen alten Hund soll man doch nicht töten,“ meinte jetzt der Hausvater. Der Hund aber sagte: „Zuerst drohen Sie mir mit dem Tode und jetzt sagen Sie, daß man mich nicht töten dürfe. Ich traue Ihnen nicht mehr, sondern es soll ein schriftlicher Vertrag gemacht werden.“ Der Hausvater machte den Vertrag, und der Hund gab das Papier der Katze, wobei er sagte: „Du hast schärfere Klauen als ich, geh und bringe das Papier in den Dachraum.“ Die Katze tat wie befohlen. — Nach einigen Jahren sagte der Hausvater: „Dieser alte Hund soll getötet werden.“ — „Doch nicht,“ sagte der Hund, „ich habe ja den Vertrag.“ — Er befahl der Katze, den Vertrag hervorzuholen. Die Katze ging, aber der Vertrag war von Mäusen ganz zernagt. Ergrimmt tötete die Katze die Mäuse, der Hund die Katze und der Hausvater den Hund.

Manuskript H. Granqvist 29.

7—14. Varianten bei K. Krohn, Suom. Kans. I, S. 409 XLIVa, die nur in belanglosen Einzelheiten voneinander abweichen.

Zu S. 129, III.

1. Finnische Varianten.

a) Aus Österbotten, Kirchsp. Wihanti.

Es war einmal ein Hund, der seiner Treue halber einen Paß erhalten hatte, und diesen gab man der Katze in Verwahr. — Die Katze steckte das Papier auf den Ofen; die Mäuse aber zerrissen das Papier, es blieb nur wenig davon übrig. — Die Hunde sollten auf Reisen gehen und forderten den Paß zurück. Die Katze wurde zornig über die Maus, die immer alles fressen mußte. Der Paß wurde den Hunden gegeben. Sie bedachten, wohin sie den Paß stecken könnten, als sie über einen Fluß schwimmen sollten, und da steckten sie den Paß unter den Schweif eines Hundes; der Paß ist dabei verloren gegangen, und sie suchen ihn immer noch.

Manuskript E. Rautell 49.

b) Die Hunde, Katzen und Ratten waren einmal im Kriege. Sie erhielten Pässe, bevor sie nach Hause kehrten. Sie kamen zu einem großen Fluß. Die Ratten langten zuerst an, steckten die Pässe in ihre Mäuler und setzten wohlbehalten über. Nach einiger Zeit traf die Schar der Katzen ein. Die Ratten auf dem anderen Ufer riefen: „Stecken Sie die Pässe unter Ihre Schweife, wozu haben Sie die Schweife?“ Die Katzen taten so, aber als sie ins tiefe Wasser gerieten, hoben sie die Schweife empor und die Pässe wurden vom Strom weggeführt. Die Katzen waren zornig und meinten: „Wir wollen die Hunde betrügen, ebenso wie wir selbst betrogen wurden.“ Nach einiger Zeit kamen die Hunde zum Ufer des Flusses, und die Katzen riefen: „Stecken Sie die Pässe unter ihre Schweife!“ Die Hunde taten es. Aber als sie ins Wasser kamen: hui! die Schweife in die Höhe, und die Pässe den Fluß entlang. Als sie das Ufer erreicht hatten, entstand eine Schlägerei. Und noch immer wird gestritten, wo man nur zusammenkommt.

K. Krohn, Suom Kans. I, 211 Nr. 182, vgl. ebenda S. 409, XLIVb, vier Varianten im Auszuge mitgeteilt.

c) Aus Südösterbotten, Kirchsp. Isokyro.

Die Katze und der Hund reisten einmal zusammen. Sie hatten einen gemeinsamen Paß, den die Katze verwahrte. Aber in einem Nachtquartier kam eine Maus und fraß so viel vom Paß auf, daß nur ein kleines Stück davon übrig blieb. Am

Morgen konnten sie den Paß nicht finden, und der Hund begann zu murren, die Katze aber fauchte entgegen, und so entstand eine tüchtige Schlägerei. Und seitdem herrscht ein schlechtes Verhältnis zwischen dem Hunde und der Katze. Als aber die Katze bemerkte, daß die Maus den Streich gespielt hatte, leistete sie folgenden grausamen Eid: „Ich, die Katze, Tochter der Katze, schwöre, daß ich alle Mäuse und Ratten umbringen werde.“ — Und seitdem stürzt die Katze immer auf eine Maus los, wo sie nur zusammentreffen. — Und darum gucken zwei Hunde noch heute, wenn sie sich treffen, einander das Hinterteil an, um zu sehen, ob der Paß dort noch in Verwahr sei.

Manuskript J. Karpi 2.

2. Variante der Schweden in Finnland, aufgezeichnet in Österbotten.

Die Katze und der Hund waren ehemals Geschwister und standen auf vertraulichem Fuße miteinander. Ich will erzählen, wie sie sich zu zanken anfingen. Die Katze mußte einmal auf Reisen gehen und eine Zeitlang ausbleiben. Sie gab ihren Paß dem Hunde, damit dieser ihn verwahre. Der Hund steckte den Paß unter seinen Schwanz. Als er nachdem einmal über einen Fluß schwamm, erinnerte er sich der Sache nicht, sondern sperrte seinen Hinterteil auf, und da fiel der Paß hinaus. Und seitdem sind Hund und Katze Feinde.

Sammlung der Schwedischen Litt.-Gesellschaft 10, 4; s. auch 28, 53.

Zu S. 136 Nr. 4.

Die Fassung dürfte auf Tabarin (Oeuvres 1, 35 ed. Aventin 1858) zurückgehen, denn hier wie dort findet sich der auffällige Zug, daß der Hund nach indischen Gewürzen geschickt wird (vgl. Bolte, Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde 21, 167).

Zu S. 144, B.

Vgl. noch die sehr erkünstelte Geschichte bei Dayrell, Folk stories from Southern Nigeria p. 68 Nr. 18 (London 1910), die mit der Begründung der Feindschaft zwischen Katze und Ratte schließt.

Zu S. 145 Nr. 4.

Vgl. noch Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 21, 363 Nr. 14 (koreanisch) und die Anm. Boltes S. 364.

Zu S. 145, C.

Finnische Varianten.

1. Es war im Dorf eine sehr große Katze, die alle Mäuse fraß, wo sie sie nur finden konnte. Die Mäuse, die übriggeblieben waren, versammelten sich und beratschlagten, was zu tun sei. Sie kauften eine Glocke, nachdem sie dazu Geld gesammelt hatten. Aber niemand wagte die Glocke an den Hals der Katze zu binden, wie beschlossen war. Und auf diese Weise ging viel Geld verloren, denn die Glocke konnte man nicht brauchen. Wenn du etwas unbesonnen tust, geht es dir wie den Mäusen mit dem Anbinden der Glocke.

E. Lönnrot, Om det nord-tschudiska språket S. 14, vgl. Manuskript Lilius 331.

2. Aus Satakunta. Vermischung mit der Feindschaftsfabel.

Der Hund hatte ehemals sein Haus verkauft und wußte nicht, wo er den Kontrakt verwahren solle. Er sagte zur Katze: „Stecke du das Papier dort oben auf

den Firstbalken." Die Katze tat es, aber das Papier wurde von Mäusen gefressen, und die Katze fürchtete sich vor dem Haß des Hundes — und das tut sie noch heute; die Mäuse aber werden derart von der Katze verfolgt, daß sie niemals Ruhe haben. Einmal hielten die Mäuse eine Versammlung ab, um zu beraten, auf welche Weise man eine Glocke an den Hals der Katze binden könnte. Eine alte Maus nahm diesen schweren Auftrag auf sich; aber die Katze schnappte den Bringer der Glocke auf und fraß ihn. Auf solche Weise wurde dieser Rat zunichte.

Manuskript Ruusu 38.

Zu S. 147 Nr. 3.

Ergänze: Krohn, Suom. Kans. I, 212 Nr. 183 aufgezeichnet von J. Sjöros 1880 im westlichen Finnland laut freundlicher Mitteilung von K. Krohn.

Zu S. 153 Nr. 2.

Vgl. Zeitschrift d. Ver. f. Volkskunde 21, 364ff. Nr. 15, 16, zwei koreanische Erzählungen, mitgeteilt von Ennshoff. Die erste endet mit der Ätiologie der Feindschaft zwischen Hund und Katze, die zweite ist unätiologisch.

Zu S. 169 Nr. 14.

Eine finnische Variante (Landsch. Nyland, Kirchsp. Märskom), deren Übersetzung K. Krohn mir vermittelt hat, kennt ebenfalls die Fledermaus im Wettflug, hier auf den Flügeln des Adlers, wie gewöhnlich. Neu ist aber die Begründung der Federlosigkeit der Fledermaus in diesem Zusammenhang. Vom Zaunkönige wird ähnliches erzählt, vgl. oben S. 165 Nr. 3 und 4.

Die finnische Fassung lautet so:

Die Vögel hielten einmal eine große Versammlung ab, denn sie sollten sich einen König wählen. Soviel sie auch wählten und wählten, so konnten sie doch nicht einig werden. Schließlich brachte einer zum Vorschlag, daß sie erproben sollten, wer von ihnen am höchsten fliegen könne, und denjenigen sollten sie zum König ernennen. Als die Fledermaus dies hörte, setzte sie sich auf den Rücken des Adlers, denn sie vermutete, daß der Adler am höchsten fliegen würde. Als sie darauf alle im Fluge wetteiferten, flog der Adler der Sonne so nahe, daß sie das Gefieder der Fledermaus, die auf dem Rücken des Adlers saß, verbrannte. Jetzt drehte sich der Adler um, und als er sah, daß alle hinter ihm geblieben waren, rief er: „Ich bin am höchsten!" „Ich noch höher!" rief die Fledermaus. Als die Vögel erblickten, welch einen erbärmlichen König sie bekommen hatten, waren sie auf die Fledermaus so zornig, daß diese sich gar nicht mehr des Tages zu zeigen wagt, sondern nur zur Nachtzeit umherfliegt, und seitdem hat sie auch kein Gefieder.

Nyland VI, 109.

Zu S. 183.

Z. 3 v. u. lies: und hier tritt der Geier für den Adler ein.

Zu S. 190 V.

Aus Malta.

Nach Erschaffung der Welt hielten die Vögel Rat, wie man es anstellen müsse, um einen König zu wählen. So hielten sie eine Versammlung ab und hofften,

daß der Meister sich dazu einfinden werde, da er geladen war. Aber er kam nicht. Da mußten sie allein entscheiden und sagten: „Wer am höchsten fliegt, wird König!“ Jeder Vogel sagte vorm Aufsteigen: „So Gott will, fliege ich!“ Aber der Truthahn und die Henne dünkten sich zu vornehm, um die selben Worte zu gebrauchen, und da riefen sie hochmütig: „Ob er es will oder nicht, so fliege ich doch! Hab' so viel Federn!“ Und der Truthahn schrie noch besonders: „Glu, glu, glu, glu glu-glug!“ was heißen wollte: „Schau, wie schön ich bin im Fluge!“ Und die Henne, ärgerlich über seine Eitelkeit, konnte nichts hervorbringen als ein zorniges „dak, dak, dak, dakdadakdak“, was soviel sagen sollte wie „dieser freche Truthahn“ (dak gleich dieser)! Und da wollte es der Meister, daß sie beide sitzenblieben und nie das Fliegen erlernten. Der Truthahn tut heute noch, als könne er fliegen, wenn er sich beobachtet sieht, und ist ein echter, rechter Betrüger. Die Henne aber, die sich nicht erniedrigen wollte, ist zur Dienenden geworden und ist unfrei.

Freundl. mitgeteilt von Frl. Ilg.

Zu S. 198.

Die Motivierung der Fledermaus, sie sei kein Vogel, weil sie Zähne habe, aber auch kein Vierfüßler, weil sie Flügel besitze, ist bei den Mongolen Zentralasiens weit verbreitet, vgl. Potanin, Očerki 4, 169. 174. 758ff., ders. Vostočnyje motivy S. 477.

Sie findet sich auch in der bekannten Sammlung buddhistischer Fabeln in China, die Stan. Julien übersetzt hat, vgl. Les Avadânas 2, 154 Nr. CXXVI, Liebrecht, Zur Volkskunde S. 121.

Zu S. 199 Anm. 5.

Vgl. noch Blätter f. pomm. Volkskunde 8, 148 Nr. 4, Schönhärl, Volkskundliches aus Togo S. 125f.

Zu S. 203 Anm. 2.

Vgl. auch Hackman, Katalog Nr. 222* (FFCommunications Nr. 6), z. Beisp. Svenska Landsmål 26, 12:

Der Fuchs erhascht die Krähe und will sie totbeißen. Die Krähe sagt: „Töte mich nicht auf diese Weise, sondern wirf mich vom Felsen hinunter.“ Dies tat der Fuchs, und die Krähe flog davon.

Zu S. 205 Nr. 8.

Bei den Finnen scheint der Eingang russischer Märchen, wie er in Nr. 8 und Varr. vorliegt, als selbständige Sage erzählt zu werden, denn durch Prof. Krohns Vermittlung erhielt ich folgende zwei Fassungen:

1. Die Meise und die Maus stritten um eine Ähre, aber die Meise sagte: „Wollen wir Krieg führen, dieser Ähre wegen?“ Die Meise ging darauf ein. Die Meise rief alle fliegenden Tiere zusammen und die Maus alle vierfüßigen Tiere. Dank der Kraft des Adlers wurden alle vierfüßigen getötet.

Manuskript H. Meriläinen 87. Aufgezeichnet im Gouv. Archangel'sk.

2. Der Sperling und die Maus begannen zu streiten. Der Sperling rief alle Vögel zusammen und die Maus alle vierfüßigen Tiere des Waldes. Alle Anhänger der Maus wurden vom Adler getötet.

Manuskript Putkonen 31.

Zu S. 210.

Zum Märchenkomplex B vgl. noch Magazin der lettischen literärischen Gesellschaft 19, 1, 116ff. Nr. 23 — Nr. 25, zu A — ebd. 19, 1, 170f. drei lettische Varianten. In der letzten wird erzählt, daß sich das Schwein im Walde ein Wohnhaus gebaut und den Wolf, der dort eindringen wollte, verjagt habe. Wolf und Fuchs, heißt es weiter, gingen nun zum Herrn des Waldes, zum Elen, und verklagten bei ihm den unliebenswürdigen Wirt. Das Elen ging darauf zum Hause des Schweines und stieß es mit seinem langen, starken Geweih um. Nun mußte der Wirt mit allen seinen Knechten wieder zurück zum Menschen. Das Schwein kann aber bis auf den heutigen Tag jene Zeit nicht vergessen, wo es als Wirt gelebt hat, und ruft daher noch immer, wenn man es anfaßt, wie damals: „Kur wihri, kur wihri?“ d. i. „Wo sind (meine) Männer, wo sind (meine) Männer?“

Zur Stimmdeutung vgl. die lettische Sage oben S. 212.

Zu S. 212.

Eine Mischform zwischen A und B bildet auch das abchasische Märchen im Sbornik material. Kavk. 40, 3, 35—38; die Handlung beginnt hier mit den 'Haustieren auf der Wanderschaft' und schließt mit der Szene unter den Bäumen.

Zu S. 219 Anm. 3.

Vgl. noch Vladimirov, Vvedenije S. 156f., Nasyrov und Pol'akov, Skazki kazanskich tatar Nr. 8 u. Anm. S. 102ff. (Kazan' 1900), Blätter f. pomm. Volkskunde 2, 55. 9, 37.

Zu S. 225 Anm. 7.

Vgl. noch Zapiski krasn. podotděla I, 1 Nr. 15 S. 37, Lorentz, Slowinzische Texte S. 20 Nr. 19, S. 36 Nr. 39a u. b.

Zu S. 231 Anm. 3.

Vgl. noch Magazin d. lett. literär. Gesellsch. 19, 1, 159 Nr. 20 (unätiologisch und verderbt).

Zu S. 236 Anm. 1.

Vgl. noch H. Sachs, Fabeln und Schwänke 4, Nr. 405 und Anm.

Zu S. 237.

Variante der Schweden in Finnland.

Einmal traf der Fuchs den Hasen, der lag da und nagte an einem Stück Fleisch. Er fragte den Hasen, wo er das Fleisch herbekommen hätte. Der Hase antwortete und sagte, der Fuchs müsse einem Hengst auflauern, wenn er daliege und schlafe, und sich an seinem Schweif festbeißen, auf diese Weise werde er zu Fleisch gelangen. Der Fuchs tat, wie der Hase ihm geraten hatte. Er paßte auf, als der Hengst schlief, und biß sich fest, wie der Hase ihm gesagt hatte, und wickelte sich das Haar um den Kopf. Als der Hengst aufwachte, erschrak er sehr, weil er den Fuchs am Schwanze hängen hatte, und fing an zu laufen, und der Fuchs wurde hin und hergeschleudert. Der Hase lag im Gebüsch, lachte und fragte den Fuchs: „Nun, wo wirst du jetzt hinfahren, Reineke?“ Der Fuchs antwortete:

„Gott allein mag wissen,
wohin es auf Erden geht, . . .[1])

Als der Hase das hörte, lachte er, daß der Mund barst, und seit der Zeit hat der Hase seine Scharte gehabt.

Nyare bidrag till kännedom om de svenska landsmalen och svenskt folklif 1905, Rancken-Vefvar, Djursagor Nr. 36.

Zu S. 241 VIII.

Im Rahmen der Erzählung „Halbaus-Ganzaus" treten in der folgenden estnischen Variante statt Bär und Fuchs — Katze und Maus auf, deren Feindschaft erklärt wird.

Aus dem Kirchsp. Fennern.

In alter Zeit lebten Katze und Maus friedlich miteinander. Es kam ihnen gar nicht in den Sinn, in Hader und Streit ihre Tage zu verbringen. Ihre Freundschaft war so groß, daß sie das größte Vertrauen zueinander hatten und gemeinschaftlich für Speise und Trank sorgten.

Einst hatten sie eine Tonne voll Fett gesammelt und beschlossen, sie für den Winter aufzusparen, wo es schwer ist, etwas Besseres zu finden. Die Maus konnte aber ihr Versprechen nicht halten, denn der Gedanke, daß eine so große Menge Fett in der Vorratskammer aufgespeichert liege, gab ihr keine Ruhe. Unter dem Vorwande, zur Taufe einer Krähe zu gehn, verschwand sie und schlich sich in die Vorratskammer, wo sie das Fett mit ihren Kameradinnen verschlang. Erst spät in der Nacht kam sie nach Hause. Auf die Frage der Katze, wie das Krähenkind heiße, antwortete sie kurz: „Der Boden scheint heraus." Verwundert über diesen sonderbaren Namen, kehrte die Katze sich auf die andere Seite und schlief ein. Am andern Tage kam der Betrug heraus. Die Wut der Katze kannte keine Grenzen. Sie wurde von dem Tage an die ständige Feindin der Maus. Darum verfolgen also alle Katzen erbarmungslos die Mäuse und finden Vergnügen daran sie zu quälen.

Aus dem hdschr. Nachlaß von Hurt II. 42. p. 92 Nr. 2.

Zu S. 253 Anm. 2.

Vgl. noch Magazin der lett. literär. Gesellsch. 19, 1, 162ff. Nr. 24 (lettische Variante, der Schluß gehört zum Kampf der Haustiere mit den Waldtieren, Gruppe B).

Zu S. 253 Anm. 3.

Vgl. noch Blätter f. pomm. Volkskunde 9, 36.

Zu S. 283f. Kap. 8, IX, C.

Eine Variante der Artšiner (östlicher Kaukasus) handelt vom Fuchs und der Taube. Ihr gibt der Vogel „Malik Ulchazin" den Rat, wird aber selbst vom Fuchs mit den bekannten Fragen nach dem Verhalten bei starkem Winde überlistet; Sbornik materialov Kavkaza 39, 3, 115.

---

1) Die Übersetzung des Herrn Rydbo trifft hier nicht das Richtige; ich habe aus diesem Grunde, und weil mir die Zeitschrift augenblicklich nicht zugänglich ist, Vers 3 und 4 fortlassen müssen.

Zu S. 273 f. Nr. 4.

Variante der Abchasen.

Einstmals verabredeten die Fledermaus, der Dornstrauch (kol'učka) und der Eisvogel Handel zu treiben und einen Manufakturwarenladen aufzumachen. Die Fledermaus borgte viel Geld von verschiedenen Vögeln zusammen. [Dann] machten sie sich auf übers Meer, um Waren einzukaufen. Alle kauften mit Gewinn. Die Waren legten sie dem Eisvogel auf den Rücken und kehrten zurück. Auf dem Wege, mitten im Meer, fielen die Waren vom Rücken des Eisvogels ins Wasser, und sofort verschluckte sie ein Fisch. Es war nichts zu machen. Sie kehrten nach Hause zurück. Dem Eisvogel schlugen sie vor, den selben Fisch aufzusuchen, der die Waren verschlungen hatte, und sie aus seinem Innern herauszuholen. Darum nun fängt der Eisvogel Fische in Meeren, Flüssen und Seen, um irgendwann einmal zufällig den Fisch zu finden, der die Waren verschluckt hat, und diese aus ihm herauszuholen, der Dornstrauch aber hat sich über das Festland verbreitet, um die Waren festzuhalten, wenn jemand sie vorbeitragen oder in die Stoffe gekleidet sein würde; darum hält er die Kleider aller [Menschen] fest, um seine Waren aufzufinden, die Fledermaus aber versteckt sich vor den Vögeln, ihren Kreditoren, damit sie sie nicht ergreifen und erwürgen.

Sbornik materialov Kavkaza 40, 3, 33 f.

Quellenverzeichnis.

(Die mit Sternchen bezeichneten Werke sind nicht von den Herausgebern selbst durchgesehen worden.)

Aarne, Antti, Finnische Märchenvarianten = F F Communications Nr. 5. Hamina 1911.

Abhandlungen f. d. Kunde des Morgenlandes X.

Actes du VIII Congrès international des Orientalistes, IV partie, section V, 1892.

Äsop: Fabulae Aesopicae collectae ex recognitione Caroli Halmii. Lipsiae 1868.

Äsop s. a. Binder.

Afanas'jev, A. N., Narodnyja russkija skazki. 1. Auflage, Bd. 1—7, Moskau 1855—1863. 3. Auflage, 2 Bde. Moskau 1897.

— Russkija dětskija skazki. 1870.

Alemannia, begr. von A. Birlinger. 1873ff.

Allen, H. N., Corean Tales, being a collection of stories translated from the Korean Folk Lore. New York, Putnam. 1889.

Alphabetum Siracidis ed. Steinschneider.

Dines Andersen, A Pāli Reader = A Pāli Glossary including the words of the Pāli Reader and of the Dammassada. By D. Andersen. London u. Leipzig 19(04—)07.

Annuaire des traditions populaires 1887—1890, 1894.

Antiquary, Indian, ed. by R. C. Temple. Bombay 1872ff., 1ff.

Antropologist, The American, 1ff. Washington 1888ff.

Anzeiger für die Kunde der deutschen Vorzeit, hrsg. von Mone. 1859.

*Arany, L. és Gyulai, Magyar Népköltési Gyiytemény I. II. kötet Pest 1872, III. kötet Pest 1882. [Fortsetzung von verschiedenen Herausgebern.]

Archiv für slawische Philologie. Berlin.

Archivio, per lo studio delle tradizione populari dir. da G. Pitrè e S. Salomone-Marino. 1ff.

Arlotto, Die Schwänke und Schnurren des Pfarrers, gesammelt und herausgegeben von A. Wesselski. 2 Bde. Berlin 1910.

Arnaudin, Contes populaires recueillis dans la Grande Lande etc. Paris-Bordeaux 1887.

Arnous, H. G., Korea. Leipzig 1893.

*Asbjörnsen, Norske Folke-Eventyr, ny Samling. Christiania 1871.

— Norwegische Volksmärchen, deutsch von Bresemann. Berlin 1847.

Asmus und Knoop, Sagen, Erzählungen aus dem Kreise Kolberg-Körlin. Kolberg 1898.

(Auerbacher, Ludwig,) Ein Büchlein für die Jugend. Stuttgart u. Tübingen 1834.

Ausland. (Einzelne Bände.)

Babrios: Babrii fabulae, rec. M. Gitlbauer. Vindobonae 1882.

Bain, Cossak Fairy Tales and Folk Tales. London 1894.

Bartsch, C., Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg I. II. 1879—80.

Basset, R., Contes d'Afrique. Littératures populaires XLVII.

— Contes Berbères. Paris, Leroux 1887.

— Nouveaux Contes Berbères. Paris, Leroux 1897.

Bastian, Expedition an der Loangoküste 1. 2. Jena 1874—75.

Beal, Samuel, The romantic legend of Sâkya Buddha: from the chinese — sanscrit. London 1875.

Bechstein, Märchenbuch. 6. Aufl. Leipzig o. J.

— Mythe, Sage, Märchen und Fabel. 3 Teile. Leipzig 1854. 1855.

Becker, J., La troisième expédition belge au pays noir.
— La vie en Afrique. 1887.
Benfey, Th., Pantschatantra. 2 Bde. Leipzig 1859.
Berntsen, K., Folke-æventyr 1—2. Odensee 1873—1883.
Bezemer, Volksdichtung aus Indonesien. Haag 1904.
Bidrag, Nyare, till kännedom om de svenska landsmålen och svenskt folklif. Einzelne Bände.
Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch Indie 1895. Bd. 45.
Binder, W., Die äsopischen Fabeln, deutsch von, 2. Aufl. Berlin-Schöneberg o. J
Birlinger, Nimm mich mit. Freiburg i. Br. 1871.
Bladé, J. F., Contes populaires recueillis en Agenais, suivis de notes comparatives par R. Köhler. Paris 1874.
— Contes populaires de la Gascogne 1—3. Paris 1886.
Blätter für pommersche Volkskunde, hrsg. von Haas und Knoop.
Bleek, Reineke Fuchs in Afrika. Weimar 1887.
Boas, Fr., Indianische Sagen von der nordpacifischen Küste Amerikas. Berlin 1895.
— Kathlamat Texts. Washington 1901 = Smithson-Institution. Bureau of Ethnology. Bulletin 26.
— and Hunt, George, Kwakiutl Texts. Memoirs of the American Museum of Natural History 5. 1902—1905.
Boehm, Lettische Schwänke. Reval 1911.
Bolte, s. Montanus und Köhler.
Bondeson, A., Historiegubbar på Dal. Stockholm 1886.
—, August, Holländska Sagor. Lund 1880.
Boner, Der Edelstein, hrsg. von Fr. Pfeiffer. Leipzig 1844.
Braga, T., Contos tradicionaes do povo portuguez 1—2. Porto (1883).
Brand, The popular antiquities of Great Britain. New ed. 2 vol. 1905. London by Hazlitt.
Brauns, Dav. A., Japanische Märchen und Sagen. Leipzig 1885.
Brinckmann, John, Aus dem Volk für das Volk, plattdeutsche Dorfgeschichten, 1. Güstrow 1854.
Bronisch, Kaschubische Dialektstudien. Leipzig 1898.
Brunk, Volkskundliches aus Garzigar. 1907.
Bruyère, Contes populaires de la Grande-Bretagne. Paris 1875.
Buch der Beispiele der alten Weisen, hrsg. von Holland. Stuttgart 1860 (Bibl. d. lit. Ver. i. Stuttg. 56).
Buch, Die Wotjäken. Helsingfors (Stuttgart) 1882 (Acta Soc. Scient Finn. T. XII).
Ein Büchlein für die Jugend s. Auerbacher.
Büttner, H., Studien zum Roman de Renart. 2 Bde. Straßburg 1898.
— Suaheli-Schriftstücke 1892 (Lehrbücher d. Seminars für orientalische Sprachen zu Berlin X).
Bulašev, Ukrainskij narod v svoich legendach usw. Kijev 1909.
Bulletin de correspondance africaine II.
— de la Société Neuchâtelloise de géographie 16. 17. Neuchâtel 1905—6.
Busk, R. H., Folklore of Rome. London 1874.
Caleau, Fr., Traditions de la Gironde.
Campbell, J. F., Popular Tales of the West Highlands 3. Edinburg 1860. 2. Aufl.
— Clan Traditions and Popular Tales of the West-Highlands. London 1895.
Carnoy et Nicolaïdes, Traditions populaires de l'Asie mineure. Paris 1889 (Littératures populaires XXVIII).
Cassati, Zehn Jahre in Äquatoria und die Rückkehr mit Emin Pascha 1. 2. Bamberg 1891.
*Cavallius, Wärend och Wirdarne 1868.
Chamberlain, Basil Hall, Aino Folk Tales. Privately printed for the Folk Lore Society 1888 (XXII).
Chatelain, Folktales of Angola (Mem. of the Am. Folklore Society 1).
Chauvin, V., Bibliographie des ouvrages arabes etc. Liège 1892ff.
*Ciscewski, St., Krakowiacy. Monografja etnograficzna I. Kraków 1894.
F F Communications Nr. 5. 6. = Märchenkataloge von Aarne und Hackman, s. diese.

Cornazano, Die Sprichwortnovellen des Placentiners Antonio, verdeutscht von Alb. Wesselski. München 1906.

Cornelissen-Vervliet, Vlaamsche Volksvertelsels en Kindersprokjes. Lier 1900.

Cosquin, Contes populaires de Lorraine 1—2. Paris 1887.

Cowell, E. B., The Jātaka or Stories of the Buddha's former births. Translated from the Pāli. Cambridge 1895—1901.

Cronise, Florence, and Ward, Henry W., Cunnie Rabbit, Mr. Spider and the other Beef. Westafrican Folktales. London 1903.

Crooke, The Popular Religion and Folklore of Northern India. I. II. Westminster 1896.

Čubinskij, Trudy etnografičesko-statističeskoj ekspedicii v zapadno russkij kraj, snar'ažennoj imperatorskim russkim geografičeskim obščestvom. Jugo-zapadnyj otdel. Materialy i izslědovanija sobrannyja P. P. Čubinskim Iff. St. Petersburg 1872ff.

Čudinskij, E. A., Russkija narodnyja skazki. Moskva 1864.

Curtze, Volksüberlieferungen des Fürstentums Waldeck. Arolsen 1860.

Cushing, Frank Hamilton, Zuñi Folk Tales. New York and London 1901.

Dähnhardt, O., Beiträge zur vergleichenden Sagen- und Märchenforschung. Abhandlung zu dem Berichte der Thomasschule in Leipzig über das Schuljahr 1907/08. Leipzig 1908.

— Naturgeschichtliche Volksmärchen. Leipzig. 1. Aufl. 1898. 3. Aufl. 1909.

Dahle, Specimens of Malagasy Folk-lore. Antananarivo, A. Kinedon 1877.

Davids, Rhys, Buddhist India. London 1903 = Story of the nations 61.

Dayrell, E., Folk Stories from Southern Nigeria West-Africa. London 1910.

Decourdemanche, Sottisier de Nasr Eddin-Hodja. Bruxelles 1878.

Dennett, Folklore of the Fjort (French Congo) London 1898. Publications of the Folk Lore Society XLI.

Dixon, Maidu Myths. Bulletin of the American Museum of Natural History 17, 2.

Dobrovol'skij, Smolenskij Etnografičeskij Sbornik I = Zapiski imp. russk. geograf. obščestva XX. St. Petersburg 1891.

Dorsey, G. A., Traditions of the Osage. Chicago 1904 = Field Columbian Museum. Publication Nr. 88. Anthropol. Ser. Vol. 7 Nr. 1.

*Dowojna-Sylwestrowicz, M., Podania źmujdskie. Zebrał i dosłownie zpolszczył etc. I—II Warszawa 1894. Bibl. „Wisly" t. XII—XIII.

Dragomanov, Malorusskija narodnyja predanija i razskazy. Kiev 1876.

Dutoit, s. Jātakam.

Dyer, Th. F., The Folklore of Plants. London 1889.

Dykstra, W., Uit Frieslands volksleven. Niort 1879.

Edwards, Charles L., Bahama Songs. Boston and New York 1895. Memoirs of the American Folklore Society III.

Engelien und Lahn, Der Volksmund in der Mark Brandenburg, 1. Teil. Berlin 1868.

Erasmus Alberus, Die Fabeln des. (Neudrucke deutscher Literaturwerke Nr. 104 bis 107.)

Erlenvejn, A., Narodnyja russkija skazki. 2. Aufl. Moskau 1883.

Eyering, Eucharius, Proverbiorum copia. Eißleben 1601.

Fausböll, V., The jātaka etc. Vol. 1—7. London 1875—97.

*Federowsky, Michael, Lud bialoruski na rusi litewskiej . . . 1ff., w Krakowie 1897ff. Materiały do etnografii słowiańskiej zgromadzone w latach 1877—1891.

Firmenich, Germaniens Völkerstimmen 1—3. Berlin 1843—66. Nachtrag 1868.

Fischer, E. L., Grammatik und Wortschatz der plattdeutschen Mundart. Halle 1896.

Folklore Journal 1883—1889 (published by the Folklore Society).

— Iff., 1890ff. (published by the Folklore Society).

La Fontaine, Œuvres ed. Regnier. Paris.

Fortier, Alcée, Louisiana Folk-Tales. 1895. (Mem. of the American Folklore Society II).

Foucher, L'Art Gréco-Bouddhique de Gandhâra, Tome I. Paris 1905.

Frere, M., Old Deccan Days, or Hindoo fairy legends. London 1868.

*Freytag, Arabum proverbia.

Garon, Ludwig, Exilium Melancholiae. Straßburg 1655.

Georgeakis, G., et L. Pineau, Le Folklore de Lesbos. Paris 1894.
Gerber, Great Russian Animal Tales (Publicat. of the modern Language Association t. VI, Baltimore 1891).
Gilow, De Diéré. Anklam 1871.
Gitté et Lemoine, Contes populaires du pays Wallon. Gand 1891.
Gliński, Bajarz polski. 2 Bde. Wilno 1899.
Globus Iff.
Grässe, Die beiden ältesten latein. Fabelbücher des Mittelalters des Bischofs Cyrillus Speculum sapientiae und des Nicolaus Pergamenus dialogus creaturarum. Tübingen 1880. (Bibl. d. lit. Vereins in Stuttgart 148.)
Griffis, Japanese Fairy World. London 1887.
Grimm, Brüder, Kinder- und Hausmärchen. 3 Bde.
—, Jacob, Reinhart Fuchs. Berlin 1834.
Grinčenko, Etnografičeskije materialy I—III. Černigov 1895—1899.
— Iz ust naroda. Černigov 1901.
Grinnel, George Bird, Blackfoot Lodge Tales. The story of a prairie people. London 1903.
Grünbaum, Jüdisch-deutsche Chrestomathie. Zugleich ein Beitrag zur Kunde der hebräischen Literatur. Leipzig 1882.
Gubernatis, Angelo de, Die Tiere in der indogermanischen Mythologie, übers. von Hartmann. Leipzig 1874.
Haas, A., Rügensche Sagen und Märchen. Greifswald 1891.
Hackman, Oskar, Katalog der Märchen der finnländischen Schweden. Leipzig 1911.
Hahn, Theophilus, Die Sprache der Nama. Leipzig 1870.
Haltrich, Josef, Deutsche Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen. 4. Aufl. 1885.
Haltrich-Wolf, Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen. Wien 1885.
Harou, Alfr., Folklore de Godarville (Hainaut). Anvers 1893.
Harris, Joel Ch., Uncle Remus, or Mr. Fox, Mr. Rabbit and Mr. Terrapin. London 1881.
— Nigths with Uncle Remus. London 1884.
Hartt, Ch. Fred., Amazonian Tortoise Myths. Rio de Janeiro 1875.
Haudent, Guill., 366 Apologues d'Esope. Rouen 1547.
Hauffen, Die deutsche Sprachinsel Gottschee. Graz 1895.
Haupt, K., Sagenbuch der Lausitz. 2 Teile. Leipzig 1862. 1863.
— und Schmaler, Volkslieder der Wenden in der Ober- und Niederlausitz. Grimma 1843. 2 Bde.
Hazlitt, Faiths and Folklore s. Brand.
Heimat, Bd. 7. 10.
Held, T. v., Märchen und Sagen der afrikanischen Neger. Jena 1904.
Hēmacandras Pariśiṣṭaparvan, Ausgewählte Erzählungen aus. Deutsch von J. Hertel. Leipzig 1908.
Henriksson. J., Plägseder och Skrock. Åmål 1889.
Hertel, J., Tantrākhyāyika 1. 2. Leipzig 1909.
Hervieux, Les fabulistes latins 1—2. 1. Aufl. Paris 1884.
—, — 1—5. 2. Aufl. Paris 1893—1899.
Jacobs, J., English Fairy Tales. 3rd ed. London 1898.
— More Fairy Tales. London 1894.
— Indian Fairy Tales. London 1892.
— The Jews of Angewin England.
Jahn, Volkssagen aus Pommern und Rügen. 1. Aufl. 1886. 2. Aufl. Berlin 1889.
Jahrbuch, Eberts. Bd. 9.
Jahrbücher, Mecklenburgische. Bd. 5.
— Preußische. Bd. 80. 1895.
Jannin, Clément, Sobriquets de la Côte d'Or.
Jannsen, Harry, Märchen und Sagen des estnischen Volkes. 2. Lief. Leipzig 1888.
*Jastrebov, N. Vl., Materialy po etnografii novorossijskago Kraja. Odessa 1894.
Jātakam, Das Buch der Erzählungen aus früheren Existenzen Buddhas. Aus dem Pāli übers. von Dr. J. Dutoit. Bisher 3 Bde. u. Lief. 16—19. Leipzig 1907—1912.

The Jātaka or Stories of the Buddhas Former Births. Transl. from the Pāli etc. of E. B. Cowell. Vol. 1—6 Cambridge 1895—1907.

Jefimenko, Materialy po Etnografii russkago naselenija archangel'skoj gubernii. Moskva 1877. (Izv. Imp. Ob. L'ub. Jest. XXX.)

Jochelson, W., Religion and Myths of the Koryak = Memoirs of the American Museum of Natural History vol. X. 1905—8.

Jolowicz, Hnr., Polyglotte der orientalischen Poesie. 2. Aufl. Leipzig 1856.

Joos, Amaat, Vertelsels van het vlaamsche volk 1. 2. Thielt 1890.

Journal asiatique II. 1881.

— of American Folklore. Ed. by Franz Boas, Fr. Crane, Owen Dorsey, W. W. Newal.

*— de la Société Finno-Ougrienne.

— of the Pāli Text Society ed. by T. W. Rhys Davids. London 1882 ff.

— of the Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland.

Irle, Die Herero. Gütersloh 1906.

Julien, Stan., Les Avadânas, 3 Bde. Paris 1859.

Junker von Langegg, Japanische Teegeschichten I. Wien 1884.

Junod, Les chants et les contes des Ba-Ronga. Lausanne 1897.

Jurkschat, C., Litauische Märchen und Erzählungen. Heidelberg 1898.

Kallas, Achtzig Märchen der Ljutziner Esten. Verhandlungen der Gelehrten Estnischen Gesellsch. Bd. XX, 2. Jurjev (Dorpat) 1900.

*Kálmány, Lajos, Szeged Népe. I. kötet Aradon 1881. II. kötet Aradon 1882. III. kötet Szegeden 1891.

— Világunk alakulásai nyelvhagyományainkban. Szegeden 1893.

Karadschitsch, Vuk Stephanowitsch, Volksmärchen der Serben. Berlin 1854.

Karadzić (Zeitschrift) Bd. 2.

Karavelov, Pamńatniki narodnago byta bolgarsk.

Karutz, Unter Kirgisen und Turkmenen. Leipzig 1911.

Kelly, Curiosities of Indo-European Folk-lore.

Kern und Willms, Ostfriesland. Norden 1869.

Kennedy, Patrick, Legendary Fictions of the Irish Celts. London 1866.

Kirchhof, Wendunmuth mit Anm. von Oesterley I—V (Bibl. d. Litt. V. in Stuttgart, Bd. 95—99, 1869).

Köhler, Reinhold, Kleinere Schriften, hrsg. von Joh. Bolte. I—III. Berlin 1898 bis 1900.

Kolmačevskij, L., Životnyj epos na zapadė i u slav'an. Kazan' 1882 (Učonyja Zapiski Imper. Kaz. Univ. Priloženije).

Krämer, Die Samoainsel. Bd. 1, 1902.

Krauß, Sagen und Märchen der Südslawen I—II. Leipzig 1883.

*Kres VI.

*Kristensen, Jyske Volkeminder 1871 ff.

— Danske Dyrefabler og Kjaederemser 1896.

— Sagn fra Jylland 1880.

—, E. T., Fra Mindebo.

Krohn, Kaarle, Bär (Wolf) und Fuchs. Helsingfors 1888.

*— Suomalaisia Kansansatuja I. Helsingfors 1886.

Kuhn, A., Märkische Sagen und Märchen. Berlin 1843.

— Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen 1—2. Leipzig 1859.

Kuliš, Zapiski o južnoj Rusi. 2 Bde. St. Petersburg 1856. 1857.

Lademann, Gebh., Tierfabeln und andere Erzählungen in Suaheli. (Archiv f. d Studium deutscher Kolonialspr. XII. Berlin 1910.)

Landsmål, Svenska, der neuere Titel für Nyare bidrag etc. s. Bidrag.

Lederbogen, Kameruner Märchen. Berlin 1902.

Léger, Recueil de contes populaires slaves. Paris 1882.

Lehemrbe, L., Volksvertelsels. Lier 1893.

Lemke, Volkstümliches in Ostpreußen. 1—2. Mohrungen 1884—87. 3. Allenstein 1899.

Lenz, Rud., Araukanische Märchen. Valparaiso 1896.

*Lerchis-Puschkaitis, Latweeschu tautas (teikas un) pasakas. Mitau-Riga 1891—1903.

v. Lewinski, A., Acht Kamba-Märchen (= Lichtstrahlen im dunklen Erdteile Nr. 4. Leipzig 1905. Verlag der Evang.-luth. Mission).

— Neun Dschagga-Märchen (= Lichtstrahlen im dunklen Erdteile. Kleine Serie Nr. 3. Leipzig 1905).

Libanius, Opera IV. ed. Reiske.

Lichtstrahlen s. Lewinski.

Lidzbarski, Mark, Die neuaramäischen Handschriften der Kgl. Bibliothek zu Berlin. Studien, Semitische, 4—9. Berlin.

Liebrecht, Felix, Zur Volkskunde. Heilbronn 1879.

von Löwis of Menar, A., Der Held im deutschen und russischen Märchen. Jena 1912.

Loqmân, Fables. Par Charles Schier. Dresde et Leipsic 1831.

Lorentz, Friedr., Slowinzische Texte. St. Petersburg, Kais. Akad. d. Wiss. 1906.

Luthers Tischreden, hrsg. von Förstemann.

Luzel, Contes populaires de la Basse-Bretagne 1—3. Paris 1887.

Magalhaes, Conto de, O Selvagem. Rio de Janeiro 1876.

Magazin der lettischen literärischen Gesellschaft. Bd. 19. Mitau 1891.

— Riverside. 1868.

Le Mahâvastu, texte sanscrit publ. par. E. Sénart, T. 1—3. Paris 1882. 1890. 1897.

*Marianu, St. F., Insectele în limba, credintele si obiceiurile Românilor. Bucurescĭ 1903.

— Ornitologia poporană română I—II. Bucurescĭ.

Marc-Monnier, Contes populaires en Italie.

Marie de France, Fabeln, hrsg. von Karl Warnke. (Bibliotheca Normannica VI, hrsg. v. Suchier) Halle 1898.

Marner, Der, hrsg. von Ph. Strauch. Straßburg u. London 1876. (Quellen u. Forschungen z. Sprach- u. Literaturgesch. 14.)

Martin, Ernst, Observations sur le Roman de Renart. Supplément de l'édition du Roman de Renart. Straßburg 1887.

— s. a. Roman de Renart.

Maspons y Labrós, F., Lo Rondallayre 1—3. Barcelona 1871—1874.

Matusiak, Szymon Gwara Lasowska w okolicy Tarnobrzega. Krakau 1880.

Meinhof, E., Märchen aus Kamerun. 2. Aufl. 1889.

Mélusine, publ. par H. Gaidoz et D. Rolland.

Mémoires de la Société Archéol. des Côtes-du-Nord 1866.

Memoirs of the American Museum of Natural History X. New York u. London.

Méon, M. D. M., Le roman du renard. T. 1—4. Paris 1826.

Mercier, G., Le Chaonia de l'Aurès. Paris 1896.

Merensky, Al., Deutsche Arbeit am Njassa, Deutsch-Ostafrika. Berlin 1894.

Michels, Abel des, Contes plaisants annamites. Paris 1888.

Mitteilungen, Ethnologische, aus Ungarn, hrsg. von Prof. Anton Herrmann. 1ff. Budapest 1887ff.

— Petermanns. (Einzelne Bände.)

— des orientalischen Seminars. Berlin.

Mitterutzner, Die Sprache der Bari in Zentral-Afrika. Brixen 1867.

Monatsschrift, Graetz', für Geschichte und Wissenschaft des Judentums 1880.

Mont, Pol de, en A. de Cock, Vlaamsche Vertelsels. Deventer 1898.

Montanus, Martin, Schwankbücher. Hrsg. von J. Bolte. Tübingen 1899.

Monteil, Contes soudanais. (Collection de contes et chansons populaires t. 28, Paris 1905.)

Monthly, Popular Science 1881.

Mooney, Myths of the Cherokee = 19th Annual Report of the Bureau of Ethnology.

Mouliéras, Les fourberies de Si Djeh'a. Paris 1892.

MSH = v. der Hagen, Minnesinger, 3 Bde. Leipzig 1838.

Müllenhoff, Karl, Sagen, Märchen u. Lieder d. Herzogtümer Schleswig-Holstein u. Lauenburg. Kiel 1845.

Nasyrov u. Pol'akov, Skazki kazanskich tatar. Kazań 1900.

Neckam, Alexander, De naturis rerum libri duo ed. by Th. Wright. London 1863

Nerucci, Cincelle da bambini. 1881.

Nicolaissen, O., Fra Nordlands Fortid. Kristiania 1889.

Nicolaus Pergamenus s. Graesse.
*Niedersachsen. (Einzelne Bände.)
Notes and Queries A. Medium of Intercommunication for Literary Men. General Readers etc. London.
— Nord Indian.
*Nyelvör, Magyar, 1ff. Budapest 1871ff.
*Nyland, Samlingar utg. of Nylandska Afdelningen. 2. 6. Helsingfors.
Obozrěnije, Etnografičeskoje Iff. Moskau.
Oesterley, H., Romulus, Berlin 1870.
Oldenberg, H., Die Literatur des alten Indien. Stuttgart u. Berlin 1903
Ončukov, N. E., Sěvernyja skazki. St. Petersburg 1909.
Orientalist, The, 1—3. 1884—1889.
Orient und Occident, hrsg. von Benfey.
Palestine Exploration Fund 36. London 1904.
*Papahagi, Pericle, Din literatura poporană a Aromînilor (= II. Teil der Materialuri Folkloristice hrsg. von Gr. G. Tocilescu). Bucurescĭ 1900.
Paris, Paulin, Les manuscriptes françois de la bibliothèque du Roi IV. Paris 1848.
Pauli, Schimpf und Ernst, hrsg. von Oesterley. Stuttgart 1866.
*Pechuël-Loesche, Volkskunde von Loango. Stuttgart 1907.
Phipson, Emma, Animal lore of Shakespeare's time including quadrupeds. London 1883.
Pitré, Saggio di fiabe e novelle popolari Siciliane. Palermo 1873.
— Favolette popol. Siciliane.
— Usi e costumi, credenze e pregiudizi del popolo Siciliano III. Palermo 1889.
Plessow, Geschichte der Fabeldichtung in England (Palaestra 52).
Poestion, Lappländische Märchen. Wien 1886.
*Politis: *Πολίτης, Μελέται περὶ τοῦ βίου καὶ τῆς γλώσσης τοῦ Ἑλληνικοῦ: Παραδόσεις. Τόμος Α καὶ Β′* (= *Βιβλιοθήκη Μαρασλῆ Ἀφ.* 255—262). Athen, Sakellarios 1904.
Potanin, Tang.-tibetskaja okraïna kitaja 1. 2. St. Petersburg 1893.
— Očerki sěvero-zapadnoj Mongolii. IV. St. Petersburg 1883.
Preindlsberger-Mrazović, Bosnische Volksmärchen. Innsbruck 1905.
Pröhle, Heinr, Feldgarben. Leipzig 1859.
— Kinder- und Volksmärchen. Leipzig 1853.
Reinaert, Willems Gedicht van den vos Reinaerde usw., hrsg. von Ernst Martin. Paderborn 1874.
Reinisch, Die Nuba-Sprache. Wien 1879.
— Die Bilinsprache. Leipzig 1883.
Reusch, Sagen des preußischen Samlandes. 2. Aufl. Königsberg 1863.
Revue des études juives Bd. 33.
— Russische, hrsg. von Wolfsohn III, 1864.
— des traditions populaires 1ff. Red. Paul Sébillot. Paris.
— Ungarische. 1889.
Robert, A. C. M., Fables inédites des XIIe, XIIIe et XIVe siècles et fables de La Fontaine I—II. Paris 1825.
Roche, D., Contes limousins. Paris o. J. (1908.)
Rolland, Faune populaire I—IV. Paris 1876.
Rollenhagen, Froschmeuseler. Magdeburg 1618.
Le Roman de Renart, ed. E. Martin I—III. 1882—1886.
Romanov, Bělorusskij sbornik. Vyp. IV. VII. Vitebsk.
Roméro, Contos populares do Brazil. Lisboa 1885.
*Rond den Herd 1. 5.
Roths, Wilhelm, Leben und Erstlingsschriften. Göttingen 1862.
Rudčenko, Narodn. južnorussk. skaski. Kiev 1869—70.
Rußwurm, Sagen ars Hapsal, der Wiek, Ösel u. Runö. Reval 1861.
— Eibofolke oder Die Schweden an den Küsten Esthlands u. auf Runö I., II. 1855.
Sachs, Hans, Fabeln und Schwänke, hrsg von Goetze und Drescher.
Sadovnikov, D. N., Skazki i predanija Samarskago Kraja. (Zapiski Imp. Russk. Geogr. Obšč. po Otd. Etn. XII. St. Peterburg 1884.)
Santa-Anna Nery, Folklore brésilien. Paris 1889.

Sauvé, Folklore des Hautes-Voges (= Littératures populaires de toutes les nations XXIX).
Sbornik, Char'kovskij 1888.
— Etnografičeskij, isd. Imperatorskim Russkim Geografičeskim Obječstvom. VI. St. Petersburg 1864.
— materialov po etnografii izdav. pri Daškovskom Etnograf. Muzeě vyp. II. Moskva 1887.
— materialov dl'a opisanija městnostej i plemon Kavkaza. Tiflis 1881 ff.
— Mordovskij etnografičeskij, sostavl. Šachmatovym. St. Petersburg 1910.
— otdělenija russkago jazyka i slovesnosti Bd. 73. St. Petersburg.
— v čest' semides'atilětija Potanina. St. Petersburg 1909.
Schambach und Müller, Niedersächsische Sagen und Märchen. Göttingen 1885.
Schiller, Karl, Zum Thier- und Kräuterbuche des mecklenburgischen Volkes 1—3. Schwerin 1861—64.
Schmidt, B., Griechische Märchen, Sagen und Volkslieder. Leipzig 1877.
Schönhärl, J., Volkskundliches aus Togo. Dresden und Leipzig 1909.
Schoolcraft, H. R., Algic Researches.
Schreck, E., Finnische Märchen. Weimar 1887.
Schulenburg, W. v., Wendische Volkssagen u. Gebräuche aus dem Spreewalde. Leipzig 1886.
— Wendisches Volkstum. Berlin 1882.
Schwarz, Bernh., Kamerun. Leipzig 1886.
Sébillot, Contes populaires de la Haute-Bretagne. 1—3. Paris 1880—82.
— Tradition et superstitions de la Haute-Bretagne I—II. Paris 1882.
— Contes des provinces de France. Paris 1884.
— Folklore de France I—III. Paris 1905 ff.
— La littérature orale de l'Auvergne. (Litt. pop. de toutes les nations XXXV.)
— Folklore des pêcheurs. (Litt. pop. de toutes les nations XLIII.)
— Les joyeuses histoires de Bretagne. Paris 1910.
— Les Légendes chrétiennes de la Haute-Bretagne. Paris 1885.
Seidel, A., Anthologie aus der asiatischen Volkliteratur. Weimar 1898.
— Geschichten und Lieder der Afrikaner. Berlin o. J. [1896].
Šejn, P. V., Materialy dl'a izučenija byta i jazyka russkago naselenija sěverozapadnago kraja. Tom II. St. Petersburg 1893.
Sezătoarea, Revistă populară. Red. A. Gorovei.
Simrock, Deutsche Märchen. Stuttgart 1864.
Sitzungsberichte der philos.-histor. Klasse der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften 119. Wien 1889.
*Skattegraveren udg. af F. T. Kirstensen 1 ff. 1883 ff.
Skeat, W., Fables & Folktales from an Eastern Forest. Cambridge 1901.
Sloet, De Dieren in het germansche volksgeloof. 2 Bde. 's-Gravenhage. 1887. 1888.
Smith, Herbert, Brazil, the Amazons and the Coast. New York 1879.
Sophos, Die Fabeln des, syrisches Original der griech. Fabeln des Syntipas, hrsg. von Jul. Landsberger. Posen 1859.
Steele, Kusa Jātakaya. London 1871.
Steere, Swahili-Tales. London 1870.
von den Steinen, K., Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens. Berlin 1893.
Steinhöwel, Esopus, hrsg. von Oesterley. Literar.-Verein Bd. 117. Stuttgart 1873.
Strackerjan, Aberglaube u. Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg 1. 2. 1867. 2. Aufl. Oldenburg 1909.
Strausz, Adolf, Die Bulgaren. Leipzig 1898.
Strohal, Hrvatskih narodnih pripovijedaka. Bd. I u Karlovcu 1907, 2. Aufl.; Bd. II u. III ebd. 1901 u. 1904.
Stumme, Märchen der Berber von Tamazratt. Leipzig 1900.
— Maltesische Märchen. Leipzig 1904.
Sudre, Léop., Les sources du Roman de Renart. Paris 1893.
Śukasaptati, Textus simplicior, übers. von R. Schmidt. Kiel 1894.
Sutermeister, Kinder- und Hausmärchen aus der Schweiz. 2. Aufl. Aarau 1873.
Swainson, Folklore and Provincial Names of Britisch Birds (Publications of the Folklore Society XVII). London 1886.

*Swiętek, Jan, Lud nadrabski. W Krakowie 1893.
Sylwestrowicz s. Dowojna-Sylwestrowicz.
Tabarin, Œuvres complètes, ed. Aventin. 1—2, Paris 1858.
Teza, Reinardo e Lesengrino. Pisa 1869.
Thiele, Georg, Der lateinische Äsop des Romulus. Heidelberg 1910.
Thompson, Birds of Ireland.
Thorburn, S. S., Bannú, or Our Afghán Frontier. London 1876.
La Tradition, 1ff., Dir. H. Carnoy, Paris.
Tripiṭaka de Tôkyô XIV, Cheng King.
Turner, George, Samoa a hundred years ago and long before. London 1884.
Tuti-Nameh, übers. von Iken. Stuttgart 1822.
— übers. von S. Rosen. 2 Bde. Leipzig 1858.
Tyler, E. B., Forschungen über die Urgeschichte der Menschheit. Leipzig 1867.
Uhland, Ludwig, Schriften zur Dichtung und Sage. Stuttgart u. Tübingen 1865ff. 8 Bde.
Am Urquell, hrsg. von S. Krauß. Hamburg 1890ff.
Vallancey, Collectanea de Rebus Hibernicis. 7 Bde. 1770—1804.
Vartan, Choix de Fables de, en Arménien et en Français. Paris 1825.
Veckenstedt, Wendische Sagen. Graz 1880.
— Die Mythen, Sagen und Legenden der Zamaiten (Litauer) 1—2. Heidelberg 1883.
*Verchratskij, Ivan, Pro govor galickich Lemkiv. L'vov. Nauk. Tov. im. Ševčenka T. 5. 1902.
— Snadobi I.
*Vereščagin, Votjaki Sosnovskago kraja.
Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft.
— der Berliner Gesellschaft f. Erdkunde.
Vernaleken, Th., Alpensagen. Wien 1850.
— Kinder- und Hausmärchen, dem Volke treu nacherzählt. 2. Aufl. Wien u. Leipzig 1892. 4. Aufl. 1900.
Vladimirov, Vvedenije v Istoriju Russkoj Slovesnosti. Kijev 1896.
Voigt, E., Ysengrimus. Halle a. S. 1884.
Volkskunde, hrsg. von Cock, Gent.
Ons Volksleven, hrsg. von Cornelissen u. Vervliet. 1—8. Brecht 1889ff.
Wagner, Carmina Graeca medii aevi.
Waldis, Burkhard, Esopus, hrsg. von Kurz. 1—2. Leipzig 1862.
Wallonia, einzelne Bde.
Waltman, Lidmål =Bidrag, Nyare, etc. XIII Nr. 1.
Wardan s. Vartan.
Warnke, C, Die Quellen des Esope der Marie de France. In: Forschungen zur roman. Philologie. Festgabe für H. Suchier. Halle 1900.
Weber, Albr., Indische Studien III. Berlin 1855.
Wenzig, Westslawischer Märchenschatz. Leipzig 1857. 3. Aufl. 1870.
Wickram, Jörg, Werke, hrsg. von J. Bolte (und W. Scheel), Lit.-Verein Bd. 222. 223. 229. 230.
Wiedemann, J., Aus dem inneren u. äußeren Leben der Esten. St. Petersburg 1876.
Wilson, J. Leighton, Western Africa, its history, condition and prospects. London 1856.
Wisła, einzelne Bde.
Wisser, Wat Grotmoder vertellt. 3 Bdchn. Jena 1905. 1909.
v. Wlislocki, Hnr., Volksdichtung d. siebenb. und südungar. Zigeuner. Wien 1890.
— Volksglaube und religiöser Brauch der Magyaren.
Woeste, Volksüberlieferungen der Grafschaft Mark. 1848. Neue Ausgabe. Iserlohn 1880.
Wolf, J. W., Deutsche Hausmärchen. Göttingen und Leipzig 1851.
— Beiträge zur deutschen Mythologie. 2 Bde. Leipzig 1857.
Woort, Lüder, Plattdeutsche Gedichte. Bremen 1861.
Wossidlo, Rich., Mecklenburgische Volksüberlieferungen II, 1. Wismar 1899.
— Aus dem Lande Fritz Reuters. Leipzig 1910.
Wrigt, Th., A selection of Latin Stories. London 1842.

Wünsche, A., Der Sagenkreis vom geprellten Teufel Leipzig und Wien 1905.
Zapiski Krasnojarskago podotdela vost.-sibirsk. otd. Imp. Russk. Geograf. Obšč. po etnogr. Tom I vyp. I u. II. Krasnojarsk 1902. 1906.
*Zbiór wiadomósci do Antropologii Krajowéj, wydawany staraniem komisyi antropologicznéj Akademii umiejętności w Krakowie. Tom I ff. w Krakowie 1877 ff.
Zbirnik, Etnografičnij, Lemberg
*Zbornik za narodni život i običaje južnih Slavena.
Zeitschrift f. deutsches Altertum. Berlin.
— der deutschen morgenländischen Gesellschaft.
— für vergleichende Literaturgeschichte.
— für deutsche Mythologie und Sittenkunde. 4 Bde. Göttingen 1853—1859.
— für deutsche Philologie.
— für romanische Philologie.
— für österreichische Volkskunde.
— des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde.
— des Vereins für Volkskunde, Berlin.
— für Volkskunde, herausgegeben von Veckenstedt.
—, Wiener, für Kunde des Morgenlandes.
Živaja Starina 1 ff. St. Petersburg 1891 ff.

Sachregister.

Adam 118.
Adelspapiere des Hundes 117f. 133; des Wolfes 126.
Adler 41f.; von der Katze überlistet 25; Wettflug 90f.; Flug um die Königswürde siehe Kap. 6; Kampf mit Vierfüßlern 206. 207. 208; lehrt Schildkröte fliegen Kap. 8, IV; warum er seine Eier in einer Zeit legt, wo es noch keine Skarabäen gibt 276; s. a. Fischadler.
Äsopische Fabeln 46ff. 90. 97. 186. 197. 202. 233. 238. 286. Kap. 8 Abschn. II—V. VII.
Affe s. Kap. 1 u. 2; warum er auf dem Baum schläft 33; vom Chamäleon überlistet 74; als Ratgeber 76; überlistet den Tiger 278; warum der Tiger ihm Feind ist 278. 279; s. a. Telinga und Engena.
Affenkönig 5. 10. 18. 27. 95.
Afrika 31—35. 45. 50—54. 67—70. 73—75. 94—96. 145. 191f. 204. 206. 208. 224f. 240. 275f. 280—282. 285. 301. s. a. Madagaskar, Angola, Marokko.
Aino, Märchen und Sagen der, 84.
Erasmus Alberus, 198. 271.
Alligator s. Krokodil.
Alphabetum s. Ben Sira.
Ameise 41. 272f.; frißt den Vögeln die Flügel ab 205; hat keine Zeit, ihre Mutter zu pflegen 269; war vordem ein Mensch, für Diebstahl verwandelt 272f.; A. und Rabe 276.
Amerika s. Indianer, Louisiana und Neger, Amerikanische.
Angola 33. 43.
Annam 62. 76. 278.
Anoa depressicornis s. Dang-Kou.
Antilope 34. 57; Wettlauf 53f.; Kampf mit Vögeln 206.
Anvár-i-Suhailí 265.
Arabische Märchen und Sagen 124; Sprichwort 265.
Archilochos 90. 258.
Aristophanes 273.
Aristoteles 90. 161.
Armenische Märchen und Sagen 47. 78f.; s. a. Wardan.
Asien s. die einzelnen Länder und Völkernamen.
Avadânas, 45. 278. 303.
Avianus 265.

Babrios 290f.
Bachstelze 275.
Bär, vom Frosch überlistet 44; Wettlauf 71; beleidigt die Kinder des Zaunkönigs 200. 201; Streit mit Sperling 206; Kampf mit Vögeln 206f.; mit Haustieren 211. 214. 215. 216f.; warum seine Haare versengt aussehen 239; warum er den Geruch von Versengtem hat 240; seit wann er den Wolf haßt 242; stellt Wolf, Fuchs, Hase, Katze auf die Probe (Listensack) 259; vom Fuchs getötet 283; warum Stumpfschwanz s. Fuchsmärchen, Kap. 7.
Ballspiel der Tiere 207.
Barsch 93; beim Wettschwimmen 193. 195.
Baumfalke, Ratschlag 191.
Baumschlüpfer, Flug um Königswürde 169f.
Beispiele der alten Weisen, Buch der, 23.
Belgien 83. 120. 132f. 166f. 172f. 196. 201f. 205. 221f. 228f.
Ben Sira, Alphabetum des 19.
Biber 41.
Biene sticht Fuchs in der Feldschlacht 200; Stachel vom Teufel erhalten 203; im Kriege der Vögel und Vierfüßler 208; warum sie vom Stiche stirbt Kap. 8, III.
Bodhisatta, Bōdhisattva s. Buddha.
Böhmen 127; s. a. Mähren und Tovačovský.
Boner 145. 198.
Brasilien 37. 55. 184. 271.
Bremse, Wettflug 75f.
Brücke der Seetiere für den Fuchs 282f.
Brunnengraben 34. 35. 36. 38. 39. 47. 204.
Buddha 14. 15. 27ff. 286ff.
Büffel, König der Tiere 285.
Buschtaube vom Schakal überlistet 280.
Bussard 54.
Butte, Steinbutte, warum ihr Maul schief 195. 196. 197. s. auch Heilbutte.
Byzanz, Vermittlung von Wanderstoffen 86—88. 91. 291.

Celebes 26.
Ceylon 27ff. 44f.
Chamäleon, Wettlauf 73f. 74f. 286.
China 18f. 45. 67.
Christus 168. 268. 269.
Cotia 184.

Dänemark 81. 165. 174.
Dang-Kou 26.
Daumerlingmärchen 224.

Deutsche Gedichte und Verse unbekannter Autoren 71. 80.
Deutsche Märchen und Sagen 71. 80f. 93f. 100f. 113 121—123. 130—132. 134. 135. 136. 143. 167. 170. 174—182. 184f. 193—195. 200f. 205. 228. 270. 284. 288. s. a. Siebenbürgen, Tirol.
Diogenes Laertius 90.
Dohle 186.
Donnervogel 41ff.
Dorn, Hängen am Gegner im Wettlauf 85.
Dornbusch, warum er Vorübergehende festhält 273. 274. 306.
Drache 19.
Delphin 17. 23.
Delphinus Gangeticus 14.

Eber, Schiedsrichter 70; Brautgewinnungsprobe 95; Kampf gegen Haustiere 201. 211; s. a. Wildschwein.
Eichhörnchen 24f.
Eichhörnchen, fliegendes, Entstehung 207.
Eidechse 35.
Eisvogel, s. a. Tauchervogel, Wettflug mit Seeschnecke, Lebensweise 306.
Elefant, 35. 95; Wettlauf 51f. 74f.; Schiedsrichter 53; Springprobe 67; im Kriege gegen Vögel 208; König der Tiere 275f.; Wette mit Tiger 278f.
Elen verjagt Schwein aus dessen Hause 304.
Elster 171; versuchter Betrug bei der Königswahl 167; vom Fuchs überlistet 283.
Engena, großer Affe, als Waldkönig 95.
England 71. 196f. 274.
Enten erschrecken vor dem Hasen 99; Enten vom Fuchs überlistet 280.
Erd-Eichhörnchen, Wettlauf 59—61.
Erde, Hase läuft mit ihr um die Wette 94f.
Esel ohne Herz und Ohren 23; läßt Dokument des Hundes zerstören 124; Betfahrt 209; singender 234; überlistet Wölfin 236; Gewohnheit beim Harnen 272.
Estland 99f. 114f. 133f. 216f. 223. 227. 229f. 239f. 241f. 248f. 257f. 289f. 299f. 305.
Eule 41; Brautwerbung 57; bewacht Zaunkönig 170. 172—185; umringt von den Vögeln wegen ihrer Weisheit 172. 275; Stimmdeutung 174; seit wann blind 184; vom Hecht bestochen, warum Nachtvogel 204.
Extravaganten 225. 235. 236. 238. 253. 256. 285.
Eyering, Eucharius 111. 199.

Falke 162. 208; Flug um Königswürde 183; Taubenfalke, Wettflug mit Schildkröte 97.
Ferkel, Stimmdeutung 212.
Fidschi-Insel 64. 77.
Finnland 81. 92. 94. 99. 101. 134f. 144. 147. 217. 227. 237f. 244f. 246. 247f. 250—252. 254f. 258f. 270. 283. 292—294. 297. 298f. 300f. 301. 302. 203.
Fischadler, König der Vögel 191.
Fische erschrecken vor dem Hasen 99.
Fische helfen Vierfüßlern gegen Vögel 203.
Fischkönig 22. 24.
Fischreiher s. Reiher.
Fledermaus, Flug um Königswürde 169. 302; kein Vogel und auch kein Vierfüßler 189f. 197—199. 202f. 303; Entstehung 202. 207; flieht seine Darleiher 273. 274. 306; Federlosigkeit 302.
Flunder, warum Maul schief 194. 195. 196f.; Äußeres 194.
Flußpferd, Kampf mit Leguan 206.
Fontaine, Jean de La 47. 146.
Frankolin stiehlt Eier der Taube 282.
Frankreich 72. 82f. 98. 101. 133. 136. 137. 138—141. 146. 163. 164—166. 168. 204. 225. 267f. 269. 270.
Friesische Sage 140.
Frosch, überlistet Bär 44; Wettlauf 57f. 58f. 64. 74. 83f; Frösche und Hasen s. Kap. 4; seit wann sein Rücken zerbrochen 101; als Bote 203; Frösche bitten Gott um einen König 271.
Fuchs entgeht der Gefahr ins Meer geworfen zu werden 19; überlistet Fische 24; im Sprichwort 25; bleibt kleben 32f.; vom Kaninchen überlistet 44; Wettspiel und Wettlauf 58f.; Wettlauf 71. 72. 75f. 78f. 80—84. 89. 90. 94. 285; Brüllwette mit Tiger 84; kränkt Kröte 93; wettet mit dem Hasen 101; betrügt ihn 101f.; setzt Ehevertrag des Hundes auf 120; stiehlt Huhn mit Hilfe der Katze 142f.; gibt Zeichen in der Feldschlacht 200; Kampf gegen Haustiere 201. 304; verurteilt Krebs zum Tode im Wasser 203; warum vom Hunde verfolgt 203; warum Feind des Wolfes 228. 256; überlistet Taube und Sperling 279; die Wildente 280f.; den Adler 282; den Raben, wird aber zum Schluß von ihm überlistet 281; ebenso mit der Krähe 283. 303; überlistet den Sperling 283f.; das Rotkehlchen 284; den Specht 284; seit wann er die Hühner verfolgt 295; überlistet Taube 306; Fuchs und Kater, Listensack 258f.; woher das weiße Schwanzende stammt Kap. 7, IX, ferner 248. 249. 254. 255. 259. 260; will fliegen lernen 270; seit wann er einen gebrochenen Schwanz hat 270; s. auch Kap. 6D und Kap. 7. Nachträge S. 304.

Galelaresen 284.
Gans, Gänserich, Kampf gegen Waldtiere 201. 209. 213.
Garuda, Wettflug 63; Flug um Königswürde 169.

Gazelle vom Kaninchen betrogen 45. 204.
Geier 282; Flug um Königswürde 183. 184; Wette mit Schildkröte 270f.
Geiler von Kaisersperg 161.
Gimpel 167.
Glockendon, Albrecht 105. 111. 290.
Gott 19. 114. 115. 118. 121. 125. 128f. 130. 132. 133. 140f. 168. 196. 266. 267. 268. 269. 271. 299.
Goudanus 271f.
Greif, Doppelnatur 198.
Griechenland 79. 135. 168. 258. 273.
Grimm, Wilhelm 85.
—, Jacob 87.
Grusinische Märchen und Sagen 190.

Habicht 41.
Hänfling, Flug um die Königswürde 168.
Hahn gibt Zeichen zum Wettflug 167; Kampf gegen Waldtiere 201. 213. 215; Betfahrt 209.
Hai 22f.
Hammel, Kampf gegen Waldtiere 212. 213; springt dem Wolf in den Rachen 257f.
Hase bleibt kleben 32f.; warum er im Busch schläft 33; warum schuld, daß es wilde Tiere gibt 35f.; überlistet Hyäne 36f.; überlistet seine Feinde 39; Wettlauf s. Kap. 3; Entstehung der Hasenscharte 94. 98. 99ff. 235. 237f. 289f. 304f.; Beschluß der Hasen, sich zu ertränken s. Kap. 4 und S. 289; Kampf gegen Haustiere 213; seit wann Stummelschwanz 242f. 259—261. 277; beim Beerensammeln 246; Stimmprobe 247. 248; bei gemeinsamer Arbeit mit Wolf und Fuchs 252; flieht vor dem Bären 259; seit wann seine Ohrenspitzen schwarz 277f.; erschrickt vor dem Geräusch einer fallenden Frucht 286ff.; und der Regentropfen 288.
Haubenlerche 273.
Haudent, Guilleaume 47. 109.
Haustiere auf der Wanderschaft s. Kap. 6D; seit wann beim Menschen 212.
Hecht, Wettschwimmen 92. 93; flieht vor dem Hasen 99; gibt Zeichen zum Wettschwimmen 193. 194; Tod durch Ertränken 203f.
Heilbutte 41.
Heimchen 35; Krieg mit dem Löwen 204.
Hēmacandra 4. 27.
Hengst s. Pferd.
Hering siegt im Wettschwimmen 193—197.
Hermelin, Schwanz durch Schlag schwarz geworden 244.
Herz, Sitz der Klugheit 20. 24.
Hirsch, Wettlauf 56. 70; Kampf gegen Vögel 207; Betfahrt 209; überlistet den Tiger 278.
Holland 83. 101. 169f. 173f. 195. 222.
Holzwurm 41.
Holzzecke, Wettlauf 75.
Hühnerweihe, Flug um Königswürde 175.
Huhn, Wette mit Schildkröte 96f.; beim Wettflug, und seit wann es dem Menschen dient 302f.
Hummeln helfen Zaunkönig im Kampf 201.
Hund, Feindschaft mit Katze s. Kap 5 und S. 292. 293—302; warum die Hunde sich beschnüffeln Kap. 5 und S. 293. 294. 297. 300. 301; warum er den Fuchs verfolgt 203; im Kampf gegen Waldtiere s. Kap. 6D und 223f.; seit wann und wogegen er Gras frißt 268f.; Wettlauf 286; Kampf mit Wölfen 104f. 290; Feindschaft mit Wolf 292. 293.
Hyäne 35. 36; Feigheit 208; als Schwanzfischer 224f.; seit wann buntscheckig 240.

Jaguar 184.
Japan 1—3.
Jātakas 16; Alter, Tendenz usw. 3f.; Texte 10—15. 27—30. 44f. 188. 286 bis 288.
Java 62.
Igel, Wettlauf s. Kap. 3; seit wann er Hasenbart hat 72; Igel und Fuchs, Listensack 258; Rat bei der Weltschöpfung 269.
Inanga, warum sein Rückgrat hervorsteht 209.
Indianermärchen und -sagen 37—43. 55f. 57—61. 75f. 97. 168. 206f. 240f.
Indien 21. 30. 265. 273. Kap. 8, IX.
Insekten, warum von Vögeln verfolgt 203.
Johann von Capua 279.
Irland 163. 171. 172. 197.
Italien 79f. 143. 163. 267.
Jüdische Märchen und Sagen 149. 162; Sprichwort 265.
Jupiter 137. 141f. 271. 275; s. a. Zeus.

Käfers, List des 276.
Kamel beneidet den Stier um seine Hörner 265.
Kaninchen 22. 32. 34; bleibt kleben 38f.; überlistet den Franzosen 39f.; den Fuchs 44; den Löwen 45. 204; Wettlauf 54. 55. 57; Ruferklärung 55; warum schwanzlos 224; überlistet den Tiger 278f.
Kapaun, Kampf gegen Waldtiere 214f.
Karaken auf der Konferenz 184f.
Karpathengebiet 123.
Kater s. Katze.
Katze, Kater überlistet Adler 25; Wettlauf um Braut 57; Feindschaft mit Hund und Maus s. Kap. 5 und S. 293. 294—302. 305; schenkt Fledermaus das Leben 197f.; Kampf gegen Waldtiere 201. 211. 214f. 216f. 223f.; beim Beerensammeln 246; Kater und Fuchs, Listensack 258f.

Kaukasus 268. 304. 305. 306.
Kaulbarsch, Wettschwimmen 92f.; um Königswürde 194.
Kauri 65f.
Kibitz, Wohnort und Stimmdeutung 167.
Kiefer, mit Nerz verheiratet 40.
Kirchhof 274. 275. 277.
Kirgisisches Märchen 224.
Klebenbleiben s. Kap. 2.
Korea 22. 153—159. 301. 302.
Korizmenjak 262.
Kormoran, warum er taucht 274.
Koryaken 282f.
Krabbe, Äußeres 26; Wettlauf 67f. 285.
Krähen auf der Konferenz 184f.; Krähe warnt vor der Wahl der Eule 188.
Kranich, Wettflug 64. 77; bei der Königswahl 189; soll Fuchs fliegen lehren 270.
Krebs, Wettlauf 78—82. 89; zur Strafe ins Wasser geworfen 44. 203.
Kroatische Märchen und Sagen 150—153. 242f.
Kröte, Wettlauf 72. 76; warum sie rote Augen hat 93; wodurch blind geworden 184; Anspruch auf Königtum 192.
Krohn, Kaarle 90. 218. 226. 243f. 258.
Krokodil 3ff. 17. 20ff. 56. 203.

Lachs, Wettschwimmen 91f.
Lappen, Märchen und Sagen der, 91. 244.
Lateinische Gedichte und Verse unbekannter Autoren 70. 71. 86. 285.
Leguan, Kampf mit Flußpferd 206.
Leopard, warum fleckig 35; Prinz des Waldes 50; Brautgewinnungsprobe 95.
Lerche, Stimmdeutung 179; Kaiser, Krieg mit Maus 205.
Lesbos 79.
Lettische Märchen und Sagen 71f. 92f. 212. 215f. 270. 304. 305.
Leviathan 19.
Libanius 47.
Listensack 258.
Litauen 81. 124. 126. 134. 142f. 182f. 202ff. 255f.
Livland 92.
Löwe, vom Kaninchen überlistet 45. 204; Wette 67; Wettlauf 74. 85; Kraftproben 84f.; warum in Weißrußland ausgestorben 85; zum König der Tiere gewählt 189. 191f.; Kampf gegen Haustiere 201; beleidigt Zaunkönig 202; im Krieg mit Heimchen 204; gegen Vögel 208; schleppt Fuchs 236.
Louisiana 141f.
Luchs, Kampf gegen Haustiere 213; seit wann buntfleckig 272.
Luther 263.

Madagaskar 73f. 144. 191.
Märchenstoffe 90. 147f. 289.
Mähren 119f.; s. a. Böhmen und Tovačovský.
Maikäfer, Wette mit Schnecke 93f.; Rivale des Adlers 165.
Malayen 63. 278.
Malta 70. 267. 302f.
Marner, Der 192. 234.
Marokko 69.
Marabu 208.
Massudi 65.
Maulwurf 93.
Maus, Feindschaft mit Katze s. Kap. 5 und S. 292—302. 305; Mäuse wollen der Katze Schellen anhängen 145ff. 301. 302; Maus erhält Flügel 202; Kaiserin, Krieg gegen Lerche 205; Krieg gegen Meise und Sperling 303; wodurch schwarz geworden 244.
Meerbarsch s. Rotfisch.
Meise, Krieg gegen Maus 303.
Mickiewicz 98.
Midassage 86.
Mistkäfer 93.
Möwe angeblich von Lox gefärbt 241.
Molukken s. Galelaresen.
Mongolen in Zentralasien 169. 303.
Montanus, Martin 110f.
Mücke als Kundschafter 200. 202.
Muschel, Wettlauf um Braut 57.

Nachtigall, Flug um die Königswürde 168. 184; soll den Fuchs fliegen lehren 270.
Neckam, Alexander 161.
Neger, Märchen und Sagen der amerikanischen 35—37. 44. 54. 56f. 224.
Nerz 40. 43.
Nevelet 272.
Nicolaus Pergamenus 190.
Noah verleiht den Hunden ein Privileg 105.
Nordwind vertreibt Haustiere 212.
Norwegen 222. 238. 244. 249.

Ochse läßt Dokument des Hundes zerstören 124.
Odo 233. 258.
Olympianos 47.

Papst erlaubt den Hunden Freitags Fleisch zu fressen 110.
Pañcatantra 3. 63. 234. 245. 265. 279.
Panther 208.
Papagei entlarvt den Betrug der Elster bei der Königswahl 167; warnt vor der Wahl der Eule und wird König 188.
Pauli, Johannes 262.
Perlhuhn 282; Sprenkel, angeblich vom Schakal gemacht 240.
Pfau als Bewerber um die Königswürde 167. 185—190.

Pferd, Wettlauf 47. 94; Kraftproben 84f.; läßt Dokument des Hundes zerstören 124; überlistet Fuchs 235; Stute, Hengst gibt Wolf Hufschlag 239. 304.
Phädrus 106. 129. 137.
Philippinen 159f.
Plinius 90. 161.
Plutarch 291.
Polnische Märchen und Sagen 71. 119. 123. 125. 128. 171. 214f. 297.
Portugal 121.
Präriewolf 38.
Probst, Peter 106. 297.

Qualle, warum nackt 1ff.

Rabe 41. 186. 190; Wette 67; indianischer Rabe 167; Rede des Raben 187; Stimmdeutung 204; vom Fuchs betrogen 237. 281; Rabe und Ameise 276; betrügt den Fuchs 281; vom Schakal betrogen 281f.
Ratte 35; Ratten als Vernichter des Dokuments des Hundes 114. 124. 297; betrügen Katzen 300; Feindschaft mit Wildkatze 114.
Reh, Wettlauf 55f. 65. 71. 75.
Rehgeiß Bertiliana 209.
Rehkalb, Wettlauf 57f.
Reiher, Stimmdeutung 201; Fischreiher, Stimmdeutung 205. 270; Fischreiher soll den Fuchs fliegen lehren 270.
Reinhart Fuchs 210. 225. 232. 279.
Rollenhagen 199. 210. 265.
Roman de Renart 210. 225. 236.
Romulus 198. 199. 225. 253. 256. 258. 272. 285.
Rotauge, Fisch 93.
Rotfisch, Wettschwimmen 91f.
Rotkehlchen, Flug um die Königswürde 168; vom Fuchs überlistet 284.
Rumänien 128f. 130. 168. 171. 183. 190f. 266. 267. 268. 269.
Russische Märchen und Sagen 24. 81f. 84f. 98. 100. 115f. 117f. 118f. 119. 125. 136f. 168. 183. 205. 206. 213f. 264. 268. 283. 284. 289.

Saatkrähen s. Karaken.
Sachs, Hans 23. 108. 109f. 210. 258. 265f. 272. 279. 304.
Salomo 190.
Samoa 96f. 208f.
Schaf 35.
Schafe erschrecken vor dem Hasen 99f.
Schakal 20ff. 30; Wettlauf 66. 69f.; bemalt Hyäne 240; hat den Namen „Milchschweif habend“ 245; überlistet Buschtaube und Reiher 280; den Hornraben und den Raben 281f.
Schildkröte s. Kap. 1, ferner S. 43. 44. 45; Wettlauf s. Kap. 3; warum nur vereinzelt 50; gibt Kröte schlechten Rat 184; beim Kampf gegen Vögel 206f.; Entstehung 263. 264f.; will fliegen lernen Kap. 8, IV; seit wann ihre Schale platt und geplatzt 271; warum sie ihr Haus bei sich trägt 275.
Schlange von Igel verdrängt 90; erfährt ihr Los 268; hat Kopfschmerzen 268; seit wann sie auf der Strasse liegt 268f.; wird nach ihrem Tode von der Erde nicht aufgenommen 269; s. a. Wasserschlange.
Schlesien, Slawische Überlieferungen aus 136.
Schmetterling, Wettflug 77.
Schnecke, Wettlauf 47. 62. 72. 82. 83. 89. 93; warum sie ihr Haus bei sich trägt 275f.; s. a. Seeschnecke, Wasserschnecke.
Scholle, warum Maul schief 193. 194. 196
Schottland 166. 196. 221.
Schwalbe 170; Wettflug 64; bewacht den Zaunkönig 174; Kürbisflasche als Nest 207; Erklärung ihrer Flugweise 274; warum sie bei den Menschen wohnt 274f.
Schwangerschaftsgelüst 11. 14. 17.
Schweden, Märchen und Sagen der, 92. 94. 99. 101ff. 113f. 121. 222f. 226f. 231. 239. 253f. 274f. 294—297. 301. 303. 304f.
Schwein, Besitzer eines wichtigen Dokuments 126f.; vom Elen aus seinem Hause verjagt, Stimmdeutung 304.
Schweiz 82.
Seegurke, Feigheit, warum sie zwei Mäuler hat 290f.
Seeotter 41.
Seeschnecke, Wettlauf 284f.
Seidenschwanz, Wettflug 63.
Serbien 79. 264.
Siam 22. 63.
Sibirien 189f.
Siebenbürgen 25. 82. 232. 256. 259f. 261f.
Singhalesen 67.
Sizilien 267.
Skarabaeus und Adler 276.
Slowenische Märchen und Sagen 116. 146.
Sohn, undankbarer 262. 263.
Specht 41. 42; angeblich vom Fuchs bemalt 239; vom Fuchs überlistet 284.
Sperling, Streit mit Bär 206; vom Fuchs überlistet 279. 283f.; Krieg gegen Maus 303.
Spiegelungmotiv 230.
Spinne, warum platt 31f.; Wettlauf um Braut 57; weigert sich, ihre Mutter zu pflegen 269.
Spottdrossel, Brautwerbung 57.
Spottvogel, Spötterlein 167.
Sprichwörter 25. 258. 265. 299.
Steinbock, Wettlauf 52f.

Steinbutte s. Butte.
Steinhöwel 198. 256f 265. 266. 276.
Stiefel, Schuhe vom Hunde für Wolf gemacht 214. 293. 294. 295. 296.
Stier, Kampf gegen Waldtiere 212; vom Kamel beneidet 265.
Stint, Wettschwimmen 92f.
Storch, Flug um Königswürde 169f. 171. 179. 180f. 182; soll den Fuchs fliegen lehren 270; als Froschkönig Kap. 8, V.
Strauß, Ratgeber im Krieg gegen Vierfüßler 208.
Strauße von Schildkröten gejagt 53.
Strohhalm, Kohle und Maus 90.
Stute s. Pferd.
Suaheli 22. 143f.
Śukasaptati 17f.
Sultan, Der alte, (Grimm Nr. 48) 210.
Syrische Märchen und Sagen 78.

Tabarin 109. 301.
Talmud 265.
Tantrākhyāna, Texte 18f.
Tantrākhyāyika 16. 23. 26. 27; Texte 5ff. 16f. 187f.
Taschenkrebs, Wettlauf 64. 79.
Taube warnt vor der Wahl des Pfaues 188; vom Fuchs überlistet 279. 280. 305; ihre Eier vom Frankolin gestohlen 282; s. a. Buschtaube.
Taubenfalke s. Falke.
Tauchervogel, Lebensweise 273, s. a. Eisvogel.
Teilung der Ernte 39f. 69. 70. 71. 78. 79. 229. 249—252.
Telinga, kleiner Affe, Brautgewinnung durch List 95; seit wann er auf den Bäumen lebt 96.
Teufel, Wettlauf 94.
Tiger 35; vom Affen betrogen 22. 278; Wettlauf 62. 76. 84; Brüllwette mit Fuchs 84; warum er dem Affen Feind ist 278.
Tirol 83.
Tita Grå, Wettlauf mit Teufel 94.
Thomas von Cantimpré 262.
Tochter, undankbare 264.
Todesengel 19.
Tovačovský, Ctibor 104. 109. 290. 291. 292.
Tristanmärchen 148.
Trojan, Kaiser s. Midassage.
Truthahn beim Wettflug, warum er tut, als könne er fliegen 302f.
Tuti-Nameh 234.
Tzetzes 46.

Uhu bewacht Zaunkönig 183.
Ungarn 118. 121. 126f. 184. 269.

Vallancey 163.
Vartan s. Wardan.
Vlämische Märchen und Sagen s. Belgien.
Votjaken 277.

Wachtel warnt vor der Wahl des Kranichs 189.
Waldis, Burkhard 172. 202. 258. 265. 271. 272. 275. 276.
Walfisch 24. 41. 42f.
Wardan 78. 188.
Waschbär, Wettlauf 56.
Wasserschlange 63.
Wasserschnecke, Wettlauf 63.
Weber, A. 87f.
Weißfisch, Wettschwimmen 92f.
Weltschöpfung 269.
Wendische Märchen und Sagen 83f. 116f. 170f. 182. 228.
Werner, Bruder 23.
Wespe sticht Fuchs in der Feldschlacht 200. 202.
Widder, Betfahrt 209; Streit der zwei Widder um den Acker 256f.; Hineinspringen in den Wolfsrachen 257f.
Wiesel 19; 224f.
Wildkatze, Feindschaft mit Ratte 114.
Wildschwein, Wettlauf 73f.; Kampf gegen Haustiere 213. 214.
Windspiel, Wettlauf 62.
Winter, Streit mit Zaunkönig 204.
Wolf, Wettlauf 68f. 79f. 83; vom Löwen erdrosselt 85; Wölfe kämpfen mit Hunden 104f. 290; Feindschaft mit Hund 292. 293; Besitzer des wichtigen Dokuments 125f.; beleidigt Zaunkönig 201; Kampf gegen Haustiere 201. 304; warum Stummelschwanz 221. 225; warum Feind des Fuchses 228. 256; warum Feind des Bären 242; seit wann er nach versengten Haaren riecht 251; seit wann er ein breites Maul hat 257; seit wann er Schafe frißt 257f.; Wolf und Geißlein 277; seit wann er Kälber frißt 293; s. Kap. 6D und 7.
Wossidlo, Richard 93.
Wotjaken s. Votjaken.

Ysengrimus 209. 257.

Zaunkönig, Wettflug 90f.; Flug um die Königswürde s. Kap. 6A; Feldschlacht s. Kap. 6C II.
Zeus 265. 266. 272. 275; s. a. Jupiter.
Ziege 35; seit wann stummelschwänzig 277.
Ziegenbock, Kampf gegen Waldtiere 201. 209. 212.
Zigeuner 24f. 64. 82.
Zwerghirsch, Wettlauf 62. 75.
Zwergmoschustier überlistet den Tiger 278.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

PN
1001
D2
C.2
V.4
ROBA